

Eduard fuchs  
Illustrierte  
Sittengeschichte

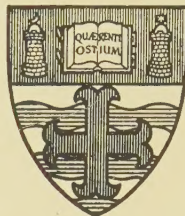
Dritter Band  
Das bürgerliche Zeitalter



Verlag Albert <sup>UNIVERSITY</sup> ~~London~~ <sup>OTTUMBAH</sup> in München



Author **FUCHS**  
Class Mark **S/HQ 12 F8**  
Book No. **272807**



UNIVERSITY  
OF NOTTINGHAM  
LIBRARY


UNIVERSITY OF NOTTINGHAM  
**WITHDRAWN**  
FROM THE LIBRARY



UNIVERSITY OF NOTTINGHAM  
**WITHDRAWN**  
**FROM THE LIBRARY**

UNIVERSITY OF NOTTINGHAM  
LIBRARY  
NOTTINGHAM





Digitized by the Internet Archive  
in 2025

[https://archive.org/details/bwb\\_KU-626-055\\_q9t7](https://archive.org/details/bwb_KU-626-055_q9t7)



# Illustrierte Sittengeschichte





Die Ballmutter. Holzschnitt von Gavarni. 1840



# Illustrierte Sittengeschichte

vom Mittelalter bis zur Gegenwart

von

Eduard Fuchs

Das bürgerliche Zeitalter

Mit 500 Textillustrationen und 63 Beilagen



Albert Langen

Verlag für Literatur und Kunst

München

Die ersten 200 Exemplare dieser Auflage wurden auf feinstem Kunstdruckpapier  
abgezogen, handschriftlich numeriert und mit der Hand in Halbfranz gebunden



Druck von Hesse & Becker in Leipzig  
Einband von E. A. Enders in Leipzig





Beim Polka. Ball im Jahre 1830  
Lithographie von F. Lehnert

## Vorwort

Ich habe auch in diesem dritten und letzten Bande dem nichts hinzuzufügen, was ich über Ziel, Umfang und Ausgestaltung dieser Arbeit an derselben Stelle vor drei Jahren im ersten Bande ausgeführt habe. Alles was dort gesagt ist, gilt auch hier. Ich kann nur die Hoffnung aussprechen, daß es mir gelungen ist, nicht allzuweit hinter dem zurückgeblieben zu sein, was ich mir selbst bei Beginn dieser Arbeit als Aufgabe gestellt habe.

Berlin-Zehlendorf, Sommer 1912

Eduard Fuchs







Französischer Stutzer aus der Revolutionszeit. 1795

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort . . . . .	V
Einleitung . . . . .	1–10
I. Das bürgerliche Zeitalter . . . . .	11–128
Der Herrschaftsantritt der bürgerlichen Gesellschaft . . . . .	11
Idee und Praxis . . . . .	21
Die Moralheuchelei . . . . .	106
II. Der physische Mensch im bürgerlichen Zeitalter . . . . .	129–168
Das bürgerliche Schönheitsideal . . . . .	132
Die bürgerliche Wirklichkeit. . . . .	150
Die Wirkungen des Maschinenzeitalters. . . . .	163
III. Das bürgerliche Kostüm . . . . .	169–234
Das Demokratische in der Kleidung . . . . .	169
Der häufige Modewechsel . . . . .	174
Die Revolutionsmode . . . . .	189
Die Krinoline . . . . .	201
In Kleidern nackt . . . . .	208
Dekolleté und Bluse . . . . .	214
Die weiblichen Dessous . . . . .	221
Die Modereform . . . . .	230

	Seite
IV. Liebe und Ehe . . . . .	235—385
Die Vernunft Ehe . . . . .	235
Heiratsvermittler und Heiratsinserat . . . . .	238
Koketterie . . . . .	257
Flirt . . . . .	263
Der voreheliche Geschlechtsverkehr . . . . .	283
Freie Liebe . . . . .	302
Sexuelle Pädagogik . . . . .	309
Künstliche Geburtenbeschränkung . . . . .	329
Die eheliche Untreue . . . . .	342
Massenunzucht . . . . .	368
Perversitäten . . . . .	376
V. Die Liebe im Stücklohn . . . . .	386—424
Nachfrage und Angebot . . . . .	366
Die Straßenprostitution . . . . .	389
Die jugendliche Prostitution . . . . .	394
Der Zuhälter . . . . .	396
Das Bordell . . . . .	399
Die Mädchenhändler . . . . .	406
Die vornehme Dirne . . . . .	408
Die verschleierte Prostitution . . . . .	410
Die Polizei und die Prostitution . . . . .	417
VI. Der bürgerliche Vergnügungskalender . . . . .	425—472
Das Wesen der modernen geselligen Unterhaltung . . . . .	425
Die große Rolle des Wirtshauses . . . . .	427
Tanzlokale . . . . .	428
Walzer, Cancan, Schiebetänze . . . . .	429
Karneval und Bälle . . . . .	436
Spiel und Sport . . . . .	443
Seebad und Freibadewesen . . . . .	446
Das Theater . . . . .	448
Solotanz und Ballett . . . . .	454
Tingeltangel und Variété . . . . .	457
Kabarett . . . . .	468
Kinematographentheater . . . . .	471
VII. Presse und Reklame . . . . .	473—491
Die Entwicklung der periodischen Zeitung . . . . .	473
Die Sensationspresse . . . . .	475
Das kupplerische Inserat . . . . .	480
Die illustrierte Zeitung . . . . .	482
Die Bildreklame . . . . .	486
Schluß . . . . .	492—496

\*



## Verzeichnis der Beilagen

	neben Seite
Die badende Schöne. Englischer Kupferstich von Dawe, nach W. Hoare . . . . .	128
Verführerischer Anblick. Englischer Farbstich nach W. M. Peters . . . . .	136
Die Wadenprobe. Farbige französische Lithographie von N. Maurin. 1852 . . . . .	56
Sieh doch die große Fifine, die man für eine Venus gehalten hätte, ist ja der reinste Fettkloß. Farbige Lithographie von Honoré Daumier . . . . .	144
Der Dorn. Anonyme berliner Lithographie. Um 1850 . . . . .	152
Eine moderne Susanna. Französische Lithographie nach Le Poitevin. Um 1860 . . .	160
Der Feind vor den Toren. Der Feind in der Festung. Galante französische Lithographien von F. Linder. 1862 . . . . .	96
Bei der Toilette. Englischer Schabstich von G. Morland. 1780 . . . . .	12
Die Promenade im Garten des Palais Royal. Französischer Kupferstich von Louis Debuourt. 1792 . . . . .	168
Auf dem Boulevard de Coblentz. Farbiger französischer Kupferstich von Aubray nach einer Zeichnung von Le Clerc . . . . .	24
Les Incroyables. Französischer Kupferstich nach Vernet. 1795 . . . . .	176
Ballrobe am englischen Hofe. 1800. Englischer Modekupfer . . . . .	184
Vergißmeinnicht. Anonymes Gemälde aus der Zeit des ersten französischen Kaiserreiches	192
„Für deine Mühe bekommst du zwei Küsse“. Galante französische Lithographie von N. Maurin. 1832 . . . . .	200
Die Krinoline im Jahre 1859. Anonyme berliner Lithographie . . . . .	208
Die Pariserin. Gemälde von Wilhelm Leibl. 1869 . . . . .	216
Studien über die Dekolletage. Aus der Zeitschrift „La vie parisienne“ . . . . .	232
Der Spiegel. Farbige Radierung von Maurin. 1900 . . . . .	224
Die Heimkehr des Spielers. Vier Uhr morgens. Farbiger Kupferstich von Th. Rowlandson. 1788 . . . . .	256
Die Anbetung des Priap. Französischer Kupferstich nach Berthier . . . . .	16
Die Antike als Ideal. Die Nachahmung der Antike. Französische Kupferstiche von Linge, nach Dutailly. 1795 . . . . .	240
Die arbeitsame und die liederliche Magd. Englischer moralisierender Kupferstich von J. Northcote. 1796 . . . . .	32
Die unerwünschte Rückkehr des Gatten. Englischer Kupferstich von Henry Richter. 1796 . . . . .	272
Die Grotte Hymens. Galant symbolischer Kupferstich von Chaponnier. . . . .	264
Im HydePark. Französischer Kupferstich von Louis Debuourt . . . . .	248
Die unliebsame Überraschung. Anonymer englischer Kupferstich. 1820 . . . . .	280
Herr Schmidt, Herr Schmidt . . . Neuruppiner Bilderbogen. 1840 . . . . .	304
Die Bacchantin. Farbige französische Lithographie von Numa. 1845 . . . . .	328

B

	neben Seite
La bonne prise. Französischer Wandkalender für das Jahr 1846 . . . . .	288
Plakat von Gavarni zu Balzacs Philosophie de la vie conjugale . . . . .	312
Bei der Lektüre eines galanten Romanes. Englischer Kupferstich nach A. Pages. Um 1850 . . . . .	88
Das Bild des Geliebten. Englischer Kupferstich nach A. Pages . . . . .	296
Frühling. Lithographie von Félicien Rops. 1858 . . . . .	360
Aus dem Junggesellenleben: I. Mitternacht. — II. Acht Uhr morgens. . . . .	320
Die Vergnügungsreise. Farbige französische Lithographie von J. Linder. 1862 . . . .	336
Die bestrafte Neugier. Französische Lithographie nach Ducrot . . . . .	344
Das erste Rendez-vous. Gemälde von Eduard Bisson. 1883 . . . . .	352
Liebeshandel. Französischer Schabstich aus der Zeit der französischen Revolution . .	384
Wem gebührt der Apfel? Französischer Farbstich von Louis Debucourt . . . . .	40
Promenade du Boulevard Italien. Französischer Kupferstich nach Desrais. 1797 . .	392
In Bal mabille. Farbige französische Lithographie nach J. Linder. 1860 . . . . .	400
Die Kokotte. Farbige Lithographie nach Gustave Doré. Um 1860 . . . . .	408
Tanzende Dirnen in einem pariser Bordell. Getuschte Federzeichnung von Con- stantin Guys. 1860 . . . . .	416
Auf dem Anstand. Farbige Gravure nach Félicien Rops. Um 1880 . . . . .	424
Die Bastringue. Französischer Schabstich aus der Zeit der französischen Revolution	432
Mademoiselle Parisot. Englischer Kupferstich nach J. J. Masquerier . . . . .	XII
Kühnheit. Anonymer französischer Kupferstich. Um 1810 . . . . .	48
Die Freuden des Eislaufs. Farbige französische Lithographie nach Cottin. Um 1840	72
Der Maskenball. Im Foyer der großen Oper. Lithographie von Gavarni. 1845 . . . .	64
Ein Souper im Maison d'or. Farbige Lithographie von Gavarni. 1845 . . . . .	440
Auf dem Maskenball. Französische Lithographie von E. de Beaumont. 1847 . . . .	80
Ballszene. Farbige französische Lithographie von Charles Vernier. Um 1865 . . . .	104
Cancan. Anonyme berliner Lithographie. 1865 . . . . .	448
Kokottenball. Farbige französische Lithographie nach J. Linder. . . . .	456
Das erste Seebad. Farbige französische Lithographie nach J. Linder . . . . .	112
Le gandin ivre. Farbige Gravure nach einem Pastell von Félicien Rops . . . . .	120
Im Chambre séparée. Farbige französische Gravure von Louis Legrand . . . . .	368
Souperstimmung im Chambre séparée. Gemälde von J. Grün. 1905 . . . . .	376
Cancan. Gezeichnet von F. v. Reznicek (Simplicissimus) . . . . .	464
Die gestörte Nachtruhe. Galantes englisches Holzschnittflugblatt. 1888 . . . . .	8
Les décorations du 14. Juillet. Titelseite des pariser Künstlerblattes „Le Courier français“. 1889 . . . . .	472
Englisches Buchhändlerplakat. Empfehlung von Kinderbüchern. Gezeichnet von Aubrey Beardsley. 1894 . . . . .	480
Le Frou-Frou. Reklameplakat der französischen Zeitung „Frou-Frou“, gezeichnet von Capiello . . . . .	488

\*



# Das bürgerliche Zeitalter





# Mademoiselle Parisot.

Englischer Kupferstich von C. Turner nach einem Bilde von J. J. Masquerier







1. Deutsche Nippesfiguren. Um 1880

## Einleitung

Das bürgerliche Zeitalter ist das Zeitalter des modernen Kapitalismus, der sich auf der im achtzehnten Jahrhundert aufgekommenen Wirtschaftsweise der reinen Warenproduktion aufbaut. Der moderne Kapitalismus aber ist die kühnste Entfaltung der Institution des Privateigentums, die das Wesen unserer gesamten gesellschaftlichen und politischen Kultur bedingt. Die diesem neuen Zustande entsprechenden politischen und gesellschaftlichen Formen entstanden in England aus der Revolution von 1648, die ihren Abschluß erst 1688 fand, und auf dem europäischen Festlande durch die große französische Revolution. Diese beiden epochalen Umwälzungen haben jene staatlichen und gesellschaftlichen Gebilde zertrümmert, die der neuen historisch bedingten Produktionsweise hindernd im Wege standen, und dafür jene politischen und sozialen Formen erstehen lassen, die das neue Wirtschaftsprinzip als Voraussetzung und Rahmen seiner Entwicklung bedurfte. Infolge dieser Konsequenzen waren die Revolutionen von 1648 und 1789 nicht bloß eine englische und eine französische, sondern „sie waren Revolutionen europäischen Stils“. Durch sie hatte die gesamte Geschichte der euro-



1795



*Drecksack*



*Ar 8*

2-7. Französische Männermode  
von 1795-1831

päischen Menschheit wieder einmal eine völlig neue Taille bekommen: „Sie waren nicht der Sieg einer bestimmten Klasse der Gesellschaft über die alte politische Ordnung, sie waren die Proklamation der politischen Ordnung für die neue europäische Gesellschaft. Die Bourgeoisie siegte in ihnen, aber der Sieg der Bourgeoisie war damals der Sieg der neuen Gesellschaftsordnung, der Sieg des bürgerlichen Eigentums über das Feudale, der Nationalität über den Provinzialismus, der Konkurrenz über die Zunft, der Teilung über das Majorat der Herrschaft des Eigentümers des Bodens über die Beherrschung des Eigentümers durch den Boden, der Aufklärung über den Aberglauben, der Familie über den Familiennamen, der Industrie über die heroische Faulheit, des bürgerlichen Rechtes über die mittelalterlichen Privilegien.“ (Neue Rheinische Zeitung vom 15. Dez. 1848)

Durch diesen Umwälzungsprozeß wurden jene Klassen, in die sich die Gesellschaft bis dahin gegliedert hatte, teils aufgelöst, teils völlig umgebildet; außerdem entstanden in der weiteren Entwicklung neue Klassen mit gänzlich neuen Bedürfnissen, die mitbestimmend in die Geschichte aller Länder eintraten. Auf diese Weise wurde allmählich das gesamte gesellschaftliche Sein der Menschen wiederum ein durchaus neues. Da aber einem veränderten gesellschaftlichen Sein der Menschen stets veränderte geschlechtliche Moralien entsprechen, so datiert von hier ab auch eine neue geschlechtliche Moral; völlig neue Gesetze der öffentlichen und privaten Sittlichkeit kamen auf und wurden herrschend. —

Das Zeitalter des fürstlichen Absolutismus hatte einen schrankenlosen und raffinierten Kultus der Sinnlichkeit offen vor aller Welt als sein oberstes Gesetz proklamiert. Dieser Mut der Offenheit war jedoch kein Beweis, daß man in diesen Zeiten in geschlechtlichen Dingen freier und größer dachte als etwa heute, sondern einzig der Zynismus des uneingeschränkten Absolutismus. Den damals herrschenden Klassen, dem Hofadel und der Finanzaristokratie, standen noch keine widerstandsfähigen Klassen gegenüber, deren korrigierende Kritik ihrer Herrschaft hätte gefährlich werden können. Also konnten sie ungehemmt ihren



Trieben leben und deren schwelgerische Erfüllung zynisch als höchsten Zweck des Daseins aufstellen. In dem den Absolutismus ablösenden bürgerlichen Zeitalter waren jedoch die Machtverhältnisse der verschiedenen Klassen zueinander völlig andere geworden. Hier waren die mittleren und unteren Klassen in allen Ländern durch ihre offene Kritik mehr oder weniger zu mitbestimmenden Faktoren in der Gesellschaft emporgestiegen, — also mußten schon aus diesem Grunde und von diesem Zeitpunkt an die Gesetze der öffentlichen Sittlichkeit in einer geradezu entgegengesetzten Richtung formuliert werden; außerdem aber auch deshalb, weil der Inhalt des Lebens und die Bedürfnisse der neuen Zeit ebenfalls gänzlich andere geworden waren.

Der bürgerliche Staat hat überall, wo er verwirklicht wurde, den Untertan und Hörigen zum Staatsbürger gemacht, er hat ihm die Menschenrechte und das Selbstbestimmungsrecht verliehen und das gleiche Recht für alle proklamiert. Unter dem Feldgeschrei „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ schlug der dritte Stand seine Schlachten gegen das feudale Europa und erfocht seine unsterblichen Siege. Der bürgerliche Staat hat die Frau von dem Piedestal herabgeholt, auf dem sie nahezu anderthalb Jahrhunderte offiziell als höchste Gottheit gethront hatte. Das war aber keine Erniedrigung, sondern ihre Erhöhung. Die Frau begann zum erstenmal seit dem Mittelalter Mensch zu werden; aus dem geknechtetsten meinungslosen Sklaven und dem bloßen Lusttier wurde immer mehr der Genosse des Mannes. Die individuelle Geschlechtsliebe wurde bei allen Klassen und von allen Klassen als einzige sittlich berechtigte Basis der Ehe gefordert. Die Solidarität vom Menschen zum Menschen sollte Band und Fessel für alle sein. Dem menschlichen Schönheitsideal wurden die höchsten psychischen und physischen Zwecke des Daseins zum Vorbild und Maßstab dekretiert. In dieser Weise wurden alle Formen und Werte des Lebens, alle Künste, Philosophie, Recht, Sprache, Wissenschaft und so weiter vom bürgerlichen Zeitalter korrigiert und redigiert. Der moderne bürgerliche Staat wollte die Krönung der gesamten historischen



An 9



1820



1831

2-7. Französische Männermode  
von 1795-1831

1\*



8. Die Wollust. Lithographie nach einem Bilde von Prudhon. 1827

Entwicklung in Familie, Staat und Gemeinde sein; ein Gebilde, das höchstens noch einige Schönheitsfehler haben konnte. Also wollte er auch förmlich die Inauguration einer „wahrhaft sittlichen Weltordnung“ darstellen. Diese sollte in ihm in jeder Richtung geradezu verkörpert sein.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß schon dadurch ungeheure sittliche Triebkräfte in die europäische Geschichte eingeschaltet worden sind, und daß diese im Laufe der Zeit auch zu Resultaten der physischen und geistigen Höherhebung der Völker geführt haben, wie sie bis dahin keine Gesellschaftsform auch nur entfernt erreicht hat. Manche der politischen und gesellschaftlichen Ideale, die ehemals nur als verwegene Träume kühner Utopisten Gestalt gefunden hatten, sind schon dadurch greifbare Wirklichkeit geworden, daß sie den begeisterten Kämpfen von Millionen ständig als Standarten vorangetragen wurden und werden. Jeder Tag führt in den Wissenschaften und den Künsten zu neuen und immer kühneren Konsequenzen. Die Revolution ist auf allen Geistesgebieten in Permanenz. Das gleiche gilt von der Umbildung der sexuellen Moral mit all den ihr zugehörigen Gebieten. Wenn daher dieser neue Zustand auch noch nicht dem Tag vergleich-

bar ist, der über die Nacht gesiegt, so ist doch ein zukunftsverheißendes Morgendämmern für die gesamte Kulturmenschheit damit angebrochen.

Gleichwohl ist alles dies, was den Begriff einer wahrhaft sittlichen Weltordnung ausmachen könnte, höchstens die Ideologie des bürgerlichen Staates, nur sein künstlicher Schein und nicht seine absolute Wirklichkeit. Es ist die Gloriole, die er sich in seiner Jugend Maientage selbst ums Haupt wob, als mit ihm die neue Zeit mit ehernen Schritten über die Erde stürmte und alles revolutionierte, alle alten Formen zerbrach und mit neuem Inhalt erfüllte, und, was nicht zu bestreiten ist: als er sich wirklich in ehrlichem Glauben als die ideale Erfüllung aller Dinge wähnte. Der reale Inhalt dieser Ideologie zerbrach jedoch alsbald und aufs grausamste an der prinzipiellen Unvereinbarkeit der Idee mit der reellen wirtschaftlichen Basis der Zeit, deren letztes und hauptsächliches Ziel immer die Steigerung der Profitrate ist; das immanente Gesetz der kapitalistischen Warenproduktion. Die Ideale des bürgerlichen Zeitalters konnten gar nicht Wirklichkeit werden, weil die Befreiung des Menschen durch den bürgerlichen Staat niemals Selbstzweck war, sondern nur das Mittel zum Zweck. Der Mensch als Masse mußte befreit werden, weil nur dadurch die Kräfte entstanden und die Arme verwendbar wurden, deren das neue Wirtschaftsprinzip in immer umfangreicherem Maße zu seiner Welteroberung bedurfte. Im Interesse dieser letzten und einschneidenden kapitalistischen Bedürfnisse mußten also die sämtlichen offiziellen Ideale des bürgerlichen Staates ständig korrigiert werden. Je einschneidender und widersprechender zu der als Standarte geißten Idee diese Korrektur von der bürgerlichen Gesellschaft im Interesse ihres Geldbeutels und ihrer Herrschaft geschah, und je mehr dadurch der wahre Inhalt der Dinge mit ihrer ideologischen Hülle kontrastierte, um so zäher hielt sie jedoch an dieser fest — sie wollte die verwirklichte sittliche Weltordnung, über die es kein Hinaus mehr gab, nicht nur sein und



Dame im Badekostüm

9. Gemälde von Julius Nola. 1885



bleiben, sondern sie mußte dies auch; sie hätte sich denn in der Idee selbst aufgegeben, und das wäre einem selbst gefällten Todesurteil gleichgekommen. Solches vermag eine Gesellschaft aber erst, wenn sich alle Möglichkeiten ihrer Entwicklung längst erfüllt haben und ihr Bankrott schon unabweisbar vor der Türe steht.

Der ungeheuerste innere Widerspruch zwischen Schein und Sein, den es je in der Geschichte gab, ist das schließliche Ergebnis dieser Entwicklung und damit auch das charakteristische Wesensmerkmal des modernen bürgerlichen Zeitalters geworden. Den unentbehrlichen Ausgleich für diese historische Situation bot die Heuchelei, als verbergende Hülle für den klaffenden Widerspruch in den Dingen und Ideen. Was ehemals immer nur Charakteristikum einiger Schichten der Gesellschaft war, ist im Zeitalter der Bourgeoisie Eigenschaft der Gesamtheit geworden. Der bloße Schein trat offiziell an die Stelle der Wirklichkeit. Es entstand das diktatorische Gesetz: du mußt unter allen Umständen sittlich scheinen. Speziell auf dem Gebiete der geschlechtlichen Moral erstand die Moralheuchelei als Geschlechtsideologie; in unzähligen Fällen gesteigert bis zur schamlosesten Prüderie. Geachtet und angesehen ist der, der diesen Schein durch alle Fährnisse des Lebens zu wahren versteht. Geächtet dagegen sogar jener, der bei aller persönlichen Unantastbarkeit auf diesen Schein verzichtet. Das ist natürlich nicht die bürgerliche Moral im Längsschnitt angesehen, sondern in ihrem Querschnitt; jener besteht in dem ganzen Auf und Ab dieser Entwicklung.




Sowohl den Schein der Wirklichkeit wie das wirkliche Sein des Geschlechtslebens der verschiedenen Klassen im bürgerlichen Zeitalter zu demonstrieren, wird den Rahmen und Inhalt dieses Bandes abgeben . . .

Das hierüber vorhandene Dokumentenmaterial ist von unerschöpflicher Fülle, und es ist ungleich vielgestaltiger als jenes, das dem Geschichtsschreiber zur Erkenntnis und Illustration der geschlechtlichen Sitten vergangener Zeiten zur Verfügung stand. Weil jetzt sämtliche Klassen ein selbständiges politisches Dasein führen, dokumentiert auch jede auf die verschiedenste Art und Weise die von ihr geübten, wie die von ihr propagierten Forderungen der geschlechtlichen Moral. Und jeder stehen annähernd die gleich ausgedehnten Möglichkeiten zu Gebote, von denen als die wichtigste an erster Stelle die periodisch erscheinende Zeitung genannt werden muß. Die Zeitung ist überall an die Stelle des Einblattdruckes, des sogenannten fliegenden Blattes getreten. Und auch das Bild ist in rascher Folge und höchster Vollkommenheit der Zeitung eingegliedert worden. Erst als selbständige Beigabe, später immer mehr als Kommentar, Ergänzung und Illustration des Textes; schließlich wurde das Bild vielfach die Hauptsache, der Text nur zur orientierenden Beigabe. Die Wirkung der Zeitung, der illustrierten nicht weniger wie der dem Leser bloß Text vermittelnden, ist aber eine hundertfache schon deshalb, weil ihr Vertrieb wegen ihres periodischen Erscheinens planmäßig organisiert wurde. Der Einzelne bekommt von da ab nicht mehr bloß eine zufällige und oberflächliche Kenntnis von den wichtigsten Ereignissen und speziellen Zuständen des öffentlichen und privaten Lebens der Individuen, Klassen und Völker, wie dies im Zeichen des Einblattdruckes allgemein für die große Masse galt, son-



Ein kleines Mißgeschick

10. Gemälde von A. Guillaume. 1906

Plüsch- u. Münchener 30 Pf. Engl. Porter u. Ale . . . . Weine renom. Häuser . . .	<b>Eilig!</b> <b>Sofort öffnen!</b>	
Aufgesucht im ministerviertel den 30/2 um 12 Uhr 02 Min. durch mich selbst	Einladung vom Restaurant BERLIN Zimmerstr. 67  „Zur Lindenwirtin“ 2. Eingang durch den Gastz. Zimmer-Strasse 67.	Ausgefertigt um mitternacht von jungen Orientalinnen.
Einladung aus dem restaurant „zur lindenwirtin“  Zimmer-strasse 67, 1906 den 32 ten 13 um 0 Uhr 67 Min		
<p>             nie und nirgends werden sie so liebenswürdig mit soviel              anmut und grazie bedient, wie in meinen behaglichen              räumen. eine auserlesene sohar hübscher, junger damen              wird eifrig bemüht sein, ihnen amüsante, frohe stunden              zu bereiten, kommen sie sofort! leben und treiben à la paris.              in froher erwartung!           </p> <p>             erika, fatimé, nelly, lona,           </p>		
Kermis u. Co., Berlin, Friedrichstr. 10		

11. Berliner Straßenreklame zum Besuch von Animierkneipen. In Depeschenformat gefaltet und verbreitet

dern alle Welt wird jetzt systematisch über alle Dinge bis ins kleinste informiert, und zwar längst bildlich genau so eingehend wie textlich. Diese umfassende bildliche Orientierung und Beeinflussung der Massen wurde ermöglicht durch die Ergänzung, die die Hand des Zeichners und Malers in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts in der Photographie gefunden hat. Dadurch ist nicht nur der Umfang des bildlichen Darstellungsgebietes der sichtbaren Erscheinungswelt schließlich ins ungeheure gestiegen, sondern auch der dokumentarische Wert des Bildes ist ungleich zuverlässiger geworden, und zwar der sämtlicher Bilder. Auch der Künstler brauchte seine etwaige Unkenntnis der Dinge nun nicht mehr aus der Tiefe seines Gemütes zu ergänzen, wie er dies früher nur allzu oft und mit skrupelloser Ungeniertheit tat, — die Photographie orientierte ihn in den meisten Fällen leicht über alles; und er konnte dies auch nicht mehr in demselben Maßstab wie früher, denn immer häufiger tauchte zugleich die unbestechliche Photographie in der Öffentlichkeit auf, die dem Publikum die Nachprüfung ermöglichte. Sind dadurch die imaginären Vorstellungen stark eingeschränkt und auf ihren wirklichen Wert reduziert worden, so sind unsere plastischen Vorstellungen von den Dingen durch alles dies zweifellos korrekter und wesentlich unfassender geworden. Seit schließlich die Ansichtspostkarte erfunden wurde, dominiert überhaupt das Bild. Unser Auge stößt darauf, wo auch sein Blick hinfällt, und man kann ihm heute nicht einmal mehr entfliehen. Denn könnte man wohl die illustrierte Zeitung unbeachtet lassen und mit Gewalt die Ansichtspostkarte ignorieren, so bleibt immer noch das Plakat, die bildliche Reklame, die uns auf Weg und Steg



# THE BUSY NIGHT.



No 1.  
A lady once on going to bed  
Felt something on her knee,  
Taking a light, she raised her dress  
And found it was a flea.



No 2.  
She said her prayers, retired to rest,  
And slumber sweet did she  
Until she woke all over bumps  
Infected by that flea.



No 3.  
She scratched with force and murmured low,  
"There is no rest for me,"  
Then leapt from bed in light attire  
To catch the bored flea.



No 4.  
She hunted high she hunted low,  
But nowhere could she see  
That playful midnight enemy,  
That vile tormenting flea.



No 5.  
The damsel had another look  
Then murmured, "Oh! dear me  
How can I sleep until I catch  
That tantalizing flea."



No 6.  
She searched the bed, she searched the clothes,  
"Wherever can it be,"  
At last she pounced upon the foe,  
This little lively flea.



No 7.  
She grasped it in her bly hand,  
And cried "I'll settle thee,  
I'll put you tight out in this TWIS light  
You aggravating flea."



No 8.  
Within the candle fat she placed  
That insect with much glee,  
And as it gave a dying kick  
Said "Bon Soir, Monsieur Flea."



No 9.  
At last she dropped off sound to sleep,  
And all I want's "One D,"  
For this authentic history of  
"The Lady and the Flea."

Die gestörte Nachtruhe

Galantes englisches Holzschnittflugblatt. 1888







Photographische Naturaufnahmen von pariser Dirnen

12 und 13. Als Ansichtskarten im Handel. 1910

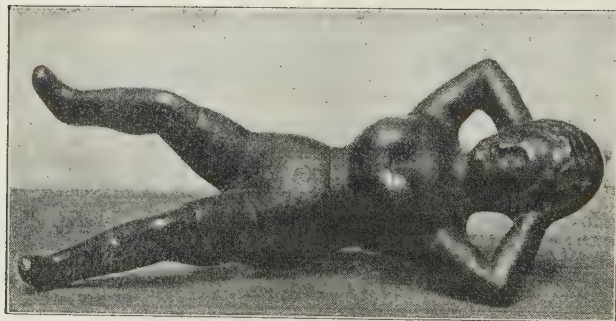
bis in die Einöde der Natur und auf allen unentbehrlichen Gebrauchsgegenständen des Lebens verfolgt, um uns ihre Meinung — und auch ihre Moral aufzuzwingen. Und das letztere ist nicht das Nebensächlichste. Denn alles dies: Zeitung, künstlerisches Bild, Plakat, Ansichtspostkarte, Photographie, Gebrauchsgegenstände sind zu einem sehr großen Teil Träger und Vermittler — häufig direkte Propagandisten — bestimmter geschlechtlicher Moralien. Und darum sind sie auch ohne Unterschied wichtige sittengeschichtliche Dokumente unserer Zeit.

Von diesem vergrößerten Reichtum eine richtige Vorstellung zu geben, wäre eine Hauptaufgabe der Illustration dieses dritten Bandes. Aber wir müssen uns damit bescheiden, wenigstens eine ungefähre Vorstellung zu vermitteln. Das bürgerliche Zeitalter spiegelt sich seit der großkapitalistischen Expansion in Millionen Facetten, die auch nur in beschränktem Umfang zu fassen, alle Möglichkeiten übersteigt; genau wie die Vielgestalt des Lebens und seiner Probleme vom Einzelnen immer mehr nur in Ausschnitten und nicht mehr in seiner Totalität umspannt werden kann. Den gewählten Ausschnitt auf die Höhe des Charakteristischen emporzuheben, die große Linie der privatkapitalistischen Kultur nachzuzeichnen, ist hinfort alles, was der einzelne Schilderer vermag.

\* \* \*



Auch bei diesem Band gilt für die Bilder dieser Einleitung und des folgenden ersten Kapitels das gleiche, was für dieselben Abschnitte in den beiden vorhergegangenen Bänden galt. Sie sollen uns in möglichst großer Abwechslung all die verschiedenen Seiten unseres Themas illustrieren. Ihre Würdigung erfolgt jedoch in den meisten Fällen erst in den betreffenden Kapiteln selbst, in deren Rahmen sie im einzelnen eigentlich gehören; dort wird jeweils auf sie zurückgegriffen werden.



14. Gußeiserner Stiefelzieher. Um 1860



15. Karl Spitzweg: Der Weg ins Kornfeld. Gemälde. Um 1845

# I

## Das bürgerliche Zeitalter

Die Entwicklung des Handels führte die europäische Menschheit aus dem Mittelalter heraus auf die Höhe der Renaissance. Der Übergang von der Manufaktur in den maschinellen Fabrikbetrieb im achtzehnten Jahrhundert überwand den fürstlichen Absolutismus und begründete an seiner Stelle die moderne bürgerliche Gesellschaftsordnung.

Der junge Riese der neuen Produktionsweise mußte ungehemmte Bewegungsfreiheit haben, um seine Kräfte voll entfalten zu können. Er bedurfte solcher staatlicher und gesellschaftlicher Organisationsformen, die seiner Entwicklung angepaßt waren und seine Tendenzen der größtmöglichen Expansion nicht nur nicht hinderten, sondern diese auf jede Art und Weise förderten. Diese Möglichkeiten

2\*

waren im Rahmen des absolutistischen Staates nur in beschränktem Maße vorhanden und am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt endgültig erschöpft. Darum mußte der absolutistische Staat zertrümmert werden. Der Träger der neuen Produktionsweise, die Bourgeoisie, mußte erreichen, daß die Staatsgewalt einzig ihren Interessen, das sind die modern kapitalistischen, dienstbar gemacht werde. Im modernen Repräsentativstaat erkämpfte und entwickelte sich die Bourgeoisie die entsprechende Form ihrer ausschließlichen politischen und gesellschaftlichen Herrschaft. Der Übergang der Warenproduktion von der Manufaktur zum maschinellen Fabrikbetriebe in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war natürlich nichts Zufälliges, sondern die logische Konsequenz und Notwendigkeit der gesamten Entwicklung. Darum ist auch nicht die technische Entwicklung in jener Zeit, die Erfindung der Werkzeugmaschinen und die Einführung des Dampfes als bewegende Kraft, als die letzte und entscheidende Ursache dieser Umwälzung anzusehen,



Englisches Morgenkleid

16. Englischer Modekupfer. 1794

sondern die sich vollziehende technische Entwicklung war ebenfalls nur ein Resultat der vorhandenen Bedürfnisse. Die wirklichen Ursachen liegen viel tiefer und reichen viel weiter zurück, nämlich bis in das Zeitalter der Entdeckungen. Die neuen Entdeckungen und Handelswege, die im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gemacht und gefunden worden, brachten dauernd nicht bloß große Reichtümer für die Kaufleute sondern sie erweiterten auch sehr rasch und in steigendem Maße den Absatzmarkt für die Industrie der seefahrenden Nationen. Und zwar fürs erste für Spanien, Holland und England; schließlich hauptsächlich für England, das sich immer mehr zur Beherrscherin der Meere aufschwang. Diesen so rasch und so sehr wachsenden Ansprüchen des Marktes Genüge zu leisten, war das Handwerk auf die Dauer nicht imstande: Der Massenabsatz bedurfte der Massenproduktion. Dieser Zeitpunkt setzte in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein. Und das Bedürfnis für Massenproduktion setzte wiederum





## Bei der Toilette

Englischer Schabstich von G. Morland. 1780







17. Der Moralist. Englischer Kupferstich von Smith. 1785

naturgemäß zuerst bei jenen Artikeln ein, die von jeher in größtem Maße für den Handel produziert wurden und überall den wichtigsten Handelsartikel bildeten: nämlich bei den Erzeugnissen der Weberei. Gegenüber den Webereiprodukten trat am frühesten zutage, daß die handwerkliche Produktion mit den Bedürfnissen des Marktes nicht Schritt zu halten vermochte. Und zwar war es bekanntermaßen das altväterische Spinnrad, das zuerst versagte. Die Situation war diese, daß bei der steigenden Produktion in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Grenze kam, wo sämtliche Spinnräder „dem Garnbedarf nicht mehr genügen konnten; denn ein Weber vermochte sechs bis acht Spinnräder in Tätigkeit zu setzen. Die Sache gestaltete sich also derart, daß jeder Webstuhl oft und lange stillstehen mußte, weil nicht das nötige Garn verfügbar war.“ Die Konstruktion einer Vorrichtung „ohne Finger zu spinnen“, und soviel, als der Webstuhl bedurfte, um ununterbrochen in Tätigkeit bleiben zu können, war somit das oberste Bedürfnis und damit auch das gegebene technische Problem der



13. Schwaebische Ofenkachel 1790

Sei Tag der Wangeren im Land  
Und wir sind Kaufmann Land

Zeit. Und dieses Problem wurde durch die Erfindung der Spinnmaschine, der berühmten Jenny-mule gelöst. Sie wurde erfunden und verbessert fast ausschließlich von Webern, — weil eben diesen das Bedürfnis am empfindlichsten zum Bewußtsein kam. Der Barbier Arkwright, dem die Geschichte irrtümlich den Haupt- ruhm an dieser Erfindung zuschreibt, war nur ihr erster raf- finierter Ausbeuter. Gleichartige Bedürfnisse provozierten die Erfindung und Entwicklung der Dampfmaschine. Um die Leistungsfähigkeit der Spinn- maschine immer mehr zu steigern, mußte der Handbetrieb erst der tierischen Antriebskraft und dann

der Wasserkraft, dem Mühlrad Platz machen. Dadurch aber war der Produzent mit seiner Fabrikation an ganz bestimmte Orte gebunden. Das eigentliche Be- dürfnis des Fabrikanten aber war: überall produzieren zu können, und zwar unter allen Umständen dort, wo ihm die billigsten „Hände“ zur Bedienung dieser Maschinen zur Verfügung standen und er nicht vom einzelnen Arbeiter abhängig war. Eine solche Unabhängigkeit war damals nur in der Stadt vorhanden. Das mechanische Spinnrad und später den mechanischen Webstuhl, denn um diese drehte es sich damals allein, an jedem beliebigen Ort aufzustellen, ermöglichte die von James Watt erfundene Dampfmaschine.

Damit war die ungeheure industrielle Revolution inauguriert, die Schritt für Schritt alle Produkte und Bedürfnisse des Lebens in ihren Kreis zog, und deren revolutionierende Tätigkeit bis zur gegenwärtigen Stunde noch keinen Tag aus- setzte. Und immer größer und grandioser wurden gleichzeitig ihre Wirkungen und Erfolge. Sie hat in der Technik das Wort „unmöglich“ schließlich gänzlich ausgestrichen. Die Bourgeoisie aber, die Beherrscherin dieser Kräfte, hat mit ihnen und durch sie Dinge geleistet, denen gegenüber selbst das größte von dem Kinderspiel ist, was die Menschheit bis dahin zuwege gebracht hat. „Sie hat ganz andere Wunderwerke vollbracht als ägyptische Pyramiden, römische Wasser- leitungen und gotische Kathedralen, sie hat ganz andere Züge ausgeführt, als Völkerwanderungen und Kreuzzüge.“ Diese Leistungen aber hat die moderne Bourgeoisie mit Hilfe der Technik deshalb zu vollbringen vermocht, weil Massen- produktion und Produktion im großen Stil nichts anderes bedeutete als Riesen- gewinne: Gewinne in einem bis dahin ganz unbekannten Umfange und in einer sich



ständig steigenden Wiederholung. Der moderne Kapitalismus in seiner ungeheuren, keine Grenzen kennenden Expansion ist, wie bereits in der Einleitung gesagt ist, auf diese Weise mit der maschinellen Produktionsweise geboren worden. Wenn das Geld an sich den revolutionärsten Faktor darstellt, der jemals in die Welt kam, — denn das damit geborene Gesetz des nie rastenden Tausches und Austausches ist ständige Bewegung, also auch Umwälzung, — so ist der moderne Kapitalismus dessen gewaltigste Entfaltung. Das heißt: Im modernen Kapitalismus erst erfüllt sich die ungeheure revolutionäre Wirkung des Geldes in ihrem ganzen Umfang und in ihren letzten Konsequenzen. Und diese Konsequenzen umfassen sämtliche Elemente und Wesenheiten des Lebens. Es gibt längst nicht eine einzige Denkform, nicht eine einzige Daseinsform mehr, die nicht von den Bedürfnissen des Kapitalismus inspiriert und von Grund aus beeinflußt wäre: Körper und Geist aller Dinge sind in ihrer heutigen Form sein Gebilde. —

Weil der moderne bürgerliche Staat immer nur der politische Ausdruck für die auf allen Gebieten der Warenerzeugung zum Sieg gelangte neue Form der Produktionsweise ist, so bedingte der Zeitpunkt, in dem die einzelnen Staaten diese Höhe der Entwicklung erreichten, auch die Reihenfolge, in der sie zu sogenannten konstitutionellen Staatsformen übergingen. England eröffnete den Reigen,



19. Streitende eifersüchtige Weiber. Kupferstich von Boilly. 1793



20. Boilly: Die bedrohte Unschuld. 1796

und England mußte ihn auch eröffnen. Hier hat die gesamte historische Situation zuerst die moderne Produktionsweise möglich gemacht und deshalb auch entfesselt. Einzig aus diesem Grunde kam es hier auch am frühesten zu einer bürgerlichen Revolution, das heißt zu einer siegreichen Durchsetzung der bürgerlichen Interessen gegenüber den absolutistischen. London war infolge seiner günstigen geographischen Lage der erste natürliche Mittelpunkt des Welthandels. Darum konzentrierten sich hier auch am frühesten die meisten Großkaufleute, und damit waren hier ebenso früh die stärksten Anreize zu einer Entwicklung der Industrie im großen Stil gegeben. Hinzu kommt noch die Erschließung Indiens im achtzehnten Jahrhundert, zu der England als Beherrscherin der Meere gelangte. Die skrupellose Ausräuberung Indiens — denn darin bestand in erster Linie und jahrzehntelang seine „Erschließung“ — hat der industriellen Entwicklung in England einen derart wichtigen und anhaltenden Anstoß gegeben, wie er überhaupt keiner zweiten Nation jemals mehr zuteil wurde. Die ungeheuerlichsten Reichtümer flossen ununterbrochen aus Indien nach England, und da sie doch rentabel „angelegt“ sein wollten, so boten sie die Mittel, die Industrie, die in derselben Zeit von dem allgemeinen Bedürfnis nach Massenproduktion ins Leben gerufen worden war, im größten Maße aktions- und ausdehnungsfähig zu machen. Aus allen diesen Gründen ist es ganz natürlich, daß sich in England der bürgerliche Staat nicht nur zuerst und am solidesten fundierte, sondern daß sich hier auch zuerst







Die Anl





s Priap

Zeit der französischen Revolution





die typische Physiognomie der Bourgeoisie entwickelte, und zwar sowohl physisch wie moralisch, als auch intellektuell. Auf England folgte Frankreich. Es schließt sich, wie schon in der Einleitung gesagt ist, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts dem von England eröffneten Reigen an und verkündet für das europäische Festland das bürgerliche Zeitalter. Um ganz genau zu sein, muß man freilich sagen, daß die französische Revolution nicht erst vom 14. Juli 1789 an datiert; sie setzte in Wahrheit mehr als ein halbes Jahrhundert früher ein und herrschte von da ab in Permanenz. Die Revolution von 1789 war nur die Geburtshelferin für die neue Ordnung der Dinge, wie es die Gewalt stets ist. Man muß deshalb sagen: Der bürgerliche Staat wurde auf dem festländischen Europa zwar im Jahre 1789 geboren, aber er ist nicht erst durch die Revolution allein entstanden. Frankreich besaß eine Anzahl ähnlich günstiger Vorbedingungen für die Entwicklung der neuen Produktionsweise wie England. Neben London bildete Paris von Anfang an den zweiten natürlichen Mittelpunkt des damaligen Welthandels. Und so kam auch hier ein überaus begüterter Handelsstand auf, dem vor allem das stete Geldbedürfnis des Absolutismus immer neue und immer größere Renten abwarf. Andererseits zog die französische Industrie aus dem Absolutismus ebenfalls ständig ihre größten Profite, und zwar aus dem Riesenabsatz von aller Art Luxusartikel, deren die herrschenden Klassen des Ancien Régime zur Befriedigung ihres schwelgerischen Genußlebens bedurften. Man bedenke, daß zahlreiche Damen der Hofgesellschaft über Hunderte von prunkvollen Toiletten verfügten, eine Marie Antoinette natürlich noch über viel, viel mehr. Und weiter bedenke man, daß die französische Seidenindustrie und die pariser Schneider ein ganzes Jahrhundert lang die Lieferanten der gesamten europäischen Hofgesellschaft waren. An den russischen Hof allein wanderten Jahr für Jahr aus den französischen Webereien und Ateliers tausende von kostbaren Seidenballen und ebensoviel fertige Roben. Beim Tode der Kaiserin Elisabeth fanden sich mehr als 15000 kostbare Kleider in deren Schränken, die sämtlich von Paris bezogen waren. Der größte Teil der damaligen Industrie war darum auch Luxusindustrie.

Ein eigenartiger Vorteil für das rasche Aufblühen der industriellen Entwicklung in England wie in Frankreich war die frühe Entstehung einer Zentralgewalt. Dadurch hatte das Kapital erstens im eignen Land die größte Ausdehnungsmöglichkeit, und es genoß zweitens bei seinen internationalen Unternehmungen einen Schutz, der die Unternehmungslust ständig anspornte, weil er das Risiko ermöglichte.

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*



21. Newton: Londoner Straßendirne. 1796



Die Toilette der Venus. Englisches Schönheitsideal um 1780

22. Kupferstich von Erskin

Alles dies fehlte Deutschland. Darum rückte dieses auch wesentlich später in die moderne Entwicklung ein; mehr denn sechs Jahrzehnte mußte es länger als Frankreich durch den stickigen und stinkenden Sumpf des offenen und versteckten Absolutismus hindurchwaten. Es ist daher nichts falscher und zugleich nichts dümmer als die von einer höfischen Geschichtsschreibung so häufig zu hörende Behauptung: nur weil die französischen Verhältnisse verfallener waren als die deutschen, kam es in Frankreich schon im achtzehnten Jahrhundert zu einer Revolution. Das gerade Gegenteil ist der Fall gewesen. „Entnervt und zerrüttet, durch einen grauenvollen Despotismus bis aufs Mark der Knochen geschunden, wie das deutsche Volk seit dem Dreißigjährigen Kriege in seiner Masse war, besaß es nicht die Kraft des revolutionären Aufschwungs, womit das fran-

zösische Bürgertum dem absolutistisch-feudalistischen Regiment den Kehraus zu tanzen . . . wußte.“ Auf diese Weise wird ein Schuh daraus. Man revolutionierte in Deutschland übrigens auch. Aber nur in den Wolkenhöhen der Phantasie, der Dichtung und der Philosophie, und nur im Traume wagte man frei zu sein. Hinter dem Gelehrtenpult zu Jena und in einer dürftigen Stube zu Weimar — nicht einmal in einer Großstadt! — wurde von Schiller der Traum der bürgerlichen Freiheit Deutschlands geträumt. Und es war in der Tat nichts mehr als ein philosophisch-literarischer Traum, denn er zerstob ja auch alsbald an der zwar sehr logischen, aber darum auch sehr wenig ästhetischen Wirklichkeit. Max Maurenbrecher schildert die damaligen deutschen Verhältnisse sehr zutreffend, wenn er sagt: „Die Träger des bürgerlichen Gedankens in Deutschland waren der Ansicht, daß sich ihre Ideale nicht im Kampf, nicht unter Anwendung von Gewalt, sondern vielmehr durch moralische und ästhetische, durch geistige Einwirkung auf die Machthaber durchsetzen müßten. Eine solche Auffassung konnte naturgemäß keine praktischen politischen Resultate erzielen. Daß in Deutschland ein solcher Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit herrschte, daß es an Tatkraft zur Verwirklichung der Ideale fehlte, das liegt wieder daran, daß die bürgerlichen Ideale nicht auf deutschem Boden, nicht aus deutschen Verhältnissen heraus entstanden, sondern daß sie ihr Entstehen der Anregung von Frankreich verdankten. Kein Wunder daher, daß sich die deutschen Dichter und Philosophen alsbald entsetzt von der französischen Revolution abwenden und auf lange hinaus in unüberwindlichen Pessimismus verfielen, als sich die bürgerliche Gesellschaft in Frankreich nicht durch ethisch-ästhetische Ideale, sondern in brutalem Kampf durchsetzte.“ Jene übrigens, wie der mutige Lessing, die trotzdem in Deutschland kräftigere und klarere Töne anschlugen, mußten sich in den Sold einer schäbigen Kreatur begeben oder auswandern, um wenigstens nicht buchstäblich zu verhungern, sondern bloß seelisch zugrunde zu gehen.

Diese traurige historische Situation hat ihre Wurzel in der ebenso traurigen sozialen Rückständigkeit Deutschlands. Wenn man sich diese Rückständigkeit etwas näher anschaut, dann ist



23. Englische Hofmode. 1795.

3\*





24. Porträtstatue der Fürstin Pauline Bonaparte, der Schwester Napoleon I., im Palazzo Borghese, Rom. Vorderansicht

freilich die deutsche Lethargie absolut nicht mehr verwunderlich. Die deutsche Industrie war am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht einmal geboren. Es gab weder eine nennenswerte Kohlen- und Eisenindustrie, noch spielte die fabrikmäßig betriebene Weberei irgendwelche Rolle. Ja nicht einmal von einer auch nur mäßig entwickelten Manufaktur konnte gesprochen werden. Die Mehrzahl der Betriebe bestand aus den allerkleinsten Handwerksbuden, in denen außer dem Meister nur ein Lehrling und bei kaum der Hälfte ein Geselle beschäftigt war. Noch im Jahre 1845 zählte man beispielsweise in Preußen 46000 Handwerksbetriebe mit zusammen 38500 Gesellen und Lehrlingen. Sechs selbstständige Handwerker beschäftigten somit damals noch im Durchschnitt nur fünf Gesellen! Das heißt: nicht einmal ein Geselle kam auf jeden Betrieb! Das ist die unentwickeltste Produktionsweise, die man sich denken kann; sie ist geradezu noch mittelalterlich. Da Deutschland also noch nicht die Spur einer modern kapitalistischen Entwicklung besaß, so konnte es auch noch keine Bourgeoisie geben und damit auch keine ernstlich um ihr politisches Selbstbestimmungsrecht kämpfende bürgerliche Klasse; es gab in der Tat im damaligen Deutschland nur ärmliche und willensschwache Kleinbürger und höchstens noch einige sogenannte „wildgewordene Philister“.

Erst seit den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts hat sich die kapitalistische Produktionsweise in Deutschland mächtiger entwickelt. Deshalb kam es auch da erst zur endgültigen Überwindung des fürstlichen Absolutismus



25. Porträtstatue der Fürstin Pauline Bonaparte, der Schwester Napoleon I., im Palazzo Borghese, Rom. Rückansicht

und damit zur Konstituierung einer wirklich bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Das sind nahezu zwei Jahrhunderte später als in England und ein halbes Jahrhundert später als in Frankreich! Eine Distanz, die sich leider nicht mehr einholen ließ. Die Entwicklung der bürgerlichen „Freiheit“ Deutschlands hat dies in der Folge nur zu tragisch erwiesen.

\*     \*     \*

Idee und Praxis. Als endgültiger Sieg über den fürstlichen Absolutismus bedeutet der offizielle Herrschaftsantritt der bürgerlichen Gesellschaftsordnung von jedem Gesichtspunkt aus stets einen der bedeutsamsten Fortschritte im Entwicklungsgang der Menschheit. Es ist nicht mit Unrecht gesagt worden, daß eigentlich erst mit der Überwindung des Absolutismus das Mittelalter sein Ende erreicht habe, daß es erst an diesem Tage gestorben sei. Das Mittelalter in diesem Sinne ist die egoistische Herrschaft des beschränktesten Individualismus, der nur sein nächstes Eigeninteresse kennt und gelten läßt; der den engsten Horizont hat, keinen Sinn für hohe weltumspannende Menschheitsideale besitzt und diese, wo sie auftauchen, borniert zur Strecke bringt, wenn sie den Grenzstein seines materiellen Besitzes auch nur im geringsten zu bedrohen scheinen. Darum war bis dahin vor allem der Begriff der Solidarität, die Quelle aller wirklich echten Kultur, ein ziemlich unbekannter, der weder im Leben der Gemeinde, noch in den Beziehungen der Völker eine nennenswerte Rolle spielte. Mit scheelen

Blicken schaute jeder auf den andern, jeder andere war ein Feind, der nur die niedrigsten Absichten auf den Futtertrog haben konnte, vor dem man selbst saß. Erst mit der bürgerlichen Gesellschaft ist der wirkliche Begriff der Solidarität aufgekomen; er hat in ihr aufgehört, bloßes Mitgefühl oder eine schöne Einzelerscheinung „zwischen Seelen, die sich gefunden haben“ zu sein, und wurde zum erstenmal ein Grundgesetz des Daseins. Und diese Tugend hat auch alsbald ihre heimliche und herrliche Wunderkraft entfaltet: die Solidarität mit alledem, was Menschenantlitz trägt, hat die Revolutionsarmeen Frankreichs zu den Befreiern von ganz Europa gemacht. Was aber bei Beginn der bürgerlichen Gesellschaftsordnung die Voraussetzung der Siebkraft ihrer Ideen und des Bestandes ihrer Triumphe war, wurde im Laufe der Entwicklung noch etwas viel Wichtigeres. Die Solidarität hat sich seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts allmählich zu der Garantie entwickelt, daß die Menschheit nicht bloß fortdauernd immer von neuem über sich hinauswächst, sondern daß dies hinfort in immer edleren Formen geschieht. Den klassischen Beweis dafür bietet der grandiose Emanzipationskampf der zum Selbstdenken erwachten Masse des arbeitenden Volkes aller Länder; dieser Emanzipationskampf hat die Tugenden der menschlichen Solidarität in einem Umfang und zu einer derart idealen Höhe entfaltet, wie dies noch niemals auch nur in ähnlichem Maße bei einer weltgeschichtlichen Bewegung der Fall war. Diese Tatsache wird nur erklärt, aber darum nicht degradiert, wenn man ergänzend hinzufügt, daß durchhaltende Solidarität immer nur aus der Erkenntnis der Gleichartigkeit eines gemeinsamen materiellen Interesses entsteht. Daß der Mensch ißt, ist nicht beschämend, sondern höchstens das, was er ißt, und wie er es ißt!

Die keine Grenzen kennende menschliche Solidarität ist die ideologische Verklärung der bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Und weil die Dinge den Menschen immer zuerst nur in ihrer ideologischen Verklärung zum Bewußtsein kommen und niemals in ihren bestimmenden materiellen Untergründen, darum wurde der Anbruch der neuen Zeit jubelnd als das Zeitalter aller menschlichen Erfüllungen proklamiert: Das goldene Zeitalter wähnte man angebrochen. Die Herrschaft einer wahrhaft sittlichen Weltordnung. Es gibt hinfort nur noch Menschen; keine trennenden Ständeunterschiede scheiden mehr die Gesellschaft in ein Oben und ein Unten. Es gibt keinen Herren und keinen Knecht mehr. Keine Unterdrücker und keine Unterdrückte. Nur Freige borene, nur Bürger. Die Tugenden werden herrschen, und die Laster werden verschwinden wie die düstern Schatten der Nacht. Not, Sorge, Angst, Verzweiflung werden verscheucht sein. Allgemeiner Wohlstand mit seinen nie endenden Segnungen wird über Stadt und Land sich breiten. Nur im Dienste großer Ideale werden hinfort die Hirne fiebern. Kriege werden Märchen aus grauer Vorzeit sein, wo der Mensch noch nicht zum Bewußtsein seiner Würde emporgestiegen war. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit werden schließlich nicht nur innerhalb eines einzelnen Staates Geltung haben, sondern ein einigendes Band um die ganze Erde schlingen. In Frankreich, dem Land, das diese Zauberformel der Welt schenkte, prangten diese Worte hinfort wie die Flammenschrift einer ewigen Wahrheit hundert- und tausendfach in jedem





Paris par Schall

Deposité de l'éditeur enregistre à la Bibliothèque Impériale

Gravé par Landor de l'ouvrage

## LA SERVANTE JUSTIFIÉE.

*En cet état la servante tombe  
Lui d'en livrer aussi-tôt avantage*

*Le malheur fut que tout ce beau ménage  
Fut découvert d'un logis près de là.*

Centre de la Péninsule

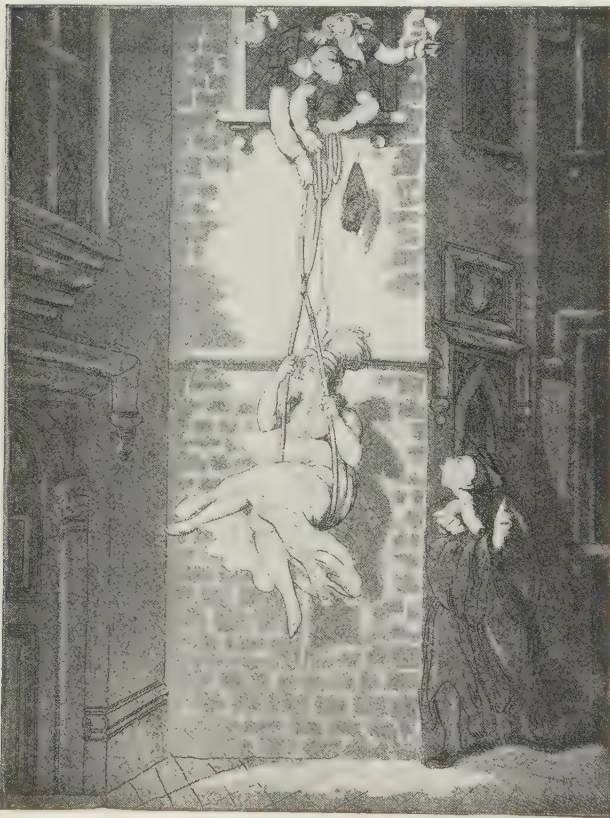
A Paris, chez Bonington, Rue St André des Arts, N° 57, en face de celle des grands Augustins.



Dorf und in jeder Stadt, um ständig mit tausend Zungen zu reden. Es war die Devise, die jedes Amtsgebäude, jedes Schriftstück des offiziellen Frankreich hinfort trug.

Das war der große und auch der ehrliche Glaube der Zeit am Morgen der neuen bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Man glaubte ernstlich und ehrlich, daß dem allgemeinen Wohlergehen nur der Feudalismus im Weg gestanden habe, und daß nach dessen Überwindung und Hinwegräumung ein Zeitalter allgemeiner Glückseligkeit beginnen würde, die Zeit, da die Trauben für jeden reifen. Und was man glaubte, das formte man in ehernen Sätze und proklamierte sie als die sogenannten ewigen und unveräußerlichen Menschenrechte. Kein größeres Verbrechen sollte es hinfort geben, als diese ewigen Rechte beeinträchtigen zu wollen. Schon der Versuch dazu rechtfertigte die Revolution. Zuerst und am lautesten erklang diese stolze Fanfare der Zukunft in der Unabhängigkeitserklärung, durch die sich die verbündeten Staaten von Nordamerika im Jahre 1776 von dem sie unterdrückenden und ausbeutenden Mutterlande England losrissen. Es heißt dort:

„Alle Menschen sind gleich. Sie besitzen unveräußerliche Rechte, unter anderm das Recht auf Leben, Freiheit und ein glückliches Dasein. Um diese Rechte zu sichern, wurden Regierungen angeordnet; sie bedürfen der Zustimmung der Regierten. Zerstört eine Regierung diese unveräußerlichen Rechte, so sind die Völker befugt, solch eine Regierung zu ändern oder ganz aufzuheben. Sie können neue Regierungen einrichten, nach solchen Grundsätzen und in solcher Weise, wie es am besten erscheint für ihre Sicherheit und ihre Wohlfahrt.“ Mit dieser schwungvollen Begründung wurde die amerikanische Unabhängigkeitserklärung eingeleitet. Warum die Proklamierung der Volkssouveränität und das Recht auf Revolution als allgemeines und oberstes Menschenrecht an die Spitze der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung gesetzt wurde, hat ihr Verfasser, Thomas Jefferson, noch als alter Mann mit aller Deutlichkeit ausgesprochen:



Der heimliche Gast im College

27. Kupferstich von Thomas Rowlandson. 1790







Auf dem Boulevard

Farbiger französischer Kupferstich von A.



lantz

er Zeichnung von Le Clerc







28. Thomas Rowlandson: Mutter und Kind. 1799

„Diese Schrift sollte der Welt ein Feuerzeichen bleiben, um die Ketten zu brechen, welche mönchische Unwissenheit und Aberglaube ihr über den Nacken gelegt haben. Mögen die Menschen endlich einsehen, daß sie nicht mit Sätteln auf dem Rücken geboren sind, damit sich einige legitime Reiter darauf setzen, ihre Sporen und Peitschen nach Belieben gebrauchen können. Der Mensch soll seinen Verstand und seine Fähigkeiten ausbilden, auf daß er der Selbstregierung theilhaftig werde, zu der er geboren ist.“ Das stolze amerikanische Beispiel erlebte siebzehn Jahre später seine würdige Wiederholung in Frankreich. Die Franzosen hatten unter dessen den Ratschlag Mirabeaus befolgt und erprobt: „Lernet von den Amerikanern frei sein!“ Die weltberühmt gewordene französische Verfassung vom Jahre 1793 hebt mit folgender „Erklärung der Rechte des Bürgers und des Menschen“ an:

Das französische Volk hat in der Überzeugung, daß das Unglück der Welt nur durch das Vergessen und Mißachten der natürlichen Menschenrechte verursacht wird, beschlossen, in einer feierlichen Erklärung seine heiligen und unveräußerlichen Rechte zu erläutern, damit alle Bürger, indem sie ohne Unterlaß die Akte der Regierung mit dem Ziel jeder gesellschaftlichen Einrichtung vergleichen können, sich niemals durch die Tyrannei unterdrücken und erniedrigen lassen; damit das Volk immer die Grundlagen seiner Freiheit und seines Rechts vor Augen habe, die Verwaltung die Regel ihrer Pflichten, der Gesetzgeber den Gegenstand seines Auftrages.

Die ersten und wichtigsten Artikel der Verfassung von 1793 lauten:

Art. 1. Das Ziel der Gesellschaft ist das allgemeine Glück. Die Regierung ist eingesetzt, um dem Menschen den Genuß seiner natürlichen und unverjährbaren Rechte zu verbürgen.

Art. 2. Diese Rechte sind: Die Gleichheit, die Freiheit, die Sicherheit, das Eigentum.

Art. 3. Alle Menschen sind gleich durch die Natur und vor dem Gesetz.

Art. 4. Das Gesetz ist der freie und feierliche Ausdruck des allgemeinen Willens; es ist



29. Bosio: Die Politikomanie. Kupferstich. 1812

dasselbe für Alle, schützend oder strafend; es kann nur anbefehlen, was gerecht und der Gesellschaft nützlich ist; es kann nur verbieten, was ihr schädlich ist.

Art. 6. Die Freiheit ist die Befugnis des Menschen, Alles zu tun, was keinem Andern schadet; sie hat als Grundsatz die Natur, als Regel die Gerechtigkeit, als Schutz das Gesetz und ihre sittliche Grenze in der Maxime: Thue Niemand, was Du nicht willst, daß Dir geschieht.

Das ist die Sprache des Geschlechtes, das die Welt vom fürstlichen Absolutismus erlöst hatte. Durch seine Taten war diese Sprache gerechtfertigt. —

Die geschlechtlichen Ideale, mit denen die bürgerliche Welt auf den Plan trat, ihre Liebesideologie, mit der sie die Welt zu reformieren gedachte, mußten dementsprechend erhaben sein; denn eine Zeit der wahrhaft sittlichen Weltordnung sollte ja mit dem Sieg der bürgerlichen Ideen anbrechen. Der staatsrechtlich freie Mensch konnte und durfte auch nicht von niederen Leidenschaften unterjocht sein. Die Liebe mußte also idealisiert werden und losgelöst von der gemeinen, im sinnlichen Genuß sich erschöpfenden Begierde, die ihr Merkmal im Ancien Régime war. Sie mußte wieder natürlich werden. Rein und keusch wie eine heilige Flamme sollte sie sich im Herzen der Menschen entzünden. Den Geist und die Seele des anderen liebt man vor allem. Nur der edle Mensch wird zum liebenswerten Wesen. Eine schöne Hülle liebt man hinfert nur wegen ihres noch herrlicheren Inhaltes ... Das sind die Hauptsätze der bürgerlichen, der neuen Liebe,



die von nun ab allein die Geschlechter miteinander verbinden und damit dem Leben aller zugleich einen reineren Inhalt geben sollte.

In dem Evangelium der bürgerlichen Liebesideologie „Die neue Heloise“, das Rousseau der Welt gleich einer neuen Offenbarung schenkte, sind alle diese Forderungen in der beredtesten Weise geschildert und begründet. Saint-Preux, der neue männliche Mensch, schreibt in seinem ersten Liebesbrief an die von ihm angebetete Julie:

„Nein, schöne Julie, Ihre Reize hätten meine Augen zwar geblendet, allein nie hätten sie mein Herz verführen können, ohne den mächtigeren Reiz, der sie beseelt. Was ich in Ihnen an bete, ist diese rührende Verbindung eines so lebendigen Gefühls und einer unwandelbaren Sanftmut, dieses so zärtliche Mitgefühl mit den Leiden Anderer, dieses klare Urteil und dieser erlesene Geschmack, deren Lauterkeit aus Ihrer reinen Seele quillt, sind, mit einem Worte, in einem weit höheren Grade die Reize Ihrer edelen Gesinnung als die Ihrer äußeren Erscheinung. Ich will einräumen, daß man Sie sich noch schöner denken könnte, aber liebenswürdiger und des Herzens eines braven Mannes würdiger, nein, Julie, das ist nicht möglich.“

Und Juliens Gefühle, das heißt: die Gefühle der neuen Frau, sind von denselben reinen und idealen Vorstellungen erfüllt. Julie schreibt an Saint-Preux:

„Ist nicht die wahre Liebe das keuscheste aller Bande? Ist nicht die Liebe in sich selbst der reinste sowohl als der herrlichste Trieb unserer Natur? – Verschmäht sie nicht die niedrigen und kriechenden Seelen, um nur die großen und starken Seelen zu begeistern? Und veredelt sie nicht alle Gefühle, verdoppelt sie nicht unser Wesen und erhebt uns über uns selbst?“

Diese reine Liebe sollte aber darum absolut nicht platonisch bleiben, nicht nur bloße Schwärmerei des Geistes. Sie sollte zwar der Seele und dem Geiste entspringen, aus diesen Quellen die edelsten und stärksten Antriebe erhalten, aber nur um die natürliche Sinnlichkeit zu weihen und zu verklären und sie auf diesem Weg zur höchsten aller Leidenschaften werden zu lassen. Wahrheit sollte an Stelle der galanten Phrase treten. Die Leidenschaft sollte das Wesen eines jeden von der Liebe Erfassten bis auf den Grund aufwühlen, ihn jubelnd und jauchzend gen Himmel tragen und ihm so die herrlichsten Offenbarungen zuteil werden lassen. Julie antwortet auf den dritten Liebesbrief von Saint-Preux mit dem seligbeglückten Geständnis:



30. Kalendervignette aus einem französischen  
Revolutionsalmanach. 1789





31. Das Aufstehen. Kupferstich nach einem Bilde von Blaizot. 1810

„Vergebens flehe ich den Himmel an, er ist taub für die Gebete der Schwachen. Alles nährt die Glut, die mich verzehrt; in Allem bin ich auf mich selbst angewiesen, oder Alles gibt mich vielmehr Dir Preis. Die ganze Natur scheint mit Dir im Bunde zu stehen; alle meine Anstrengungen führen zu nichts, ich verehere Dich wider meinen Willen. Wie sollte mein Herz, welches in seiner vollen Kraft keinen Widerstand zu leisten vermochte, jetzt nur halb unterliegen? Wie sollte dieses Herz das nichts zu verheimlichen weiß, Dir den Rest seiner Schwäche verhehlen können?“

Und Saint-Preux wird ob dieses köstlichen Geständnisses der Angebeteten in den Himmel getragen. Jubel und Wonnerausch durchbrausen seine Seele. Die Ekstase des Glücks kennt keine höhere Steigerung mehr:

„O ihr himmlischen Mächte! Ich besaß eine Seele für den Schmerz, verleiht mir eine für die Seligkeit! Liebe, Du wahres Leben der Seele, komm und erhalte die meinige aufrecht, denn sie



32. Das Zubettegehen. Kupferstich nach einem Bilde von Blaizot. 1810

will vergehen. Unaussprechlicher Reiz der Tugend, unbesiegbare Gewalt der Stimme der Geliebten, Glück, Freude, Wonnerausch, wie durchbohrend sind eure Pfeile! Wer wäre im Stande, ihre Wunden zu ertragen! Wo soll ich Kraft hernehmen, um nicht dem Wonnestrome zu unterliegen, der sich in mein Herz ergießt?“

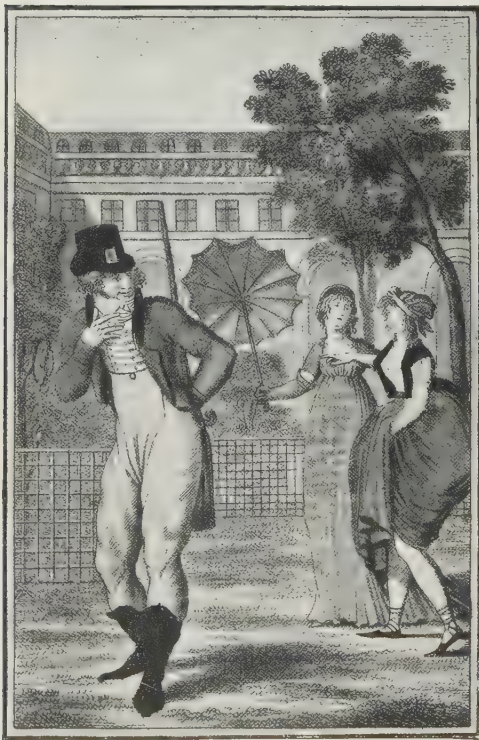
Für ein solch erhabenes Gefühl gibt es nur einen Anfang, aber kein Ende. Die Liebe ist etwas Ewiges und Unwandelbares, sie hebt alle Begriffe von Raum und Zeit auf. Man ist für immer aneinander gekettet, auch wenn Länder und Meere trennen, denn man ist jetzt eine Einheit geworden. Die Herzen verklingen in einen Schlag, die Gehirne in einen Gedanken. Gegen dieses Gesetz der Liebe vermag keine Macht der Welt aufzukommen. Julie schreibt an Saint-Preux:



„Das Schicksal wird zwar im Stande sein, uns räumlich, nicht aber geistig zu trennen. Wir werden fortan Freud und Leid mit einander teilen; und gleich jenen Magneten, die Ihrer Erzählung nach an verschiedenen Orten stets die nämlichen Bewegungen ausführen, werden wir selbst an den beiden Enden der Welt von den nämlichen Gefühlen beseelt werden.“

Weil die Liebe derart tief in der menschlichen Natur verankert ist, darum gibt es schließlich für den Liebenden keine zermalmendere Vorstellung als die, daß die Geliebte ihm entrissen und vom Schicksal gezwungen werden könnte, einem andern anzugehören. Als Julie blutenden Herzens an Saint-Preux schreibt, daß ihre Hand von ihrem Vater einem andern bestimmt ist, schreit Saint-Preux verzweifelt auf:

„Was hast Du mir gesagt? ... Was wagst Du mir anzudeuten? ... Du, Dein Leben in den Armen eines Andern hinbringen! ... Ein Anderer Dich besitzen! ... Mir nicht mehr angehören! ... oder, was noch viel entsetzlicher wäre, mir nicht allein angehören! Ich, ich sollte diese gräßliche Qual erdulden! ... sollte mit ansehen müssen, wie Du einem Andern Kinder schenkst! ... Nein, lieber will ich Dich verlieren, als Dich teilen ... Weshalb verlieh mir der Himmel nicht einen Mut, der kein Bedenken trägt, die Wut, die mich erfüllt, zur Tat werden zu lassen! ... Ehe sich Deine Hand in diesem unseligen, von der Liebe verabscheuten, von der Ehre verworfenen Bündnisse herabgewürdigt hätte, würde ich Dir dann eigenhändig einen Dolch in den Busen stoßen; Dein keusches Herz sollte sein Blut ausgießen, ehe Du im Stande wärest, es durch Untreue zu beflecken. In dieses reine Blut würde ich das hineinströmen lassen, welches in unauslöschlicher Glut flammend durch meine Adern strömt; in Deine Arme würde ich sinken, und meine Lippen gegen die Deinen gepreßt, würde ich meinen letzten Seufzer aushauchen ... Deinen letzten Seufzer empfangen ...“



Bummler und Dirnen

33. Farbiger Kupferstich. 1808

Das ist die Sprache der echten Leidenschaft, die die Kraft findet, eine ganze Welt in die Schranken zu fordern, und die im Unterliegen so groß ist wie im Triumph.

So wurde die Liebe durch die bürgerliche Ideologie vermenschlicht und zugleich vergöttlicht. Zum gewaltigsten Erlebnis und zur erhabensten Erfüllung des Daseins zugleich gemacht ...

Das bürgerliche Zeitalter verneht allen Menschen das Selbstbestimmungsrecht. Das Recht der Selbstbestimmung bedingt aber als Ausgleich auch das Bewußtsein der Selbstverantwortlichkeit. Zum Recht gesellt sich die Pflicht. Es soll fortan für alle Menschen ohne Ausnahme heißen: du sollst. Dieses Gesetz diktierte auch der Liebe ihren spezifischen Zweck. Die durch die echte Leidenschaft geläuterte individuelle Geschlechtsliebe sollte ihre höchste Stufe in der Ehe erklimmen; das wird als ihr erster und letzter Zweck proklamiert. Ein Liebesverhältnis kann und





34. Der Windstoß oder die Unannehmlichkeiten der zu leichten Stoffe

soll nur Vorstufe der darauf folgenden Ehe sein. Eine Harmonie der Körper und der Seelen für das ganze Leben. Der Ehe höchster Zweck wiederum sollten die Kinder sein. Die Erfüllung des Geschlechtstriebes sollte nicht bloß Lusthandlung bedeuten, sondern geheiligt und erhoben zum Zweckgedanken durch den Wunsch, Kinder zu zeugen. Das Kind wird zum Zweck der Ehe. Aber nicht bloß als Erbe des Besitzes und des Namens, sondern als Fortsetzer des Begriffs Menschheit, in deren Rahmen und Dienst jeder stehen soll. Die Ehe ist deshalb zugleich Pflicht für jeden. Durch diese Wichtigkeit der Ehe für den Staat wird sie zum sittlichen Institut, oder vielmehr die einzige Form, die den beiderseitigen Geschlechtsverkehr legalisiert. Daraus folgt als nächste Konsequenz die strenge Forderung der vorehelichen Keuschheit und der unbedingten gegenseitigen Treue der beiden Gatten. Die beiden Gatten lieben und leben nur sich und ihren Kindern. Weiter folgt daraus, daß jeder illegitime Geschlechtsverkehr für alle Beteiligten zur Schande und Schmach gereicht. Koketterie und Flirt mit Dritten entheiligt die Ehe; Ehebruch ist nicht nur ein gegenüber einer Person begangenes Verbrechen, sondern sogar ein Verbrechen am Staat. Der Genuß käuflicher Liebe ist auf Grund derselben Logik das Verächtlichste, was es geben kann. Die Dirne ist nicht mehr die pikante Meisterin der Liebe, sondern ein Pfuhl der Verworfenheit. Indem die Ehe auf diese Weise zum einzigen sittlichen Institut der Liebesgemeinschaft zwischen den beiden Geschlechtern gestempelt wird, wurde sie damit förmlich zum Palladium des sittlichen Staates überhaupt erhoben. Die Ehe ist deshalb auch eine Würde, die ohne weiteres die Verheirateten über die Unverheirateten erhöht.



Die arbeitsame und die liederliche Tochter. Nr. 1.

35. Moralisierender Kupferstich von J. Northcote. 1799

Aus dieser Verklärung der Ehe in der bürgerlichen Ideologie ergaben sich natürlich auch dementsprechende Konsequenzen auf allen Gebieten des gegenseitigen Liebeswerbens, die zahlreichen Forderungen des sogenannten öffentlichen und privaten Anstandes an Sprache, Gebärden, Benehmen, Mode, Gesellschaft usw. Aber auf diese Untergebiete schon an dieser Stelle einzugehen, erübrigt sich, da es sich hier nur um die Grundprinzipien der bürgerlichen Geschlechtsideologie handelt. Und diese gipfeln einzig und ausschließlich in der Ehe und deren Reinheit. —

Ebenso wie die politischen Ideale des Bürgertums, so sind selbstverständlich auch dessen geschlechtliche Ideale aus seinen besonderen Bedürfnissen erwachsen; diese sind die Wurzeln. Nur im Rahmen eines geordneten Familienhaushaltes ist die volle Sicherheit der bürgerlichen Existenz verbürgt; wobei auch zu beachten ist, daß es in erster Linie das Kleinbürgertum war, das die Vormachtskämpfe für das bürgerliche Zeitalter lieferte. Revolutionäre Kleinbürger haben die große englische und die große französische Revolution gemacht. Aus den Reihen von Gervatter Schneider und Handschuhmacher setzte Cromwell sein Regiment der Eisenrippen zusammen, und aus ihnen rekrutierten sich in Frankreich die Jakobiner.









Die arbeitssame und die liederliche Tochter. Nr. 3.

36. Moralisierender Kupferstich von J. Northcote. 1796

klubs. Das Proletariat als selbständige Klasse ging ja erst aus der allmählich sich vollziehenden industriellen Revolution hervor, und die damals schon existierenden Kapitalbesitzer propagierten naturgemäß eine epikuräische Lebensphilosophie, wie ja überhaupt der üppige Hofadel in seinen Allüren im letzten Grunde nur der Kostgänger der damaligen Kapitalmagnaten war. Es handelte sich also um eine in der Hauptsache kleinbürgerliche Ideologie, mit der das bürgerliche Zeitalter eingeleitet wurde.

Und noch ein zweiter Umstand darf nicht übersehen werden: daß nämlich die bürgerliche Ideologie im Kampfe gegen den fürstlichen Absolutismus entstanden ist. Die herrschenden Gewalten sollten deshalb vor allem in ihrer Unsittlichkeit gebrandmarkt werden, indem man demonstrativ die eigene höhere Sittlichkeit daneben stellte (siehe Renaissance S. 82–85). Diese Kampfstellung bedingte die äußeren Formen der neuen Ideale, ihre spezifische Formulierung. Eine Kampfmoral ist stets demonstrativ. Die Liebe ist im Ancien Régime ein bloßes Amusement, ein Getändel, ein Spiel, das man unter Umständen mit Dutzenden spielt, und bei dem jedenfalls ständig die Person wechselt, — dem stellt man



37. Thomas Rowlandson: Englisches Speisewirtshaus. 1815

ostentativ die tiefe, unvergängliche, auf eine einzige Person gerichtete Leidenschaft entgegen. Die Ehe ist im Ancien Régime bei den herrschenden Klassen aufs tiefste zerrüttet: also stellt man dieser Tatsache die Reinheit der Ehe gegenüber. Das Kind ist im Ancien Régime ein höchst unbequemer Ballast der Ehe, den man sich deshalb so rasch wie möglich wieder vom Halse schafft, indem man seine Pflege einem andern anvertraut. Demgegenüber erhebt die bürgerliche Ideologie die Aufzucht der Kinder durch die Eltern zur höchsten sittlichen Pflicht. Eine Mutter, die ihr Kind nicht selbst nährt, begeht ein Verbrechen. Die Dirne in ihrer vielfachen Gestalt ist im Ancien Régime die oberste Gottheit, der alle Welt auf den Knien opfert: also wird sie von der bürgerlichen Ideologie zum Ausbund alles Gemeinen und Verächtlichen degradiert. Und so weiter.

Aus dieser bewußten und ostentativen Kampfstellung ergibt sich, daß sich die geistigen Vorkämpfer des Bürgertums um so sicherer auf dem richtigen Wege glauben, wenn ihre idealen Programme den möglichst ungeteilten Abscheu der herrschenden Klassen erregen; das ist gewissermaßen ihre Kontrolle. Rousseau



verlangt von den Romanen, denen die damalige Zeit die Hauptrolle in der Erziehung der Menschen zuwies, die folgenden Eigenschaften:

„Sie müssen die Grundsätze der vornehmen Welt bekämpfen und zerstören, müssen sie ihnen in ihrer ganzen Falschheit und Verächtlichkeit, d. h. so wie sie wirklich sind, hinstellen. Aus allen diesen Gründen muß ein Roman, wenn er den von mir gestellten Ansprüchen vollkommen genügen, oder wenigstens Nutzen stiften soll, von den Modeleuten als ein fades, überspanntes, lächerliches Buch verhöhnt, gehaßt und verschrien werden, und daran können Sie sehen, mein Herr, wie gerade das Weisheit ist, was in den Augen der Welt für Thorheit gilt.“

Weil man damals ausschließlich auf ideologischem Boden stand und die Dinge nur aus den Ideen statt diese aus den Dingen erklärte, darum dominierten auch die Ideen. Die notwendige Konsequenz war: die bürgerlichen Vorkämpfer und Gesetzgeber wollten in erster Linie Erzieher sein. Wie konnte man das besser als durch das gute Beispiel! Und alles gab daher gute Beispiele: der Prediger erzählte sie in seiner Predigt, der Schöngeist schilderte sie im Roman und Gedicht, der Maler malte sie in seinen Bildern. Als in England die bürgerliche Reaktion auf die absolutistische Restaurationszeit einsetzte, schrieb die Zeitschrift „The Guardian“ (Der Vormund): Unsere Aufgabe ist, „die Religion und Moral so eindringlich als möglich in das Gemüt der Menschen zu pflanzen, erhabene Musterbilder der Eltern- und Kinderpflichten vor Augen zu stellen, das Laster verhaßt und die Tugend liebenswert zu machen.“ Nach ganz demselben Rezept verfuhr man etliche Jahrzehnte später in Frankreich. Rousseau schrieb über die Rolle des Romans als Erzieher:

„Ich habe meine Freude an dem Gedanken, wie zwei Gatten, die diese Sammlung mit einander lesen, neuen Mut schöpfen, um unter ihren gemeinsamen Arbeiten nicht zu ermüden, und wie sich ihnen neue Gesichtspunkte öffnen, um die Früchte ihrer Arbeit vorteilhafter verwerten zu können. Wie könnten ihre Blicke mit Wohlgefallen auf dem Gemälde eines glücklichen Hausstandes ruhen, ohne daß sie sich von dem Wunsche beseelt fühlten, einem so lieblichen Vorbilde nachzueifern? wie könnte der Zauber einer glücklichen Ehe sie rühren, ohne daß sie sich, selbst wenn die Liebe sie nicht zusammengeführt hat, enger und fester an einander schlossen?“

Ebenso verfuhr man in Deutschland. Lessing repräsentierte und predigte das bürgerliche Selbstbewußtsein. Für Schiller war das Theater in erster Linie eine moralische



38. Newton: Englisches Modebild. Negligé. 1796  
5"



39. Die Wollust. Kupferstich von Bourgeois de la Richardière. 1804

Anstalt usw. Die bürgerliche Malerei war wie gesagt von denselben Ideen getragen: Hogarth, Chardin, Greuze, die großen und ersten Repräsentanten des bürgerlichen Gedankens in den bildenden Künsten malten alle gute Beispiele: die guten Beispiele, die sie den schlechten gegenüberstellten, die die bekämpften herrschenden Klassen des Ancien Régime im Leben gaben (Bild 17, 20, 28, 35, 36, 39, 40). . . .

Aus der Idee leitete das erwachende Bürgertum seine Menschenrechte her, in der Idee, also in einer höheren Sittlichkeit mußte darum auch dieses Recht begründet sein. Diese höhere Sittlichkeit zu dokumentieren, war die Aufgabe, die von ihrer Ideologie auf die geschilderte Weise erfüllt wurde.

\*       \*  
■

Aber auch dieses Mal erwiesen sich die Dinge mächtiger als die Ideen, und zwar auf allen Gebieten. Darum zerbrach zwar nicht ihre Form, wohl aber als





40. Die Begierde. Kupferstich von Bourgeois de la Richardière. 1804

bald ihr Inhalt an der brutalen Logik der sehr fatalen Wirklichkeit. Das Zeitalter einer allgemeinen Glückseligkeit konnte mit dem Siege des Bürgertums nicht anbrechen, weil die aus dem Untergang der feudalen Gesellschaft hervorgegangene moderne bürgerliche Gesellschaft die Klassengegensätze nicht aufgehoben, sondern „nur neue Klassen, neue Bedingungen der Unterdrückung, neue Gestaltungen des Kampfes an die Stelle der alten gesetzt hat“. Das ist des Rätsels einfache Lösung. Und schon die französische Revolution enthüllte aufs deutlichste diese neuen Klassengegensätze. Mit jedem Schritt mehr, den sie nach vorwärts tat, das heißt, je logischer sie sich erfüllte, und ihr Verlauf war ja auch der konsequenteste, den jemals eine revolutionäre Umwälzung durchgemacht hat, woraus denn auch ihre großen, in der Folge nie mehr rückgängig zu machenden Resultate herrühren. Der angesehene Ethnologe Heinrich Cunow, der auch der Verfasser eines der ausgezeichnetsten Bücher über die französische Revolution („Die revolutionäre Zeitungsliteratur



Frankreichs während der Jahre 1789–94“) ist, hat die Herausbildung der neuen Klassengegensätze in der französischen Revolution ebenso knapp wie präzise in der folgenden Schilderung entwickelt. Cunow schreibt:

Bereits am Ende des Jahres 1789, noch nicht acht Monate nach dem Zusammentritt der Reichsstände, findet sich nicht nur die Vertretung des dritten Standes in der Nationalversammlung in verschiedene, sich energisch bekämpfenden Parteigruppen zersplittert, sondern auch in der Pariser Bevölkerung tobt der Parteikampf: und fast jede dieser Interessenrichtungen hat bereits ihre Zeitung, die für sie schreibt und kämpft. Selbst die unteren Schichten auf der sozialen Stufenleiter haben ihre publizistischen Organe gefunden. Die radikale intelligente Kleinbürgerschaft und der größte Teil der halbproletarischen Intelligenz lesen Lousalots „Revolutionen von Paris“; die akademische Jugend, die Literaten, die nicht mit Glücksgütern gesegneten kleinen Künstler, kleinen Advokaten usw. lesen Camille Desmoulins „Revolutionen von Frankreich und Brabant“, und die intelligenten Arbeiter, Kleinmeister, wie zum Teil auch die proletarische Intelligenz lesen Marats „Volksfreund“. Und die Tatsache des Interessengegensatzes durchbricht alle bürgerliche Ideologie, alle Einheitsphantastik. Noch ist das Jahr 1789 nicht zu Ende, und schon bezeichnet Marats Blatt sich selbst als Vertreter der Interessen der Arbeiter und Kleinhandwerker und predigt den Kampf gegen die Finanzleute, die Großkaufleute, die Industrieritter, Rentiers, die dunkelhaften Akademiker, während Brissots „Französischer Patriot“ als Vertreter des honetten, wohlhabenden Bürgertums gegen die besitzlose „Multitude“ auftritt.

Immer schärfer spitzen sich die Klassengegensätze zu, je weiter die Revolution fortschreitet, und es sich nicht mehr um die bloße Abwehr der reaktionären Bestrebungen, um das bloße Diskutieren allerlei schöner Freiheitsprinzipien, sondern um ihre Anwendung auf praktische Verwaltungsaufgaben, um ihre Fassung in Gesetzesvorschlägen handelt. Nun, wo es an die praktische Erprobung der verkündeten politischen Grundsätze geht, da zeigt es sich, wie verschieden diese Grundsätze aufgefaßt worden sind und wie alle Konsequenz ihre Grenze an den verschiedenartigen Komplexen der Klasseninteressen finden. Der liberale Konstitutionalismus zerbröckelt. Gegen den Liberalismus eines Sieyès tritt der Jakobinismus in die Schranken, und von ihm beginnt sich schon Ende 1791 die girondistische, dann später auch die dantonistische Partei loszulösen. Aber auch der durch diese Ausscheidungen gereinigte Jakobinismus besteht aus verschiedenen Richtungen, die verschiedenen wirtschaftlichen Interessengruppierungen entsprechen. Neben der Robespierreschen Richtung steht z. B. der radikalere „Maratismus“, die Anhängerschaft Marats; und neben dieser radikal-demokratischen Richtung wieder erhebt sich die individualistisch-anarchisierende Richtung eines Anarchis Cloots und Hebert. Die gemäßigt-jakobinistische Richtung bemächtigt sich des Staatsruders; sie begründet ihre Herrschaft im Sicherheits- und Wohlfahrtsausschuß, während die „ultra-revolutionäre“ Richtung eines Marat und Chaumette in der Pariser Stadtverwaltung die Oberhand erlangt.

Auf die Frage: Was ist die letzte Ursache dieser Kämpfe? haben die ideologischen Geschichtschreiber, denen die äußere Form der Dinge alles ist, immer nur die Eifersucht der Führer untereinander anzugeben gewußt. Cunow wendet demgegenüber mit Recht ein:

Das ist eine der größten Albernheiten, die es gibt. Der Streit eines Brissot mit einem Robespierre in persönlicher Rivalität zu suchen, das vermag nur ein Ideologe, der das ganze Wirtschaftsgetriebe der Revolutionszeit nicht kennt und die Denkweise dieser beiden Politiker, ihren ganz verschiedenen Ideengehalt nicht begreift. Wer vielmehr die Anschauungen dieser Männer und ihre Stellung zu den Problemen ihrer Zeit verfolgt, der wundert sich, wie sie so weit neben einander hergehen konnten. Was sind aber dann die Motive dieser Parteispaltungen und der Kämpfe der verschiedenen Richtungen miteinander? Das sind die Klassengegensätze, die sich aus der Verschiedenheit der wirtschaftlichen Lebensbedingungen und der Stellung der einzelnen Gruppen im Gesamtwirtschaftsprozess ergebenden Interessengemeinschaften und Interessenkonflikte.

Die fortschreitende Entwicklung hat diese in der französischen Revolution entstandenen neuen Klassengegensätze immer mehr vertieft, wie die Geschichte

aller modernen Staaten seit der Mitte des verflossenen Jahrhunderts aufs drastischste erweist. Die Gegensätze, die in dem ungeheuren Revolutionsdrama an der Wende des achtzehnten Jahrhunderts aufeinanderprallen, sind „auch heute noch nicht überwunden, so daß die gegenwärtigen Kämpfe vielfach nur Fortsetzungen jener der Jahre 1789/94 sind“. —

Daß die Dinge weit mächtiger waren als die Ideen, trat äußerlich, wenn nicht am raschesten, so doch schließlich aller Welt überaus klar und überzeugend, in den politischen Formen in Erscheinung, zu denen die ungeheure Umwälzung die einzelnen Staaten in ihrer Gesamtheit führte.

Das Problem der Zeit war: die politische Gewalt hinfort ausschließlich den



41. Venus. Kupferstich nach Fragonard. 1810

Interessen der siegreichen Bourgeoisie dienstbar zu machen. Dieses Ziel ist auch erreicht worden. Das kapitalistische Interesse wurde von nun an das einzig maßgebende in sämtlichen Staaten. Aber in der politischen Organisation trat es mit Ausnahme von Amerika immer und überall in der verschleiernnden Form eines bedenklichen Kompromisses mit den Mächten der Vergangenheit in Erscheinung. Die dem neuen Zustand der Dinge, das ist der vollständig veränderten wirtschaftlichen Konstellation, entsprechende Staatsform wäre die bürgerliche Republik gewesen; eine Parlamentsregierung, in der der Wille der Gesamtheit stets klar zum Durchbruch gekommen wäre und damit auch ständig die Interessen der Gesamtheit und nicht bloß die einzelner Klassen gewahrt worden wären. Dieses war auch das ursprüngliche Ideal und Ziel. Dafür allein sind die Massen immer und immer wieder mit nie nachlassender Begeisterung in den verschiedensten Revolutionen ins Feuer gegangen. Und dieses Ziel wurde auch am Tage des Sieges stets proklamiert: — 1793, 1830, 1848. Aber so radikal die vor sich gegangenen Umwälzungen in ihrem Wesen auch waren, man begnügte sich durchweg damit, den neuen Inhalt wieder in die alten Schläuche zu füllen. Das Bürgertum nahm das Königtum meistens in die neue Firma mit herein und damit auch die von diesem verkörperte Klasse, das immer noch halbfeudale Junkertum. Gewiß, auf dem Wege der Konstitution machte das Bürgertum auch den Adel seinen Interessen dienstbar, aber es ließ Adel und Monarchie doch die Fiktion der Gewalt. Je schwächer sich die Bourgeoisie eines Landes fühlte, um so dürftiger war naturgemäß diese Fiktion. Am ausgesprochensten und am frühesten wurde in England das Königtum den Interessen der Bourgeoisie, aber nur diesen, nicht denen des gesamten Volkes, dienstbar gemacht. Die sogenannte glorreiche Revolution von 1688 erhielt von den bürgerlichen Geschichtschreibern diesen rühmenden Namen, weil sie ein Kompromiß zwischen der Krone und dem Bürgertum — das ist: den Geldmächten! — auf der Basis war, daß sich die ersteren in die Rolle des Vollstreckers des parlamentarischen, das ist des bourgeois Willens fügte. Wenn die englische Monarchie im Laufe der Zeiten auch häufig versucht hat, in die Zügel zu beißen, — an der ihm durch die Revolution diktierten Rolle vermochte es bis jetzt nichts wesentliches zu ändern. Gladstone konnte gegenüber den Lords das stolze Wort sprechen: Solange er das Vertrauen des Unterhauses habe, sei seine Stellung unerschütterter. In Frankreich wurde zwar die Monarchie mit dem Jahre 1870 gänzlich ausgeschaltet, und damit die Bourgeoisie auch zum offiziellen Träger der Gewalt, aber bis dahin reihten sich Kompromisse an Kompromisse, bei denen in der längsten Zeit die größten Vorteile meist auf der Seite der Monarchie waren, so daß diese sich ebenso lang die ausgesprochensten absolutistischen Allüren anmaßen durfte. Was in Frankreich aber nur vorübergehend den Mächten der Vergangenheit zugestanden war, das blieb in Deutschland überhaupt die Regel bis auf den heutigen Tag. Das deutsche Bürgertum hat den für sein Konto dürftigsten und schmachlichsten Kompromiß mit dem fürstlichen Absolutismus geschlossen. Zwar hat es die Junker ebenfalls zu seiner Prätorianergarde degradiert, die nichts zu tun hat, als seine Profitrate vor den Einbrüchen der





## Wem gebührt der Apfel?

Französischer Farbstich von Louis Debucourt





*SUMMER AMUSEMENT AT MARGATE OR A PEEP AT THE MERMAIDS.*

42. Sommervergnügen im Seebad. Karikatur von Th. Rowlandson

nicht besitzenden Klassen zu sichern. Aber diese Ordnung der Dinge liegt schon im Wesen des kapitalistischen Zeitalters, in dem eben alles auf die Basis der kapitalistischen Profitrate gestellt ist, also auch alle Daseinsbedingungen der Krone und des Junkertums. Diese Funktion der politischen Gewalt im Dienste des Kapitalismus ist also kein besonderer Ruhm der deutschen Bourgeoisie. Dagegen ist es ihre besondere Schmach, daß diese Funktion vom Junkertum unter den für das Bürgertum erniedrigendsten Bedingungen ausgeübt werden darf. Das deutsche Bürgertum mußte der Junkerklasse nicht nur die Fiktion der Gewalt, sondern diese tatsächlich selbst lassen. Das deutsche Bürgertum hat kein offizielles Anrecht auf irgendeine höhere Stellung in der Regierungsmaschinerie, dagegen hat der simpelste Adlige schon infolge seiner Abstammung ohne weiteres die Anwartschaft auf die höchsten Stellen. Alle höheren Beamtenstellen, alle eigentlichen Regierungsposten, fast alle höheren Militärchargen sind von Adligen besetzt. Nur der Junker trägt im bürgerlichen Deutschland den Marschallstab immer im Tornister. Außerdem ist es in den seltensten Fällen die wirkliche Tüchtigkeit, die ihm den Marschallstab auch in die Hand drückt, sondern neben der Abstammung so wichtige Dinge wie Konnexion, Körperlänge, Bartwuchs und so weiter. Den homo bürgerlicher Abstammung vermag dagegen selbst die erstaunlichste persönliche Tüchtigkeit nicht über die Höhe bürgerlicher Berufe emporzuheben. Er wird Kommerzienrat, Hofrat, Regierungsrat, höchstens noch Geheimrat. Nur in den Gefahren größter Not kann es sein, daß er zu Höherem berufen wird; wenn seine Intelligenz die Dinge





43. Illustration zu Lafontaines Fabeln aus der Zeit des ersten französischen Kaiserreichs.  
Kupferstich nach einem Bilde von Schall

aus dem Sumpf herausziehen soll, in die sie der feudale Witz geschoben hat. Dieser Zustand ist für die deutsche Bourgeoisie um so beschämender, als die Junkerklasse keines Landes wiederum so wenig mit den Fortschritten der Kultur liiert ist wie die deutsche. Keine ist so arm an wirklichen Potenzen als wie sie; und zwar gilt dies selbst auf den Gebieten, die sie als die ihr angestammten betrachtet, Militarismus und Verwaltung. Welches sind — der eine Kleist ausgenommen — die dem Junkertum entsprossenen Denker, Philosophen, Komponisten, Dichter? In keinem andern Lande haben die Wissenschaften, die Literatur und die Künste im Adel so wenig Beziehungen und so bescheidene Heimstätten. Wo sind die adligen Mäzene? Wo die vom deutschen Adel errichteten öffentlichen Bibliotheken und Kunstsammlungen? Wo sind in Deutschland die von der Hand von Meistern geschaffenen adligen Ahnengalerien? Welches sind die von dem deutschen Junkertum errichteten Stiftungen und Schöpfungen im Dienste der Zivilisation? Man sucht alles das vergebens. Dagegen ist das Hohnwort: „Pferde, Hunde und



44. Die Entführung. Farbiger Kupferstich von Th. Rowlandson

Weiber“ wiederum nirgends in ähnlich großem Maße zutreffend. Was von dem deutschen Junkertum hinsichtlich des Mangels an schöpferischen Potenzen gilt, gilt auch von den deutschen Fürsten. Kein einziger Fürst ist seit Friedrich II. von Preußen auf einem deutschen Thron gesessen, der auf den Rang einer halbwegs bedeutenden Figur hätte Anspruch erheben können. Freilich: dies alles ist nicht die persönliche Schuld der deutschen Junker und Fürsten, sondern das tragische Verhängnis der deutschen Zustände, wie schon im zweiten Bande entwickelt worden ist (siehe dort S. 70–72). —

Dieselbe Umkehrung der Idee erlebte der Begriff der persönlichen Freiheit, die als höchstes und unantastbares Gut des einzelnen und der Gesamtheit von der neuen Zeit in allen Ländern proklamiert wurde. Gewiß, wir haben nirgends mehr Untertanen und Hörige, sondern nur Staatsbürger. Aber wir haben Kommentare zu dem Begriff der Freiheit bekommen, die ebenso unwiderlegbar sind. Die Devise: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ ist übersetzt worden in die



wesentlich nachdrücklichere: Infanterie, Kavallerie, Artillerie. Wir haben das Recht der freien Meinungsäußerung, aber daneben die Hochverrats-, die Majestätsbeleidigungs- und Gotteslästerungsparagraphen. Wir haben das Vereins- und Versammlungsrecht — jetzt sogar in Deutschland! —, aber überall hat die Polizei diskretionäre Gewalt über den Gummiknüppel oder den Browning. Jedermann hat die Anwartschaft darauf, daß ihm sein Recht werde, Gerechtigkeit widerfahre, denn vor dem Gesetz sind ja alle Menschen jetzt gleich, aber diese Anwartschaft wird überall durch eine ganz fabelhaft sicher funktionierende Klassenjustiz kommentiert . . . Für diese Litanei gibt es kein Ende. Die angeführten Widersprüche sind nur das Augenfälligste und das aller Welt Bekannteste der historischen Unlogik, in die sich die Ideen verkehrt haben.

Fragt man nach den bedingenden Ursachen — die Antwort kann in einem knappen Satz gegeben werden: es ist überall die Angst vor dem Erben. Und dieser Erbe, vor dem sich das neue Zeitalter, man möchte fast sagen: gleich von seiner Geburtsstunde an fürchtete, war der vierte Stand, das Proletariat, das sich in der französischen Revolution als selbständige Klasse vom dritten Stande losschälte.

Diese Furcht vor dem Proletariat war freilich ganz logisch. Von den neuen, oben geschilderten Klassengegensätzen, die mit der bürgerlichen Umformung der Gesellschaftsordnung in die Welt kamen, war vom ersten Augenblick an der bedrohlichste die Gegensätzlichkeit, in die die arbeitenden Klassen immer mehr und immer sichtbarer nicht nur zu einer der Klassen, sondern allmählich zu allen andern der Gesellschaft kamen. Und wenn diese Gegensätzlichkeit in ihrem Wesen auch sehr lange nicht klar begriffen wurde, so wurde sie doch von Anfang an aufs fatalste empfunden. Diese gemeinsame Situation führte die andern Klassen zusammen; sie ließ diese plötzlich jenen Faktor erkennen, der sie alle einigte, und daß dies außerdem der wichtigste für sie alle war: die Sicherstellung ihrer Besitztitel vor den Ansprüchen des Proletariats. In diesem einen Punkt fühlten sich alle andern Klassen gleich stark durch die Forderungen des Proletariats bedroht. Er bestimmte den Kompromiß zwischen der — wohlgemerkt — nur durch die Hilfe des Proletariats siegreichen Bourgeoisie und der eben überwundenen Monarchie, zu dem es, abgesehen von Amerika, überall auf der ganzen Linie kam. Man verbündete sich gegen den angeblich gemeinsamen Feind, indem man gegen mehr oder weniger starke konstitutionelle Verpflichtungen und Einschränkungen die politische Gewalt von neuem an Monarchie und Adel abtrat.

Diese Furcht vor dem bedrohlichen Erben der bürgerlichen Gesellschaftsordnung war wiederum nirgends so groß wie bei dem deutschen Bürgertum. Aber auch nirgends so berechtigt. In Deutschland kam, wie wir gesehen haben, die kapitalistische Produktionsweise am allerspätesten zur Entwicklung, nämlich erst in den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, „nachdem ihr antagonistischer Charakter sich in Frankreich und England schon durch geschichtliche Kämpfe geräuschvoll offenbart hatte“. Das deutsche Bürgertum sah bei seinem eigenen Eintritt in die Geschichte den Erben nicht nur schon auf dem Plan, sondern sogar bereits dabei, seine Forderungen aufs nachdrücklichste geltend zu





45. Englische Mode im Jahre 1814. Farbiger Kupferstich

machen. Dieser Umstand hat das Elend des deutschen Bürgertums verewigt; er hat in erster Linie dazu geführt, daß die deutsche Einheit nicht schon im Jahre 1848 zustande kam, und daß, als sie endlich geschaffen wurde, weil die wirtschaftlichen Kräfte es unbedingt forderten, diese Einigung auf dem Weg des kläglichsten Kompromisses zwischen Bürgertum und Absolutismus sich vollzog. Der große geschichtliche Moment des Jahres 1848 fand in Deutschland keine Bürgerklasse vor, die fähig gewesen wäre, Feudalismus und Absolutismus nicht nur für den Augenblick zu schlagen, sondern dieser Mächte auch dauernd Herr zu werden. Er fand dagegen ein Geschlecht, das sich — in des Wortes vollstem Sinne — schon am Morgen nach der Schlacht vor seinem eigenen Siege fürchtete und händeringend den Besiegten anflehte, doch ja so gnädig zu sein, ihm nun gegen seine eigenen Befreier beizustehen.

Aus diesen Gründen kam es, daß das deutsche Bürgertum im Vergleich zu dem Englands und Frankreichs den allergeringsten Anteil an der politischen Macht und einen ebenso bescheidenen politischen Einfluß erlangte. Aber auch hier handelt es sich nicht um eine persönliche Schuld, es ist die Konsequenz der oben geschilderten kläglich wirtschäftlichen Rückständigkeit Deutschlands, die wiederum ihre letzte Wurzel in dem Dreißigjährigen Kriege hatte, der Deutschland völlig zermalmt und zum Spielball von hundert kleineren und größeren Despoten degradiert hatte . . .

Obgleich die kapitalistische Entwicklung seit Jahrzehnten nicht nur alle Länder ergriffen hat, sondern auch in den führenden eine Expansion erlebte, die alle Begriffe übersteigt, ist die Macht des Bürgertums seltsamerweise nirgends mehr gewachsen. Im Gegenteil, sie ist sogar überall ganz beträchtlich éingeengt worden. Das Kennwort für diese Einengung ist der überall auftauchende und

überall tiefer Wurzel fassende Imperialismus, der selbst Amerika ergriffen hat. Auch diese Erscheinung ist scheinbar in hohem Maße unlogisch. Diese neuerliche Entwicklung ist jedoch im Gegenteil sehr logisch und basiert im letzten Grunde auf derselben Ursache, der Sicherung der Profitrate. Die kapitalistische Profitrate hat allmählich an Bedeutung im öffent-



46. Willkommene Überraschung. Farbiger Kupferstich. 1812



Thetis erfleht vom Hephästos neue Waffen für ihren Sohn Achilles

47. Parodie von Heinrich Ramberg. 1828

lichen Leben eine solche schwindelnde Höhe erreicht, daß ihr gegenüber alle politischen Ideale bei den bürgerlichen Klassen wie Butter an der Sonne schmelzen. Man nimmt die wütesten Reaktion auf sämtlichen Gebieten in Kauf — das kapitalistische Spesenkonto kann jetzt die schwersten reaktionären Lasten ohne Gefahr ertragen —, sofern dafür nur die erreichte Höhe der Profitrate auf die Dauer garantiert wird. Das ist also die letzte und unvermeidliche politische Logik der kapitalistischen Entwicklung: die völlige Umkehrung der Idee in ihr Gegenteil. —

Was wollen aber diese politischen Kompromisse mit den Mächten der Vergangenheit gegenüber den wirtschaftlichen, geistigen und moralischen Konsequenzen bedeuten, die mit dem modernen Kapitalismus völlig neu in die Welt kamen? Nun: sie sinken gegen diese förmlich zu Nebensächlichkeiten hinab. Die dafür charakteristischen Tatsachen — wohl zu merken: Tatsachen, nicht bloß Resumés! — erfordern die eingehendste Würdigung nach den verschiedensten Seiten. Denn einzig in diesen Konsequenzen sind ja die spezifischen geschlechtlichen Zustände im bürgerlichen Zeitalter verankert.

Die Bourgeoisie, die Besitzerin der Produktionsmittel und darum die Repräsentantin der kapitalistischen Produktionsweise, ist infolge der steigenden Profitrate, die die Massenproduktion dem angelegten Kapital abwirft, überall binnen



kurzem zu ungeheuren Reichtümern gelangt. Fragen wir, was dieser Besitz aus ihren Einzelgliedern gemacht hat. Hat er diese Menschen geistig, seelisch und moralisch über ihr früheres Niveau emporgetragen, hat er die höchsten menschlichen Tugenden bei ihnen gestaltet und entfesselt? Hat er ein Geschlecht von Heroen geschaffen? Nein, — das gerade Gegenteil hat stattgefunden! Widerliche Geldmaschinen ohne Gefühl und ohne eine Spur feineren Empfindens, — das ist das erste Resultat, zu dem das Kapital an seinen Besitzern und Beherrschern gelangte. Am frühesten, und außerdem am klassischsten, erweist dies die Physiognomie der englischen Bourgeoisie. Denn weil England am frühesten in Europa in die kapitalistische Produktionsweise eintrat, waren ihr dort auch am längsten keinerlei Schranken gezogen, und so konnte sich der spezifische Typus der Bourgeoisie in England auch am charakteristischsten entwickeln; hier begegnete man ihm denn auch lange Zeit in wahrer Reinkultur. Der erste Reifepunkt dieser völlig schrankenlosen Entwicklung war etwa um die Zeit von 1830—1840 erreicht. Hören wir, welches psychische und moralische Porträt einer der besten Kenner seiner Zeit, Thomas Carlyle, von der englischen Bourgeoisie entwirft. Er hat diesem Zweck eine längere Broschüre gewidmet, die 1843 unter dem Titel „Past and Present“ in London erschien. Es heißt dort unter anderm:

Kein Gott existiert mehr für uns; Gottes Gesetze sind ein Prinzip der größtmöglichen Glückseligkeit etc. . . .

Da aber die Stelle der alten Religion nicht ganz unbesetzt bleiben konnte, so haben wir ein neues Evangelium an ihrer Statt bekommen, ein Evangelium, das der Hohlheit und Inhaltslosigkeit des Zeitalters entspricht — das Evangelium des Mammon. Der christliche Himmel und die christliche Hölle sind, jener als zweifelhaft, diese als unsinnig aufgegeben — und ihr habt eine neue Hölle bekommen; die Hölle des modernen Englands ist das Bewußtsein, „nicht voranzukommen, kein Geld zu verdienen!“ — Wahrlich, mit unserm Mammonsevangeliem sind wir zu sonderbaren Folgerungen gekommen! Wir nennen es Gesellschaft, und doch richten wir überall die totalste Trennung und Isolierung ein. Unser Leben ist nicht gegenseitige Unterstützung, sondern gegenseitige Feindseligkeit, unter gewissen Kriegsgesetzen, „vernünftige Konkurrenz“ u. s. w. Wir haben durchaus vergessen, daß bare Zahlung nicht das einzige Band zwischen Mensch und Mensch ist. „Meine hungernden Arbeiter?“ sagt der reiche Fabrikant. „Hab ich sie nicht, wie recht und billig, im Markt gemietet? Hab ich ihnen nicht meine vertragsmäßige Schuldigkeit bei Heller und Pfennig bezahlt? Was hab ich sonst noch mit ihnen zu schaffen?“ Wahrlich, Mammonskultus ist ein trauriger Glaube! . . .

Selbst das Band zwischen ihm und seiner Frau ist nach Carlyle in neunundneunzig Fällen aus hundert nur „bare Zahlung“. Die elende Sklaverei, in der das Geld den Bourgeois hält, ist durch die Bourgeoisherrschaft selbst der Sprache aufgedrückt. Das Geld macht den Wert des Mannes aus; dieser Mann ist zehn tausend Pfund wert — he is worth ten thousand pounds —, das heißt: er besitzt sie. Wer Geld hat, ist „respectable“, gehört zur „besseren Sorte von Leuten“ (the better sorte of people), ist „einflußreich“ (influential), und was er tut, macht Epoche in seinem Kreise. Der Schachergeist geht durch die ganze Sprache, alle Verhältnisse werden in Handelsausdrücken dargestellt, in ökonomischen Kategorien erklärt. Nachfrage und Zufuhr, Begehr und Angebot, supply and demand, das sind in Carlyles Darstellung die Formeln, nach denen die Logik des Engländers das ganze menschliche Leben beurteilt. Besonders interessant sind auch die folgenden Stellen:



## Kühnheit

Anonymer französischer Kupferstich. Um 1810







48. Wütendes Fischweib. Farbige Lithographie von B. Grive. 1832

Es ist merkwürdig, wie sehr die höheren Klassen der Gesellschaft, so was der Engländer „respectable people“, „the better sort of people“ etc. nennt, in England geistig gesunken und erschlaft sind. Alle Energie, alle Tätigkeit, aller Inhalt sind dahin; der Landadel geht auf die Jagd, der Geldadel schreibt Hauptbücher, und wenn es hoch kommt, treibt er sich in einer ebenso leeren und schlaffen Literatur herum. Die politischen und religiösen Vorurteile erben sich von Generation zu Generation fort; man bekommt jetzt alles leicht gemacht und braucht sich gar nicht um Prinzipien mehr zu plagen wie in früheren Zeiten; sie fliegen einem jetzt schon in der Wiege fix und fertig zu, man weiß nicht woher. Was braucht man weiter? Man hat eine gute Erziehung genossen, d. h. man ist in der Schule mit den Römern und Griechen ohne Erfolg geplagt worden, im Übrigen ist man „respectabel“, d. h. man besitzt so und so viel Tausend Pfund und hat sich also um weiter gar nichts zu bemühen als um eine Frau, wenn man noch keine hat.

Und nun vollends der Popanz, den die Leute „Geist“ nennen! Wo soll in einem solchen Leben Geist herkommen, ja, wenn er käme, wo soll er ein Unterkommen finden bei ihnen? Da ist alles chinesisch festgesetzt und abgezirkelt — wehe dem, der die engen Grenzen überschreitet, wehe, dreimal wehe dem, der gegen ein altherwürdiges Vorurteil anstößt, neunmal wehe ihm, wenn dies Vorurteil ein religiöses ist. Da gibt es für alle Fragen nur zwei Antworten, eine Whigantwort und eine Toryantwort; und diese Antworten sind von den weisen Oberzeremonienmeistern beider Parteien längst vorgeschrieben; ihr habt gar keine Überlegung und Weitläufigkeiten nötig, es ist Alles fix und fertig. Dicky Cobden oder Lord John Russell hat das gesagt und Bobby Peel oder der „Herzog“ par excellence, nämlich der von Wellington, hat so gesagt, und dabei bleibt's . . .

Das öffentliche Vorurteil in den „gebildeten Kreisen“ ist aber entweder torystisch oder whigisch, höchstens radikal — und das selbst riecht schon nicht mehr ganz fein. Geht einmal unter gebildete Engländer und sagt, Ihr seid Chartisten oder Demokraten — man wird an eurem gesunden Verstande zweifeln und eure Gesellschaft fliehen. Oder erklärt, Ihr glaubtet nicht an die Gottheit Christi, und Ihr seid verraten und verkauft; gesteht vollends, daß Ihr Atheisten seid, und man tut am andern Tage, als kenne man Euch nicht. Und der unabhängige Engländer, wenn er, was



49–51. Die Frauenmoden von 1808–1813. Lithographie von Ad. Menut

selten genug vorkommt, wirklich einmal zu denken anfängt und die Fesseln des mit der Muttermilch eingesognen Vorurteils abschüttelt, selbst dann hat er nicht den Mut, seine Überzeugung frei herauszusprechen, selbst dann heuchelt er sich für die Öffentlichkeit eine wenigstens tolerierte Meinung an und ist nur zufrieden, wenn er unter vier Augen zuweilen mit einem Gleichgesinnten gerade aussprechen kann.

Derart klarblickende und unbarmherzige Beurteiler wie Carlyle hat die englische Bourgeoisie freilich nicht viele gefunden, aber immerhin ist er nicht der einzige geblieben. Aus der gleichen Zeit stammt die folgende, ebenso deutliche Charakteristik von Friedrich Engels, der damals als Kaufmann in Manchester tätig war:

„Mir ist nie eine so tief demoralisierte, eine so unheilbar durch den Eigennutz verderbte, innerlich zerfressene und für allen Fortschritt unfähig gemachte Klasse vorgekommen wie die englische Bourgeoisie – und hier meine ich vor allem die eigentliche Bourgeoisie, besonders die liberale, Korngesetzabschaffende. Für sie existiert nichts in der Welt, was nicht nur um des Geldes willen da wäre, sie selbst nicht ausgenommen, denn sie lebt für nichts, als um Geld zu verdienen, sie kennt keine Seeligkeit, als die des schnellen Erwerbs, keinen Schmerz außer dem Geldverlieren. Bei dieser Habsucht und Geldgier ist es nicht möglich, daß eine einzige menschliche Anschauung unbefleckt bleibe.“

Über die Heuchelei der englischen Bourgeoisie in religiösen Dingen schreibt Engels in den deutsch-französischen Jahrbüchern vom Jahre 1844:

Als Strauß' „Leben Jesu“ und sein Renommee über den Kanal kam, da wagte es kein „anständiger“ Mann, das Buch zu übersetzen, kein angesehener Buchhändler, es zu drucken. Endlich übersetzte es ein sozialistischer Lektürer – also ein Mann in einer der unfashionabelsten Lebensstellungen von der Welt, ein unbedeutender sozialistischer Buchdrucker druckte es in Heften, jedes zu einem Penny, und die Arbeiter von Manchester, Birmingham und London bildeten das einzige Publikum für Strauß in London.

Dieses in den vierziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts entworfene Bild der englischen Bourgeoisie war in den sechziger Jahren immer noch das gleiche, und es hat sich auch heute nicht wesentlich gemildert oder verbessert. Es ist heute nur etwas verschleierter.

Was aber das Wichtigste ist: alles was zur Charakteristik der englischen Bourgeoisie gesagt ist, gilt auch von der aller andern Länder mit moderner kapitalistischer Produktionsweise. Carlyle hat nichts anderes als das Charakterbild



der gesamten internationalen Bourgeoisie gezeichnet. Es gibt da keinen einzigen weißen Raben. Und diesen kann es auch nicht geben; denn diese Charaktereigenschaften wurzeln nicht in der etwa besonders gearteten englischen Seele, sondern sie sind die unvermeidliche Wirkung des kapitalistischen Profitmachens auf die Kapitalbesitzer. Und in derselben Reihenfolge, in der die verschiedenen Länder in die industrielle kapitalistische Produktionsweise eintraten, und je nach der Intensivität, in der diese Entwicklung gemäß den besonderen Bedingungen des betreffenden Landes vor sich ging, hat sich auch dieses spezielle bourgeoise Charakterbild bei den geldbesitzenden Klassen herausgebildet; in den länger handwerklich produzierenden Ländern — wie zum Beispiel Frankreich, Italien und Spanien — zuerst weniger typisch, dagegen in Ländern wie Amerika, wo die großindustrielle Entwicklung nicht erst mit alten Produktionsweisen aufzuräumen hatte, sondern völlig ungehemmt alle ihrem Wesen eigentümlichen Tendenzen entfalten konnte, dagegen um so typischer, und deshalb in um so krasseren Formen. In der amerikanischen Bourgeoisie sind die sämtlichen Züge des spezifischen bourgeoisen Wesens geradezu auf ihre ungeheuerlichste Spitze getrieben worden. Und so präsentiert sie sich dort auch heute noch: Jeder einzelne eine raffiniert konstruierte Rechenmaschine, bei der auf jede dekorative, das ist verschönernde Linie verzichtet ist.

Diesen besonderen Konsequenzen des Kapitalismus auf seine Besitzer entsprechen gleichartige auf den gesamten gesellschaftlichen Organismus, da die kapitalistische Produktionsweise ja zur Grundlage des gesamten Lebens geworden ist. Diese allgemeinen Konsequenzen sind: es ist alles zur Ware geworden, alles ist kapitalisiert worden, alles menschliche Tun und alle menschlichen Beziehungen. Fühlen und Denken, Liebe, Wissenschaft, Kunst, sie alle sind landauf, landab auf ihren Geldwert reduziert worden. Alle menschliche Würde wird einzig durch ihren Tauschwert bestimmt: das ist der Warencharakter einer Sache. Jede andere Anschauung der Dinge wird geradezu als komisch bewertet und erntet im besten Falle verächtliches Mitleid. Gewiß waren, seitdem das Geld in die Geschichte eingetreten ist, zu allen Zeiten ebenfalls die materiellen Interessen



52—54. Die Frauenmoden von 1823—1831. Lithographie von Ad. Menut





55. Der Morgen nach der Hochzeit. Lithographie von N. Maurin

bei jeder Sache mitbestimmend. Darin besteht ja seine revolutionäre Wirkung. Immer gab es Geldheiraten, und immer wollten selbst Kunst und Wissenschaft „verdienen“. Aber das Unterscheidende ist, daß das moderne kapitalistische Zeitalter gleichzeitig alles andere ausgeschaltet hat und den reinen Warencharakter zum einzigen Maßstab erhob: „Was kostet es?“ „Wieviel trägt es ein?“ „Rentiert es sich?“

Dieses generelle Wesen der Dinge zu verschleiern, versagten bis heutigen Tags alle Versuche, man kann es nur mit Gewalt übersehen, und nur die völlige Unwissenheit vermag es zu verkennen. So ist man denn längst auf den schlaunen Gedanken verfallen, es als „das Natürliche“ der Dinge zu proklamieren. Und



56. Die Neigungspartie. Lithographie von N. Maurin

das ist es in der Tat auch, es ist jedoch das Natürliche nur in einer auf der Basis der privatkapitalistischen Produktionsweise aufgebauten Gesellschaft. Und innerhalb dieser ist es auch vernünftig, denn es stützt ihr Lebensgesetz.

Der kapitalistischen Lebensphilosophie entsprechen ganz naturgemäß die ungeheuerlichsten Methoden der Kapitalansammlung, denn wo Herz und Gemüt ausgeschaltet sind, hat der Skrupel keinen Platz. Bei der Aufdeckung dieser Methoden muß man bis in die Zeiten der sogenannten ursprünglichen Akkumulation des modernen Kapitalismus zurückgreifen. Denn aus seinem Ursprung erhellt sich am deutlichsten das Wesen des Kapitalismus. Die Genesis des industriellen Kapitalisten ist in den beiden frühesten kapitalistischen Ländern, nämlich Holland



und England, der Sklavenhandel. Aus dem skrupellosesten Menschenraub, aus nichts edlerem ist der moderne Kapitalismus geboren. Der Profit, der bei diesem vornehmen Geschäft gemacht wurde, war so groß, daß man in beiden Ländern sehr bald es wagen durfte, alle christlichen Bedenken fallen zu lassen und offen über die erfolgreichsten Chancen des Menschenraubes und Sklavenhandels zu debattieren. Karl Marx schreibt im „Kapital“:

Mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktion während der Manufakturperiode hatte die öffentliche Meinung von Europa den letzten Rest von Schamgefühl und Gewissen eingebüßt. Die Nationen renommierten zynisch mit jeder Infamie, die ein Mittel zur Kapitalakkumulation. Man lese zum Beispiel die naiven Handelsannalen des Biedermanns Anderson. Hier wird es als Triumph englischer Staatsweisheit ausposaunt, daß England im Frieden von Utrecht den Spaniern durch den Asientovertrag das Privilegium abzwang, den Negerhandel, den es bisher nur zwischen Afrika und dem englischen Westindien betrieb, nun auch zwischen Afrika und dem spanischen Amerika betreiben zu dürfen. England erhielt das Recht, das spanische Amerika bis 1743 jährlich mit 4800 Negern zu versorgen. Dies gewährte zugleich einen offiziellen Deckmantel für den britischen Schmuggel. Liverpool wuchs groß auf der Basis des Sklavenhandels. Er bildet seine Methode der ursprünglichen Akkumulation. Und bis heutzutage blieb die Liverpools „Ehrbarkeit“ Pindar des Sklavenhandels, welcher „den kommerziellen Unternehmungsgeist bis zur Leidenschaft steigere, famose Seeleute bilde, und enormes Geld einbringe“. Liverpool beschäftigte 1730 im Sklavenhandel 15 Schiffe, 1751: 53, 1760: 74, 1770: 96 und 1792: 132.

Wo die Eingebornen den kapitalistischen Interessen im Wege waren und sich nicht zu Sklaven eigneten, wie zum Beispiel in Amerika, wurden sie einfach systematisch ausgerottet. An derselben Stelle teilt Marx die folgenden Methoden und Mordprämien mit:



Die Versuchung

57. Kupferstich nach Deveria. 1826

Die Behandlung der Eingebornen war natürlich am tollsten in den nur zum Exporthandel bestimmten Pflanzungen, wie Westindien, und in den dem Raubmord preisgegebenen reichen und dichtbevölkerten Ländern, wie Mexiko und Ostindien. Jedoch auch in den eigentlichen Kolonien verleugnete sich der christliche Charakter der ursprünglichen Akkumulation nicht. Jene nüchternen Virtuosen des Protestantismus, die Puritaner, setzten 1703 durch Beschlüsse ihrer Assembly eine Prämie von 40 Pfd. St. auf jedes indianische Skalp und jede gefangene Rothaut, 1720 eine Prämie von 100 Pfd. St. auf jedes Skalp, 1744, nachdem Massachussets-Bay einen gewissen Tribus zum Rebellen erklärt hatte, folgende Preise: für männliches Skalp, 12 Jahre und drüber, 100 Pfd. St. neuer Währung, für männliche Gefangene 105 Pfd. St., für gefangene Weiber und Kinder 55 Pfd. St., für Skalps von Weibern und Kindern 50 Pfd. St.

Das Geschäft war so gut, daß man es sich unter keinen Umständen verderben lassen durfte, und so spannte man zu seiner Propagierung für alle Fälle auch den lieben Herrgott ein.





58. Verliebte Träume. Englischer Kupferstich. Um 1830

Das britische Parlament erklärte in der Zeit der Blüte des Sklavenhandels kurzerhand Bluthunde und Skalpieren für „Mittel, welche Gott und die Natur in seine Hand gegeben“.

Es ist nicht mehr als logisch, daß eine Klasse, die aus solchen materiellen Untergründen erwachsen war und ihre stärksten Kräfte gesogen hatte, im eigenen Lande ebensowenig den alles umarmenden Menschenfreund mimen konnte. Und das fiel ihr auch gar nicht ein. Es war im Gegenteil ihr heißestes Bestreben, jene Praktiken, die sie in der neuen Welt sans phrase ausüben konnte, ebenfalls im eigenen Land, wenn auch verschleiert, zu exploitiern. Und nichts als verkappte Sklaverei ist denn auch das Los der europäischen Lohnarbeiter in den ersten Dezennien der industriellen Entwicklung.

Und es war der gefügigste Sklave, den sich die mit Riesenschritten vorwärtsschreitende Industrie zuerst erkor. Die „hands“, die der Kapitalismus als erste in ungezählten Scharen in seine Fabriken zwang, waren „Händchen“. Armselige kleine Kinderhändchen, die der zärtlichen Führung der Elternhand bedurften, — sie wurden statt in diese gelegt, daraus gerissen und vom keimenden Morgen bis in die tiefe Nacht an die Arbeit geschmiedet, an das Treibrad der Spinnmaschine, an den Tisch, hinter dem die Lumpen sortiert wurden, und so weiter; hartherziger als der schwarze Sklave an seine Kette. Das geschah natürlich nicht aus persönlicher Bosheit der einzelnen Fabrikanten, sondern es war die einfache Konsequenz

der Maschine, soweit sie Muskelkraft entbehrlich machte: „Sofern die Maschinerie Muskelkraft entbehrlich macht, wird sie zum Mittel, Arbeiter ohne Muskelkraft oder von unreifer Körperentwicklung, aber größerer Geschmeidigkeit der Glieder, anzuwenden. Weiber- und Kinderarbeit war daher das erste Wort der kapitalistischen Anwendung der Maschinerie“ (Marx).

Die charakteristischste Illustration dieser Tatsache liefert ebenfalls England; aber auch in diesem Fall nicht deshalb, weil andern Orts die Umwälzung und Entwicklung humaner vor sich gegangen wäre, sondern weil hier aus den schon geschilderten Ursachen die Entwicklung von vornherein am großartigsten verlief und infolgedessen hier das reichste Material für den Forscher zur Verfügung steht. Schon über die erste Zeit des industriellen Maschinenbetriebs in England haben wir charakteristische Schilderungen. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts berichtet John Fielden:

In Derbyshire, Nottinghamshire und besonders Lancashire wurde die jüngst erfundene Maschinerie angewandt in großen Fabriken, dicht bei Strömen, fähig das Wasserrad zu drehn. Tausende von Händen waren plötzlich nötig an diesen Plätzen, fern von den Städten; und Lancashire namentlich, bis zu jener Zeit vergleichsweise dünn bevölkert und unfruchtbar, bedurfte jetzt vor allem einer Population. Die kleinen und flinken Finger waren vor allen in Requisition. Sofort sprang die Gewohnheit auf, Lehrlinge (!) aus den verschiedenen Pfarrei-Workhouses von London, Birmingham und sonstwo zu beziehen. Tausende dieser kleinen hilflosen Kreaturen, vom 7. bis zum 13. oder 14. Jahr, wurden so nach dem Norden spedit. Es war bei den Meistern

(d. h. den Kinderdieben) üblich, die Lehrlinge zu kleiden, zu lehren und in einem Lehrlingshaus nah bei der Fabrik zu logieren. Aufseher wurden bestellt, um ihre Arbeit zu überwachen. Es war das Interesse dieser Sklaventreiber, die Kinder aufs Äußerste abzarbeiten, denn ihre Zahlung stand im Verhältnis zum Produktenquantum, das aus dem Kind erpreßt werden konnte. Grausamkeit war die natürliche Folge . . . In vielen Fabrikdistrikten, besonders Lancashires, wurden die herzerreißendsten Torturen verübt an diesen harmlosen und freundlichen Kreaturen, die den Fabrikherrn konsigniert waren. Sie wurden zu Tode gehetzt durch Arbeitsexzesse; sie wurden gepeitscht, gekettet und gefoltert mit dem ausgesuchtesten Raffinement von Grausamkeit; sie wurden in vielen Fällen bis auf die Knochen ausgehungert, während die Peitsche sie an der Arbeit hielt. Ja, in einigen Fällen wurden sie zum Selbstmord getrieben! . . . Die weltabgeschiedenen, schönen und romantischen Täler von Derbyshire, Nottinghamshire und Lancashire wurden grause Einöden von Tortur und — oft von Mord! . . . Die Profite der Fabrikanten waren enorm. Das wetzte nur ihren Wehrwolfsheißhunger. Sie begannen die Praxis der Nachtarbeit, das heißt nachdem sie eine Gruppe Hände durch das Tagwerk gelähmt, hielten sie eine andere Gruppe für das Nachtwerk bereit; die Tagesgruppen wanderte in die Betten, welche die Nachtgruppe grade verlassen hatte und umgekehrt. Es ist Volksüberlieferung in Lancashire, daß die Betten nie abkühlten.



*Un secret de polichinelle.*

59. Holzschnitt von Gavarni





### Die Wadenprobe

„Die deinigen sind nicht so stark . . .“

„Doch, doch . . . Du hast falsch gemessen.“

Farbige französische Lithographie von N. Maurin. 1832







60. Das Nachtsyl der Ärmsten. Holzschnitt von Honoré Daumier. 1840

In diesem einen Bericht ist schon alles bestätigt, was vorhin über die Charakteristik der Kinderarbeit als reine Sklavenarbeit gesagt ist. Und gleich wirklichen Sklaven wurden die Kinder auch eingehandelt. Die Fabrikanten wandten sich kurzerhand, teils direkt, teils durch Zwischenhändler an die Armenverwaltungen von London und Birmingham und ersuchten diese um Abtretung der in ihrer Obhut befindlichen Armenkinder. Und dieser Forderung wurde von den betreffenden Armenverwaltungen auch stets mit Vergnügen stattgegeben; dadurch wurde man doch auf die einfachste Weise des Unterhalts der Kinder ledig. Und wie eine willenlose Ware wanderten die hilflosen Geschöpfe hinfort von einer derart menschenfreundlichen Hand in die andere. Als Sir R. Peel im Jahre 1815 seine Bill zum Schutz der Kinder einbrachte, erklärte das Parlamentsmitglied F. Horner:

Es ist notorisch, daß mit den Effekten eines Banqueroutiers eine Bande, wenn er solchen Ausdruck brauchen dürfe, von Fabrikkindern zur Auktion öffentlich, als Teil des Eigentums, annonciert und losgeschlagen wurde. Vor zwei Jahren (1813) kam ein abscheulicher Fall vor die King's Bench. Es handelte sich um eine Anzahl Knaben. Eine Pfarrei von London hatte sie einem Fabrikanten übermacht, der übertrug sie wieder auf einen andern. Sie wurden schließlich von einigen Menschenfreunden in einem Zustand absoluter Hungersnot angetroffen. Ein andrer Fall, noch abscheulicher, sei zu seiner Kenntnis als Mitglied des parlamentarischen Untersuchungskomités gebracht worden. Vor nicht vielen Jahren schlossen eine londoner Pfarrei und ein Fabrikant von Lancashire einen Vertrag, wodurch stipuliert wurde, daß er auf je 20 gesunde Kinder einen Idioten mit in den Kauf zu nehmen habe.

In welchem ungeheuren Umfang die Kinder speziell in den Spinnereien verwendet wurden, belegt, daß man in Lancashire um 1788 neben 26000 Männern und 31000 Frauen nicht weniger als 35000 Kinder zählte, von denen ein sehr großer Teil weniger als zehn Jahre zählte. Der Kinder bediente man sich jedoch auch in andern Industrien in ähnlich großem Maße, so vor allem in der Stickerei und der gesamten Kurzwarenindustrie. Aber nicht nur in solchen, wo eine leichte Hand Bedingung war, die Kinderhände mußten sogar direkt die schweren Männerhände ersetzen. Noch im Jahre 1865 wandten die Metallwarenmanufakturen von



61. Galante farbige Lithographie von N. Maurin. 1832

Birmingham und Umgebung „größtenteils für sehr schwere Arbeit 30000 Kinder und junge Personen nebst 10000 Weibern an.“

In den Manufakturen, wo Hausindustrie herrschte, verbanden sich für die unglückseligen Geschöpfe mit einer ungeheuerlich langen Arbeitszeit — nicht selten von fünf Uhr morgens bis zehn Uhr abends — die grauenerregendsten sonstigen Nebenbedingungen. Aus der Spitzenindustrie, wo durchwegs Hausindustrie herrschte, hierfür nur zwei Belege. In dem Bericht der vom englischen Parlament eingesetzten Kommission über die Kinderarbeit vom Jahre 1864 heißt es unter anderm:

Es ist nichts ungewöhnliches in Nottingham, 14–20 Kinder in einem kleinen Zimmer von vielleicht nicht mehr als 20 Quadratfuß zusammen gepökelt zu finden, während 15 Stunden von 24 bei einer Arbeit, die, an sich schon erschöpfend durch Überdruß und Monotonie, zudem unter allen nur möglichen gesundheitszerstörenden Umständen ausgeübt werden mußte ... Selbst die jüngsten Kinder arbeiten mit einer gespannten Aufmerksamkeit und Geschwindigkeit, die erstaunlich sind, und gönnen fast niemals ihren Fingern Ruhe oder langsamere Bewegung. Richtet man Fragen an sie, so erheben sie das Auge nicht von der Arbeit, aus Furcht, einen Augenblick Zeit zu



verlieren. Der „lange Stock“ dient den „mistresses“ als Anregungsmittel im selben Maße häufiger, als die Arbeitszeit verlängert wird. „Die Kinder ermüden allmählich und werden so rastlos wie Vögel gegen das Ende ihrer langen Gebundenheit an eine Beschäftigung, eintönig, für die Augen angreifend, erschöpfend durch die Eintönigkeit der Körperhaltung. Es ist wahres Sklavenwerk.

Manche Manufakturherren beschäftigen 3000 solcher Hausarbeiter im Kindesalter. Das durchschnittliche Alter der Kinder war sechs Jahre. Aber man war nicht so hartherzig, den noch kleineren Kindern die Möglichkeit des Geldverdienens zu rauben. In demselben Kommissionsbericht heißt es an anderer Stelle:

In einer Spitzenschule 18 Mädchen und Meisterin, 35 Kubikfuß für jede Person; in einer andern, wo unerträglicher Gestank, 18 Personen, per Kopf  $24\frac{1}{2}$  Kubikfuß. Man findet in dieser Industrie Kinder von 2 und  $2\frac{1}{4}$  Jahren verwandt.

In der Phosphorhölzerindustrie waren überhaupt fast nur Kinder beschäftigt, und hier durchwegs solche im zartesten Alter.

Diese massenhafte Beschäftigung von Kindern und unter solch entsetzlichen Arbeitsbedingungen mußte einem Kindermorden gleichkommen. Und das ist auch das traurige Fazit. Die Kinderarbeit war bis weit in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts herein ein systematischer Kindermord. Auf Hunderttausende von Kinderleichen errichtete der Dampf seine Herrschaft über die Welt. Und die Arbeiter wußten dies. Es ist der düstere Ausdruck der Arbeiterstimmung, der in den 1844 entstandenen Strophen des Dichters Edward P. Mead in Birmingham über den „König Dampf“ zum Ausdruck kommt:

Ein König lebt, ein zorniger Fürst,  
Nicht des Dichters geträumtes Königs-  
bild,

Ein Tyrann, den der weiße Sklave  
kennt,

Und der Dampf ist der König wild.

Er hat einen Arm, einen eisernen  
Arm,

Und obgleich er nur Einen trägt;  
In dem Arme schafft eine Zauberkraft,  
Die Millionen schlägt.

Wie der Moloch grimm, sein Ahn,  
der einst

Im Thale Himmon saß,  
Ist Feuersgluth sein Eingeweid',  
Und Kinder sind sein Fraß.

Seine Priesterschar, der Menschheit  
bar,

Voll Blutdurst, Stolz und Wuth,  
Sie lenken — o Schand'! — seine  
Riesenhand,

Und zaubern Gold aus Blut.



62. Der Roman. Lithographie von Gavarni. 1835



63. Ein etwas zu früher Besuch. Lithographie von A. Deveria

Sie treten in Staub das Menschenrecht  
Für das schöne Gold, ihren Gott,  
Des Weibes Schmerz ist ihnen Scherz,  
Des Mannes Thrän ihr Spott.

Musik ist ihrem Ohr das Schrei'n  
Des Armen im Todeskampf;  
Skelette von Jungfrau und Knaben füll'n  
Die Höllen des König Dampf.

Die Höll'n auf Erd! sie verbreiten Tod,  
Seit der Dampf herrscht, rings im Reich,

Denn des Menschen Leib und Seele wird  
Gemordet drin zugleich.

Drum nieder den Dampf, den Moloch wild,  
Arbeitende Tausende, all',  
Bind't ihm die Hand, oder unser Land  
Bringt er über Nacht zu Fall!

Und seine Vögte grimm, die Mill-Lords stolz,  
Goldstrotzend und blutigrot,  
Stürzen muß sie des Volkes Zorn,  
Wie das Scheusal, ihren Gott!

Dass dies keine dichterische Übertreibung ist, erweist der Bericht der im Jahre 1840 vom englischen Parlament ernannten Kommission zur Untersuchung über Kinderarbeit. Der im Jahre 1842 erschienene Bericht entrollte nach den Worten N. W. Seniors „das furchtbarste Gemälde von Habsucht, Selbstsucht und Grausamkeit der Kapitalisten und Eltern, von Elend, Degradation und Zerstörung der Kinder und jungen Personen, das jemals das Auge der Welt schlug.“





64. Das Zubettegehen der Freundinnen. Lithographie von A. Deveria

Neben der Arbeitskraft des Kindes war, wie schon angedeutet, die der Frau am begehrtesten. Die Frau eignete sich nicht nur in besonderem Maße für verschiedene Industrien, sondern sie war infolge ihrer Lage stets ein viel gefügigerer Arbeiter wie der Mann. Die Frau war stets am abhängigsten; denn sie war, abgesehen von den mit dem Mann gleichartigen Gründen, meist noch außerdem mit ihren edelsten Gefühlen an die Maschine und die Fabrik gefesselt, nämlich mit denen der alles opfernden Mutterliebe. Hunderttausende Frauen wanderten tagaus tagein und oft stundenweit nach der Fabrik, nur um ihren Kindern, denen der Vater fehlte, oder dessen Verdienst zum satt essen für die Familie nicht ausreichte, das nötige Brot zu schaffen. Diese opfernde Liebe zwang sie dazu, selbst die schwersten und ihrem Geschlecht gefährlichsten Arbeiten zu übernehmen, es trieb sie mit schweren Steinlasten beladen die schwankenden Leitern der Gerüste an den Bauten empor, es trieb sie dazu, von der surrenden Nähmaschine und der stichelnden Nadel keine Sekunde aufzublicken, und es veranlaßte sie vor allem, die Arbeitszeit immer länger auszudehnen, immer gefügiger alle Demütigungen



des Brotgebers zu ertragen, — um nur nicht die Arbeit überhaupt zu verlieren. Ein Bericht über die Lage der englischen Modearbeiterinnen im Jahre 1842 lautet:

Während der fashionablen Saison, die etwa vier Monate im Jahre dauert, sind selbst in den besten Etablissements die Arbeitsstunden täglich fünfzehn, und wenn dringende Geschäfte vor- kommen, achtzehn; in den meisten Läden indeß wird während dieser Zeit ohne alle feste Zeit- bestimmung gearbeitet, so daß die Mädchen nie mehr als sechs, oft nur drei oder vier, ja zuweilen nur zwei Stunden in vierundzwanzig zur Ruhe und zum Schlaf frei haben, und neunzehn bis zweiundzwanzig Stunden gearbeitet wird, wenn sie nicht, was oft genug vorkommt, die ganze Nacht durcharbeiten müssen! Die einzige Grenze, die ihrer Arbeit gesetzt wird, ist die positive physische Unfähigkeit, die Nadel auch nur eine Minute länger zu führen. Es kommen Fälle vor, wo die hilflosen Geschöpfe neun Tage lang hintereinander nicht aus den Kleidern kamen, und nur ge- legentlich dann und wann ein par Augenblicke auf einer Matratze ausruhen konnten, wo man ihnen das Essen kleingeschnitten vorsetzte, damit sie es in der kürzestmöglichen Zeit verschlucken könnten; kurz, diese unglücklichen Mädchen werden durch die moralische Sklavenpeitsche — die Drohung der Entlassung — in einer so anhaltenden und unablässigen Arbeit erhalten, wie sie kein starker Mann, geschweige denn zarte Mädchen von 14 bis 20 Jahren ertragen können. Dazu die dumpfige Luft der Arbeitszimmer und ebenfalls der Schlafsäle, die gebückte Stellung, die oft schlechte, schwerverdauliche Kost u. s. w.

Die allgemeine Lage der englischen Nähterinnen charakterisiert die folgende Konstatierung:

Diese Nähterinnen leben gewöhnlich in kleinen Dachstübchen im größten Elende, wo sich ihrer so viele in einem Zimmer zusammendrängen, als der Raum nur eben erlaubt, und wo im Winter meist die animalische Wärme der Anwesenden das einzige Heizungsmittel ist. Dort sitzen sie über ihre Arbeit gebückt und nähen von morgens vier oder fünf bis Mitternacht, verwüsten ihre Gesundheit in ein paar Jahren und bringen sich in ein frühes Grab, ohne sich auch nur die allerdingendsten Bedürfnisse ver- schaffen zu können —

denn der Wochenverdienst dieser gequälten Geschöpfe beträgt ganze zweieinhalb bis drei Schillinge!

Schaffen! Schaffen! Schaffen!  
Bis das Hirn beginnt zu rollen!  
Schaffen — Schaffen — Schaffen,  
Bis die Augen springen wollen!  
Saum und Zwickel und Band,  
Band und Zwickel und Saum —  
Dann über den Knöpfen schlaf ich ein,  
Und nähe sie fort im Traum.

So klingen die düstern Rhythmen des damals entstandenen „Liedes vom Hemde“. Nicht einmal weinen darf die Näherin, denn die Tränen würden ja Faden und Nadel netzen, und dann vermag man nicht mehr damit zu nähen. In den zahlreichen andern Gewerben, in denen Frauen beschäftigt wurden, ist ihr Los nirgends besser, überall lasten auf ihren

Reflexion.



„Ich begreife gar nicht was die Männer haben. Des Morgens wasche ich mich eine ganze Stunde, dann freiere ich mich eine gute Stunde, dann kleide ich mich an, dazu brauche ich wieder mehr wie eine Stunde, dann reinige ich meine Zähne und Nägel wieder über eine Stunde, dann bringe ich alles wieder in Ordnung, was wieder über eine Stunde dauert. Nach Tische reinige ich meine Zähne und Hände wieder eine volle Stunde, dann übe ich mich zwei Stunden auf dem Klavier und doch kommt keiner zum Heirathen.“



66. Der Brief des Geliebten. Englischer Kupferstich. 1835

Schultern die quälendsten und gesundheitsmörderischsten Arbeitsbedingungen: die längste Arbeitszeit, die schlechteste Bezahlung, die erniedrigendste Behandlung. Aus diesen Gründen ist der an die Fabrik gebannten Frau auch dasselbe traurige Endschicksal beschieden wie den in der Industrie beschäftigten Kindern. Der König Dampf wurde seit seinem Herrschaftsantritt mit ebenso großen Hekatomben Frauenleibern wie Kinderleibern gespeist. Schwindsucht, typhöse Fieber und vor allem qualvolle Frauenleiden mähnten Millionen von Frauen in ein frühes Grab. Die neue Generation, die sie in ihrem Schoße trugen, wurde schon dort vom Elend gestempelt; denn die meisten Proletarierkinder hungerten schon im Mutterleibe. Frühgeburten kamen bei den allermeisten Frauen vor. Unzählige Frauen vermochten überhaupt nicht, ein Kind auszutragen, oder brachten regelmäßig tote geborene Kinder zur Welt. Von den lebendig geborenen aber starben nach einer Statistik von Manchester aus dem Jahre 1840 nicht weniger als siebenundfünfzig Prozent vor dem zurückgelegten dritten Lebensalter. Von diesen siebenundfünfzig Prozent starben aber wiederum zweidrittel schon im Säuglingsalter. Kein Wunder: Die armen Kindchen müssen zu Hause verkümmern, während die Milch der von der Not in die Fabrik gezwungenen Mütter nutzlos deren Brüsten entquillt. Lord Astley registriert bei einer Enquete unter anderen die folgenden Fälle:

M. G., 20 Jahre alt, hat zwei Kinder, das jüngste ein Säugling, das von dem andern etwas älteren verwahrt wird. Sie geht Morgens bald nach fünf Uhr in die Fabrik und kommt um acht Uhr Abends zurück; den Tag über fließt die Milch aus ihrer Brust, daß die Kleider triefen. — H. W. hat drei Kinder, geht um fünf Uhr Montags von Hause und kommt erst Sonnabend Abends um sieben wieder. Hat dann so viel für ihre Kinder zu besorgen, daß sie vor drei Uhr Morgens nicht zu Bett gehn kann. Oft förmlich bis auf die Haut vom Regen durchnäßt, und genötigt, in dieser Lage zu arbeiten. Die betreffende Arbeiterin erklärt wörtlich: „Meine Brüste haben mir





Parentbese.

57. Holzschnitt von Gavarni. 1841

die schrecklichsten Schmerzen gemacht, und ich bin tiefend naß von Milch gewesen.“

Eine furchtbare Ernte unter den Säuglingen hielten auch die Opiate. Die armen Mütter, die an die Nähmaschine gebannt waren, konnten sich ihren Säuglingen nicht widmen, also mußten diese durch Schlafmittel zur Ruhe gebracht werden; nun konnte die Maschine rasseln. Bei den Überlebenden waren infolge Vererbung und ungenügender Ernährung Skrophulose und Rhachitis typisch . . .

Sklaverei, Bluthunde, Skalpieren, Kinder- und Frauenmord — das ist die Genesis des modernen Kapitalismus. Doch damit ist sie noch lange nicht erschöpft. Die Freiheit, die das arbeitende Volk im bürgerlichen Staat erlangt hatte, war für alle in Wahrheit die Freiheit, ausgebeutet zu werden, seine Gleichheit, die Gleichheit des Hungers

und der Entbehrungen. Das Los des männlichen Arbeiters war ebenso hart und unerbittlich. Die Blutopfer, die er bringen muß, sind nicht weniger grauerregend. Die Maschinen, die seiner Kraft zur Bedienung bedürfen, zermalmen jährlich die Glieder von Hunderttausenden. Kein Krieg fordert so viele Opfer. Darum ist das gleiche Los für alle Not, Elend und Verzweiflung. Der oben zitierte parlamentarische Bericht über die Kinderarbeit spricht von der Grausamkeit der Eltern gegen ihre Kinder. Sie sind es nur deshalb, weil sie selbst am Hungertuche nagen; weil ihr eigener Verdienst nicht ausreicht und der der Kinder ein unentbehrlicher Zuschuß ist, auch wenn dieser täglich nur wenige Pfennige beträgt. Die Masse des Volkes verhungert neben den bergehoch getürmten Reichtümern der Besitzer der Produktionsmittel. Carlyle sagt in seiner schon einmal zitierten Schrift „Past and Present“:

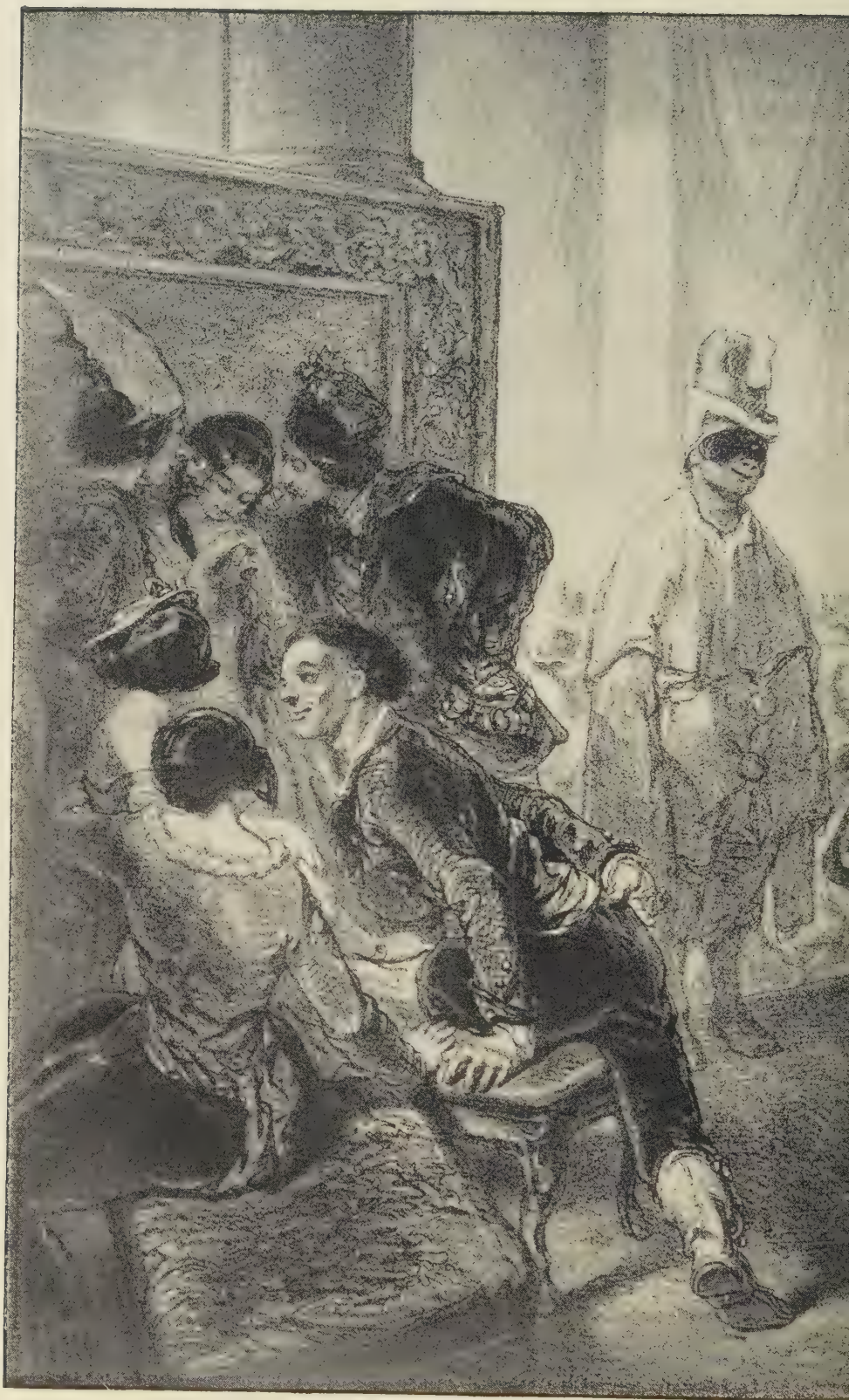
Die Lage Englands . . . gilt mit Recht für eine der drohendsten und überhaupt fremdartigsten, die je in der Welt gesehen wurden. England ist voller Reichtum aller Art, und doch stirbt England vor Hunger. Mit ewig gleicher Fülle blüht und grünt der Boden Englands, wogend mit goldenen Ernten, dicht besetzt mit Werkstätten, mit Handwerkszeug aller Art, mit fünfzehn Millionen Arbeitern, die die stärksten, klügsten und willigsten sein sollen, die unsere Erde je besaß; diese Männer sind hier; die Arbeit, die sie getan, die Frucht, die sie geschaffen haben, ist hier im Überfluß überall in üppigster Fülle — und siehe, welch unselig Gebot, wie eines Zauberers, ist ausgegangen und sagt: Rührt es nicht an, ihr Arbeiter, ihr arbeitenden Herren, ihr müssigen Herren; Euer keiner soll es anrühren, Euer keiner soll es genießen — dies ist bezauberte Frucht.

Und dies ergänzt Carlyle durch den folgenden Kommentar aus der Wirklichkeit:

Vor den Assisen zu Stockport (Cheshire) wurden eine Mutter und ein Vater angeklagt und schuldig befunden der Vergiftung dreier ihrer Kinder, um dadurch einen Begräbnißklub um drei







Der Maskenball. I

Lithographie





der großen Oper

845





Pfund acht Schillinge, zahlbar beim Tode jedes Kindes, zu betrügen, und die amtlichen Autoritäten, sagt man, deuten an, daß der Fall nicht der einzige ist, daß es vielleicht besser sei, dies nicht genauer zu untersuchen. — Solche Beispiele sind gleich dem höchsten Berggipfel, der am Horizont emportaucht — drunten liegt eine ganze Berggegend und noch nicht aufgetauchtes Land. — Eine menschliche Mutter, ein menschlicher Vater sagen untereinander: Was sollen wir thun, um dem Hungertode zu entgehen? Wir sind tief gesunken, hier in unserm dunkeln Keller, und Hülfe ist fern. — O, in Ugolino's Hungerturm geschehen ernste Dinge, der vielgeliebte kleine Godda ist todt hingefallen an des Vaters Knieen! — Die Stockporter Eltern denken und sagen: Unser armer kleiner hungriger Tom, der den ganzen Tag nach Brot schreit, der nur Uebles und nichts Gutes in dieser Welt sehen wird — wenn er mit einem Male aus der Noth käme — und wir andern vielleicht erhalten würden? Es ist gedacht, gesagt, zuletzt getan. Und nun Tom tot ist und alles ausgegeben und verzehrt, kommt jetzt der arme kleine hungrige Jack an die Reihe, oder der arme kleine hungrige Will? — O was für eine Überlegung der Wege und Mittel, das! — In belagerten Städten, in dem äußersten Ruin des unter dem Zorn Gottes gefall'nen Jerusalems, war geweissagt worden: die Hände der elenden Weiber haben ihre eigenen Kinder sich zur Speise bereitet. Die düstre Phantasie des Hebräers konnte keinen schwärzern Schlund des Elends sich vorstellen, das war das Letzte des entwürdigten, gottverfluchten Menschen — und wir hier im modernen England, in der Fülle des Reichtums — kommen wir dahin? Wie geht das zu? Woher kommt das, weshalb muß dem so sein?

Dies geschah 1841. Ich mag hinzufügen, daß vor fünf Monaten in Liverpool Betty Eules aus Bolton gefangen wurde, die drei eigene und zwei Stiefkinder aus derselben Veranlassung vergiftet hatte.

Die zuverlässigste Kontrolle über die Gesamtlage der arbeitenden Klassen ergibt stets die Nachprüfung der Wohnungsverhältnisse. Denn diese bessern sich zuerst, wenn das Einkommen des Arbeiters steigt und die Dauer der Arbeitszeit ihm noch mehr Zeit übrig läßt, als er für den notdürftigsten Schlaf braucht. Die Wohnungsverhältnisse verschlechtern sich andererseits stets im selben Maße, in dem sich die Gesamtlage des Arbeiters verschlechtert. An der Wohnung spart der Proletarier zuerst, weil er glaubt, hier noch am ehesten sparen zu können. Wenn ihm nichts gehört als eine kurze Nacht, wenn ihm keine Zeit zu einem Familienleben bleibt, begnügt er sich für die Nachtruhe unter Umständen mit einem Loch. Und mit nicht mehr als einem elenden Loch als



Das Los der Proletarierin

68. Holzschnitt von Daumier

### Grund genug.



„Wem gehört denn dieses hübsche, kleine Mädchen?“ — „Mir, mein Fräulein.“ — „Aber es scheint mir, daß Sie dennoch nicht verheirathet sind?“ — „Nein . . . aber ich bin vom Theater.“

69. Fliegende Blätter



Acht Audienz

Der Minister. Meine liebe Freundin! Wie ich schon bemerkt habe, Sie Gemach schenken Ihnen. Es freut mich von der Gelegenheit geboten zu haben Ihnen mehr freundlicher Begegnung beizubringen zu können, und ich habe mir vor, Ihnen meine das Aufstellungsbüro selbst zu überbringen, und werde mir, wenn Sie es erlauben, öfters das Vergnügen haben, in Ihrem Hause eine theilnehmende Teilnahme von der Bildung unserer schweren Stellung zu finden. Wie auf Wiedersehen, meine liebe Freundin

Aus: Das Audienzzimmer des Ministers

70. Acht Holzschnitte aus dem Verlag von J. J. Weber, Leipzig, 1845

Wohnungsverhältnisse der Bergarbeiter von Northumberland und so weiter. Die denkbar plastischste Vorstellung von den herrschenden Wohnungsverhältnissen verschafft uns jedoch die Liste des Agenten einer Arbeiterversicherungsgesellschaft zu Bradford. Nach dessen Feststellungen kumpierten, — denn wohnen kann man hier nicht mehr sagen, — in den verschiedensten Straßen in sechs Zimmern je zehn und elf Personen, in einem Zimmer zwölf Personen, in drei Zimmern je dreizehn, in ebensoviel je sechzehn und in zwei Zimmern sogar siebzehn, respektive achtzehn Personen. Aber auch das ist noch nicht einmal das Schlimmste. Von dem unermesslichen Heer des in allen Städten existierenden Lumpenproletariats besitzt auch heute noch ein großer Teil überhaupt kein Nachtquartier, sondern muß auf Lagerplätzen, in leeren Fässern und Kisten oder unter Brücken nächtigen. In dem 1910 von Iwan Bloch herausgegebenen Werke von C. B. de Quiros „Verbrechertum und Prostitution in Madrid“ wird das Leben der sogenannten Golfas, das ist der Straßenjungen, wie folgt geschildert:

„Wohnungen“ mußten sich viele Jahrzehnte lang Millionen von Arbeitern begnügen, und erst in den letzten Jahren haben sich die Verhältnisse in dieser Beziehung gebessert. Der englische Arzt Dr. Hunter hat im Jahre 1866 eine umfangreiche Wohnungs-enquete unternommen. Darin heißt es unter anderem über London:

Zwei Punkte sind sicher: erstens, daß es ungefähr 20 große Kolonien in London gibt, jede ungefähr 10000 Personen stark, deren elende Lage alles übersteigt, was jemals anderswo als in England gesehen worden ist, und sie ist fast ganz das Resultat ihrer schlechten Hausakkommodation; und zweitens, daß der überfüllte und verfallene Zustand der Häuser dieser Kolonien viel schlechter ist als 20 Jahre zuvor.

Und an anderer Stelle:

Es ist nicht zu viel, wenn man sagt, daß das Leben in vielen Teilen von London und Newcastle höllisch ist

Daß das Leben aber auch anderswo für die arbeitende Bevölkerung nicht erträglicher war, erweist derselbe Verfasser durch seine Schilderung der



Sie leben in der Stadt, wie die Urmenschen auf der Erde lebten, von der natürlichen Ernte und rauben alles, was am Boden liegt. Oft ist dieser Raub leicht, wie beim Sammeln von Kohlköpfen, oft aber gefährlich, wie beim Stehlen der Granatenzünder und Kartätschensplitter auf dem Schießplatz, wo der Tod lauert und sie tötet. Gelegentlich fischen sie oder jagen Eidechsen auf dem Lande oder Ratten und Mäuse in der Stadt und bereiten daraus ihre Mahlzeit, sei es auf dem Felde selbst oder in ihren Schlupfwinkeln in den Vierteln der Stadt. Die Glücklicheren flüchten sich in die Herbergen und Schlafstellen, in „die Hotels des Gesindels“, wie jemand sie nennt, andere suchen Zufluchtsstätten und Nachtsyle auf, und wer zu spät kommt, nimmt mit einem Platz in einer Ziegelei, in einem warmen Dunghaufen fürlieb oder nächtigt in Höhlen, wie wirkliche Troglodyten, oder auch in der Stadt in den Winkeln einsamer Gegenden, in Torwegen und hinter Türpfosten, wo sie nicht schlafen, sondern nur eine Reihe schlaftrunkener Momente verbringen, jeden Augenblick durch die Nachtpolizei aufgestört, die kein Mitleid kennt.

Des Winters fanden diese Ärmsten der Armen ehemals Unterschlupf in Häusern, deren Schlafgelegenheiten derselbe Verfasser wie folgt beschreibt:

Es gab früher in diesen Vierteln, in der alten Straße de la Comadre, heute Straße del Ampare genannt, ein verrufenes Schlafhaus. Die Kunden nannten es „piltra del tio largo“ (Bordell zum dicken Onkel) oder auch „Gasthaus zum Strick“. Wir haben Leute gesprochen, die dort verkehrten. In einem Zimmer war ein starker Strick ausgespannt, auf welchem die Kunden beim Schlafen ihren Kopf ruhen ließen; dieser Strick vertrat zugleich die Rolle des Hausdieners, denn wenn der dicke Onkel sah, daß seine Kunden sich nicht zum Aufstehen bequemen wollten, so löste er den Strick an der einen Wand und ließ die Schläfer unsanft auf den Boden fallen, wobei er ausrief: „Auf, bei Gott, auf!“



Der Windstoß: Honni soit qui mal y voit!...

71. Farbige Lithographie nach einem Bilde von Gueard

9\*



72. Sie wartet! Lithographie von A. Deveria

Solche „Schlafgelegenheiten“ gab es aber nicht nur in Spanien, sondern bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in zahlreichen großen Industriestädten Englands und Frankreichs. Eine deutliche Vorstellung dieser Einrichtung in Paris gibt uns eine Zeichnung von Daumier vom Jahre 1840 (Bild 60).

War in den regulären Zeiten das Leben der großen Masse des Proletariats oft nichts anderes als ein langsamer Hungertod, so wurde in den Zeiten der Krise, und solche sind das Fatum der kapitalistischen Produktionsweise, für Tausende und Abertausende von Proletariern geradezu der direkte Hungertod das unabwendbare Geschick, vor dem es kein Entrinnen gab. Der faktische Hungertod war jahrzentelang tatsächlich eine typische Erscheinung in den englischen Industriestädten. Wenn die Arbeiter in solchen Zeiten den Mut fanden, ihr Elend protestierend auf die Straße zu führen, wie z. B. im Jahre 1866 bei der ungeheuren Baumwollkrise, dann kam diese Massentragödie zwar nicht in ihren Ursachen, wohl aber in ihrer Tatsächlichkeit auch der Allgemeinheit schauernd zum Bewußtsein. Im Anschluß an die Demonstration der arbeitslosen und hungernden Arbeiter am 4. April 1866 berichtete am andern Tage der Standard:

Ein entsetzliches Schauspiel entrollte sich gestern in einem Teil der Metropole. Obgleich die arbeitslosen Tausende des Ostends mit schwarzen Flaggen nicht in Masse paradierten, war der Menschenstrom imposant genug. Erinnern wir uns, was diese Bevölkerung leidet. Sie stirbt vor Hunger. Das ist die einfache und furchtbare Tatsache. Es sind ihrer 40000 . . . In unserer Gegen-



wart, in einem Viertel dieser wundervollen Metropole, dicht neben der enormsten Akkumulation von Reichtum, welche die Welt je sah, 40000 Menschen hilflos verhungern! Diese Tausende brechen jetzt ein in die andern Viertel; sie, in allen Zeiten halbverhungert, schreien uns ihr Weh ins Ohr, sie schreien es zum Himmel, sie erzählen uns von ihren elendgeschlagenen Wohnungen, daß es unmöglich für sie, Arbeit zu finden, und nutzlos, zu betteln. Die lokalen Armensteuerpflichtigen sind durch die Forderungen der Pfarreien selbst an den Rand des Pauperismus getrieben.

In den Zeiten der Krise war für Hunderttausende das Arbeitshaus (workhouse) meist die einzige Rettung vor dem direkten Hungertod. Und diese „Rettung“, die die christliche Mildtätigkeit den hungernden Massen bot, bestand in einem Stück Brot und zirka 6 Pfennigen pro Tag, wofür aber noch Werg gepflügt oder Steine geklopft werden mußten. Über den Andrang zu diesen Arbeitshäusern und deren Überfüllung in der großen Baumwollkrise vom Jahre 1866/67 heißt es in dem ausführlichen Bericht eines Korrespondenten des Morning Star vom Januar 1867 u. a.:

„Ich hatte große Mühe, zum Thor des Workhouse von Poplar vorzudringen, denn es war belagert von einem ausgehungerten Haufen. Er wartete auf Brotbillets, aber die Zeit zur Verteilung war noch nicht gekommen.“

Über die Überfüllung der einzelnen Abteilungen des Arbeitshauses heißt es:

In einem andern Teil des Hofes stand ein rhachitisches kleines Holzhaus. Beim Öffnen der Thür fanden wir es gefüllt mit Männern, Schulter an Schulter gedrängt, um einander warm zu halten. Sie zupften Schiffstau und stritten miteinander, wer von ihnen mit einem Minimum von Nahrung am längsten arbeiten könne, denn Ausdauer war der point d'honneur. In diesem einen Workhouse allein erhielten 7000 Unterstützung, darunter viele Hunderte, die 6 oder 8 Monate zuvor die höchsten Löhne geschickter Arbeit in diesem Land verdienten. Ihre Zahl wäre doppelt so groß gewesen, gäbe es nicht so viele, die auch nach der Erschöpfung ihrer letzten Geldmittel sich noch vor der Zuspätnahme bei der Pfarrei scheuen, so lange sie noch irgend etwas zu versetzen haben.

Wie es in den Wohnungen der arbeitslosen Arbeiter aussah, schildert der betreffende Berichterstatter ebenfalls. Aus einer Reihe Skizzen sind dies die beiden kürzesten:

Unsere folgende Visite war bei der Frau eines Irländers, der an den Schiffswerften gearbeitet hatte. Wir fanden sie krank vor Nahrungsmangel, in ihren Kleidern auf eine Matratze gestreckt, knapp bedeckt mit einem Stück Teppich, denn alles Bettzeug war im Pfandhaus. Die elenden Kinder warteten sie und sahen dabei aus, als bedürften sie selbst der mütterlichen Pflege. Neunzehn Wochen erzwungenen Müßiggangs hatten sie so weit heruntergebracht, und während sie die Geschichte der bitteren Vergangenheit erzählte, stöhnte sie, als ob alle Hoffnung auf eine bessere Zukunft verloren wäre... Beim Austritt aus dem Hause rannte ein junger Mann auf uns zu und bat uns, in sein Haus zu gehn und zu sehn, ob irgend etwas für ihn geschehen könne. Ein junges Weib, zwei hübsche Kinder, ein Haufen von Pfandzetteln und ein ganz kahles Zimmer war alles was er zu zeigen hatte.



73. Die Löwin. Holzschnitt von Gavarni





Wünscht der gnädige Herr, das Bett gewärmt zu haben?

74. Farbige Lithographie von Linder. 1854

Daß aber diese grausige Form des Massenelends, die in den Zeiten der Krise alle Arbeiterschichten umspannte, bei gewissen Kategorien jahrzehntelang permanent war, und zwar vor allem bei den Heimarbeitern, und daß gerade das Heimarbeiterelend trotz aller humanitären Phrasen bis in unsere Zeit herein fort-dauert, — das mußte selbst die englische Regierung zugeben. Das englische Oberhaus war gezwungen, die Ergebnisse seiner um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts veranstalteten Enquete über das sogenannte Schwitzsystem wie folgt zusammenfassen:

Man kann kaum diese Übel übertrieben! Der Verdienst der untersten Arbeiterschichten reicht kaum hin, um das Leben nur noch zu fristen. Die Arbeitszeiten sind so lang, um das Leben der Arbeiter zu einer beinahe unaufhörlichen Mühe zu machen, die hart und oft ungesund ist. Die gesundheitlichen Verhältnisse sind nicht allein für die Arbeiter schädlich, sondern auch für die Öffentlichkeit gefährlich, namentlich im Schneidergewerbe, da ansteckende Krankheiten durch den Verkauf von Kleidungsstücken verbreitet werden, welche in verseuchten Werkstätten hergestellt



An der falschen Türe: Oh, das sein nicht meine Frau!

75. Farbige Lithographie von Linder. 1854

werden. Wir machen diese Bemerkungen in voller Überzeugung ihrer Wahrheit, und wir fühlen uns verpflichtet, unsere Bewunderung über den Mut auszusprechen, mit welchem die Dulder ihr Schicksal tragen, ohne Mitleid durch Übertreibung erregen zu wollen.

Die bis jetzt zitierten Tatsachen und Dokumente über die Errungenschaften des arbeitenden Volkes im Zeitalter der industriellen Umwälzung und Entwicklung haben wir, wie schon oben gesagt ist, deshalb der Geschichte Englands entnommen, weil dies am frühesten das typische Land der modernen kapitalistischen Entwicklung wurde, nicht aber weil die kapitalistische Entwicklung anderer Länder nicht ebenfalls derartige Erscheinungen zeitigte: das darin vorangeschrittene Land zeigte den zurückgebliebenen durchwegs nur ihre eigene Zukunft. Pharisäerhafter Chauvinismus tut also überall gut, sich sehr zu bescheiden. Einige wenige Beispiele, die die Lage der deutschen Arbeiter illustrieren, mögen dies überdies erhärten. Und hier wählen wir mit Absicht Dokumente aus der neuesten



Zeit. In einer Statistik der neunziger Jahre des verfloßenen Jahrhunderts wurde festgestellt, daß in Wien „unter je hundert Schneidern zweiundsiebzig an Erkrankung der Lunge starben“. In einem Bericht der berliner Wäschearbeiterinnen aus derselben Zeit heißt es neben zahlreichen gleichartigen Mitteilungen:

Eine Kollegin teilt mit, daß sie früher auf Maschinen Damenjackets genäht habe, daß sie aber dadurch krank geworden sei, so daß sie jetzt Handknopflöcher in Oberhemden mache, wobei sie für das Dutzend Knopflöcher 15 Pf. erhalte. Ihr Wochenverdienst ist je nach der Stärke der ihr werdenden Aufträge 3–4 M.

Der ehemalige Pastor Paul Göhre hat im Jahre 1906 eine Broschüre über die von ihm untersuchten Verhältnisse bei den Heimarbeitern im Erzgebirge veröffentlicht. Daraus erfährt man über das Einkommen einer Heimarbeiterfamilie die folgenden genauen Zahlen: Die Spielwarenmacher verdienen pro Jahr — die ganze Familie zusammen: Mann, Frau und durchschnittlich zwei bis drei Kinder! — dreihundertundfünfzig bis höchstens vierhundert Mark; die Weber und Wirker vierhundert bis höchstens vierhundertundfünfzig Mark; die Nagelmacher vierhundertundfünfzig bis höchstens fünfhundert Mark. Hier sei eingeschaltet, daß sechsundfünfzig Prozent der preußischen Bevölkerung ein Einkommen unter neunhundert Mark haben. Über das „Leben“, das die erzgebirglerischen Heimarbeiter zu führen gezwungen sind, sagt Göhre:

Not, nichts wie Not, Not jahraus jahrein, ist für diese arme, unglückliche Bevölkerung die natürliche Folge ihrer elenden Erwerbs- und Einkommensverhältnisse. 350–400 Mk. im Jahr, das sind eine Mark und sieben Pfennige auf den Tag. Wohlgemerkt, für die ganze oft mehr als fünfköpfige Familie! Oft kommen nicht mehr als 20–30 Pf. auf jeden Kopf der Familie. Und davon muß Wohnung, Kleidung, Heizung, Licht und vor allem die gesamte Ernährung bezahlt werden! Wer das nicht selbst mit angesehen hat, glaubt es einfach nicht, hält das für ganz unausführbar. Dennoch muß das Kunststück geleistet werden. Aber keiner frage, wie. Nur bei den aller-

erbärmlichsten Nahrungsmitteln ist das möglich. Die hauptsächlichsten von ihnen sind Brot, Leinöl (nicht Margarine, die schon viel zu teuer ist, erst recht natürlich nicht Butter), Kaffee (selbstverständlich Zichorienkaffee, keine arabische Marke), endlich Kartoffeln. Diese Kartoffeln sind die Hauptnahrung. Schon zum ersten Frühstück kommen sie auf den Tisch, mittags und abends dürfen sie niemals fehlen. Die Hauptkochkunst der erzgebirgischen Spielwarenmacherfrauen besteht wohl darin, mit nie ermüdender Findigkeit immer neue Arten von Kartoffelspeisen auf den Tisch zu bringen, und so die Kartoffeln dem doch so bescheidenen Magen ihrer Lieben immer wieder schmackhaft, angenehm und erträglich zu machen. An Fleisch ist nur ausnahmsweise einmal zu denken, und dann natürlich nur in sehr knappen Portionen; auch wird darunter Pferdefleisch nie verschmäht. Die einzige Fleischspeise, die man sich öfter leistet, ist der Hering; er läßt sich deshalb auch gern den Karpfen des Erzgebirges nennen.



Der Kellner „comme il faut“

76. Holzschnitt von Bertall

In erschütternden Worten bestätigt diese Schilderung ein armer Hausweber







Die Freu

Farbige französische Lithographie



aufs

le von Cottin. Um 1840







77. Der Hahn im Korb (in der Vorstadt). Lithographie von G. Doré. 1851

in einer Versammlung, in der Pastor Göhre sprach. Der betreffende Weber erzählte:

„Wir, Eltern wie Kinder, haben tatsächlich beinahe nur das an Kleidung, was wir auf dem Leibe haben. Neulich pochte eine Hausiererin mit Leib- und Bettwäsche und anderem ähnlichen Zeug an unsere Stubentür. Sie bot uns alles an, ging mit den Preisen immer weiter herunter. Wir, meine Frau und ich, schüttelten nur von der Arbeit her den Kopf. „Ja, brauchen Sie denn gar nichts?“ rief sie schließlich ganz unwirsch. „Ach, brauchen, brauchen – brauchen tun wir hunderterlei, meine Gute,“ rief da meine Frau dazwischen. „Wir brauchen Hemden, Hosen, Röcke, Strümpfe, Handtücher, Bettzeug, alles, alles – aber wir haben keinen Pfennig, es zu kaufen!“

Man übersehe also nicht: die vorhin genannten Summen wurden von den erzgebirglerischen Heimarbeitern nicht etwa vor sechzig Jahren verdient, als des Volkes Wut das Lied dichtete: „die Herren Zwanziger die Henker sind,“ sondern heute. Heute noch ist für Tausende von Heimarbeiterfamilien ein Stück Pferdewurst eine Delikatesse!

Die Wohnungsverhältnisse der Arbeiterbevölkerung der Großstädte mögen die folgenden Zahlen über Berlin illustrieren. Von den rund 757000 Wohnungen, die das statistische Amt im Jahre 1910 feststellte, bestanden 218000 aus zwei Zimmern und Küche, 253000 aus einem Zimmer und Küche, 40000 aus einem Zimmer und 5000 aus einer Küche allein. Also 45000 Berliner Familien müssen

sich heute noch mit einem einzigen Raume begnügen, der allen Zwecken zugleich dient! Da aber eine Familie im Durchschnitt aus fünf Köpfen besteht, so sind selbst die Wohnungen von zwei Zimmern und Küche noch absolut ungenügend. Mit anderen Worten: mehr als zwei Drittel der Berliner Bevölkerung (515000 Haushaltungen von 757000) lebt heute noch menschenunwürdig. Wie es in einer Proletarierwohnung aussieht, möge die folgende Schilderung von G. Sabbath „Einige Bilder über die Hamburger Konfektion“ in der Fachzeitung der Schneider vom 24. Oktober 1896 charakterisieren. Sabbath schreibt:

In einem Hofe in der Niedernstraße wohnt ein Arbeiter, welcher für eines der ersten Detailgeschäfte arbeitet. Will man die Wohnung desselben erreichen, so muß man zunächst einen schmalen, halbdunklen, zirka 10 Meter langen Gang durch das Vorderhaus passieren; derselbe ist am Eingang von der Straße 1 Meter, in der Mitte 86 Zentimeter breit. Von hier kommt man in einen kleinen Hof und so in die berühmten Hamburger Hinterhäuser. Eine schmale steile Treppe führt zu der in der ersten Etage gelegenen Wohnung, die Treppe ist so steil, daß man beim Besteigen derselben vorsichtig sein muß, um nicht mit den Kniescheiben gegen die Stufen zu stoßen. Noch gefährlicher aber ist das Absteigen derselben. Nach Angabe des Arbeiters seien sie es nachgerade gewöhnt, daß die Kinder die Treppe hinunterfallen. Beim Eintritt in die Wohnung bot sich uns ein Bild des Elends dar. Die Einrichtung war die ärmlichste, welche man sich nur denken konnte; wohl bestand diese Wohnung aus drei Räumen, welche man uns als Zimmer bezeichnete. Das Zimmer, welches zur Werkstatt diente, wurde vom Arbeitstisch, welcher nicht allzugroß war, der Maschine und einem Schrank soweit ausgefüllt, daß in dem noch freibleibenden Raum zwei Menschen kaum nebeneinander vorbei konnten. In dem sogenannten Wohnzimmer stand ein altes Sopha, welches gleichzeitig zum Schlafen benutzt wurde, eine Kommode, ein Tisch und ein paar Stühle, für mehr war kein Platz vorhanden. Das dritte „Zimmer“ hatte gar keine Fenster, war vollständig dunkel, erhielt Luft und Licht aus dem Nebenzimmer und diente zum Schlafen, außerdem war dieser Raum so klein, daß ihn zwei Betten vollständig ausfüllten. Im übrigen war die ganze Wohnung so niedrig, daß ein mittelgroßer Mann mit Leichtigkeit an die Decke reichen konnte. Die Familie, welche diese Wohnung ihr eigen nannte, bestand aus 6 Köpfen, Mann, Frau und 4 Kindern. Wie schön nimmt sich eine dreizimmerige Wohnung im ersten Stocke in der Statistik aus! Aber auch hier ist nicht alles Gold, was glänzt.



Lacrimae Christi. Aus der Folge: „Die Weine“

78. Farbige berliner Lithographie

Wenn nun trotzdem gesagt werden kann, daß die wirtschaftliche Lage der Arbeiter sich unter dem Druck ihrer Organisationen allmählich überall wesentlich gegenüber den Kindheitstagen der industriellen Entwicklung gebessert hat, so ist andererseits hinzuzufügen, daß Länder wie Spanien und Italien, die jetzt erst in die Linie der modernen Warenproduktion einrücken, noch ganz die ursprünglichen entsetzlichen Formen der Massen-





Der Besuch des Courmachers zu ungelegener Zeit

79. Farbige Lithographie nach einem Bilde von Vallet. 1853

armut aufweisen. In Spanien kampieren zum Beispiel heute noch jahraus jahrein viele Tausende in Höhlenwohnungen, das ist in Wohnungen, die sich die Ärmsten der Armen mit einem Stück Eisen aus dem weichen Sand und den Kiesellagern der die Städte umgebenden Hügel und Berge ausgehöhlt haben. Solche Höhlenwohnungen trifft man in größtem Maßstabe in Madrid, aber auch vielfach anderswärts. Bernaldo de Quirós schildert in seinem schon oben zitierten Buche die Anlage, den „Luxus“ und die den Bewohnern der Höhlenwohnungen drohenden Gefahren in folgender Weise:

Der Hauptplatz der Höhlenbewohner Madrids liegt heute in der Matane del Principe Poi, an dem Abhang, den der menschenleere und wüste Paseo del Rey bis zur Anhöhe des Areneros begrenzt. Dort hat eine Menge umherschweifender, heimatloser Gesellen, jugendlicher Golfos, Vagabunden, Bettler und Prostituierten die Oberfläche des Berges unterminiert, um sich ihre Höhlen zu bauen. Es gibt zwei Arten von Höhlenbauten, die Schlafstelle und die eigentliche Höhle. Von diesen haben einige einen solchen Umfang, daß sie ein Dutzend Menschen und mehr beherbergen können. Zu ihrer Herstellung haben sich die Golfos geduldig eines Löffels oder eines Blechstückes bedient. Sie betrachten eine der Höhlen als ein Meisterwerk ihrer Ingenieurkunst, die, von der Mauer des Viertels beginnend, eine ganze Korporalschaft in sich aufnehmen kann. Es gibt aber auch viele Höhlen, die von Menschenhänden oder Naturgewalten wieder zerstört sind.

Die Golfos hüten und pflegen diese Höhlen wie ein Hirt seine Herde. Vor nicht langer

10\*

Zeit führte ein wüster Mensch eine Art von Schreckensherrschaft, ein professioneller Raufbold, der jetzt seine Strafe verbüßt.

Im Innern der Höhle findet man etwas von allem, was zum Leben nötig ist. Da sind Matten für den Winter, jederzeit Küchengeschirr und, in den Schichten und Erdspalten, Drucksachen, lose Blätter, Kupferstiche populärer Novellen, speziell über das Bandenleben. Wir fanden die Sammlung „Die Banditen der Königin“ von Conde und Salazar und „Jose Maria el Tempranillo“ von Fernandez und Gonzalez. Dieser Tatsache darf man jedoch nur geringen Wert beilegen, denn auch das gewöhnliche Volk liest mit Vorliebe diese Bücher. Vor dem Eingang der Höhle steht der Herd. Hier wird gekocht, das Küchengerät gesäubert und Toilette gemacht.

Zwei große Gefahren bedrohen das Leben der Höhlenbewohner: Erdrutsch und Überschwemmung. Man denkt mit Entsetzen an den Tod der „Königin der Golfos“, der durch einen Erdrutsch an den Abhängen in der Nähe des Gefängnisses Modelo erfolgte. Bei den gewaltigen Regengüssen betäubt die Gefahr selbst die Mutigsten. Richtige Wildbäche stürzen sich von den Gipfeln der Berge, alle Löcher füllend, und eine Rettung ist nur dadurch möglich, daß man sich hinabrollen läßt. Doch das sind seltene und kurze Episoden aus dem Leben der Höhlenbewohner. Wie viele Nächte gewähren die Höhlen der elenden Menge, die in bunter Promiskuität der Geschlechter und Alter zusammenhaust, nicht sichern Schutz! Selbst die Luftlöcher sind oft verstopft, die irgendein belesener Genosse hergestellt hat, der erfahren hatte, wieviel Kubikmeter Luft jeder Mensch zum Atmen gebraucht.

Der gewöhnliche Spanienreisende bekommt meistens nur die Höhlenwohnungen der Zigeuner in Granada zu sehen, und hier wird er wiederum nur in die des sogenannten Zigeunerkönigs geführt, die schon auf den rentablen Fremdenverkehr

hergerichtet ist, also nicht einmal ein zuverlässiges Bild der Zigeunerwohnungen, geschweige der Höhlenwohnungen im allgemeinen gibt. Und doch sind die Bewohner dieser Höhlenwohnungen in mannigfacher Hinsicht noch zu beneiden gegenüber den in die engen und schmutzigen, von aller Krankheit und Verzweiflung verseuchten Stadtviertel eingepferchten Proletariernmassen. Wer einmal bei einem Gang durch Barcelona oder Madrid einen Blick in diese Behausungen getan, hat wirklich in des Elends tiefste Tiefen geschaut. So unbedeutend die spanische Industrie auch ist, die Hölle der Frauen und Kinder fehlt auch hier nicht. Und die mitleidloseste von allen gähnt im sonnigsten Süden Spaniens, in Andalusien. Nämlich in



80. Galante französische Lithographie





Der Engländer in Paris. (Marlbough se va-t'en paix)

81. Farbige Lithographie von Morlon

der berühmten staatlichen Zigarettenfabrik von Granada. Die Verdammten sind fünftausend Zigarettenarbeiterinnen, Las Cigarreros, von denen jede bestrebt ist, tagaus tagein dreitausend Zigaretten mit ihren flinken Fingern zu rollen. Es ist ein grauerregendes Bild, das sich dem Besucher dieser staatlichen Zigarettenfabrik entrollt. In einem fünfhundert Fuß langen niederen Tunnel sitzen vier Reihen Arbeiterinnen Kopf an Kopf über ihren Tabakstrog gebeugt. Fünfzehnhundert Arbeiterinnen arbeiten allein in diesem einzigen Tonnengewölbe, viele tausend Pfund Tabak bedecken Tische und Tröge, aber kein einziges Ventil sorgt





Am Ufer des Manzanares

82. Lithographie nach einem Bilde von Montaut. 1855

für frische Luftzufuhr. Der schwedische Romanschriftsteller Andersen Nexö gab vor kurzem in einem Reisebericht aus Andalusien eine anschauliche Schilderung dieser Hölle der Granadischen Frauen — und kleinen Kinder, denn neben zahlreichen Frauen steht die Wiege, in der ihr Kindchen schlummert oder spielt. Die arme spanische Zigarettenarbeiterin hat niemand, dem sie ihr Kind tagsüber in Pflege geben könnte, und so nimmt sie es mit sich in die Fabrik, wo es statt mit Sonnenschein mit beizendem Tabakstaub gelabt wird. Nexö schreibt:

Da steht ja eine — dicht vor uns, halbversteckt unter Trögen und Arbeitstischen, eine Holz- wiege mit flachgewetzten Gängeln. Das Weib, das sie tritt, ist bleich und hat weiße Pflaster an den Schläfen, um den Kopfschmerz zu betäuben: brauner Tabaksstaub sitzt ihr im Haar, deckt die weißen Wiegentücher, rändert die kleinen aufgeblähten Nasenlöcher des Kindes. Das Kind aber schläft ruhig trotz Lärm und giftiger Luft; es liegt sogar eine schwache Andeutung von Röte auf seinen Wangen. Und in dem Antlitz der Mutter durchschneidet jeden Augenblick ein Lächeln die verzerrten Züge und macht es schreien — wie eine weißgekalkte Mauer in greller Sonne.

Es stehen andere Wiegen den Tunnel entlang — im ganzen wohl vierzig; in einigen sitzen die Kinder aufrecht und spielen mit Tabak, als hätten sie schon mit dem Handwerk begonnen. Während ich mich über eines der Kleinen beuge und es ängstlich wird, sagt eine Frau: „Kennst du nicht einmal deinen eigenen Vater?“ Sie lachen alle laut, die Mutter aber betrachtet mich einen Augenblick aufmerksam und schüttelt dann lächelnd den Kopf...

Es gibt Engel, die von verdünntem Äther leben, und Bakterien, die nur in den tiefsten Kloaken gedeihen; aber besitzt wohl ein Geschöpf solche Lebensfähigkeit wie der Mensch? Hier sitzen, aller Hygiene spottend, drei Frauengenerationen und lullen abwechselnd die vierte in Schlaf; und man zeigt uns eine vierzehnjährige Mutter, die eben ihrem schreienden Erstgeborenen die Brust reicht, und ein altes Weib, das 106 Jahre alt ist und die letzten 80 Jahre in der Fabrik gearbeitet hat. —

Das sind knappe zwei Dutzend Dokumente, die von der Art zeugen, wie



Am Ufer der Seine

83. Lithographie nach einem Bilde von Montaut. 1855

die Ideen der bürgerlichen Freiheit und der allgemeinen Wohlfahrt, die mit dem Sturz des Feudalismus anbrechen sollten, für das arbeitende Volk vom Kapitalismus in die Wirklichkeit übertragen wurden; man könnte deren ebensoviel Tausende zusammentragen. Denn das ist eben das Wesen, daß überall dort, wo der Kapitalismus in die Welt kam — und heute beherrscht er den letzten Winkel —, stets mit den Riesenreichtümern, die er schuf, das Massenelend in die Welt gekommen ist. Ein Elend, wie es in einem derartigen Umfang und in einer solchen Trostlosigkeit bis dahin noch niemals in der europäischen Weltgeschichte zu verzeichnen war. Die Not hörte auf, Einzelercheinung zu sein, sie wurde hinfort typisch und unabwendbares Verhängnis für die große Mehrzahl aller Menschen. Die konservativen Gegner der bürgerlichen Entwicklung haben in tausend Schilderungen die Greuel der großen französischen Revolution abgemalt, um Abscheu vor dem Gebilde zu wecken, das durch sie entstanden ist. Gewiß, der bürgerliche Staat ist mit Blut getauft worden, und zwar gar gründlich, denn er wurde bei dieser Taufe gleich völlig in Blut untergetaucht. Die Urgroßeltern unserer Großindustriellen, Kommerzienräte und Bankdirektoren waren nicht gerade zimperliche Leute. Aber trotzdem können diese Greuel nur bei Ignoranten oder Heuchlern den sogenannten „höchsten Grad der Empörung“ auslösen. Die sämtlichen Schreckenstaten der französischen Revolution zusammengenommen erweisen sich als das reinste Kinderspiel gegenüber dem stillen Würgen, dem jahrzehntelangen ungehemmten Wüten der industriellen Umwälzung und Entwicklung in den Proletarierleibern. Die Guillotine hat insgesamt nicht ganz 5000 Opfer gefordert. Der moderne Kapitalismus, die heutigen Riesenvermögen sind im Laufe der Zeit aus-

gekeltert worden aus dem qualvollen Leben und Sterben von vier Fünftel aller Menschen. —

Aber das bis jetzt entrollte Bild wäre nicht nur ungenügend, sondern direkt falsch, wenn man den Schleppträgern des Feudalismus die Möglichkeit ließe, dem gegenüber pharisäerhaft von etwaigen idyllischen Verhältnissen in Agraria zu reden. Es ist nämlich noch die mildeste Charakteristik, wenn man das Los des Landarbeiters als bloß ebenso trostlos und nicht noch bitterer kennzeichnet. Auch hier beweisen die Wohnungsverhältnisse schon genug. Die Wohnungsverhältnisse der Landarbeiter spotten einfach jeder Beschreibung. Dafür nur die drei folgenden kurzen, aber alles sagenden Belege, die wir der schon zitierten Wohnungsenquête des Dr. Hunter vom Jahre 1865 entnahmen.

#### Aus Berkshire dieses Beispiel:

Ein Haus vermietet zu 8 D. (wöchentlich), 14 Fuß 6 Zoll lang, 7 Fuß breit, Küche 6 Fuß hoch; das Schlafzimmer ohne Fenster, Feuerplatz, Tür, noch Öffnung, außer nach dem Gang zu, kein Garten. Ein Mann lebte hier vor kurzem mit zwei erwachsenen Töchtern und einem auf-

wachsenden Sohn; Vater und Sohn schliefen auf dem Bett, die Mädchen auf dem Hausgang. Jede hatte ein Kind, so lange die Familie hier lebte, aber eine ging zum Workhouse für ihre Entbindung und kehrte dann heim.

#### Aus Bedfordshire dieses:

Von 17 besuchten Häusern nur vier mit mehr als einem Schlafzimmer und diese vier überstopft. Die einschläfrigen Cots bargen drei Erwachsene mit drei Kindern, ein verheirathetes Paar mit sechs Kindern usw.

#### Aus Buckinghamshire während einer Scharlachepidemie dieses:

Ein junges, fieberkrankes Frauenzimmer schlief nachts in derselben Stube mit Vater, Mutter, ihrem Bastardkinde, zwei jungen Männern, ihren Brüdern und ihren zwei Schwestern,



Morgenunterhaltung von berliner Dirnen

84. Berliner Lithographie. 1852





## Auf dem Maskenball

Französische Lithographie von E. de Beaumont. 1847



jede mit einem Bastard, in allem 10 Personen. Wenige Wochen vorher schliefen 13 Kinder in demselben Raume.

Das sind aber nicht Ausnahmen, sondern so geht es in dem Bericht des Dr. Hunter viele viele Seiten lang fort. Und aus Deutschland könnte heute noch ähnliches berichtet werden.

Wenn der agrarische Arbeitgeber den Landarbeitern an Lebensluft und Nahrung nur gerade so viel abläßt, als eben zum Leben notwendig ist, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn er ihnen auch nur soviel Bildung gestattet, als in seinem Interesse liegt. Ein Beleg hierfür sind die Ausführungen, mit denen sich ein agrarischer Abgeordneter vor kurzem in einer ostelbischen Versammlung gegen die Einführung der Fortbildungsschule auf dem Lande gewandt hat. Der Redner erklärte:

„Sie wollen mit der Fortbildungsschule ein Geschlecht heranziehen, was besonders sittlich, fleißig, und strebsam werden kann. Das ist gut gemeint. Ich bin nicht der Ansicht, daß die wirtschaftliche Kraft eines Volkes durch einen möglichst hohen Bildungsgrad bedingt sei. Eine gewisse Bildung ist notwendig, aber ebensogut schadet eine allzuviele. (Heiterkeit.) Sobald die jungen Leute eine klassische Bildung haben, hassen sie die körperliche Arbeit. Namentlich für uns Landwirte ist das zu merken, wenn einer mehr als drei und fünf zusammenzählen kann, dann will er nicht mehr arbeiten. Eigentlich müßte die Volksschule den Kindern das nötige Wissen beibringen können. Ein Mensch, der durch körperliche Arbeit seinen Unterhalt erwerben muß und der neben Religion Rechnen, Lesen und Schreiben gelernt hat, der kommt ebensogut durch wie ein gebildeter Mensch. Auf dem Lande kommt es auf körperliche Arbeit an. Ich sehe nicht ein, warum ein Mensch, der zu körperlicher Arbeit bestimmt, sein Gehirn mit viel Wissen belasten soll. Er ist viel glücklicher, wenn er das viele Zeug nicht weiß. Solange der jetzige Humanitätsdusel anhält, solange wird es nicht besser. Wenn da die Zügellosigkeit der Jugend nicht durch kräftige Hiebe unterdrückt wird, so ist da gar nichts zu machen. Wenn die Lehrer einmal einen gründlich durchgebläut haben, werden sie zur Anzeige gebracht, und darum hat sich in Lehrerkreisen eine Gleichgültigkeit bemächtigt gegen diese Bengels. Wenn der ausübenden Staatsgewalt das Recht gegeben würde, einmal dazwischen zu hauen, dann brauchten wir gar keine Fortbildungsschulen. Ich bleibe dabei: Unser Herrgott regiert die Welt und der Knüppel die Menschheit.“

Diese Ausführungen sind gewiß absolut nicht originell. Es ist das alte und ewige Rezept derer, die als oberstes Gottesgesetz proklamieren, daß die einen mit Sporen und die andern mit Sätteln geboren werden. Darum hat dieses Rezept

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*



Phryne

85. Nach einem Gemälde von Marchal. 1875



auch niemals anders gelaute. Und darin liegt auch sein kulturdokumentarischer Wert; es hat nur den Vorzug un-  
zweideutiger Klarheit und daß es neuesten Datums ist.



Andante.

Die völlige Umkehrung der Idee in ihr Gegenteil ist wie in Politik und Wirtschaft, so auch im Geschlechtlichen die Logik der modernen kapitalistischen Entwicklung geworden. Dieses Gegenteil, das heißt: in welcher Weise die oben (S. 26 u. flg.) geschilderte bürgerliche Geschlechtsideologie, die leidenschaftliche, in der monogamen Ehe gipfelnde und sich erschöpfende Liebe in der Praxis sich schließlich entwickelt hat, das muß an einigen charakteristischen Beispielen schon an dieser Stelle gezeigt werden.

Wenn auch alle diese Dinge in den späteren Kapiteln noch detailliert darzustellen sind, so ist eine summarische Andeutung deshalb hier schon unerlässlich, weil eben nur aus dem Widerspruch zwischen der ursprünglichen Geschlechtsideologie der Vorkämpfer des Bürgertums und dem tatsächlichen Liebesgebaren im bürgerlichen Zeitalter das wirkliche Wesen der kapitalistischen Moral sich herleitet, und das uns am Schluß dieses ersten Kapitels als Fazit noch zu charakterisieren übrig bleibt.



Allegretto.

Das Gegenteil, zu dem die Entwicklung der Dinge sehr rasch auf der ganzen Linie geführt hat, lautet kurz und bündig: Es gibt keine Form der Ausschweifung, kein geschlechtliches Laster, dem man im bürgerlichen Zeitalter nicht begegnete.

Man kann die spezifischen Formen der Ausschweifung noch so schwarz malen, und man wird sie niemals zu schwarz malen. Das gilt für beide Pole der Gesellschaft, für Oben und für Unten. Freilich muß man andererseits ohne weiteres zugeben, daß die kapitalistische Entwicklung keines der scheußlichen Laster und Verbrechen, die es auf dem Gebiete der Geschlechtssphäre gibt, erst aus sich heraus entwickelt hat: — es gibt im bürgerlichen Zeitalter wohl kaum eine Form der Ausschweifung, die nicht schon das Ancien Régime mit allem Raffinement fruktifiziert hätte. Aber die kapitalistische Entwicklung hat etwas anderes zuwege gebracht: Sie hat die Dinge zu einer Massenerscheinung gesteigert, die skrupellose Ausschweifung sowohl, die der Überfluß ermöglicht, als auch die sittliche



Amoroso.

Verworfenheit, in die das Elend den Menschen hinabführt. —

Die kapitalistische Entwicklung hat — um mit der ersten Erscheinung zu beginnen — der sehr umfangreichen und immer reicher werdenden Klasse der Kapitalbesitzer die Möglichkeit geschaffen, sich alle jene kostspieligen Vergnügungen zu leisten, die sich ehemals außer den Spitzen der Finanzaristokratie und dem reichsten Hofadel nur die machtbegabten Despoten zu verschaffen vermochten und darum auch nur diese sich verschafft haben. Das heißt nichts anderes als: heute steht Zehntausenden zu Gebote, was im Zeitalter des fürstlichen Absolutismus nur etlichen Dutzenden, im Höchsthalle ein paar Hundert zu Gebote stand. Und — Zehntausende fruktifizieren denn auch heute diese besonders kostbaren erotischen Delikatessen; mit der Möglichkeit sich alles leisten zu können, ist nämlich gleichzeitig auch bei vielen Tausenden in jedem Land das Bedürfnis entstanden und entsteht täglich von neuem, den raffiniertesten erotischen Ausschweifungen zu frönen. Dieses Bedürfnis ist natürlich das Entscheidende. Die ungeheure geistige Inanspruchnahme, die die rasende Hetzjagd nach den Millionen bei den Meisten bedingt, fordert die stärksten Narkotika als Auslösung. Harmlose Schäferidyllen vermögen die zerwühlten Nerven weder zu beruhigen und abzulenken, noch neu zu stimulieren. Das vermag nur ein im höchsten Grade kaprizierter Genuß. Der Massenbedarf an raffinierten Liebesmahlzeiten hat ganz naturgemäß auch auf diesem Gebiete zu einem großkapitalistisch organisierten Betriebe geführt, der selbst den weitestgehenden Ansprüchen zu genügen vermag. Die Erlangung der besonderen erotischen Genüsse soll für den Betreffenden mit keinerlei Schwierigkeiten mehr verknüpft sein, — das war außerdem das ebenso wichtige Bedürfnis. Man will jederzeit verlangen können und nur zu verlangen brauchen, ein bestimmtes Vergnügen in einer Woche, in zwei Tagen, unter Umständen auch schon in ein paar Stunden in der bequemsten Form und mit aller Eleganz präsentiert zu bekommen. Und so handelt man denn seit langem in Liebe genau so wie in Baumwolle und liefert so prompt wie in dieser; nur höhere Naturgewalten, beileibe aber keine Menschengewalten, vermögen das korrekte Funktionieren dieses Betriebes zu stören. Auch für die Lösung dieses Problems war die Voraussetzung, daß die kapitalistische Entwicklung alle Beziehungen von Mensch zu Mensch systematisch ihres idealen Schimmers entkleidete und sie auf ihren Geldwert reduziert hat (s. Seite 51). Jede Frau mußte in gewissem Sinne ihren Preis bekommen



*Dolce (moderate).*



*Maestoso (finale)*

86—90

Die Symphonie des Hemdes  
von Bertall

11\*

und ebenso jede Kaprice, und wäre sie noch so verrucht. Und alles hat denn auch „seinen Preis“. Gewiß mitunter einen sehr hohen, aber es hat eben doch „seinen Preis“. Die Realisierung einer bestimmten Begierde ist infolgedessen nur eine Frage der Höhe der Summe, die zur Verfügung steht; das ist die letzte Konsequenz. Da aber Tausenden zur Befriedigung ihrer Launen heute jede Summe zur Verfügung steht, so ist jede Laune zu erfüllen. Beispiele mögen dies erhärten.

Ein Krösus sieht auf einem pariser Boulevard, dem Bois de Boulogne oder sonstwo eine elegante Dame, die seine Begierde reizt, und die er darum zu besitzen wünscht. Nicht um sie zu heiraten, sondern nur für ein galantes Schäferstündchen. Und er wird die betreffende Dame in den meisten Fällen auch besitzen. Trotzdem sie vermutlich verheiratet und jedenfalls sehr vornehm ist; denn sie hat eben ihren Preis. Alles, was der Interessent zu tun braucht, besteht darin, ein Petit Bleu an die Adresse eines der großen Maison de rendez-vous zu schicken, deren es in Paris gegenwärtig zwischen neunzig und hundert gibt, und darin der Leiterin seinen Wunsch und wieviel er bereit ist, es sich kosten zu lassen, mitzuteilen. Die beauftragte Dame des betreffenden Maison de rendez-vous regelt dann alles weitere in der denkbar kürzesten Zeit. Daß dies leider kein Phantasiegebilde ist, dafür haben wir die authentischen Dokumente zur Hand. Eine umfassende Studie, die der französische Schriftsteller Maurice Talmeyr auf Anregung und mit Unterstützung des vor einigen Jahren gestorbenen Chefs des pariser Recherchendienstes, Paubaraud, über diese Institute machte und vor kurzem publizierte, orientiert uns eingehend sowohl über die Methoden dieser Vermittlerinnen wie über deren Erfolge. Von einem höheren Polizeibeamten begleitet, der dafür zu sorgen hatte, daß die betreffenden Leiterinnen dieser Institute dem Interviewer die geforderten Auskünfte in zuverlässiger Weise gaben, besuchte Maurice Talmeyr eine Reihe der angesehensten unter diesen Firmen. Hier zwei Beispiele, die beide belegen, daß mit einer bestimmten Summe „jeder Auftrag zu effektuieren“ ist. Die Leiterin eines der vornehmsten Maison de rendez-vous gab die folgende Auskunft:

„Kürzlich wollte ein Herr eine bestimmte Dame kennen lernen und kam zu mir, um mir zu sagen, daß er, wenn es sein müßte, bis zu vierzehntausend Franken gehen würde. Ich suche also die Dame auf und lasse ihr meine Karte überreichen. Sie kommt und ist sehr ungemütlich! „Madame, wer sind Sie?“ — „Ja, Madame, Sie haben ja meinen Namen gelesen.“ „Gewiß, Madame, aber Ihr Name sagt mir gar nichts.“ „Nun wohl, Madame, ich habe einen Freund, der sich sehr nach Ihrer Bekanntschaft sehnt, — und der sehr generös ist.“ „Madame, ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, und ich verstehe absolut nicht, was Sie bei mir suchen.“ „Dann bitte ich um Entschuldigung, Madame . . . Meine Adresse haben Sie?“ „Die habe ich, Madame.“ „Gestatten Sie mir, sie Ihnen zurückzulassen . . . Sie können mir schreiben, wenn es Ihnen paßt . . . Bonjour, Madame.“ „Bonjour, Madame.“ Acht Tage später bestellt mich ein Briefchen in den Leseraum des Warenhauses da gegenüber . . . Ich komme dorthin, und die Dame sieht mich kaum, als sie recht impertinent zu mir sagt: „Hören Sie, Madame, Sie sind da eines Tages bei mir gewesen und haben mir da von einer großartigen Generosität zu erzählen gewußt . . . Ich weiß absolut nicht, was Sie damit sagen wollten. Wollen Sie mir das nicht einmal näher erklären?“ „Nun, Madame, ich habe einen Freund, der vierzehntausend Franken zur Verfügung stellt.“ „Gut, Madame, ich werde es mir überlegen . . . Bonjour, Madame!“ „Bonjour, Madame!“ Acht Tage später wieder ein Brief, der mich wieder an denselben Ort bestellt. Ich komme hin und frage: „Nun, Madame, haben Sie sich's überlegt?“ Darauf antwortet sie ganz gleichmütig:





91. Die Hexe beim Lesen des Zauberbuches. Gravüre von Felicien Rops

„— Ja, Madame, und ich glaube, es ist nicht genug.“ „Schön, Madame; ich werde mit meinem Freunde sprechen.“ Und die Sache ist mit zwanzigtausend Franken zustande gekommen . . .“

Die folgende Auskunft, die von der Leiterin eines anderen Hauses gegeben wurde, deckt sich hiermit vollkommen. Der Interviewer begann in diesem Falle mit der Frage, ob der männliche Klient stets wisse, mit was für einer Dame er es zu tun habe. Darauf wurde ihm diese Antwort:

„Das kommt darauf an . . . Bei den gewöhnlichen Geschäften dürfen niemals Namen genannt werden. Aber bei den sogenannten fetten Geschäften werden sie immer genannt, denn der Name bedingt in diesem Falle zum Teil den Preis. Unter Umständen hängt ein Geschäft vom Namen allein ab, das ist dann der Fall, wenn ein Klient eine ganz bestimmte Dame durch uns kennen lernen will. Man schickt uns auch manchmal zu Damen der Gesellschaft, und damit kommen wir zu den Frauen, die aufgesucht werden müssen . . . In solchen Fällen gehen wir auf zweierlei Weise zu Werke, entweder wir schicken ihnen den „Spürhund“ (eine im Dienst der

Dame stehende Auskundschafterin) auf die Fährte oder wir gehen selbst los . . . Ich lasse meistens meinen „Spürhund“ arbeiten und schicke ihn des Morgens zu der Dame. Solche Frau erregt keine Aufmerksamkeit, sieht wie ein Dienstmädchen aus, der eine Bestellung auszurichten und den bestimmten Auftrag bekommen hat, nur mit Madame selbst zu sprechen. Sie kann nur riskieren, entweder gar nicht vorgelassen oder, wenn man sie empfängt, hinausgeworfen zu werden. In der Regel wird sie vorgelassen; aber selbst wenn das nicht geschieht oder man sie hinausjagt, ist noch keineswegs alles verloren. Sehen Sie, im Grunde ist alles eine Frage des Preises. Den tugendhaften Frauen kommen wir nicht so; aber an die andern können Sie sich ruhig heranmachen, wenn Sie einen genügend gefüllten Beutel haben. Diese Damen erröten wohl, wenn sie einen niedrigen Preis nennen hören, aber bei einem guten äußerst selten . . . Das nächste Mal also gehe ich selbst hin, und ich kann ganz gute Manieren an den Tag legen. Oder ich weiß zum Beispiel, welche Schneiderin sie hat, und diese Schneiderin kenne ich. Ich finde mich also zur selben Zeit wie die Dame bei der Schneiderin ein, ich plaudere mit ihr, ich bewundere ihre Toilette, ich halte die Konversation im Gange und sehe dabei, was zu machen ist. Es gibt selbst Schneiderinnen, die man mit ins Spiel ziehen darf. Und geht's nicht mit der Schneiderin, dann findet sich immer eine Probierramsell bereit dazu, und was man nicht selbst sagen darf, das bringt diese dann der Dame bei . . .“ „Ja, aber wovon muß man denn sprechen?“ „Immer und ausschließlich vom Geld . . . Sie macht die Dame auf Toiletten auf-



92. Das Mal der Nana. Gemälde von A. Pellé. 1881



merksam, redet ihr zu, auch eine zu bestellen; dann, wenn jene nach dem Preise fragt, sagt sie ihr, daß das schon auf die eine oder andere Weise in Ordnung kommen würde. Versteht die Dame nicht, so läßt jene das Thema fallen, vorläufig wenigstens. Versteht sie, und das sieht man sofort, dann ist das Geschäft im allgemeinen schon gemacht . . . Ferner, die Dame kann ein Automobil besitzen und damit hat man einen wundervollen Vorwand, mit ihr in Verbindung zu treten. Ich komme dann also mit tausend Entschuldigungen zu ihr: „Mein Gott, Madame, verzeihen Sie vielmals, aber man hat mir von Ihrem Auto erzählt; ich selbst beabsichtige, mir auch eins bauen zu lassen, und ich hätte mir gern an dem Ihrigen die neuesten Verbesserungen angeschaut.“ — „Aber ich bitte Sie, Madame! Aber selbstverständlich, aber ich bin entzückt, aber kommen Sie nur, aber lassen Sie uns nur hinuntergehen, damit ich es Ihnen zeigen kann“ . . . Und die Bekanntschaft ist gemacht, man tritt sich langsam näher, und in den meisten Fällen klappt die Sache. Der Automobilismus

ist heutzutage eins der vorzüglichsten Mittel, um Beziehungen zu jemand anzuknüpfen . . . Um es mit einem Worte zu sagen: Bieten Sie heute Geld, und man wird Sie immer anhören. Hat man einen guten Preis in petto, dann taugen alle Mittel, die man anwendet, um mit jemand in Kontakt zu kommen. Kann man nur wenig bieten, dann sind die besten Mittel wertlos. Probieren Sie es und bieten Sie zwanzigtausend Franken; Sie können beruhigt sein, man wird Sie nicht hinauswerfen. Und ist nun einmal erst die Unterhaltung im Gange, dann heißt es mit Geschicklichkeit operieren. Man sagt zum Beispiel: „Ja, ich habe einen Freund, der zwanzigtausend Franken zu opfern bereit wäre; er könnte es aber erst in einem Monat. Ich habe es auf mich genommen, Sie vorher zu benachrichtigen . . . Indessen, wenn Sie nicht abgeneigt wären . . . ich habe sehr anständige Leute zu Klienten . . . Der fette Bissen wäre ja immer noch mitzunehmen . . .“

Ein drittes Beispiel illustriert, daß noch unendlich höhere Summen für solche kleine Scherze im Handumdrehen von gewissen Kapitalmagnaten ausgegeben werden. Die Leiterin eines anderen Instituts hatte ihrem Ausfrager auch von einer schönen und vornehmen Amerikanerin gesprochen, die sie einem Kunden besorgt habe. Auf die Frage, wie es sich damit verhalte, erwiderte die Gefragte:

„Das war die Frau eines englischen Fabrikanten. Ihr Gatte lebt von ihr getrennt, gibt ihr aber hunderttausend Franken per Jahr. Ich wurde von einem reichen Amerikaner zu ihr geschickt, der mich ganz einfach beauftragte, sie nach ihrem Preise zu fragen. Sie hat hunderttausend verlangt und er hat ihr hunderttausend gegeben.“



Das Geheimnis des Buketts

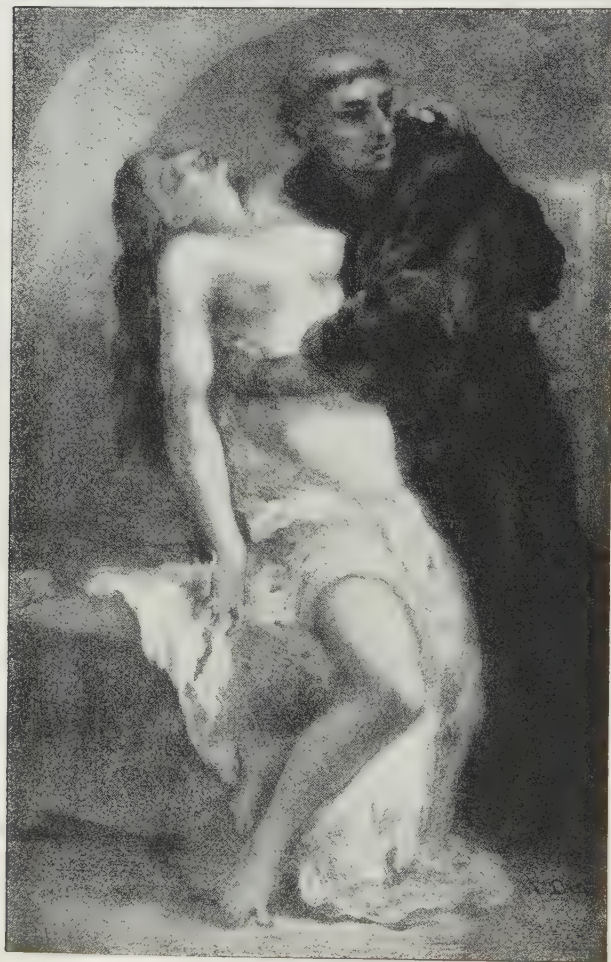
93. Gemälde von Ch. Chaplin



Die Gegenseite dieser Erscheinung ist: Weil es für die meisten Männer ungleich verlockender ist, sich mit einer verheirateten Frau zu vergnügen, als mit einer Dirne sich abzugeben, so lassen sie sich dieses Vergnügen auch gern ungleich mehr kosten. Man zahlt lieber für eine verheiratete Frau fünfhundert Franken und mehr, als hundert für eine professionelle Dirne. Infolgedessen entschließen sich Hunderte von verheirateten Frauen dazu, systematisch solche „Geschäfte“ zu machen. Die eine jede Woche eines, die andere nur einige im Jahre, wieder andere soviel als irgend möglich. Die verheiratete Frau, die systematisch solche „Geschäfte“ zu machen sucht, das ist, wie gesagt, die Gegenseite, oder richtiger: die Ergänzung zu den vorhin zitierten Beispielen. Auf seine Fragen über diesen Punkt erhielt Talmeyr u. a. die folgende Auskunft:

„Sie dürfen glauben, daß viel mehr verheiratete Frauen in die Maisons de rendez-vous gehen, als man gemeinhin ahnt. Ah! Wenn man wüßte! So oft sie einigermaßen in Geldverlegenheit sind, kommen sie zu mir. Ich bin ihr Bankier! Ich kenne eine, die mehr als fünfzigtausend Franken Rente hat und ewig um tausend Franken in Verlegenheit ist. Eine andere kann immer fünf-

hundert gebrauchen . . . Hinter irgend welcher Summe sind sie immer her. Zweimal pro Woche bleibe ich des Abends zu Hause, und dann suchen sie mich auf. Sie setzen mir auseinander, was sie wollen, was ihnen fehlt, welche Art von Geschäften ihnen am meisten zusagt: Ah! Wenn Sie sie hören könnten! Sie sind immer dieselben! Zuerst sagen sie, wenn sie zum ersten Male da sind: „Oh, ich möchte gerne ein Geschäft im Monat machen . . . ich hab's unbedingt nötig . . . aber mehr möchte ich nicht, das ist schon genug . . .“ Nach Verlauf von einiger Zeit kommen sie wieder zum Tee und sagen ganz gemütlich: „Mein Gott! Sie wissen, wie ich's gebrauchen kann . . . ich würde auch gern zwei im Monat machen.“ Und noch einige Zeit später: „Es ist kaum zu glauben, ich kann nicht auskommen; ich muß mehr haben . . . Verschaffen Sie mir doch pro Woche ein Geschäft!“ Sie würden schließlich nötigenfalls zweie pro Tag machen. Was sie aber alle wollen, das ist ein guter Preis. In dem Moment, wo das Geld daliegt, sind sie auch schon zur Stelle . . .“



Der unzüchtige Mönch

94. Lithographie nach einem Gemälde von N. Diaz

Und zwar sind es Frauen der verschiedensten Schichten — von der honetten Kleinbürgerin und Beamtenfrau bis zur Dame der höchsten Gesellschaft! —, die



### Bei der Lektüre eines galanten Romanes

Englischer Kupferstich nach einem Bilde von A. Pages. Um 1850







95. Ein kleiner Unfall beim Fischen. Gemälde von A. F. Lejeune. 1885

auf diese Weise ihr Budget balancieren, sich die Mittel verschaffen, einen Liebhaber zu unterstützen usw. Über diese Tatsache, daß es heute zahlreiche verheiratete Frauen gibt, die auf diese Weise „Geschäfte“ machen, wie der technische Ausdruck lautet, informieren die angezogenen Recherchen von Talmeyr vor allem; denn diese Frage wollte er speziell untersuchen, und durch sein Buch (Das Ende einer Gesellschaft) erhärten. Als klassischen Beleg für diesen Punkt zitieren wir das Gespräch des Verfassers mit dem genannten Chef des Pariser Recherchendienstes, in dessen Verlauf ihm dieser die Anregung zu seiner Untersuchung gab, indem er ihm aus den Polizeiakten ein paar klassische Fälle demonstrierte:

„Gehen Sie viel in Gesellschaft?“ frug mich Paubaraud. „Nie!“ „Sie kennen also auch nicht die Leute, die man da gewöhnlich trifft?“ „Ich kenne niemand!“ „So . . . einen Augenblick . . .“ Er läutete und befahl dem eintretenden Beamten, ein bestimmtes Aktenbündel zu holen. Es war ein umfangreiches Bündel, das ihm gebracht wurde, er öffnete es und entnahm den Akten eine große Photographie. Diese zeigte er mir und fragte: „Sie kennen die Person nicht?“ „Nein.“

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*

„Betrachten Sie sie genau.“ Es war die Photographie einer jungen Frau in Balltoilette. Sehr hübsch, von aristokratischem Äußeren, im braunen Haar eine Reiherfeder und um den Hals ein Diamantenkollier. In der Hand, die an einem wundervollen Arm saß, einen offenen Fächer, lehnte sie an einer Ballustrade, deren Hintergrund ein Park bildete. Paubaraud nahm das Bild wieder an sich und fuhr fort: „Wie Sie sehen, eine Dame der Gesellschaft ... Nicht deklassiert, niemals in einen Skandal verwickelt gewesen, sieht die beste Gesellschaft bei sich ... Sehr intelligent, sehr intellektuell, künstlerisch veranlagt ... Ohne Passionen, ohne lasterhafte Neigungen, und ohne die geringste Moral, obwohl sie sich für verpflichtet hält, sie an den Tag zu legen ... Sie ist eben amoralisch! Denn sie macht, wie man das jetzt nennt, Geschäfte mit den großen Kupplerinnen, und ein Geschäft mit ihr kostet zehntausend Franken ... So viel ist sie wert ... Sie macht etwa drei bis vier Geschäfte pro Jahr ... Seltene Gelegenheit ... Zweitausend Franken für die Kupplerin, achttausend für sie ... Durchschnittlich fünfundzwanzig bis dreißigtausend Franken pro Jahr ... Gerade soviel, wie ihr an ihrem Budget fehlt ... Das da bringt die Sache wieder in Ordnung, und sie braucht auf diese Weise nicht ihr Vermögen anzugreifen ...“

Und denselben Methoden, „das Budget zu balancieren“, begegnet man nach den Mitteilungen des Chefs des Pariser Recherchendienstes, wie schon gesagt, selbst in den mittleren Beamenschichten. Paubaraud erklärte weiter seinem Besucher:

„Man sollte es nicht glauben, was dieser Ausdruck: »Geschäfte machen« in gewissen Kreisen

für Verwüstungen anrichtet und welche Demoralisation er nach sich zieht. Wenn Sie sich das Vergnügen machen würden, von Zeit zu Zeit eine Stunde in dem Bureau bestimmter Hotelportiers zuzubringen, dann würden Sie da öfter eine recht hübsche, liebenswürdige, sehr annehmbare kleine Frau erscheinen sehen. Sieht aus, daß man die heiligsten Eide auf sie leisten würde. Das ist die Frau eines Angestellten bei der Kompanie der ..., Familienmutter, lebt in guter Ehe, ist gebildet, intelligent und sehr gut erzogen. Besitzt, mit einem Worte, alle Vorzüge und ist die Schicklichkeit selbst. Bei ihren Concierges nur die besten Auskünfte! Eh! bien; wissen Sie, was diese kleine Frau tut? Sie geht in die Maisons de rendez-vous, und zwar selbst in die niedrigsten, macht, wenn sich die Gelegenheit bietet, drei bis vier »Geschäfte« an einem Tage — und befindet sich dabei im Einverständnis mit ihrem Gatten, der seinerseits das Muster eines Beamten ist. Sie treffen sie vielleicht einmal. Sie plaudern mit ihr, und Sie werden sagen: »Welch eine honette kleine Frau!« Und wenn Sie den Mann sehen, in seinem Bureau, wie er mit dem Publikum umgeht, seine Arbeit verrichtet und ganz darin aufzugehen scheint, Sie würden sagen: »Welch ein braver Junge, welch ein ausgezeichnete Beamter!« Und wenn Sie sie daheim bei sich zusammen sehen würden, Sie würden immer noch der Meinung sein: »Welch eine harmonische Ehe!« Und in der Tat, da kommt kein Lärm vor, da ereignet sich kein Skandal; nichts geschieht, was den Eindruck von schlechten



Die Crevettenfischerin

96. Gemälde von A. F. Lejeune



Gewohnheiten oder gemeiner Gesinnung geben könnte. Die Schicklichkeit, die Schicklichkeit noch einmal und immer die Schicklichkeit! . . . Beobachten Sie tiefer, und Sie werden bestätigt finden, was ich Ihnen gesagt habe. Und diese kleine Frau findet bei allem, was sie schon zu tun hat, immer noch Zeit und Gelegenheit, hierher zu uns, zur Behörde, zu kommen und uns unter der Hand Dienste zu leisten . . .“

Es bleibt nun nur noch die Frage: was leisten die Damen der Gesellschaft und die honesten Bürgerfrauen für die ihnen bezahlten Summen? Die Antwort lautet: Alles das, was die männliche Korruption auch von der professionellen Dirne verlangt und erfüllt bekommt. Diese Damen und Bürgersfrauen erfüllen und befriedigen die depraviertesten Launen und Begierden; denn das liegt im Wesen der Sache. Eine dieser Kuppelerinnen antwortete auf die Frage, welcher Unterschied im Benehmen zwischen einer verheirateten Frau und einer professionellen Dirne sei:

„Zwischen den Verheirateten und den anderen würden Sie auch nicht den geringsten Unterschied wahrnehmen. Von der Stunde an, wo die Frauen zu mir kommen, aus den anständigen Kreisen oder aus der Gosse, sind sie absolut gleich. Oder vielmehr, sie sind es nicht ganz; aber ich zweifle, ob der Vergleich zugunsten der Verheirateten ausfiele. Wenn eine Dame der Gesellschaft anständig ist, dann kenne ich sie nicht, und das ist umso besser für sie. Aber wenn sie's nicht ist, dann kennt sie heutzutage keine Grenzen mehr. Bei der Professionellen beobachtet man zuweilen, daß sie Gewissensbisse fühlt, das Leben beklagt, das sie führen muß. Bei der verheirateten Frau nichts dergleichen! Wenn ich meinen Kokotten oder Schauspielerinnen schreibe, begegne ich oft tauben Ohren. Sie antworten mir: „Ach, Liebste, nein, das ist mir zu dumm . . . Ich bin nicht aufgelegt . . .“ Oder auch: „Um diese Zeit habe ich Probe . . . Ich habe gestern gespielt . . . Heute muß ich wieder spielen . . . Morgen habe ich eine Matinée . . . Danke, nein!“ Aber die verheiratete Frau, und besonders die Dame der Gesellschaft? Sie kommt, wenn es sein muß, mit einem Extrazug und macht Ihnen glattweg zwei bis drei Operationen an einem Nachmittag!“

Paubaraud selbst sagt: „Niemand ist so sehr zu allem bereit, wie eine Dame der Gesellschaft, die gerne Geschäfte macht; man darf ihr sogar das zumuten, was sonst nur von der verworfensten Dirne gefordert wird. Und die ekelsten Formen der Geschlechtsbefriedigung werden auch vorwiegend von ihr gefordert.“ Das letztere ist ebenso logisch wie die Bereitwilligkeit auf der Seite der Frauen. Denn der Höhepunkt der Pikanterie des Umganges mit einer sogenannten anständigen Frau be-



97. Die Hexe. Gemälde von L. R. Falero





98. Danae von Heinrich Lossow

steht doch für den ausschweifenden Mann darin, gerade mit einer „anständigen Frau“ sozusagen das Unanständigste treiben zu dürfen...

Eine andere, ganz spezifische Seite der modernen erotischen Ausschweifung illustriert England. Es ist dies die sogenannte Deflorationsmanie. In England ist der Genuß der Jungfräulichkeit ein besonders begehrt Leckerbissen. Ein junges Mädchen in dieser Absicht zu verführen, vor allem im unreifen Alter — denn „eine grüne Frucht“ wird von vielen besonders begehrt —, ist jedoch für die große Mehrzahl der zahlungsfähigen Leute zu umständlich; es fehlt ihnen, abgesehen von ihrer Bequemlichkeit, die hierzu nötige Zeit und auch die direkten Beziehungen zu den hauptsächlich in Frage kommenden Volkskreisen. Außerdem wünschen viele dieses Vergnügen nicht nur einmal, auch nicht nur bloß einmal im Jahre, sondern womöglich alle vierzehn Tage, wenn nicht gar jede Woche zu genießen. Infolgedessen entstand in England eine förmliche Industrie, die die Mühen der Verführung übernimmt und jedermann zu jeder Zeit notorische Jungfrauen gegen



99. Der Triumph des Cupido von Heinrich Lossow

ganz bestimmte Taxen liefert; Jungfrauen, die bereit sind, sich von ihren Bestellern, deren Person sie gar nicht kennen und deren Namen sie auch niemals erfahren, zu jeder beliebigen Stunde deflorieren zu lassen. Weiter liefert diese Industrie auch Jungfrauen zum Zwecke der direkten Vergewaltigung, wenn solches der spezielle Wunsch eines Auftraggebers ist. In diesem Fall wird ihm das betreffende Geschöpf widerstandslos in die Hände geliefert. Da es sich auch auf diesem Gebiet um ein Massenbedürfnis handelt, so ist die Jungfrauenlieferung in England zu einem wirklichen Engroshandel geworden — mit allen Sicherheiten und Vorteilen für den Käufer. Dieser bekommt jede gewünschte „Nummer“: Alter, Figur, blond, brünett, alles nach seinem Geschmack. Und außerdem noch den ärztlichen Garantieschein, daß das betreffende Mädchen physisch wirklich noch eine völlig unberührte Jungfrau ist.

Auch über die Organisation dieses Großhandels mit Jungfrauenfleisch besitzen wir authentische Aufklärungen. Und zwar in den eingehenden Unter-





Ist es diese?

100. Gemälde von Louise Landré

wissenschaftlichsten Beobachter für schwierig. Die Tatsachen indes, welche im Laufe einer sorgfältigen und mühsamen Untersuchung ans Licht gezogen wurden, sind so schrecklich, und der Abscheu, den sie erwecken, ist so überwältigend, daß es doppelt nötig ist, an den Gegenstand mit einem Skeptizismus heranzutreten, der alles, nur nicht den überwältigendsten Beweis überwindet. Indes ist es Tatsache, daß bei uns ein System in voller Wirksamkeit ist, zu dessen gewöhnlichsten Vorfällen die Jungfrauenschändung gehört, daß diese Mädchen meistens in zartem Alter und noch zu jung sind, um die Natur des Verbrechens zu verstehen, dessen willenlose Opfer sie sind, daß diese Schändungen unter fast vollständiger Straflosigkeit begangen werden, und daß die Anordnungen mit einer Einfachheit und Wirksamkeit getroffen werden, welche allen denen unglaublich erscheint, welche noch keinen Beweis von der Leichtigkeit kennen gelernt haben, mit welcher das Verbrechen ausgeführt werden kann...

Etliche werden kurzweg umgarnt, gefangen und entjungfert, entweder unter der Einwirkung eines Tränkchens oder nach einem längeren Sträuben in einem verschlossenen Zimmer, wobei die Schwächere der Kraft ohne Umstände unterliegen muß. Andere werden regelrecht verkuppelt; sie werden für so und so viel pro Kopf verkauft oder unter verschiedenen Versprechungen in das verhängnisvolle Zimmer gelockt, aus dem man sie nicht eher wieder herausläßt, als bis sie das verloren haben, was Mädchen höher als ihr Leben halten sollten."

Einige Spalten weiter heißt es über die geringen Gefahren, denen die betreffenden Unternehmer ausgesetzt sind:

"Bevor ich diese Untersuchung begann, hatte ich eine vertrauliche Unterredung mit einem der erfahrensten Beamten, der mehrere Jahre lang in einer Stellung war, welche ihm genauere Bekanntschaft mit allen Phasen des londoner Verbrecherlebens ermöglichte. Ich fragte ihn: Ist es Tatsache, daß der Schließer eines anständigen Hauses, wo ich gut eingeführt bin, mir für Geld zu bestimmter Zeit ein Mädchen, welches noch nicht verführt worden ist, verschaffen würde?

suchungen und Feststellungen, die Mr. Stead, der bekannte Friedensapostel, als Redakteur der Pall Mall Gazette mit Unterstützung des Erzbischofs von Canterbury und zweier andern kirchlichen Würdenträgern im Jahre 1884 unternommen hat. Die schauerhaften Ergebnisse seiner umfangreichen Nachforschungen hat Stead seinerzeit in der Pall Mall Gazette in einer Reihe von Artikeln unter dem Titel „Der Jungfrauentribut im modernen Babylon“ veröffentlicht und damit bekanntlich auf der ganzen Welt ein ungeheures Aufsehen erregt. Die Resultate seiner Nachforschungen faßte Stead dahin zusammen:

„Die Jungfrauenschändung. Über diesen Teil meines Gegenstandes leidenschaftslos und in der Art ruhiger, philosophischer Untersuchung zu sprechen, halten selbst die gleichgültigsten und



„Gewiß,“ versetzte er, ohne einen Augenblick zu zögern. „Zu welchem Preise?“ fuhr ich fort. „Das ist eine schwierige Frage,“ sagte er. „Ich erinnere mich eines Falles, der zu meiner amtlichen Kenntniss in Scotland-yard kam; hier wurde der Preis, zu welchem man sich vereinbarte, auf 20 Pfd. Strl. festgesetzt. Einige Personen in Lambeth unternahmen es, ein Mädchen für diese Summe aus einem schlechten Hause loszubekommen, und dies geschieht zweifelsohne häufig in ganz London.“ „Aber,“ fuhr ich fort, „sind jene Mädchen freiwillige oder gezwungene Teilnehmer an diesem Geschäfte?“ Er sah bei meiner Frage erstaunt auf und erwiderte dann mit Nachdruck: „Freilich sind sie selten zu Willen, und in der Regel wissen sie nicht, was sie sollen.“ „Dann wollen Sie,“ sagte ich bestürzt, „also sagen, daß im wahren Sinne des Wortes tatsächliche Schändung im Sinne des Gesetzes fortwährend an Jungfrauen verübt wird?“ „Gewiß, zweifelsohne.“ „Wie,“ rief ich aus, „der Gedanke daran genügt, um die Hölle in Aufruhr zu versetzen.“ „Freilich,“ sagte er, „aber es versetzt weder die Hölle in Aufruhr, noch die Nachbarn. Aber das Angstgeschrei kann dem armen Mädchen auch gar nichts nützen. Bedenken Sie, daß die längste Zeit, welche ein Mann oder eine Frau, wenn wirklicher Mord versucht wurde, zu schreien oder außerordentlich heftig zu kreischen pflegt, nur zwei Minuten beträgt, und die längste Zeit für Gekreisch irgend welcher Art ist fünf Minuten.“ „Aber auf dem Posten steht doch ein Polizist?“ „Er hat kein Recht sich einzumischen, selbst wenn er etwas hörte. Gesetz, ein Constabler hätte das Recht, in ein Haus einzudringen, in welchem eine Frauensperson furchtbar schreit, so würden die Polizisten fast ebenso regelmäßig bei Wochenbetten gegenwärtig sein, wie die Ärzte. Wenn einmal ein Mädchen in einem solchen Hause ist, so ist sie fast hilflos und kann mit verhältnismäßiger Sicherheit verführt werden.“ „Solche Schändung ist doch sicherlich ein strafwürdiges Kriminalverbrechen. Kann sie nicht Klage erheben?“ „Wie soll man denn die Schuldigen gerichtlich be-  
lagern? Sie kennt ja ihres Angreifers Namen gar nicht. Sie wäre nicht einmal im Stande, ihn wiederzuerkennen, wenn er ihr draußen begegnete. Und selbst wenn sie es könnte, wer würde ihr glauben? Ein Mädchen welches ihre Jungfernschaft eingebüßt hat, ist stets eine unzuverlässige Zeugin. Der Umstand, daß sie in einem schlechten Hause gewesen ist, könnte möglicherweise als ein Beweis ihrer Einwilligung gelten. Der Schließer des Hauses und die ganze Dienerschaft würde schwören, daß sie eingewilligt habe; sie würden schwören, daß sie nie geschrien hätte, und das Mädchen würde als Abenteurerin verurteilt werden.“ „Und dies geht auch noch heute so fort?“ „Sicherlich, und es wird so bleiben, und Sie können es nicht ändern, so lange die Männer Geld haben; Kupplerinnen sind geschickt, und das weibliche Geschlecht ist schwach und unerfahren.“

Hier kann gleich hinzugesetzt werden, daß unzählige londoner Policemen obendrein im Bunde mit den Kuppelfirmen waren, wie der Verfasser ebenfalls nachwies.

Einen ungefähren Begriff, in welchem Umfange Jungfrauen



101. Büßende Magdalena. Gemälde von Viktor Prouvé



Selbstprüfung

102. Radierung von Rops

fleisch begehrt ist und konsumiert wird, zeigt der folgende Fall. Es ist, wohlgemerkt, nicht der einzige, den Mr. Stead festgestellt hat! — Stead schreibt:

„Im folgenden gebe ich eine Unterredung wieder, die fast einzig in ihrer Art dasteht: „Ich habe vor Kurzem gehört,“ sagte ich (zu den Inhaberinnen einer der größten und erfolgreichsten londoner Kuppelfirmen), indem ich das Gespräch eröffnete, „daß die Nachfrage nach keuschen Mädchen sehr nachgelassen hat.“ „Unsere Erfahrung hat uns eines andern belehrt,“ erwiderte darauf die ältere Geschäftstheilhaberin, ein bemerkenswertes Frauenzimmer, das trotz ihres scheußlichen Berufes sich durch einen festen Charakter auszeichnet, gegen den zwar das des gewöhnlichen Henkers durch etwas mehr Ehrenhaftigkeit vorteilhaft absticht. „Ich sollte meinen, der Markt würde belebter und die Nachfrage stets bedeutender. Die Preise mögen vielleicht gefallen sein, aber das kommt daher, weil unsere Kunden größere Bestellungen aufgaben. So z. B. nimmt jetzt Dr. —, einer meiner Freunde, der gewöhnlich per Woche ein Mädchen zum Preise von 200 Mark nahm, alle 14 Tage deren 3 zum Preise von 100 bis 140 Mark.“ „Was!“ rief ich aus. „Sie versorgen tatsächlich einen einzigen Herrn jährlich mit 70 Jungfrauen?“ „Gewiß,“ sagte sie; „er würde sogar 100 nehmen, wenn wir sie bekommen könnten. Aber er verlangt stets Mädchen über 16 Jahre.“

Wir begnügen uns hier mit diesen drei Zitaten; weitere und umfangreichere Proben werden wir bei den entsprechenden Kapiteln geben. Es mag nur noch das eine schon hier eingeschaltet sein, daß das bereits erwähnte ungeheure Aufsehen, das diese Enthüllungen seiner Zeit auf der ganzen Welt gemacht haben, völlig wirkungslos verpufft ist. Es blieb nachher so wie vorher. Das heißt: eine Folge hatte es doch, daß auch das ganze offizielle England very shoked indeed war —: die Preise für Jungfrauenfleisch erlebten für längere Zeit eine gewisse Hausse. Die Lieferanten mußten sich doch für die Furcht schadlos halten, daß das Geschäft immerhin hätte gestört werden können . . .



Wo der Absolutismus in Europa ungestört weiter funktionierte, wie zum Beispiel in Rußland, da blieb es neben den neuen kapitalistischen Errungenschaften außerdem auch bei den alten absolutistischen Gepflogenheiten, die darin bestehen, mit den eigenen erotischen Launen skrupellos zugleich alle Welt zu brüskieren. Ein Beispiel hierfür ist der folgende „Spaß“, der vor einigen Jahren von einem russischen Großfürsten inszeniert wurde. Der unwidersprochene Bericht über diesen „Spaß“ lautet nach der Berliner Volkszeitung:

„Also Du beschäftigst, wenn der Baron zu mir kommt, meinen Mann, dafür übernehme ich Deinen Bankier, wenn Dich der Rittmeister besucht! Abgemacht!“

### Auf Gegenseitigkeit

103. Zeichnung von Klic

In einem erstklassigen Restaurant Petersburgs saß dieser Tage in den Mittagsstunden die Elite der russischen Gesellschaft. Alle Salons waren gedrängt voll, kein Stuhl war frei. Da öffnete sich die Tür eines Nebenzimmers und heraus traten zwei vollständig







Der Feind vor den Toren

Galante französische



Der Feind in der Festung

von J. Linder. 1862





nackte junge, schöne Damen, die heiter plaudernd durch die Säle schritten. Im ersten Augenblick war man sprachlos. Doch bald erhob sich ein Tumult, die aristokratischen Damen fielen in Ohnmacht. Einige Herren liefen nach dem Gorodowoj (Straßenpolizisten). Der Wirt eilte den beiden Evas mit großen Tischtüchern entgegen und bat sie artig, „sich bedecken zu wollen“. Die schönen Nixen sahen ihn spöttisch lächelnd von der Seite an und spazierten lachend stolz weiter durch die Säle, überall Entsetzen, Empörung, aber auch allgemeines Interesse erweckend. Als die Polizei erschien, um die lustigen Weiber abzuführen, trat aus jenem Nebenzimmer, aus dem die „Damen“ gekommen waren, ein russischer Großfürst und rief mit lauter Stimme: „Nie smiet trogat, ja ich prosit eto rdielat!“, (Waget es nicht, sie anzurühren, ich habe sie darum gebeten!)



104. Die Reklame. Plakat von Choubac. 1889

Soviel an dieser Stelle über die „Moral“ auf den Höhen der Gesellschaft. Das Gegenstück dazu aus der Masse des arbeitenden Volkes ist, was hier vorweggenommen werden muß, zwar heute diesem Vorbild nicht mehr ebenbürtig, aber bis in die sechziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts hinein war es dies durchaus; und wenn auch natürlich nicht in der äußeren Form, so doch im Inhalt. Die Formen der Ausschweifungen konnten beim Proletariat immer nur roh sein, weil sie stets mit Elend und darum auch mit Schmutz verknüpft sind, bei der sogenannten Gesellschaft, die sich ihre Vergnügungen ungeheure Summen kosten läßt, sind sie aus diesem Grund naturgemäß meist höchst elegant.

Während die moderne kapitalistische Entwicklung den Besitzenden tausend Genüsse in den Schoß warf, hat sie der großen Masse des durch sie gleichzeitig proletarisierten Volkes nur zwei Genüsse im Dasein freigestellt, durch die es sich für die ihm aufgehalsten ungeheuren Lasten und Mühen schadlos halten durfte: den Alkohol und die niedere geschlechtliche Ausschweifung. Die natürliche Folge dieser Einengung der proletarischen Genußmöglichkeiten war, „daß die Arbeiter,



105. Das Duell. Gemälde von P. Bonnaud

um doch etwas vom Leben zu haben, alle Leidenschaft auf diese beiden Genüsse konzentrieren und sich ihnen im Übermaß und auf die regelloseste Weise ergeben. Wenn man die Leute in eine Lage versetzt, die nur dem Tier zusagen kann, so bleibt ihnen nichts übrig, als sich zu empören oder in der Bestialität unterzugehen“. Aus der Zeit, aus der diese Charakteristik des Arbeiters, und zwar des englischen Arbeiters stammt (1844), zog das englische Proletariat in seiner großen Mehrzahl immer noch die zweite Chance vor: in der Bestialität unterzugehen. Sich zu empören, war erst einer späteren Epoche vorbehalten, als es zum Klassenbewußtsein erwachte. Dieselbe Entwicklung haben auch die anderen Länder mit moderner kapitalistischer Entwicklung durchgemacht. Nur daß bei diesen, und zwar vornehmlich bei Frankreich und Deutschland, die erste Periode eine wesentlich kürzere Spanne Zeit umfaßte als in England, denn in diesen beiden Ländern folgte die politische Emanzipierung der Massen ihrer industriellen Exploitation fast auf dem Fuße.



Den ersten und unausweichbaren Anreiz zur geschlechtlichen Ausschweifung der in der Industrie beschäftigten Massen bot das Zusammenarbeiten der beiden Geschlechter und der verschiedenen Alter in engen und überhitzten Räumen, was in der ersten Periode der industriellen Entwicklung so ziemlich überall die Regel war. Teils wegen der Hitze, teils um sich ungehindert bewegen zu können, sind die Frauen in fast allen Industrien meist nur notdürftig bekleidet; in manchen, wie zum Beispiel beim Bergbau, sind Mann und Frau tatsächlich halb nackt. Bei den Männern besteht die ganze Kleidung außer den Schuhen in den Hosen, bei den Weibern im Hemd und kurzen Rock, der die Bewegung nicht hindert. Eine solche Situation zwingt unbarmherzig zur gegenseitigen Verführung, um so mehr, wenn man erwägt, daß es sich stets um eine Anhäufung von Leuten handelt, denen vom Leben weder eine intellektuelle noch eine sittliche Erziehung gegeben worden ist. Die Sprache und die sämtlichen Umgangsformen können in einer solchen Atmosphäre nicht anders als roh und gemein sein. Wo aber die geistige und seelische Keuschheit jeden Augenblick neuen Gefahren ausgesetzt ist und mit Gewalt zerstört wird, kann auch von physischer Keuschheit keine Rede sein. Beide Geschlechter verlieren diese daher fast ohne Ausnahme, sowie sie mannbar werden. Der Geschlechtsverkehr vollzieht sich aus demselben Grunde nicht auf der Basis der Liebe, sondern fast durchwegs auf dem der Unzucht. Nicht bloß alle Männer, sondern auch unzählige Mädchen und Frauen haben im Laufe ihrer Jugend mit einer ganzen Reihe Individuen des anderen Geschlechts geschlechtlich zu tun gehabt; und viele unterhalten zur gleichen Zeit Beziehungen mit mehreren zugleich. Der Liebesgenuß ist nur eine Sache der Gelegenheit. Deshalb bildete die Nachtarbeit in solchen Betrieben, wo beide Geschlechter vereint arbeiteten, eine weitere Verstärkung der sittlichen Gefahren. Denn bei der Nachtarbeit wird die Verführung der Frauen in den meisten Fällen schon innerhalb der Fabrik zur leichten Möglichkeit.



Man kann nicht herein!

106. Gemälde von F. Deriffet



Eine ganze Reihe statistischer Zahlen erweist, daß mit der Einführung der Nachtarbeit im gleichen Verhältnis die Zahlen der unehelichen Geburten zunahmen, mancherorts verdoppelten sie sich geradezu. Im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts war es in englischen Fabriken nichts Seltenes, daß ständig fast die Hälfte der beschäftigten ledigen Frauen schwanger war. Wo die Geneigtheit auf der Seite der Frau fehlt, wird hunderte und tausendmal skrupellos zur Gewalt geschritten. In London zählte man allein im Jahre 1850 rund zweitausend Anzeigen wegen Sittlichkeitsverbrechen. Nicht viel weniger Fälle dürften sicher ungesühnt geblieben sein, dabei noch jene Fälle indirekten Zwanges nicht gerechnet, die die Fabrikdienstbarkeit ohne weiteres für die meisten Frauen bedingt. Die Frau ist mit ihrem Leibe dienstbar dem Vorarbeiter, daß sie lohnende Arbeit und so weiter zugeteilt bekommt, und sie ist es ebenso dem Fabrikherrn, um ihre Arbeitsstelle nicht zu verlieren. Friedrich Engels sagt in seinem Buch über die Lage der arbeitenden Klasse in England: „Es versteht sich übrigens, daß die



Liebespaar in der Bretagne

107. Anonyme Lithographie

Fabrikdienstbarkeit wie jede andere und noch mehr dem Brotherren das Jus primae noctis erteilt. Der Fabrikant ist auch in dieser Beziehung Herr über den Leib und die Reize seiner Arbeiterinnen. Die Entlassung ist Strafe genug, um in neun Fällen aus zehn, wo nicht in neunundneunzig aus hundert, alles Widerstreben bei Mädchen, die ohnehin keine große Veranlassung zur Keuschheit haben, niederzuschlagen.“ Die Fabrik war in der Tat von hunderten von Fällen zugleich der Harem des Besitzers. Was aber in den Anfängen der Fabrikindustrie, „wo die meisten Fabrikanten Emporkömmlinge ohne Bildung und ohne Rücksicht auf die gesellschaftliche Heuchelei waren“, förmlich zur Tagesordnung gehörte, das war auch vierzig und fünfzig Jahre später, ja selbst heute noch, wie zahlreiche Gerichtsverhandlungen beweisen, keine Seltenheit geworden. W. Stead schreibt über die englischen Zustände im Jahre 1884:

Ein Teil der londoner Gesellschaft sieht die Frauenzimmer mit denselben Augen an wie der Sultan in der Türkei seine Damen

im Harem. Und es ist sicher, daß der Besitzer eines Kaufhauses die schönsten Mädchen für seinen Laden wählt.

Und weiter:

„Ich bin genügend unterrichtet, um die Behauptung rechtfertigen zu können, daß viele Geschäftshäuser, die hunderte von Mädchen haben, und mögen sie noch so gut geleitet sein, nichts anderes sind als schreckliche Vorzimmer zu einem Bordell“.

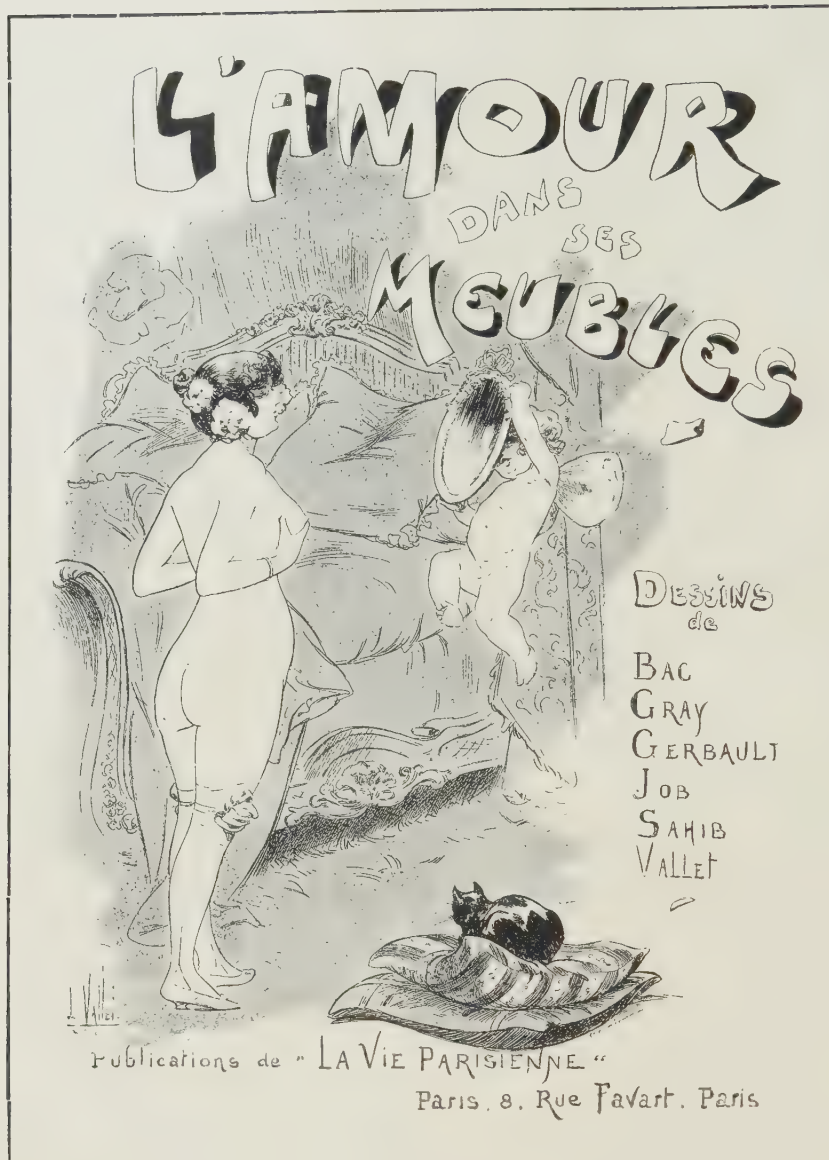
Wir haben oben mit Absicht besonderen Nachdruck auf die Hervorhebung der grauenhaften Wohnungsverhältnisse gelegt, unter denen selbst heute noch der größte Teil des arbeitenden Volkes leidet, unter denen ehemals aber dessen Gesamtheit zu „leben“ gezwungen war. Die Wohnungsverhältnisse sind die wichtigsten Faktoren bei der Gestaltung der allgemeinen sittlichen Zustände. Ausreichende Wohnräume führen ganz von selbst zu einer Steigerung der sittlichen Ansprüche des einzelnen und veredeln damit dessen ganzes Geschlechtsleben. Un-

genügende Wohnungsverhältnisse führen dagegen ebenso rasch und ganz systematisch zu einer allgemeinen Demoralisation. Wo also das Wohnen der Massen überhaupt nur noch ein Kampieren ist, wie dies bis in die siebziger Jahre des verfloßenen Jahrhunderts überall der Fall war, da konnte das geschlechtliche Gebaren der Massen sich nur in den widerlichsten Formen abspielen. Und das ist auch das charakteristische Merkmal. Die Liebe war fast nur Unzucht. Man konnte einander nicht ausweichen, also hatte das Schamgefühl hier keine Stätte. Bei den Kindern konnte es sich niemals entwickeln, und bei den Erwachsenen, die es vielleicht früher besessen haben, geht es sehr bald in die Brüche. Not kennt auch hier kein Gebot. Wo Kinder und Erwachsene gezwungen sind, im engen Raume zusammenzuschlafen, so daß Lagerstätte an Lagerstätte ist, sind die Kinder stets lange schon vor der wirklichen geschlechtlichen Reife in alle Praktiken des Geschlechtslebens eingeweiht. Der Geschlechtstrieb wird in einer Zeit geweckt, wo er noch Jahre schlummern sollte, und der Nachahmungstrieb allein führt un- erwachsene Kinder dazu, das wenigstens zu versuchen, was sie Vater und Mutter oder ältere verheiratete Geschwister, die Bett an Bett mit ihnen liegen, mit ihren Gatten tun sehen. Schwangere Mädchen im Alter von zwölf Jahren und noch



108. Die Kußprobe. Gemälde von Margaud





109. Umschlagzeichnung der Bilderserie „L'Amour dans ses meubles“. 1896

jünger waren damals geradezu etwas alltägliches. Und da es die Geschwister meist zuerst unter sich versuchten, so war das Verbrechen der Blutschande nie so häufig als in jenen Jahrzehnten. Die Mutter ging vom eigenen Sohn, die Tochter vom eigenen Vater schwanger. Am widerwärtigsten waren die sittlichen Zustände, wo die einzige Stube auch noch mit Schlafburschen geteilt werden mußte. Die müde und abgerackert auf ihr Lager gesunkene Arbeiterin, die schlaftrunken den nächtlichen Besucher gewähren läßt, wußte in unzähligen Fällen gar nicht, ob es der Gatte, der Bruder oder ein Schlafbursche war, der seine Lust an ihr gestillt hatte. „Es ist ja so einerlei,“ gab eine abgearbeitete englische Arbeiterfrau apathisch einem parlamentarischen Interviewer auf eine dementsprechende Frage zur Ant-



wort . . . So erfüllte sich auf diese Weise alles, wozu das Zusammenarbeiten der verschiedenen Geschlechter in der Fabrik den Boden aufs günstigste vorbereitet hatte. Und sämtliche Untersuchungen und Berichte über die Lage der Arbeiter bestätigen auch alle diese Konsequenzen. In dem Bericht der parlamentarischen Untersuchungskommission über die Kinderarbeit in England vom Jahre 1864 heißt es:

Es ist kein Wunder, daß Unwissenheit und Laster überströmen in einer so aufgezüchteten Bevölkerung . . . Ihre Moral steht auf der niedrigsten Stufe . . . Eine große Anzahl der Weiber hat illegitime Kinder und manche in so unreifem Alter, daß selbst die mit der Kriminalstatistik Vertrauten darüber erstarren.

Der schon mehrfach zitierte Dr. Hunter schreibt in dem Bericht über die von ihm unternommene Wohnungsenquête:

Wir wissen nicht, wie Kinder vor diesem Zeitalter dichter Agglomeration der Armen aufgebracht wurden, und es wäre ein kühner Prophet, der vorhersagen wollte, welches Betragen von Kindern zu erwarten, die unter Zuständen ohne Parallele in diesem Land jetzt ihre Erziehung für künftige Praxis als gefährliche Klassen durchmachen, indem sie die halbe Nacht aufsitzen mit Personen jeden Alters, trunken, obszön und zanksüchtig.

Und an anderer Stelle:

Jung verheiratete Paare sind kein erbauliches Studium für erwachsene Brüder und Schwestern in derselben Schlafstube; und obgleich Beispiele nicht registriert werden dürfen, liegen hinreichende Data vor, um die Bemerkung zu rechtfertigen, daß großes Leid und oft der Tod das Los der weiblichen Teilnehmer am Verbrechen der Blutschande ist.

In Spanien gehört in den niedersten Proletarierschichten übrigens auch heute noch die Blutschande zu den häufigen Erscheinungen. De Quirós schreibt in seinem schon zitierten Buche:

Sie schlafen in demselben Bette, wie sie aus demselben Napf essen; bis eines Nachts der Mann im Drange des Blutes und im Zustande halben Bewußtseins sich in den Armen seiner Tochter, Schwester oder Nachbarin wiederfindet.

Oft trifft der Forscher auf ein Zusammenleben von drei bis vier Personen; so der Frau mit dem Manne und Liebhaber, oder des Mannes mit der Frau und der Geliebten oder gleichen Elemente in wilder Ehe und bunter Vermischung, oder auch in homosexueller Liebe vereint. Das Konkubinat ist die Regel.

Über die besonderen sitts



Gnädige Frau sind bis zum Diner also nicht zurück? . . . Haben gnädige Frau Ihren Schuhknöpfe nicht vergessen?

110. Aus der Serie „Die Genüsse des Ehebruchs“ von Forain

lichen Gefahren, die den Kindern in einzelnen Industrien drohen, existieren eine ganze Reihe Berichte. Als überaus gefährlich wird in England stets der Ziegeleibetrieb hervorgehoben. In dem ausführlichen Bericht der parlamentarischen Untersuchungskommission vom Jahre 1866 heißt es:

Es ist unmöglich für ein Kind, durch das Fegfeuer einer Ziegelei zu passieren, ohne große moralische Degradation . . . Die nichtswürdige Sprache, die sie vom zartesten Alter an zu hören bekommen, die unflätigen, unanständigen und schamlosen Gewohnheiten, unter denen sie unwissend und verwildert aufwachsen, machen sie für die spätere Lebenszeit gesetzlos, verworfen, liederlich . . . Eine furchtbare Quelle der Demoralisation ist die Art der Wohnlichkeit. Jeder moulder (der eigentlich geschickte Arbeiter und Chef einer Arbeitergruppe) liefert seiner Bande von sieben Personen Logis und Tisch in seiner Hütte oder cottage. Ob zu seiner Familie gehörig oder nicht, Männer, Jungen, Mädchen schlafen in der Hütte. Diese besteht gewöhnlich aus zwei, nur ausnahmsweise aus drei Zimmern, alle auf dem Erdgeschoß, mit wenig Ventilation. Die Körper sind so erschöpft durch die große Transpiration während des Tags, daß weder Gesundheitsregeln, Reinlichkeit noch Anstand irgendwie beobachtet werden. Viele dieser Hütten sind wahre Modelle von Unordnung, Schmutz und Staub . . . Das größte Übel des Systems, welches junge Mädchen von dieser Art Arbeit verwendet, besteht darin, daß es sie in der Regel von Kindheit an für ihr ganzes späteres Leben an das verworfenste Gesindel festkettet. Sie werden rohe, bösmäulige Buben, bevor die Natur sie gelehrt hat, daß sie Weiber sind. Gekleidet in wenige schmutzige Lumpen, die Beine weit über das Knie entblößt, Haar und Gesicht mit Dreck beschmiert, lernen sie alle Gefühle der Bescheidenheit und der Scham mit Verachtung behandeln. Während der Essenszeit liegen sie auf den Feldern ausgestreckt oder gucken den Jungen zu, die in einem benachbarten Kanal baden. Ist ihr schweres Tagewerk endlich vollbracht, so zieht sie bessere Kleider an und begleiten die Männer in Bierkneipen . . . Das Schlimmste ist, daß die Ziegelmacher an sich selbst verzweifeln. „Sie könnten“, sagte einer der Bessern zum Kaplan von Southallfields, „ebensowohl versuchen, den Teufel zu erheben und zu bessern als einen Ziegler, mein Herr!“



Träumerei

III. Anonymer Wiener Kupferstich

Wenn man diese Berichte liest — es sind bloße Stichproben aus hundert gleichartigen! —, wähnt man, es könne keinen niedrigeren Tiefstand der geschlechtlichen Moral mehr geben. Und doch wird auch dieser Rekord, und zwar wiederum in Agraria, geschlagen. Unter den englischen Landarbeitern ging bis in die siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts das Wort: „Die meisten Mädchen können sich gar nicht erinnern, einmal unschuldig gewesen zu sein.“

Ein ländlicher Polizeibeamter, der viele Jahre hindurch als Detektiv in den schlechtesten Vierteln von London funktioniert hatte, sagt von den Mädchen seines Dorfes aus:

„Ihre grobe Immoralität im frühen Alter, ihre Frechheit und Schamlosigkeit habe ich niemals während meines Polizeilebens in den schlechtesten Teilen von London erreicht





## Ballszene

Farbige französische Lithographie von Charles Vernier. Um 1865





gesehen ... Sie leben wie Schweine, große Jungen und Mädchen, Mütter und Väter, alles schläft zusammen."

In dem sogenannten englischen „Gangsystem“ war die Möglichkeit zu schrankenloser Ausschweifung geradezu zu einer typischen Arbeitsorganisation der Landarbeiter geworden. Dieses englische Gangsystem wird wie folgt geschildert:

Der Gang besteht aus zehn bis vierzig oder fünfzig Personen, nämlich Weibern, jungen Personen beiderlei Geschlechts (dreizehn bis achtzehn Jahre), obgleich Jungen meist mit dem dreizehnten Jahr ausscheiden, endlich Kindern beiderlei Geschlechts (sechs bis dreizehn Jahre). An der Spitze steht der Gangmeister, immer ein gewöhnlicher Landarbeiter, meist ein sogenannter schlechter Kerl, Liederjahn, unstät, versoffen, aber mit einem gewissen Unternehmungsgeist und savoir faire. Er wirbt den Gang, der unter ihm arbeitet, nicht unter dem Pächter. Mit letzterem akkordiert er meist auf Stückwerk, und sein Einkommen, das im Durchschnitt nicht sehr hoch über das eines gewöhnlichen Landarbeiters steigt, hängt fast ganz ab vom Geschick, womit er in kürzester Zeit möglichst viel Arbeit aus seiner Bande flüssig zu machen weiß. Die Pächter haben entdeckt, daß Frauenzimmer nur unter männlicher Diktatur ordentlich arbeiten, daß aber Frauenzimmer und Kinder, wenn einmal im Zug, mit wahren Ungestüm ... ihre Lebenskraft verausgaben ...

Die „Schattenseiten“ des Systems sind die Überarbeit der Kinder und jungen Personen, die ungeheuren Märsche, die sie täglich zu und von den fünf, sechs und manchmal sieben Meilen entfernten Gütern zurücklegen, endlich die Demoralisation des „Gangs“. Obgleich der Gangmeister der in einigen Gegenden „the driver“ (Treiber) heißt, mit einem langen Stabe ausgerüstet ist, wendet er solchen jedoch nur selten an, und Klage über brutale Behandlung ist Ausnahme. Er ist ein demokratischer Kaiser oder eine Art Rattenfänger von Hameln. Er bedarf also der Popularität unter seinen Untertanen und fesselt sie an sich durch das unter seinen Auspizien blühende Zigeunertum. Rohe Ungebundenheit, lustige Ausgelassenheit und obszönste Frechheit leihen dem Gang Flügel. Meist zahlt der Gangmeister in einer Kneipe aus und kehrt dann wohl wankend, rechts und links gestützt auf ein stämmiges Frauenmensch, an der Spitze des Zuges heim, die Kinder und jungen Personen hinterher tollend, Spott- und Zotenlieder singend. Auf dem Rückweg ist das, was Fourier „Phanerogamie“ nennt, an der Tagesordnung. Die Schwängerung dreizehn- und vierzehnjähriger Mädchen durch ihre männlichen Altersgenossen ist häufig. Die offenen Dörfer, welche das Kontingent des Ganges stellen, werden Sodoms und Gomorrhas (die Hälfte der Mädchen von Bidford ist ruiniert worden durch den Gang) und liefern doppelt soviel uneheliche Geburten als der Rest des Königreichs. Was in dieser Schule gezüchtete Mädchen als verheiratete Frauen in der Moralität leisten, ward

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*



112. Das Strumpfband



113. L. Vallet: Vor dem Toilettentisch

schon früher angedeutet. Ihre Kinder, soweit sie solche nicht durch Opium usw. beseitigen, sind geborene Rekruten des Gangs.

Man braucht kein großer Kenner der Verhältnisse zu sein, um zu wissen, daß solche Dinge auf dem Land keine „vergangenen Zeiten“ sind und auch keine Zustände, die den andern Ländern fremd wären. Unter den alljährlich zur Erntezeit in Deutschland tätigen polnischen und galizischen Sachsengängern herrschen sehr häufig ganz gleichartige Verhältnisse wie bei dem englischen Gang. Die unter den Arbeitskolonnen befindlichen ledigen Weiber kehren größtenteils schwanger in ihre Heimat zurück: und vielfach in tatsächlicher Unkenntnis über den wirklichen Vater des zu erwartenden Kindes, weil jede von ihnen mehreren Männern, wenn nicht gar der ganzen Kolonne zu Willen sein mußte. Aber auch den einheimischen Mägden auf den großen Gütern geht es häufig nicht besser; sie sind Freiwild für alle Knechte und für alle Gelegenheitsarbeiter. Es genügt hier, auf den bereits im ersten Band S. 48 gegebenen dokumentarischen Beweis hinzudeuten . . .

Ein „noch tiefer“ als diese hier entschleierte Zustände hat es sicher niemals in der Geschichte gegeben, weil eben alles dies im bürgerlichen Zeitalter niemals bloß Einzelfall, sondern Massenerscheinung war; es ist die tiefste Degradation des Begriffs „Liebe“ damit erreicht worden.



Die moderne Eva

114. Farbige Gravüre von Louis Legrand

Die Moralheuchelei. Der ungeheure Widerspruch zwischen der Idee und der Wirklichkeit auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens erforderte naturgemäß irgendeinen Ausgleich. Wohlgemerkt: nicht ein Aufgeben des Ideals und auch keine Steigerung der Wirklichkeit auf die Höhe des Ideals, denn die Bourgeoisie dachte weder an das eine, noch hatte sie irgendwelche Lust zum ändern. Das Ideal konnte sie nicht entbehren, und die Wirklichkeit wollte sie nicht entbehren, wenigstens nicht, so weit sie selbst daran beteiligt war. Denn sie fand die Wirklichkeit, die in der für sie so vorteilhaften Verteilung der Besitzverhältnisse gipfelte und ebenso die für sie daraus resultierenden schrankenlosen Genußmöglichkeiten ja unendlich viel begehrenswerter als die Lockungen des hehren Ideals, mit dem ihre Herrschaft einst begründet wurde. Der un-





115. Faunesse. Gemälde von Jules Lefebvre

entbehrliche Ausgleich mußte also in einer kaschierenden Überbrückung der vorhandenen Kluft gefunden werden. Wenn in der Politik die Akzeptierung eines Scheinkonstitutionalismus diesen Ausgleich schuf, so konstruierte man ihn in der Geschlechtssphäre in einer ostentativen Moralheuchelei: die „Sünde“ wurde von der Straße hinter die verschlossene Türe verbannt — dort konnte sie sich nach Behagen breit machen; die Türe aber bekam einen sittlichen Anstrich. Man wurde ausnahmslos nach außen sittlich. Und nicht nur das: man wahrte nicht nur den Schein, sondern man prononzierte ihn außerdem, indem man öffentlich alles das mit den energischsten Worten verdammt, woran man sich heimlich ebenso beharrlich vergnügte. Die Feigenblattmoral, die nicht die Sache, aber ihren öffentlichen Anblick verhindert, wurde das kategorische Sittengesetz der bürgerlichen

Gesellschaftsordnung. Auf diese Weise fand man das Mittel, die unvermeidlichen Gegensätze zwischen der Idee und der Wirklichkeit zu überbrücken, nachdem man sie weder aus der Welt schaffen wollte, noch aus der Welt schaffen konnte. Zu diesem Ausgleich waren die herrschenden Klassen im bürgerlichen Zeitalter jedoch nicht aus freien Stücken gekommen, sondern sie waren unerbittlich von den Umständen dazu gezwungen worden. Die bürgerliche Gesellschaftsordnung wollte nicht nur, wie schon in der Einleitung gesagt ist, die scheinbare Verwirklichung der sittlichen Weltordnung nach dem Rezept ihrer ursprünglichen Ideologie darstellen, sondern sie mußte dies auch von einem gewissen Punkt der historischen Entwicklung an, sofern sie ihre Existenz nicht aufs äußerste gefährden wollte.

Zweifellos will jede spezifische Epoche jeweils die denkbar höchste Erfüllung aller Entwicklungsmöglichkeiten darstellen; jede bis jetzt existierende wollte gewissermaßen die sogenannte gottgewollte Ordnung der Dinge sein. Jedenfalls hat noch jede speziell damit sowohl ihre Existenz als auch ihr gesamtes Tun begründet und gerechtfertigt. Aber nicht für jedes Régime war es nötig, daß die Masse des Volkes unbedingt an diese Fiktion glaubte. Das hing ganz von der jeweiligen Machtverteilung ab. Der fürstliche Absolutismus konnte zynisch in den Tag hinein leben und brauchte sich nicht darum zu kümmern, daß man sein Regiment eher für eine teufelgewollte Ordnung der Dinge ansah; denn die sittliche Entrüstung der Massen alterierte die Fundamente seiner Herrschaft relativ wenig. Diese basierte, wie wir wissen, einzig auf dem Klassenkampf zwischen der aufkommenden Bourgeoisie und dem niedergehenden feudalen Junkertum, bei dem der Träger der Krone auf den Schultern beider stehen konnte. Dieser „Standpunkt“ war also nur durch die ungleiche Entwicklung der Kräfteverhältnisse dieser beiden Klassen zueinander gefährdet, und er wurde auch bekannterweise dadurch schließlich unhaltbar. Ganz anders wurde die historische Situation im Zeitalter der Großindustrie. Hier sind die Massen überall und in größtem Umfange zu politisch mitbestimmenden Faktoren geworden. Sie mußten vom Hörigen und Untertanen zum Staatsbürger erhoben werden, weil nur dadurch alle jene Kräfte mobil und verwendbar wurden, die für die neue Form der Warenproduktion die unbedingte Voraussetzung waren. Indem die Massen aber ein wirtschaftliches Eigenleben bekamen, war auch ihre geistige und politische Emanzipation unvermeidlich geworden und nur die selbstverständliche Konsequenz. Diese geistige und politische Emanzipation der Massen konnte bekämpft und verdammt werden, aber aufgehalten konnte sie nicht werden. Um so weniger, als die erstere immer mehr die wichtigste Bedingung für eine ununterbrochen fortschreitende technische Entwicklung und damit der restlosen Expansionsmöglichkeiten des Kapitalismus überhaupt wurde. Mit Analphabeten und Heloten vermag man vielleicht einen Acker zu pflügen, nicht aber die raffiniertesten Präzisionsmaschinen zu konstruieren und zu bedienen. Man mußte deshalb das eine mit dem andern bezahlen; die Riesengewinne einer hochentwickelten Industrie mit den Unbequemlichkeiten der ständigen Kritik einer mündig gewordenen Klasse.







Diese Kritik konnte in ihrer zerstörenden Wirkung nur dadurch abgeschwächt werden, daß man es fertig brachte, der Masse wenigstens bis zu einem gewissen Grade das Märchen von der in der Bourgeoisie verkörperten wahrhaft sittlichen Weltordnung glaubhaft zu machen. Diesem kategorischen Muß entsprang das Gesetz der Moralheuchelei. Es war die Konzession in der Form, um den Inhalt möglichst lange zu retten: den ungeschmälerten Besitz und alle damit zu ermöglichenden Vergnüglichkeiten des Daseins.

Dieser Konflikt wurde in allen Ländern mit dem bürgerlichen Zeitalter geboren, weil eben die neue Entwicklung keine Lösung der Widersprüche innerhalb der Gesellschaft brachte, sondern im Gegenteil die Aufrollung ihrer sämtlichen Probleme, und weil außerdem bereits am ersten Tage die sämtlichen Blütenträume zerstoben (s. S. 36 und flg.). Aber dieser Konflikt war aus begreiflichen Gründen am ersten Tag noch nicht akut; das Proletariat mußte sich erst zu einer Klasse mit selbständigem politischen Bewußtsein emporarbeiten. Und dieser historische Prozeß vollzog sich zwar unaufhaltsam, aber nur allmählich; erst von den vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts an wurde das Proletariat überall ein politischer Faktor, mit dem die herrschenden Klassen rechnen mußten. Bis dahin war denn auch die Moralheuchelei nur bei den wirklichen Kleinbürgern die offizielle Klassenmoral, also eben nur in den Kreisen und Schichten, wo sie gemäß den engen wirtschaftlichen Voraussetzungen des Daseins zu allen Zeiten üblich



Dame im Morgenkleid

117. Aubrey Beardsley. 1895

gewesen ist. Die Bourgeoisie dagegen lebte und gebärdete sich, wie sich ein Parvenü, und das war sie doch, stets gebärdet; sie protzte förmlich mit ihrem ungebundenen Lebenswandel. Vor wem brauchen wir uns denn genieren? Wem sind wir Rechenschaft schuldig? Uns gehört die Welt! Wir können uns alles leisten! Unser Geldsack, das ist Moses und die Propheten! So lautete ihre mit den deutlichsten Worten und tausendfach auf jede Art und Weise an den Tag gebrachte Lebensanschauung. Und für diese Lebensmaximen ist vor allem die Geschichte des englischen Bürgertums vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an beinahe hundert Jahre lang ein ununterbrochenes und geradezu groteskes Beispiel. Jöhrend und lärmend praßte und lebte man in den Tag hinein. Die bürgerliche Freiheit betätigte sich in zügelloser Ungebundenheit, im bewußten



118. X. Sager: Pariser Boulevardszene. 1910

Verzicht auf alle Konvention. Jede Stadt war gewissermaßen eine einzige Matrosenkneipe. Die Gefühle waren alle öffentlich, denn der Parvenü hat keinen Sinn für das Heimliche und Versteckte. Er will protzen und dabei gesehen werden. Wenn er das nicht kann, macht ihm rein gar nichts eine Freude, der erlesenste Genuß nicht. Wie seine Manieren, so ist seine ganze Physiognomie. Die Hände sind ungepflegt, die Toilette ist vernachlässigt. Bei aller Eleganz hat die letztere absolut nichts gemein mit der präziösen Linie, die der Kleidung des Ancien Régime eigentümlich war. Sie ist ostentativ luxuriös, demonstriert in greller Weise, daß sie Geld gekostet hat. Ein ebenso groteskes Gehäuse ihres grotesken Inhalts. Das zeigt vor allem der Schmuck, den man trägt, besser: mit dem man sich behängt. Aber wenn die Hände ungepflegt sind, die Toilette ständig vernachlässigt, die Bewegungen tölpisch und ungelenk, so zeichnet sie freilich etwas anderes ebenso sehr aus: die Köpfe sind meist ausdrucksvoll, knochig, aber durchgearbeitet. Es sind die Menschen, die trotz alledem „hinter ihren Stirnen schon all die Probleme wälzen, die das neue Weltalter gebar“. Die Bilder Hogarths und Rowlandsons sind der unwiderlegliche Spiegel von alledem. Weil sich der größte Teil des englischen Bürgertums aus Emporkömmlingen zusammensetzte, waren sämtliche Genüsse, die man kultivierte, ohne Ausnahme derb und roh. Man aß viel, man trank viel und „liebte“ auch dementsprechend — frei von jeder aristokratischen Eleganz und Delikatesse. Alles geschah sozusagen „mit vollen Backen“. Mit Geld kann man sich riesige Hammelkeulen kaufen: daß man Geld hatte, zeigte man also, indem man beim Essen im Überfluß schwelgte. Mit Geld kann man „Liebe“ kaufen, also war die Dirne überall dabei. Kein Vergnügen ohne sie. Wie ein endloser Strom flutete sie unablässig durch alle Straßen. Man leistete sich und nahm sich, was einem gefiel. Hier die Tochter, da die Mutter, dort alle beide zugleich. Verführungen und Entführungen, vornehmlich solche von verheirateten Frauen, waren an der Tagesordnung. Die englische Ungebundenheit wurde typisch und überall sprichwörtlich. Und dadurch unterschied sich



Elegante Pariserin bei der Toilette  
119. Gemälde von A. Guillaume. 1900

auch überall der Engländer, wohin er kam (Bild 21, 27, 37, 42 u. 44).

Dieser urwüchsige Parvenücharakter der Bourgeoisie war gewiß in keinem anderen Lande in ähnlichem Maße ausgeprägt. Denn nirgends boten sich seiner schrankenlosen Entwicklung dieselben günstigen Vorbedingungen wie in England. Aber im Wesen waren sich diese Menschen eines neuen Zeitalters, die zugleich seine Beherrscher waren, in allen Ländern gleich.

Grimod de la Reynière, ein Zeitgenosse der französischen Revolution, urteilt über die durch die Revolution emporgekommenen bürgerlichen Parvenüs:

Die Umwälzung in den Vermögensverhältnissen der Leute, eine Folge der Revolution, das Ansammeln von Reichtümern in anderen Händen, als den bisherigen, hängt zusammen mit der Freude an rein tierischen

Genüssen. Das Herz dieser so plötzlich reich gewordenen Pariser wandelte sich und wurde wie der Kropf einer Taube. Ihre Wünsche sind nichts wie Appetit, ihre Empfindungen Kitzel.

Ein anderer Zeitgenosse, der bekannte französische Sittenschilderer Mercier, konstatiert und kritisiert in ähnlicher Weise den bürgerlichen Parvenücharakter in den Zeiten des Direktoriums und des ersten Kaiserreichs. Er schreibt:

Nichts ist unerträglicher, als die Unterhaltung bei den Tischgesellschaften dieser Leute. An den mit Speisen überladenen Tafeln ist von nichts die Rede als von Kochrezepten, von den Talenten dieses oder jenen Kochs, von dem Erfinder eines neuen Ragouts, von dem Preise der in den Kellern lagernden Weine, von Gelagen und ihrem Pomp. Es wird einem förmlich Gewalt angetan, recht viel zu essen und zu trinken, die Nötigungen lassen einem keine Ruhe.

Und aus Deutschland wird ebenfalls dasselbe berichtet. Der Hamburger Johann Peter Gallas schreibt in einem Buche:

Den Unterhaltungstoff in diesen Zirkeln bilden Kleider, Frisuren, Gastereien, Ehescheidungen, Bankerotte. Man speist im allgemeinen überaus reichlich, macht nach Tisch eine Partie Bouillotte oder fährt im Carrik spazieren, kehrt zum Tee zurück, schwatzt, ohne auf Fragen einzugehen, gähnt, als wolle man die Kinnladen ausrenken, geht endlich zur Ruhe und tut morgen, was man heute getan hat.

Also wie gesagt: Überall waren die neuen Herren der Welt zuerst Parvenüs mit Parvenüallüren; nur daß sie in Deutschland und Frankreich mehr im Kleinbürgerfrack agierten. Man sah wohl auf den ersten Blick, daß sie allmählich daraus hinausgewachsen waren, aber sie waren zu sehr an ihn gewöhnt, als daß sie ihn mit der neuen Zeit auch über Nacht ablegen konnten . . .

Der Umschwung, oder wenn man so sagen will: das Ende der Flegeljahre des





## Das erste Seebad

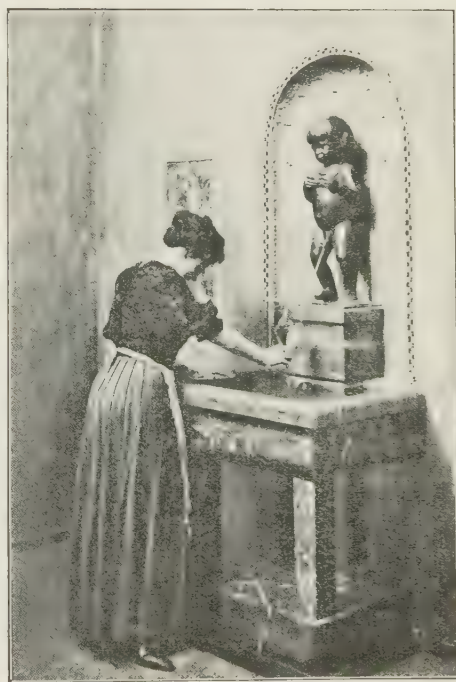
Farbige französische Lithographie nach J. Linder



bürgerlichen Zeitalters trat zuerst in England und zwar in der Zeit von 1820 bis 1830 ein. Dieser Umschwung war hier so gründlich, daß man auf den ersten Blick wähnen könnte, um diese Zeit sei wieder ein völlig neues Zeitalter angebrochen; derart diametral verschieden ist die gesamte Physiognomie der Menschen und Dinge von nun ab gegenüber der eben abgeschlossenen Epoche. In Wahrheit hatte sich am Inhalt aber nur soviel geändert, als eben das neue Kostüm unbedingt erforderte. Und nur einen neuen Frack hatte man sich angelegt: den Soliditätsfrack des respektablen Bürgers, den hinfort jeder öffentlich tragen mußte, wenn er zur anständigen Gesellschaft zählen wollte. In Frankreich und Deutschland war der Übergang, als er eintrat, nicht entfernt so auffällig, wenn auch ebenso gründlich; weil hier, wie wir vorhin sagten, die Menschen des neuen Zeitalters nie ganz aus ihrem Philisterfrack herausgeschlüpft waren, so brauchten sie nur eine ernste und „gesetzte“ Miene aufzusetzen, um sich den neuen Bedingungen des Lebens alsbald würdig anzupassen . . .

Der sich vollziehende Umschwung in der äußeren Physiognomie des öffentlichen Lebens wurde übrigens noch durch einen besonderen Umstand beschleunigt, nämlich durch die spezielle wirtschaftliche Lage, in der sich die industrielle Entwicklung damals ausserdem befand. Der Beruf des Geschäftemachens wurde nicht bloß immer ertragreicher, sondern er erforderte infolge der riesigen technischen Entwicklung und der damit zusammenhängenden Ausdehnung der Betriebe immer mehr die Anspannung aller Kräfte. Zudem saß jetzt die skrupellose Konkurrenz überall im Nebenhause. Da hieß es also: sich zusammennehmen. Daß es aber in dieser Situation, wo sie auch eintrat, für die besitzenden Klassen niemals einen anderen Ausweg gab als den, hinfort ostentativ die verkörperte Moral zu heucheln, daß es nicht genügte, das seitherige Schlemmerleben auf die Feiertage zu verlegen, — das erwirkte eben der Umstand, daß in der gleichen Zeit das Proletariat mit seinen Herrschaftsansprüchen im Kontor erschien und mit allem Nachdruck darauf bestand, fürs erste wenigstens der anständig entlohnte Kompagnon bei der Verteilung des von ihm geschaffenen Mehrwertes zu werden. Zur Begründung seiner diversen Rechtsansprüche war dem respektlosen Proletariat natürlich nichts bequemer, als die vom Bürgertum angeblich inaugurierte sittliche Weltordnung auf ihren wirklichen Inhalt nachzuprüfen. Begrün-

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*



Das münchener Brunnenbuberl

120. Modelliert von Prof. H. Hahn





„Die gnädige Frau ist zwar eben im Begriff ein Bad zu nehmen, aber das hindert sie nicht, Monsieur zu empfangen.“

121. Aus „La vie parisienne“

über die man gebot, wenigstens die Waffe einer nie fehl gehenden Kritik entwenden. Ein anderes wäre einem zynischen Sichselbst-aufgeben in der Idee gleichgekommen. Und damit wäre die Niederlage von vornherein besiegelt gewesen. Solches tut aber, wie bereits in der Einleitung gesagt ist, eine Gesellschaftsordnung immer erst dann, wenn sich alle Möglichkeiten ihrer Entwicklung längst erfüllt haben und ihr naher Bankrott schon unabweislich vor der Tür steht. Dann erst stellt sich das Wort ein: „Nach uns die Sintflut!“ Das war aber damals noch nirgends der Fall. Das bürgerliche Zeitalter stand im Gegenteil erst am Anfang seines eigentlichen Aufstieges, wie die fernere wirtschaftliche und politische Entwicklung sehr bald in allen Staaten zeigen sollte.

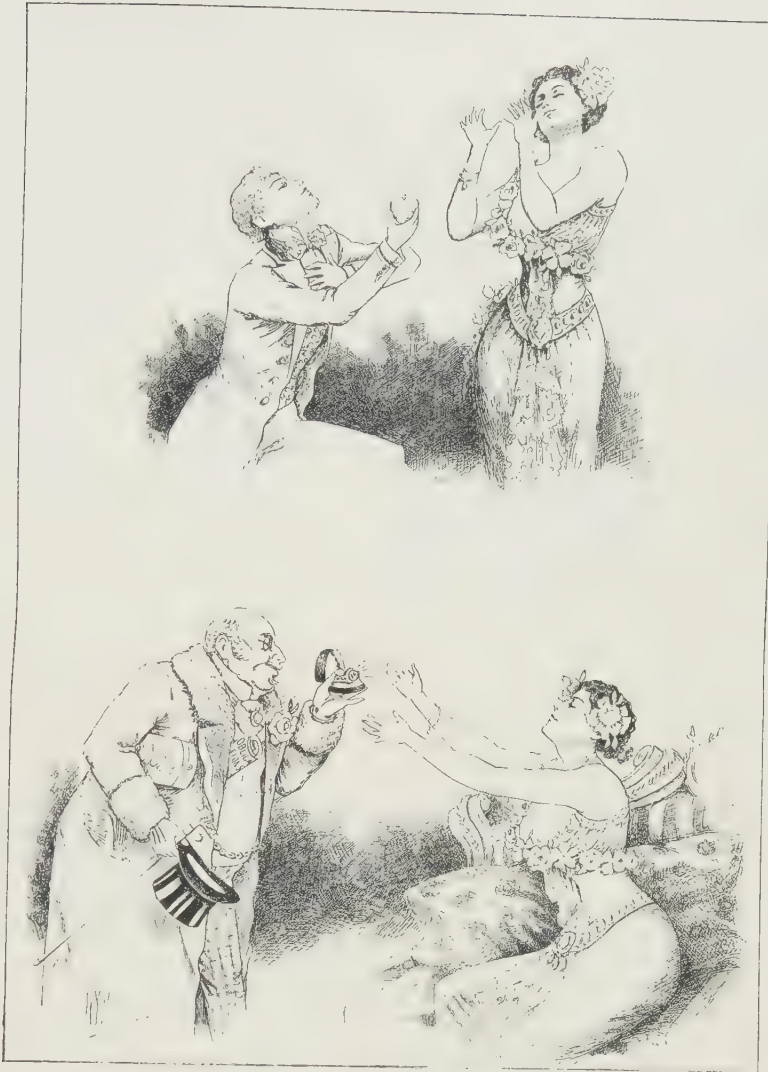
Auf diese Weise wandelten sich die seitherigen skrupellosen Parvenüallüren zur ebenso skrupellosen Moralheuchelei. Und nicht bloß bei der Bourgeoisie vollzog sich diese Mauserung, sondern bei allen Klassen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Alles ordnete sich diesem Gesetz unter. Und nicht nur vorübergehend, sondern dauernd bis zum heutigen



122. Dekolletiert von Le Bac. Aus „La vie parisienne“

Tag. Nur einzelne Individuen und niemals ganze Klassen haben sich bis jetzt im ganzen in bewußten und ausgesprochenen Widerspruch zu dieser herrschenden bürgerlichen Moral gestellt. Speziell dazu zwang noch ein dritter Umstand: Die Liebe wurde als Problem des Lebens im Zeitalter des Kapitalismus immer komplizierter. Die

deten die besitzenden Klassen das Recht auf die politische Bevormundung der Massen bis jetzt zu einem großen Teil auf deren angeblicher moralischer Minderwertigkeit, so konnte dieses Recht nicht gerade überzeugend bewiesen werden, wenn diese selben Massen immer mehr in die Lage kamen, die höhere Sittlichkeit für sich in Anspruch zu nehmen. Unter solchen Umständen blieb den herrschenden Klassen also gar keine andere Wahl, als zum mindesten die Fassade ihres Daseins gründlich zu renovieren, wollte man dem Ansturm auf die Herrschaft und den Besitz,



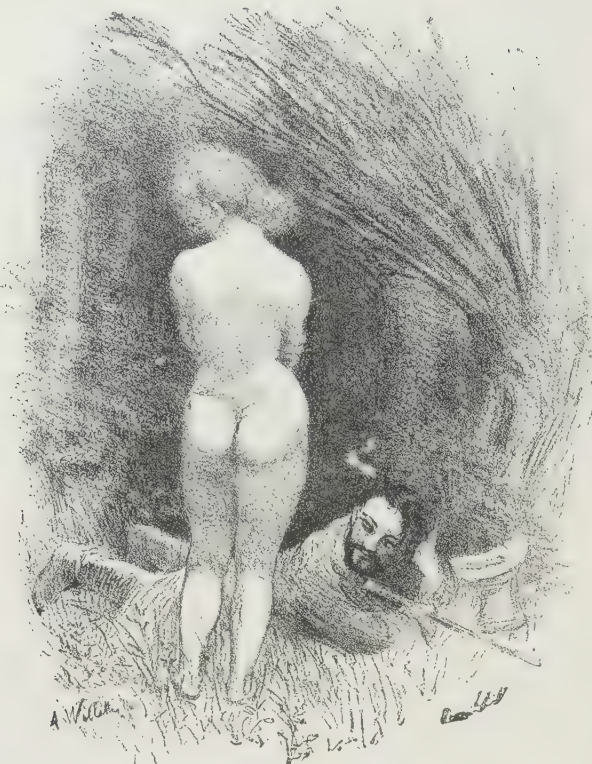
123. Der immer gleiche Refrain. Illustration aus dem Gil Blas. 1899

kapitalistische Entwicklung hat, wie sie zu einer tausendgliedrigen Vielgestalt des Lebens führte, im Zusammenhang damit hunderte ebenso schwierige Probleme der Liebe entwickelt. Probleme, von denen die meisten im Rahmen einer privatkapitalistischen Gesellschaftsordnung nur in der Form individueller Kompromisse lösbar sind. Das ist es, was außerdem die Heuchelei für jeden, und sei es auch nur bis zu einem gewissen Grade, zu einem drakonischen Gesetz macht. Eine herrschende Gesellschaftsordnung kann man wohl bekämpfen, aber man kann sie nicht negieren, denn ein „außerhalb“ von ihr gibt es in der Realität niemals, sondern nur in der geistigen Konstruktion, die aber bekanntermaßen noch lange nicht Wirklichkeit ist, auch wenn sie noch so logisch ist.

„Wahrung des äußeren Anstandes“, so lautete also hinfot das Gesetz der bourgeoisen Gesellschaftsordnung, dem sich jedermann unterwerfen mußte. Und

15\*





Bohèmeleben. Siesta im Walde von St. Germain  
124. Lithographie von Ad. Willette

zwar nicht etwa um einer besonderen allgemeinen Achtung teilhaftig zu werden, sondern um überhaupt innerhalb der sogenannten „guten Gesellschaft“ geduldet zu werden. Der schwarze Gehrock am Leib, auf dem würdigen Haupte der noch würdigere Zylinder, an den Händen die schwarzen Glacéhandschuhe, dies wurden für den Mann die äußeren Symbole dieser neuen, das ist: der eigentlichen bourgeoisen Moral. Sie bildeten die Uniform des äußeren Anstandes. Und diese Uniform ist überaus zweckentsprechend erdacht. Gehrock und Zylinder gestatten nur gemessene Bewegungen, und Glacéhandschuhe isolieren die Gefühle, machen indifferent. Für die Frau ist es das in der Öffentlichkeit stets bis zum Halse hochgeschlossene Kleid. Ein Verstoß gegen die Gesetze des

äußeren Anstandes, insbesondere wenn von seiten der Frau begangen, hatte meist den unbarmherzigen Ausschluß aus der Gesellschaft zur Folge.

Das Hauptwesen des äußeren Anstandes besteht in der möglichst restlosen Ausschaltung alles Geschlechtlichen im öffentlichen Gebaren. Die Liebe hat hier scheinbar aufgehört zu existieren. Man ist öffentlich geschlechtslos. Man gebärdet sich nicht verliebt, man spricht nicht von Liebe — das heißt nicht laut —, man sieht nicht, wenn andere sich verliebt gebärden. Die Liebe ist negiert. Ein solches Benehmen nennt man korrekt. Zu einem korrekten Benehmen gehört weiter, daß man in der Unterhaltung aufs peinlichste solche Sprachformeln vermeidet, die einen geschlechtlichen Doppelsinn nicht nur haben, sondern auch nur haben könnten. Ja, selbst ernste Unterhaltungen über geschlechtliche Fragen werden peinlich gemieden; und mit einer Frau über solche Dinge zu reden, gilt geradezu als taktlos. Eine anständige Frau weiß offiziell von solchen Dingen nichts. Ebenso sind die klaren Benennungen von jenen weiblichen Körperteilen und Kleidungsstücken, die beim geschlechtlichen Verkehr erotisch anreizen, stark verpönt. Diese Dinge müssen sämtlich „delikat“ umschrieben werden. Man hat weder Schenkel noch Waden, sondern nur Beine. Pfui! von den Schenkeln eines weiblichen Wesens zu reden! Brust und Busen heißen Hals, allenfalls noch Büste. Der Bauch beschränkt sich einzig auf den Sammelnamen Magen. Der Hintere existiert überhaupt nicht mehr. Das Korsett heißt Mieder. Der Unterrock



wird vornehm und dezent mit Jupon bezeichnet. Eine Frau ist nicht schwanger, nicht einmal „guter Hoffnung“, sondern „in andern Umständen“. Der äußere Anstand erfordert weiter, streng alle jene Gelegenheiten zu meiden, die der Verführung vorteilhaft wären. Es schickt sich nicht, daß ein junges Mädchen und ein Herr allein in einem Zimmer gelassen werden; eine einzelne Frau, die auf ihre Ehre etwas hält, wird niemals Männer in ihrer Wohnung empfangen; kein junges Mädchen und überhaupt keine anständige Frau wird des Abends allein über die Straße gehen; für eine anständige Frau ist überhaupt jeder Umgang mit Männern nur in Gegenwart von dritten Personen zulässig. Selbst Verlobte sollen sich bis zum Tage der Trauung immer nur in Gesellschaft Erwachsener begegnen und sprechen. Geht eine Dame auf der Straße, so darf sie sich weder seitwärts noch rückwärts wenden, sondern soll womöglich gesenkten Blickes ihres Weges gehen, nicht zu rasch, noch weniger aber langsam; denn dadurch fordert man in



Dessin de A. WILLETTE.

Elle a raison... Il est plus propre et plus profitable de vendre son... que son cœur ou sa cervelle!

125. Illustration aus dem Courrier Français von Ad. Willette

direkt die Männer zu Annäherungen auf. Mit peinlichster Sorgfalt hat eine anständige Frau auf der Straße jedes Retroussé zu vermeiden. Die Beine zu zeigen, gehört nur ins Repertoire der Dirne. Bis in die achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts war es sogar verpönt, den Fuß zu zeigen, und als der fußfreie Rock aufkam, galt er in den sogenannten anständigen Kreisen lange Zeit als unanständig. Gestattet die jeweilige Mode beim Ballkleid ein noch so starkes Dekolleté, so ist es nichtsdestoweniger einer Dame verboten, sich zu Hause einem Fremden gegenüber im Negligé zu zeigen, und wäre dieses noch so dezent. Und so weiter, und so weiter. Ganze Bogen könnte man mit ähnlichen „Forderungen des Anstandes“ füllen. Auf dieselbe moralische Backfischartenweite sind Kunst, Theater und Literatur zugeschnitten. Alles Nackte ist verpönt, denn es ist schamlos, ist Nudität. Vor einer nackten Statue oder einem Bilde mit nackten oder halbentkleideten Figuren stehen zu bleiben, verrät unsaubere Wünsche und Begierden. Anständige Menschen kennen nur den bekleideten Menschen. In den Romanen und Theaterstücken, die von anständigen Menschen gelesen und angeschaut werden, wird stets auf die einwandfreieste Weise geliebt. Es gibt hier weder Ehebrüche noch uneheliche Kinder, noch eine käufliche Liebe. Jede Liebe endet damit, daß „sie sich kriegen“, oder in der Verzweiflung darüber, daß „man sich nicht kriegt“. Auch hier muß man mit „und so weiter“, „und so weiter“ abschließen.



Die Konsultation

126. Gemälde von Albert Guillaume

Ganz folgerichtig werden aufs Mitleidloseste alle die verurteilt, die gegen diese Gebote des Anstandes verstoßen, indem sie offen und ehrlich sich gebärden oder, die äußeren Formen nicht achtend, einer heißen Leidenschaft nachgeben. Ein Mädchen oder eine Frau, die einen andern Mann als ihren offiziell Verlobten oder standesamtlich angetrauten Mann küßt, hat damit ohne weiteres ihre Ehre verloren. Ein junges Mädchen, das schon von einem andern Mann geküßt worden ist, kann ein anständiger Mann überhaupt nicht mehr heiraten, auch wenn das Mädchen mit dem Betreffenden damals regelrecht verlobt war. Jeder vor-eheliche Geschlechtsverkehr der Frau gilt als Unzucht. Wird ein Mädchen aber gar schwanger,





127. Die Dame mit der Rose. Zeichnung von Aubrey Beardsley

so hat sie damit für alle Zeiten die Achtung der anständigen Leute verscherzt, alle Türen verschließen sich vor ihr, sie ist eine Ausgestoßene, auf die man verächtlich mit den Fingern deutet. Mit unsäglichlicher Verachtung schaut alle Welt aber nicht nur auf die uneheliche Mutter als auf eine Verworfene, sondern selbst dem unehelichen Kind haftet zeitlebens ein Makel an. Wenn aber eine Frau sogar soweit geht, daß sie offen der „freien Liebe“ huldigt, wird sie der Dirne gleichgestellt, für die die Gesellschaft nur Ekel und Abscheu übrig hat . . .

Das sind die wichtigsten und bekanntesten Paragraphen des internationalen Gesetzes vom äußeren Anstand. Man kann sagen: sein offizieller Teil. Denn in dieser Form ist er allgemein anerkannt und ständig im Munde aller sogenannten anständigen Leute. Sein nicht offizieller Teil, der unentbehrliche Ausweg aus dem Dilemma, betrifft das eigentliche Tun, er ist in die kategorische Forderung zusammengefaßt: wenn nicht keusch, so doch wenigstens heimlich; das bekannte Mönchsmotto. Wird diese Forderung streng befolgt, so ist die Gesellschaft unter Umständen bereit, ein Auge zuzudrücken. Das heißt: Unter dieser Bedingung





Paull mein Junge, du mußt deine kleine Freundin  
jetzt verabschieden, es ist elf Uhr.

128. Zeichnung von Forain

gestattet sie dem Mann alles und der Frau sehr vieles. Und die große Mehrzahl handelt willig nach dieser Bestimmung. Der Mann der zahlungsfähigen Kreise hält sich zwar sehr häufig auch eine *Maitresse*, aber er wird niemals mit ihr ausgehen oder sich sonst viel öffentlich mit ihr sehen lassen. Er frequentiert überaus häufig die *Prostitution*, aber er sucht und findet sie auf heimlichen Wegen; auf der Straße bleibt sie auch für ihn die verabscheuungswürdige Pestbeule am Körper der Gesellschaft. Die anständige Dame findet ebenfalls in tausend Fällen die Zärtlichkeiten von einem oder mehreren anderen Männern für viel begehrenswerter als die Genüsse, die der Ehegatte ihr bietet. Aber sie wird sich und ihren Gatten nicht kompromittieren, indem sie strenge dafür sorgt, daß die Dienstboten niemals um den Weg sind. Die ganz korrekte Frau, die auf absolute „*Stubenreinheit*“ hält, fordert von ihren Liebhabern ein Absteigequartier, wo man sich

ohne Aufsehen treffen kann. Wenn sich eine Dame ein Ballkleid arrangiert, so wird sie sich streng nach dem richten, was jeweils der Anstand in der Mode fordert, aber sie wird es gleichwohl einzurichten verstehen, daß die lüsterne Neugier eines bevorzugten Partners voll auf ihre Kosten kommt. Mit dem größten Geschick löst sie in ihrer Ballrobe das Problem, nackt zu sein, ohne aufzuhören bekleidet zu sein. Eugen Pelletan zeichnet in seiner Schilderung der Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs dieses intime Bildchen:

Betrachten Sie z. B. hier diese junge Mutter, welche in diesem Augenblick an der Wiege ihres jüngsten Kindes träumt.

Hinter dem Kaminschirm singen die Flammen wunderbare Melodien, in dem Zimmer spiegeln sich infolge der matten, durch blaue Fenster noch mehr gedämpften Beleuchtung trübe Mondscheintinten. Man vernimmt in dieser köstlichen Dämmerung nicht einmal das Ticktack einer Uhr; Madame hat, um, wie sie sagte, die Stunde eines unvergeßlichen Besuches ewig zu bezeichnen, die Uhrfeder zerbrochen.

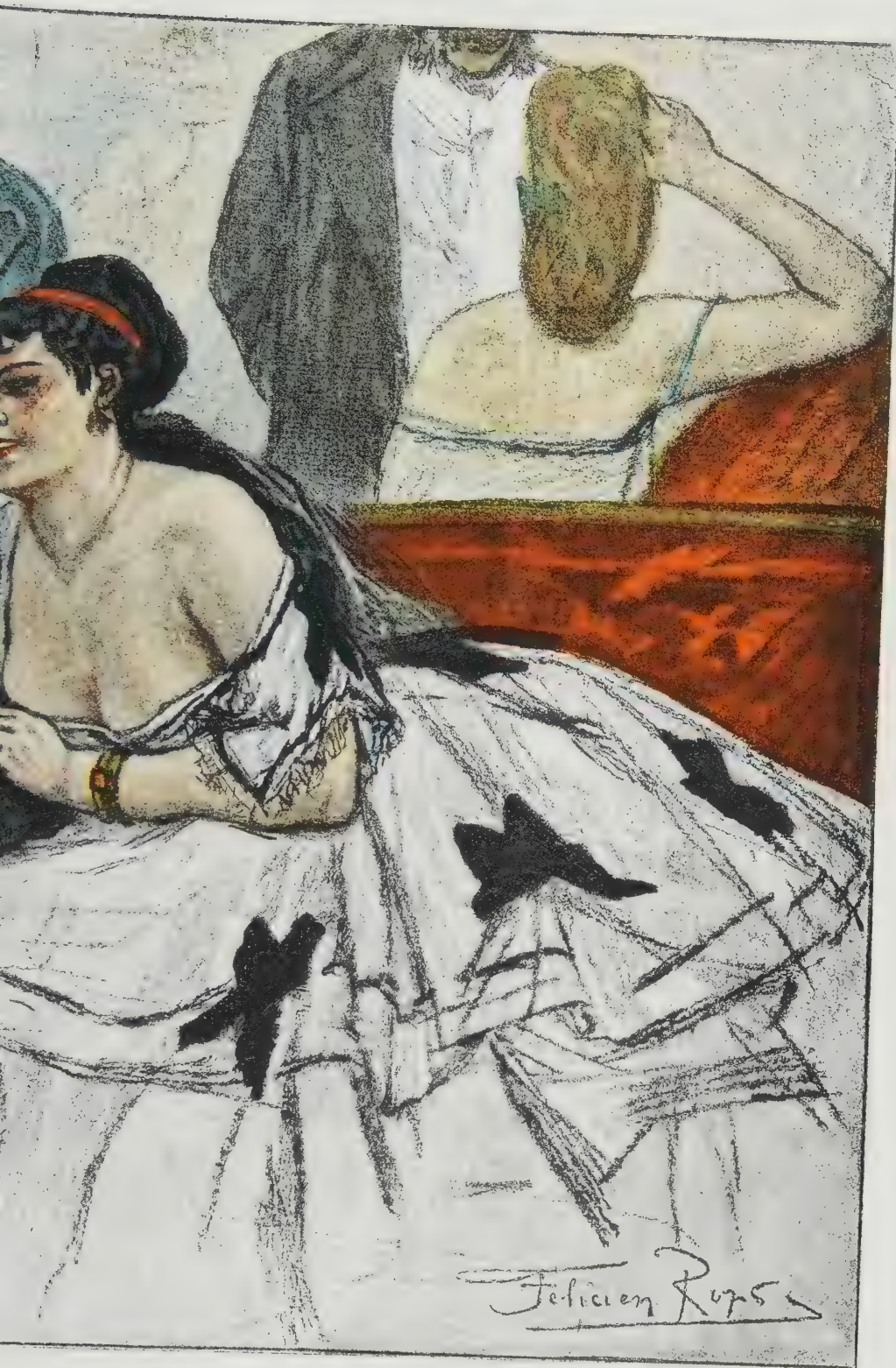
Von einer wallenden Flut von Kaschmir umgeben, schmiegt sie sich in die weichen Polster eines Ruhebettes und, den Kopf auf einen mit Spangen geschmückten Arm gestützt, die Augenlider halb geschlossen, denkt sie in diesem Augenblick über ein Problem der moralischen Geo-





Le ga  
Farbige Gravüre nach e





Felicien Rops



metrie nach, sie sucht nämlich für ihr nächstes Ballkleid die mathematische Linie, bis zu welcher eine Frau nackt sein kann, ohne daß sie dabei aufhört, bekleidet zu sein. Und wissen Sie, warum? Weil ein indiskreter Kavallerieoffizier sie mit der Venus von Milo verglichen hat; sie will es beweisen, daß sie auch mit einer Göttin des Olymps siegreich wetteifern kann.

Wenn sich ernsthafte Beziehungen zwischen der Tochter und einem Bewerber anbahnen, wird eine ehrbare Mama selten etwas von dem versäumen, was in solchen Fällen doppelte Pflicht einer auf ihren guten Ruf bedachten Frau ist. Sie wird die Liebenden niemals allein lassen und dadurch in die Gefahr eines Geredes bringen. Aber bei den Heimfahrten von Bällen und Gesellschaften wird sie, sofern sich der Courmacher ihrer Tochter als Begleiter angeschlossen hat, nicht gar selten selig einschlafen. Keine Ehe wird in der Gesellschaft geschlossen, die nicht von der Liebe diktiert ist. Beide Teile sind von den edelsten Absichten geleitet. Sein Wahlspruch war stets: „Ich werde nur eine Liebesheirat eingehen, nach Geld schaue ich nicht.“ Ihr Wahlspruch lautete: „Ich werde nur einen Mann nehmen, den ich wirklich achte und ehre, nach Stand frage ich nicht, andernfalls bleibe ich lieber ledig.“ Und nach diesen edlen Grundsätzen haben auch beide gehandelt. Alle Welt weiß es, daß beide ganz rasend ineinander verliebt sind. „Sie sind förmlich füreinander vorausbestimmt gewesen!“ verkünden die beiden Elternpaare freudestrahlend jedem, der es hören will. Und zur Bekräftigung setzen sie hinzu: „Denn er — resp. sie — hätte ja eine viel bessere Partie machen können, wenn er — resp. sie — nur gewollt hätte; aber der Junge — resp. das Kind — hat es sich einmal in den Kopf gesetzt, die — resp. der — und keine andere müsse es sein.“ Welch gemeine Verleumdung, wenn jemand sich herausnehmen würde zu sagen: Die Koalition zweier Namen, die Addition zweier Vermögen! Nur hier und da, wenn man sich ganz unter sich fühlt und die Pose des äußeren Anstandes nicht die Mühe lohnt, dann kann es vorkommen, daß sich der Schleier zynisch lüftet und die Situation in ihrem wahren Lichte erscheint. Pelletan zeichnet auch eine solche Szene nach. Er schreibt:

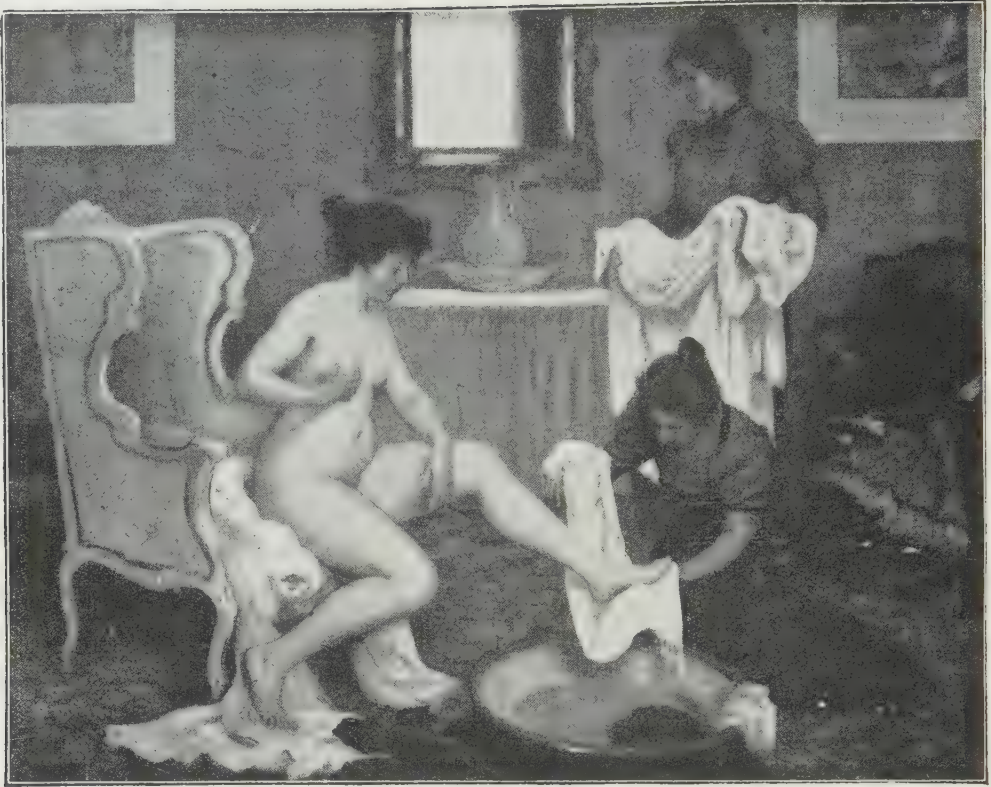
„Vor einiger Zeit besuchte ich ein von der Elite des Faubourg St. Germain frequentiertes Lesekabinett. Ein junger Mann, das Knie in der Höhe seines Kinnes, erwartete das Eingehen eines ausgeliehenen Zigeunerromans, indem er auf dem Knopfe seines Stockes eine Bellinische Cavatine herzusummen versuchte. Bald darauf erschien ein anderer junger Mann, sein Vergnügungskamerad, den er ohne Umstände, ohne Vorbereitung fragte: „Wieviel erheiratest du?“ „Hunderttausend Franken,“ erwiderte der andere.

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*



129. Die Unschuld. Zeichnung von Max Fröhlich





130. Die Toilette. Gemälde von Henri Lerolle

„Gestehen Sie, meine Herren,“ bemerkte die Besitzerin des Lesekabinetts, „daß Sie es vorziehen würden, die Mitgift ohne das Mädchen zu heiraten.“

„Ganz gewiß,“ gaben beide wie aus einem Munde zurück.

Beide waren jung und mußten, wenigstens nach ihrer Eleganz zu urteilen, auch wohlhabend sein. In Paris denken alle Heroen der Polka im Alter der Illusionen ebenso.

Wieviel heiratest du? Das ist das Stichwort einer gewissen Jugend, denen die Ehe nur eine Hilfsquelle für ihre oft schon erschöpfte Börse und ein letztes Auskunftsmittel ist, den Schuster und Schneider zu bezahlen. Einmal im Besitz der sehnüchzig erwarteten Mitgift, findet der Gatte es für notwendig, mit dem ganzen Ungestüm eines glücklichen Spielers und der Wut nach einem aus Nützlichkeitsgründen vertagten Vergnügen, wieder seine frühere Lebensweise aufzunehmen; er geht in den Klub, ins Kaffeehaus und am Abend ins Theater; frühzeitig sein Haus verlassend, kehrt er erst spät heim, um der Langeweile zu entgehen und seine Frau zu vermeiden, deren jeder Blick ihm einen Gewissensbiß verursacht.“ —

Das sind einige wenige Ausschnitte aus der spezifisch geschlechtlichen Moralheuchelei der bürgerlichen Gesellschaft. Dieselbe Feigenblattmoral umspannt aber die gesamte Existenz des bürgerlichen Zeitalters. Man will unter keinen Umständen die Wahrheit der Dinge und Zustände sehen. Für ebenso einwandfrei wie die individuelle Geschlechtsmoral erklärt man deshalb die sozialen Zustände. „Was, es sollte Not und Elend auf der Welt geben? Wo es das gibt, ist es nur selbstverschuldet.“ „Wer arbeiten will, findet immer Arbeit.“ „Wer spart, kann es jederzeit zu etwas bringen.“ Und „ist nicht für die Elenden aufs Menschlichste gesorgt?“ „Gibt es nicht Krankenhäuser für die Kranken, Asyle für die

Obdachlosen, Kindergärten für die Kinder, Waisenhäuser für die Elternlosen, Blindenheime für die Blinden, Spitäler für die Krüppel und Greise?“ „Opfern wir uns nicht ständig für das allgemeine Wohl auf?“ „Sind wir nicht in allen möglichen Vereinen tätig: als Armenpfleger, Vormünder, Waisenräte?“ „Veranstalten unsere Frauen nicht die ertragreichsten Wohltätigkeitsbazare und Margueritentage? Ja, unsere Frauen küssen und tanzen sogar im Dienste der Armen.“ In der Tat: Was will man denn noch mehr?...

Alles dies ist, wie gesagt, international, aber es ist wiederum charakteristisch, daß die Moralheuchelei in keinem Staate außer in Amerika ähnliche Triumphe feiert wie in England. Wenn in Deutschland von einer anständigen Frau das Wort Schenkel nicht in den Mund genommen werden darf, so begeht die gut-erzogene Engländerin schon eine Unanständigkeit, wenn sie das Wort Beine gebraucht. Hemd und Korsett fehlen vollständig in ihrem Sprachgebrauch. Solche und ähnliche Worte darf auch kein Autor niederschreiben, sofern er sich nicht der sicheren Gefahr aussetzen will, daß seine Bücher und Schriften aus allen Leihbibliotheken Englands ausgemerzt werden — was dann meist seinen literarischen Tod bedeutet —, und daß ein Theaterstück, in dem solche Worte vorkämen, niemals aufgeführt würde, ist völlig ausgeschlossen. Selbst der Wissenschaft ist in England die unverschleierte Behandlung geschlechtlicher Fragen untersagt. Noch vor wenigen Jahren wurde in London das bedeutende Buch „Mann und Weib“ von Havelock Ellis als unzüchtig verboten, und kein Buchhändler wagte es, das Buch öffentlich zu verkaufen. Auf diese moralische Backfischtaillenweite ist alles und jedes innerhalb der guten Gesellschaft Englands zugeschnitten. Die in der respektablen Gesellschaft gelesenen illustrierten Zeitungen meiden nicht nur jede Nacktdarstellung, und wäre es eine noch so ideale Auffassung, nicht nur jedes Retroussé und Dekolleté, sondern die dargestellten Menschen sind außerdem ihres spezifischen Geschlechtscharakters entkleidet, sie sind direkt geschlechtslos. Nur die Hose und der Rock unterscheiden die beiden Geschlechter. Der klassischste Beweis sind die siebzig Jahrgänge des londoner Punch, des spießerischsten Blattes der ganzen Welt. Ebenso bezeichnend ist freilich, daß dieselbe Gesellschaft, die das Wort und das Bild derart verpönt, um so nachgiebiger gegenüber dem Tun selbst ist. Kein besseres Beispiel gibt es dafür als die



Holländische Ansichtspostkarte

131. Naturaufnahme. 1907

16\*



Affäre des Obersten Baker, die Mitte der siebziger Jahre des verfloßenen Jahrhunderts ziemlich viel Staub aufwirbelte. Hektor France berichtet darüber in seinem Buch „La Pudique Albion“:

Der Oberst Valentine Baker befand sich eines Tages allein im Eisenbahnkoupé mit einem hübschen und koketten Mädchen, Miss Dickenson, welche, nachdem sie eine Zeit lang tapfer mit dem nicht minder tapferen Offizier geflirtet hatte, Miene machte, einzuschlafen. Als bald benutzte der Offizier diese günstige Gelegenheit zu den zärtlichsten Liebkosungen, welche sich die ehrbare junge Dame auch ruhig gefallen ließ. Als er sich aber in seinem Liebesrausch dazu hinreißen ließ, laut auszurufen: My darling! My ducky! da springt die keusche Jungfrau, die Liebesbeweise gern duldet, aber gegen Liebesworte sehr empfindlich ist, auf und schlägt Lärm; man eilt herbei, verhaftet den armen Offizier, der ins Gefängnis wandert und infam kassiert wird. Als nach 10 Jahren die englischen Offiziere für Baker-Pascha, der sich inzwischen in türkischen Diensten im Feldzuge gegen Rußland (1877) und in Ägypten ausgezeichnet hatte und zum General befördert worden war, eine Petition betreffend seine Wiedereinstellung in die englische Armee eingereicht hatten, kam bald eine Gegenpetition, unterzeichnet von Tausenden von englischen Damen, die so entrüstet dagegen protestierten, daß die Königin trotz der Fürsprache des Prinzen von Wales, eines intimen Freundes von Baker, nicht wagte, der Petition Folge zu geben. Bei dieser Gelegenheit öffneten die Zeitungen verschiedenen ergötzlichen Entrüstungsschreien aus weiblichem Munde ihre Spalten. Eine Dame erklärte, daß alle englischen Frauen in der Person der Miss Dickenson beleidigt worden seien. Eine andere war ganz bestürzt, daß sich englische Offiziere hätten finden können, die Baker bei seiner Ankunft in London mit Handschlag begrüßt und mit

diesem unqualifizierbaren Menschen an einem Tische gesessen hätten. Eine dritte schreibt: Seine Anwesenheit in England ist eine Beleidigung für alle Frauen der Nation, und eine vierte war der Meinung, daß schon das Aussprechen des Namens eines solchen lasterhaften Menschen eine grobe Indecenz sei. Es müsse daher untersagt werden, überhaupt von ihm zu sprechen.

Aber solche Erscheinungen sind gar nicht verwunderlich, denn die geheimen Ausschweifungen sind eben dermaßen umfangreich, daß sie selbst durch den Lufthauch des Wortes in die Gefahr des An-den-Tag-Kommens geraten. Prüde Menschen sind ohne Ausnahme insgeheime Wüstlinge, jedenfalls in ihrer Phantasie. Und deshalb ist auch das Wort am strengsten bedroht. So entstand das andere Gesetz der Moralheuchelei: das, worüber nicht gesprochen wird, existiert nicht.

LIBRAIRIE NATIONALE, 15, rue du Croissant, Paris

Demain, Lundi, 14 Juillet 1880

Paraîtra en livraisons splendidelement illustrées

LES

# AMOURS DE DUMOLLARD

ROMAN ÉTRANGE

PAR

MAURICE JOGAND

Auteur de l'ENFANT DE LA FOLLE



50 CENTIMES LA SÉRIE

10 CENTIMES LA LIVRAISON

De 5 pages

Il paraîtra deux livraisons de huit pages par semaine

Chaque livraison contient une magnifique illustration de MARSAL, gravée sur bois

L'ouvrage complet formera un splendide volume d'environ 500 pages

132. Reklameplakat eines sogenannten Hintertreppenromanes





133. Titelseite des illustrierten Budapester Kokottenjournals „Caviar“

Ähnlich sind, wie gesagt, die Verhältnisse in Amerika. Niemand gebärdet sich unflätiger, wenn er nach Europa kommt, als der Amerikaner; darum huldigt er auch in Amerika der klösterlichen Prüderie. Der in New York lebende deutsche Schriftsteller M. Baumfeld schrieb vor einiger Zeit in einem Essay „Amerikaner unterwegs“ für das berliner Tageblatt sehr zutreffend:

Andere Menschen gehen auf Reisen, um sich auszuruhen. Der Amerikaner will sich austoben. To have a good time, heißt in Wirklichkeit gerade das zu tun, was er drüben nicht tun kann oder aus Selbstachtung nicht tun darf. Wer öfters den Ozean kreuzt, ist immer wieder überrascht zu sehen, wie



Die Nackttänzerin Sulamit-Rahu

134. Photographie nach der Natur

rasch sich jener Puritanismus und jene Pseudomoral in der Seeluft verflüchtigen, die einem drüben das Leben so schwer machen. Schiffskapitäne, die die oberste Polizeinstanz an Bord bilden, könnten aus ihrer Erfahrung einen sehr wesentlichen Beitrag dazu stellen, wie roh selbst die purifizierteste society moral in Wirklichkeit aussieht, wenn sie sich unkontrolliert glaubt. Sehr amüsant ist es, zu erkennen, wie auch diejenigen Yankees, die anfangs aus dem Shoking über solche Dinge gar nicht herauskommen, sich im Verlauf der Ereignisse selbst auf die Seite der sündig Gewordenen schlagen.

In den Vergnügungszentren Europas weiß man heute ganz genau, daß die Amerikanerin noch mehr als der Amerikaner stärksten Tabak erwartet. Er wird geliefert mit der Promptheit, mit der man dorten jeden guten Kunden bedient. Ich habe dieser Tage vielfach Gelegenheit gehabt, mit einem Herrn aus Kairo, einem der gründlichsten Kenner der dortigen Verhältnisse, über den unglaublichen sittlichen Verfall der Araber zu sprechen, die doch von Haus aus gewiß zu den reinen Rassen gehören. Er führt den Vorgang direkt auf die klingenden Lockungen der Dollarleute zurück, denen keine Scheußlichkeit zu widerwärtig ist, die geradezu eine Industrie unnatürlichster Laster fördern und gar nicht genug davon bekommen können. Diese bezeichnende Tatsache ist ohne weiteres als die Reaktionserscheinung eines Lebens voll unnatürlicher und nur scheinbar gepflegter

Tugenden zu erklären. Die vielfach so gepriesene Prüderie dieses Volkes ist an sich etwas Perverses. Innerlich anständige Menschen haben es nicht nötig, ihre Alibibeweise stets im Munde zu führen. Dafür besitzen sie die natürliche Sicherheit, gerade jenen Dingen aus dem Wege zu gehen, die den Amerikaner unterwegs am meisten reizen. Im letzten Winter ist Halbes „Jugend“ anlässlich einer englischen Aufführung fast einstimmig als ein roher Ausbruch teutonischer Unmoral verdammt worden. Von denselben Leuten, die in Paris darüber erröten würden, daß sie überhaupt noch über irgend etwas erröten können . . .

Der Amerikaner bringt selten mehr aus dem Auslande mit, als jene Güter, um die er seine eifervolle Zollbehörde so gerne beschwindelt. Die Fälle, in denen man ihn von unvergeßlichen Naturschönheiten, bleibenden Kunsterinnerungen sprechen hört, gehören zu den Ausnahmen. Dafür weiß er lückenlos die Adressen aller Tingeltangels, Restaurants, Luxusgeschäfte laut herzusagen. Und leise jene anderen, über die man, zurückgekehrt, nicht mehr laut sprechen darf.

Jeder Kenner der Verhältnisse muß dieses Urteil bestätigen. In mehreren Staaten Amerikas gilt öffentliches Küssen auch bei Mann und Frau als Verbrechen. In diesem Falle sind die beiden sogar besonders strafbar; „da anständige Leute ihre Frauen nicht öffentlich küssen“, wie ein Richter von New Jersey vor einigen Jahren entschied. Der Besitz von „unzüchtiger Literatur“, worunter in Amerika die große Hälfte unserer gesamten modernen Literatur gehört, ist zwar nicht verboten, aber das Verschicken mit der Post wird in verschiedenen Staaten als



Verbrechen behandelt. Werke wie zum Beispiel Bocaccios „Dekameron“ werden natürlich zum infamsten gezählt. Und so wurde im Jahre 1909 ein früherer Richter Richard B. Shegard zu der ungeheuerlichen Strafe von zwei Jahren Zuchthaus „wegen Benutzung der Post zu verbotenen Zwecken“ verurteilt, weil durch einen Postspitzel entdeckt wurde, daß er ein Exemplar des Dekameron mit der Post verschickt hatte. Auf das Begnadigungsgesuch, das bei dem Präsidenten Roosevelt von einer Reihe Schriftsteller, Senatoren und sonstiger prominenter Leute eingereicht wurde, schrieb dieser: „Begnadigung verweigert, es tut mir leid, daß ich den Mann nicht sein ganzes Leben einsperren kann.“

Doch man hüte sich vor einseitiger Verurteilung. Das ist nicht bloß amerikanische „Moral“, das sind die Ideale, denen man auch in Deutschland mit vollen Segeln zustrebt. Und heute mehr denn je. Die immer erneuten Korrekturen an den deutschen Volksliedern, die in den letzten Jahren von würdigen Pädagogen für die deutsche Jugend bearbeitet wurden, sind drastische Beweise dafür. In dem herzigen Liede: „Dort unten in der Mühle“ ist für die Schule jetzt nicht mehr das Liebchen, sondern der Onkel verschwunden, der dort gewohnt hat. Im Lied vom wilden Jäger springt kein schwarzbraunes Mädel mehr aus dem Busch heraus, sondern ein munteres Hirschlein. In dem wundervollen Lied: „Küßet dir ein Lüftelein Wangen oder Hände, denke, daß es Seufzer sei'n, die ich zu dir sendel“ lautet die letzte Strophe: „Denke, daß es Briefe sei'n, die ich abgesendet!“ Die Stelle: „Was mag der Traum bedeuten, mein Liebchen bist du tot?“ ist richtiggestellt in: „Was soll das Laub bedeuten, das fahle Sommerlaub?“ . . .

Es gibt in der Tat keine noch so tiefe und noch so breite Kluft zwischen der Idee und der Wirklichkeit im bürgerlichen Zeitalter, die nicht durch die Moralheuchelei peinlichst kaschiert worden wäre, und immer wieder von



Bei der Toilette



Im Negligé

135 u. 136. Photographien nach der Natur



neuem zu kaschieren versucht wird. Und zwar mit Erfolg. Die täuschende Kulisse wird heute noch von Millionen als echt genommen; die moralische Pappe für Urgestein echter und niemals wankender Sittlichkeit.

\*                      \*

Es sind an dieser Stelle schließlich noch einige resümierende Worte über den Rahmen und die Grenzen, die diesem dritten und letzten Band gezogen sind, zu sagen. Weil die Basis des bürgerlichen Staates die kapitalistische Warenproduktion darstellt, so bildet naturgemäß das neunzehnte Jahrhundert den Hauptrahmen. Denn im neunzehnten Jahrhundert kulminiert schließlich in allen Ländern der moderne Kapitalismus, wie der fürstliche Absolutismus — mit Ausnahme von England — überall im achtzehnten Jahrhundert kulminierte. Aber das neunzehnte Jahrhundert bildet nach rückwärts absolut keine feste Grenze. Jedenfalls nicht gegenüber England und Frankreich, wo, wie wir wissen, das bürgerliche Zeitalter schon wesentlich früher unbedingte Wirklichkeit war. Irgendeine Grenze etwa gegenüber der Gegenwart zu ziehen, erübrigt sich deshalb, weil ja die geschichtliche Entwicklung jeweils in ihren Querschnitten und nicht in ihrem Längsschnitt gezeigt werden soll.



Die Moral der dritten bürgerlichen Republik

137. Aus dem Courrier Français. 1888

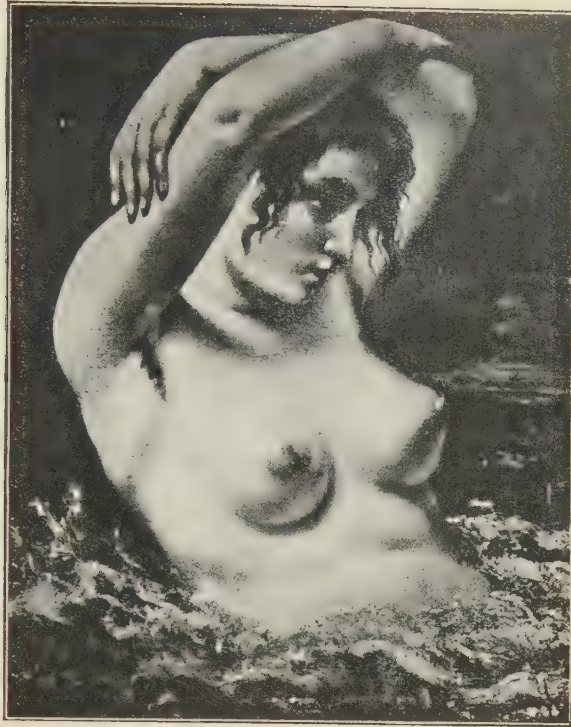


## Die badende Schöne

Englischer Kupferstich von Dawe nach einem Bilde von W. Hoare







138 Gemälde von Gustav Courbet

## II

### Der physische Mensch im bürgerlichen Zeitalter

Jede spezifische geschichtliche Entwicklungsepoche hat, wie schon in den beiden vorhergegangenen Bänden begründet und belegt worden ist, auch ihr spezifisches Schönheitsideal gegenüber der physischen Erscheinung des zeitgenössischen Menschen; über diesen allgemeinen Punkt sind jedoch hier noch einige Ergänzungen angebracht.

Es wäre durchaus falsch, annehmen zu wollen, das jeweilige Ideal existiere ausschließlich in der Idee; es ist in verschiedener Hinsicht tatsächlich auch körperlich faßbar und nachweisbar vorhanden. Und zwar deshalb, weil sich die Zeitgenossen stets dem aus der Idee geborenen, aber von dem Bedürfniskomplex des Lebens — der, wie wir wissen, jeweils ein anderer ist — gezeugten Schönheitsideal soviel als irgend möglich anzupassen trachten. Diese Anpassung geschieht durch Haltung, Geste, Bewegung, Benehmen, Kleidung, — kurz durch die ganze Lebens-



139. Die Sabinerinnen. Gemälde von J. L. David

art. Da nun nicht bestritten werden kann, daß sich die Menschen durch solche Eigentümlichkeiten viel wesentlicher voneinander unterscheiden als dadurch, ob man groß, klein, individuell korpulent oder mager ist, so folgt aus dieser Tatsache, daß sich die Menschen verschiedener Epochen auch physisch prinzipiell sehr deutlich voneinander abheben müssen. Und das ist denn auch der Fall. Der Mensch der Renaissance hat seine eigene und nur ihm eigentümliche physische Linie, der der galanten Zeit ebenso, und der des modernen großbürgerlichen Zeitalters nicht weniger. Jeder ist in seiner typischen Erscheinung ein durchaus anderer.

Die allgemeine Umwandlung in einen anderen Typ vollzieht sich natürlich niemals von heute auf morgen. Das Schönheitsideal, das sich die Menschen jeweils von ihrer physischen Erscheinung konstruieren, ist gemäß den hier wirkenden Gesetzen in steter Wandlung begriffen. Speziell an den bildenden Künsten kann, wer mit halbwegs scharfen Augen zu sehen vermag, sehr deutlich diesen steten Wandel nachprüfen, indem diese uns in ihren Werken sozusagen die Schönheitssehnsucht eines jeden Tages verewigt haben; die von heute, die von gestern und die von vorgestern. Es ist ein ewiger Wandel, weil kein Tag in der Geschichte dem gleicht, den er abgelöst hat. Die Summe der Lebensbedingungen ist immer wieder eine andere. Freilich besteht der Unterschied meist nur in kleinen Nuancen. Und nur in feinen Nuancen unterscheiden sich darum auch die aufeinanderfolgenden einzelnen ästhetischen Widerspiegelungen dieser fortwährend sich ändernden historischen Zustände. Aber so klein die einzelnen Verschiedenheiten auch sind: Wenn man eines Tages dazu schreitet, die Zwischenglieder auszu-  
schalten und das Gegenwärtige der Entwicklung, in der man momentan steht, mit



ihrem Ausgangspunkt zu vergleichen, so muß man konstatieren, daß allmählich ein ganz anderes Ideal aus dem einstigen Urbild geworden ist. Weiter entdeckt man bei jeder historischen Rückschau über eine längere Epoche: daß — und das ist das Wichtige — immer von einem gewissen Zeitpunkt an diese kleinen Unterschiede sämtlich in derselben Richtung liegen. So entsteht allmählich ein spezifisches neues Ideal, und das Ideal zu dem man heute schwört, das man heute anbetet, ist in seinen idealisierten Zwecken stets sogar etwas ganz Entgegengesetztes, ja sogar etwas Feindliches zu dem Urbild geworden, zu dem man ehemals geschworen hat. Aber gerade diese entgegengesetzten Linien sind das, was man jetzt als das einzig Schöne, als das Wesentliche der neuen Schönheit proklamiert und nun hinfort als den Kanon der Zukunft aufstellt . . .

Die ideale Schönheitssehnsucht des Tages ist deshalb stets eine prinzipiell andere als die jeder weiter zurückliegenden Vergangenheit, weil, wie aus dem eben Gesagten hervorgeht, die Bedürfnisse nun auch völlig andere geworden sind; den Menschen sind nun ganz andere Zwecke und Ziele gesteckt. Diese Tatsache wirkt immer sehr lange unbewußt, aber eines Tages tritt sie doch ins Bewußtsein. Und das ist, wie wir ausführlich bereits in dem Bande „Renaissance“ begründet haben (s. dort S. 98–106), in den Zeiten allgemeiner revolutionärer Umwälzung der Fall. Revolutionäre Epochen sind also in diesem Sinne Zeiten allgemeinen Bewußtwerdens veränderter historischer Notwendigkeiten. Sowie aber eine Korrektur nicht bloß unbewußt, nicht mehr bloß instinktiv einem Gesetze folgend vorgenommen wird, sondern mit voller Absicht, ist diese Korrektur um so radikaler und auch um so konsequenter; man geht jetzt ohne Umwege auf das Ziel zu. Das ist, was diese Zeiten so fruchtbar macht, was aber andererseits auch den falschen Anschein erweckt, als sei in ihnen erst die neue Form entstanden, während die betreffende revolutionäre Epoche in Wahrheit nur die letzten Konsequenzen längst aktiver Kräfte zog und höchstens die Dinge auf dem kürzesten Wege ihrem Ziele zuführte. Und dieses Ziel ist stets das gleiche: Form und Inhalt wieder in den nötigen Einklang miteinander zu bringen. —

So ist denn auch das bürgerliche Schönheitsideal vom physischen Menschen nicht erst von der großen fran-



Psyche empfängt den ersten Kuß der Liebe

140. Gemälde von P. Gerard

17\*





141. Beim Aufstehen. Kupferstich von Mallet. 1806

zösischen Revolution und deren berühmtem künstlerischem Interpreten, J. David, konstruiert worden, sondern es hatte sich schon lange vorher in England völlig herausgebildet und auch in Frankreich in seinem Hauptwesen vorbereitet. Gewiß, einige der unterscheidendsten Züge und Linien wurden ihm erst in der großen französischen Revolution hinzugefügt. Und zwar deshalb, weil diese eben binnen kurzer Zeit in allem in bewußten Gegensatz zu der durch sie abgeschlossenen Vergangenheit, dem fürstlichen Absolutismus, trat.

Das bürgerliche Schönheitsideal stand in seiner schließlichen Ausprägung in diametralem Gegensatz zu dem des fürstlichen Absolutismus. Es mußte diesem genau ebenso widerspruchsvoll gegenüberstehen, wie einst das Schönheitsideal der Renaissance dem des Mittelalters gegenüberstand. Denn wieder hatte der Mensch, das lebende Instrument der Geschichte, einen ebenso verschiedenen Zweck zu erfüllen, und wieder nahm er eine völlig andere Rolle im Leben ein als vordem.



142. Vor dem Kamin. Kupferstich von Mallet. 1806

Weil das Schönheitsideal einer spezifischen Epoche stets von den Lebensinteressen der politisch herrschenden oder zum mindesten tonangebenden Klassen geformt wird, galt im Zeitalter des fürstlichen Absolutismus der zum Nichtstun förmlich prädestinierte Mensch als schön. Alles, was in der äußeren Physiognomie des Menschen an systematische Arbeit gemahnte und dafür geeignet erschien, galt dagegen als unschön. Dieses Parasitenideal, der ideologisierte Nichtstuer als Kanon der menschlichen Schönheit, bildete sich am präzisesten und raffiniertesten im Zeitalter Ludwig XV. heraus; hier in der Epoche des reinen Rokoko feierte er seine höchsten von aller Welt anerkannten Triumphe (vgl. „Die galante Zeit“ S. 102 u. flgde.). In derselben Epoche begann aber auch bereits die prinzipielle Umkehr; denn damals setzte auch schon die neue Zeit ein. In demselben Maße nun, in dem der durch die Fabrikindustrie beschleunigte Kapitalisierungsprozeß die Gesellschaft innerlich umformte und damit die bürgerlichen

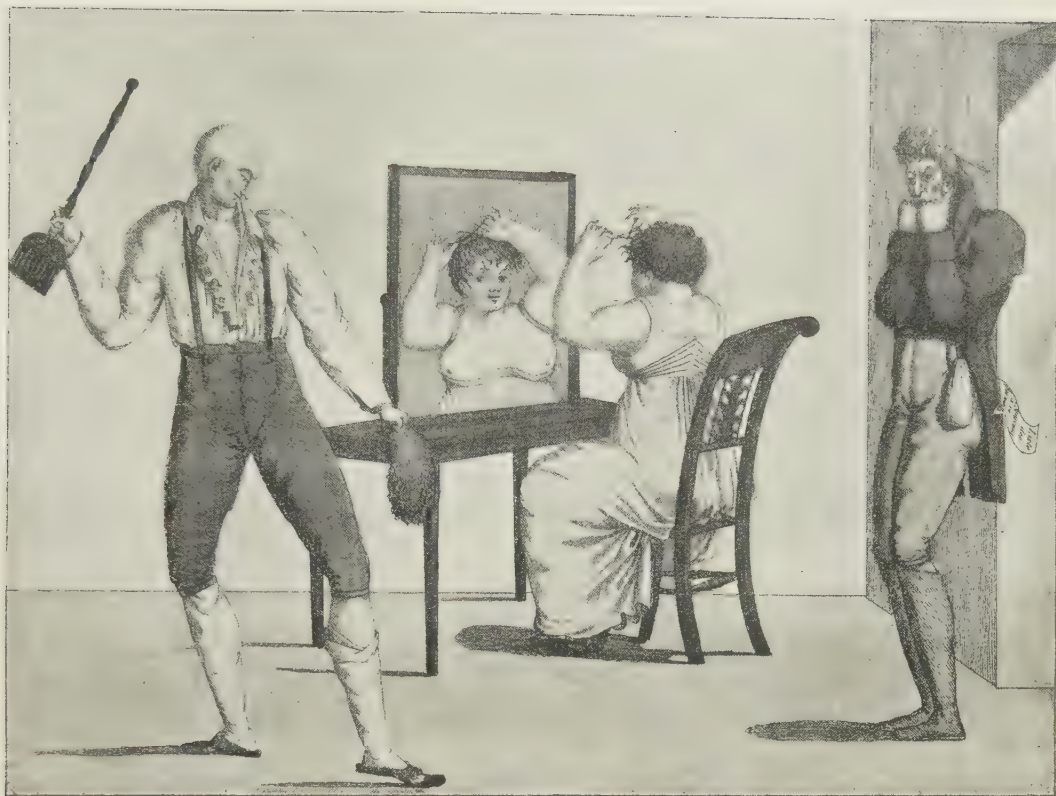


Ideen in gleicher Weise Eingang fanden, wandelte sich das typische Rokoko-ideal, bis es sich schließlich, und zwar schon vor Ausbruch der Revolution, zu dem oben betonten diametralen Gegensatz gekehrt hatte. Dieser diametrale Gegensatz entsprach naturgemäß in allem den ebenso anders gewordenen Bedürfnissen des Lebens der Gesamtheit. Der zur Herrschaft drängenden bürgerlichen Gesellschaft war von der Entwicklung die Lösung der schwierigsten und kompliziertesten Probleme auf den verschiedensten Gebieten gestellt. Alle Verhältnisse und Beziehungen der Menschen zueinander mußten neu geregelt werden. Der Geistesmensch in Verbindung mit dem Willensmenschen vermochte diese aus der historischen Situation sich ergebende Aufgabe nicht nur am besten, sondern überhaupt allein zu lösen. Die Vereinigung dieser beiden Potenzen in eine Person und außerdem bei möglichst viel Individuen, denn zur Lösung der fälligen Zeitaufgaben war jetzt die Mitarbeit aller vonnöten, war das oberste Bedürfnis der Zeit. Also erhob sie speziell diese Linien zum Ideal: Klaren energischen Blick, aufrechte und straffe Haltung, willensbewußte Gesten, einen selbstbewußten Klang in der Stimme, Hände, die nicht nur zum Zugreifen, sondern auch zum Festhalten des einmal Ergriffenen geeignet sind, Beine zum energischen Ausschreiten und zum sicheren Stehen in einer einmal errungenen Position. Und alles dies schließlich beherrscht und reguliert von einer ruhigen Sicherheit. Das sind die Linien, die den Typ der fein organisierten menschlichen Willensmaschine ausmachen, die hinfort zwar vornehmlich vom Mann, aber bis zu einem gewissen Grad auch von



143. Die Fetten und die Mageren im Bade. Französischer Kupferstich von Bosio.





144. Die Üppige bei der Toilette. Kupferstich von Bosio

der Frau repräsentiert werden soll. Ein weiterer wichtiger Bestandteil im geistigen Schönheitsideal des neuen Menschen ist die seelische Schönheit. Dem höheren Lebenszweck, der sich nicht mehr bloß im parasitischen Genießen erschöpft, dem Menschen, der die höchsten Ideale der Menschheit nicht hinter sich, sondern vor sich sieht, ziemen auch dementsprechende Züge. Das ist eine freie und hohe Stirne, darauf „des Hochsinns herrliche Gedanken horsten Gleich Sonnenadlern, die gewohnt, im goldnen Lichte sich zu baden“, ein sonniges Auge und ein stolzer Blick, daraus Offenheit und große Menschenliebe strahlt, ein Wesen, das fähig ist, ein Feuer der höchsten Leidenschaft für das als wahr erkannte zu nähren und zu schüren.

Durch die Verbindung dieser Linien des Physischen und des Seelischen unterschied sich der bürgerliche Mensch ganz auffällig von dem Typ des Absolutismus, denn diese Linien sind dem Schönheitsideal des fürstlichen Absolutismus völlig fremd, sie fehlen ihm vollständig.

Aber auch der Mensch als erotisches Instrument erfuhr in der bürgerlichen Ideologie eine nicht weniger durchgreifende Wandlung. Die Menschheit erlebte in der bürgerlichen Regeneration wiederum eine neue Jugend, sie fühlte sich zum zweiten Mal seit dem Ausgang des Mittelalters wie neu geboren. Darum triumphtierte auch das Schöpferische von neuem, die Kraft; die Gesundheit, der Taten-

drang, denn das sind stets die spezifischen Merkmale des Jugendlichen. Und diesen Eigenschaften entsprechen im physischen Idealbild auch ganz spezifische Züge. Der beiderseitige Körper war nicht mehr bloß das raffinierte Lustobjekt wie im Rokoko, dessen Funktionen sich völlig im Genießen erschöpfen. Die Potenz und die Lust sind zum allgemeinen Menschheitszweck erweitert. Die Lust führt stets zum Zeugen, zur Menschheitserneuerung (s. oben S. 26–31). Damit versank ganz von selbst das raffiniert-perverse Schönheitsideal des Rokoko, das die kindliche Unreife in den Formen, das knaben- und mädchenhafte, sozusagen am begehrenswertesten machte. („Die galante Zeit“ S. 117.) Mann und Frau waren jetzt wieder am geschätztesten in der Vollkraft ihrer Jahre. Der Mann ist nicht mehr ein Spielzeug in den Händen der Frauen, sondern vielmehr ihr stürmischer Überwinder, zu dem sie mit Stolz und Zärtlichkeit aufblickt. Die Frau bewundert den Mann, der Muskeln hat, pralle Schenkel und stramme Waden. In einem „Beitrag zur Philosophie der Mode“ aus dem Jahre 1799 heißt es in der immer noch pikanten Ausdrucksweise jener Zeit:

„So wie Männer einen wahren Abscheu vor dicken Weiberhälsen haben, ... ebenso starke Abneigung haben die Weiber vor dünnen Waden. Die Waden sind bei den Männern der wahre Thermometer ihrer praktischen Zärtlichkeit, der eigentliche Barometer ihrer Leibeskräfte, das Zählbrett ihrer verliebten Lehrstunden, das Rechnungsbuch ihrer weiblichen Ausgaben. Glaubt nur,

werte Herren Geschlechtskameraden, die Weiber sind die größten Wadenkennnerinnen, die ihr euch einbilden könnt; ihre Blicke gehen abwärts wie die unsrigen aufwärts.“



Die drei Grazien

145. Gemälde von J. Regnault

Man vergleiche weiter die in der gleichen Richtung sehr bezeichnenden Bilder 2, 3, 20, 33, 139.

Die Frau soll Kinder gebären, also bedarf sie eines breiten Beckens; sie soll die von ihr zur Welt gebrachten Kinder auch nähren, das aber bedingt einen vollen und derben Busen. Dieses sind die Typen, die hinfort das Ideal der menschlichen Schönheit darstellen. Kurz zusammengefaßt: Im Physischen hat die Zweckschönheit wieder gesiegt. Der neue Mensch ist also infolgedessen sehr stark mit der Renaissance verwandt, und wir begegnen in der Tat in seinem





### Verführerischer Anblick

Englischer Farbstich nach einem Gemälde von W. M. Peters







146. Die Altweibermühle. Nürnberger Kupferstich. Um 1810

von der Ideologie entworfenen Idealbilde sehr vielen Linien, die auch dem Renaissance-  
menschen als Vorzug galten. Das ist auch ganz folgerichtig; denn das moderne  
bürgerliche Zeitalter ist ja die eigentliche Fortsetzung und Weiterführung der  
Renaissance. Aber das neuentstandene Schönheitsideal überragt das der Renais-  
sance doch sehr, und zwar durch das Überwiegen des Geistigen und vor allem  
des Seelischen in der Physiognomie. Dadurch unterscheidet sich das moderne  
bürgerliche Schönheitsideal überhaupt von dem aller früheren Zeiten. Und darum  
ist es auch das höchste, das die menschliche Sehnsucht bis jetzt entwickelt hat.  
Es ist, was hier ebenfalls betont werden muß, deshalb auch wesentlich höher  
als das der Antike, obgleich es nicht mehr dessen einzigartige Harmonie auf-  
wies. Das antike Schönheitsideal ist im Grunde ein spezifisch physiologisches  
Schönheitsideal, weshalb auch der Kopf allen andern Körperteilen gleichgeordnet ist.  
In dem modernen bürgerlichen Ideal ist der Kopf als Sitz der Gedanken, der Seele  
und der Gefühle systematisch allen andern Körperteilen übergeordnet. Er beherrscht  
den Körper. Aber wiederum im Gegensatz zum Mittelalter: nicht indem er ihn  
unterjocht, sondern indem er alle seine natürlichen Zwecke und Funktionen zur  
höchsten Entfaltung steigert. Darin besteht der moderne Triumph des Geistes über  
das Körperliche. Und wenn nicht in der Wirklichkeit, so unbedingt in der Ideologie.—

Genau wie die Oppositionsstellung des Bürgertums zum fürstlichen Absolutismus die erste Formulierung der neuen bürgerlichen Geschlechtsideologie bestimmte (vgl. S. 33), so bestimmte sie zuerst auch das physische Schönheitsideal. Man kann fast sagen, daß eine Zeitlang ostentativ geradezu das Gegenteil von dem als schön galt, was der fürstliche Absolutismus verklärt und angebetet hatte. Und zwar galt dies nicht nur gegenüber dem Menschen, sondern gegenüber allen Daseinserscheinungen. Weshalb ganz dementsprechend die bis dahin gültige Schönheitsideologie als verächtlich abgetan wurde. Vor allem das Rokoko mit seinen duftigen und zarten Linien lehnte man ab, ja man haßte es förmlich. Ein bezeichnendes Beispiel dafür, wie tief dieser Haß des Bürgertums war, ist, daß die Geringschätzung des Rokoko, in die der ursprüngliche Haß später überging, als man sein politisches Prinzip nicht mehr zu fürchten brauchte, mehr als dreiviertel Jahrhunderte andauerte. Diese lange Zeit hindurch gab es in jedem Land, und zwar selbst in Frankreich, immer nur vereinzelte Forscher, die in eine innere und verständnisvolle Beziehung zu der Schönheitswelt dieser Epoche zu gelangen vermochten. In Frankreich waren dies bekanntlich die Gebrüder Goncourt. Diese Erscheinung ist jedoch viel weniger ein Beweis von angeblicher Verständnislosigkeit und Kulturfeindlichkeit des Bürgertums der verschiedenen Länder als vielmehr des ungeheuren inneren Widerspruchs zwischen der bürgerlichen und absolutistischen Welt. Diese beiden Welten deckten sich nirgends, also konnte die Formensprache des Absolutismus vom Bürgertum höchstens angestaunt, aber niemals bewundert werden. Zum letzteren gelangte man erst, als das Bürgertum auch innere Beziehungen zu dieser Kunst wieder gefunden hatte. Und der große Enthusiasmus für die Kunst des Rokoko, der heute überall vorhanden ist, beweist darum wiederum nicht bloß ein fortgeschrittenes und feineres Kunstverständnis und Stilgefühl, sondern viel mehr die Tatsache, daß die moderne großkapitalistische Entwicklung zu der dekadenten Rokokokultur allmählich sehr viele verwandtschaftliche Berührungspunkte hat entstehen lassen. Die ehemalige bürgerliche Kampfnatur wandelt sich immer sichtbarer zum Sybariten, also muß sich das Sehnen und Verstehen des



147. Nach dem Bade. Wiener Lithographie. 1830

tischen Welt. Diese beiden Welten deckten sich nirgends, also konnte die Formensprache des Absolutismus vom Bürgertum höchstens angestaunt, aber niemals bewundert werden. Zum letzteren gelangte man erst, als das Bürgertum auch innere Beziehungen zu dieser Kunst wieder gefunden hatte. Und der große Enthusiasmus für die Kunst des Rokoko, der heute überall vorhanden ist, beweist darum wiederum nicht bloß ein fortgeschrittenes und feineres Kunstverständnis und Stilgefühl, sondern viel mehr die Tatsache, daß die moderne großkapitalistische Entwicklung zu der dekadenten Rokokokultur allmählich sehr viele verwandtschaftliche Berührungspunkte hat entstehen lassen. Die ehemalige bürgerliche Kampfnatur wandelt sich immer sichtbarer zum Sybariten, also muß sich das Sehnen und Verstehen des





148. Eine Busenschönheit. Lithographie von Langlumé. 1826

bürgerlichen Menschen auch der Zeit zuwenden, in der der Sybarit das Idealbild darstellte. Ein diese Situation zwar nicht völlig deckendes, aber darum doch hierher passendes Beispiel aus der Literatur ist der widerliche Goethekultus, der heute von großen Kreisen des deutschen Bürgertums getrieben wird und u. a. in immer neuen, und zwar in immer kostbareren Neuausgaben seiner Werke den bezeichnendsten Ausdruck findet. Es ist nämlich nicht der herrliche Revolutionär Goethe, der Prometheus-Verfasser, den man kultiviert, sondern der Lebensgenießer Goethe, der große Lebenskünstler, wie man sich ästhetisch ausdrückt. Und als technisch kostbarste Leckerbissen läßt man sich auch deshalb seine Werke servieren. Natürlich wird dieser Kultus mit allerlei schönen Redensarten verbrämt: „daß die deutsche Nation die Pflicht habe, ihren größten Sohn würdig zu ehren und daß dies damit (!) endlich geschehe“, und wie solcher Humbug sonst lautet. Daß dies tatsächlich Humbug ist, ist sehr einfach durch die Gegenfrage erwiesen: warum ehrt man heute in denselben Kreisen denn so gar nicht einen Mann wie Lessing? Nun, die Lösung lautet: weil Lessing nur ein stolzer Kämpfer war. Als das deutsche Bürgertum selbst noch politische Ideale hatte und selbst noch in rüstiger Kampfstellung sich befand, da ehrte es seinen Lessing und dachte nicht an Goethe . . .

Die besondere Ausprägung des ursprünglichen bürgerlichen Schönheitsideals war weiter noch dadurch beeinflußt, daß die Herrschaft des Bürgertums erst in einem schweren und heldenmütigen Kampf errichtet wurde. Der Held war das besondere Bedürfnis der Zeit. Man wollte ein Held sein, und als schließlicher



149. Die Schöne mit dem Kanarienvogel. Lithographie von Bassaget.

Überwinder des Absolutismus fühlte man sich auch als Held. So war das heldische, das heroische Schönheitsideal das erste, das entstand. Da jede Zeit für ihre neuen Bedürfnisse stets nach möglichst schon fertigen Denk- und Anschauungsformen strebt, sei es um ihre Bedürfnisse rascher zu popularisieren, sei es, daß die ideologische Neulösung sich nicht sofort einstellt, so greift sie immer zu solchen Zeiten zurück und macht dort Anleihen, wo ein ähnlicher Inhalt der Geschichte bereits dementsprechende ideologische Formen entwickelt hat. Daraus erklärt sich die damalige Begeisterung für die Antike, die im Zeitalter Ludwig XVI. einsetzte und in der französischen Revolution so hohe Wellen schlug. In dem alten republikanischen Rom entdeckte man das Heroengeschlecht, das man selbst sein wollte. Also empfand man dessen Körperformen als die höchste Schönheit und erhob sie zum Maßstab. Einer Zeit, die des Helden bedarf, der sein Leben

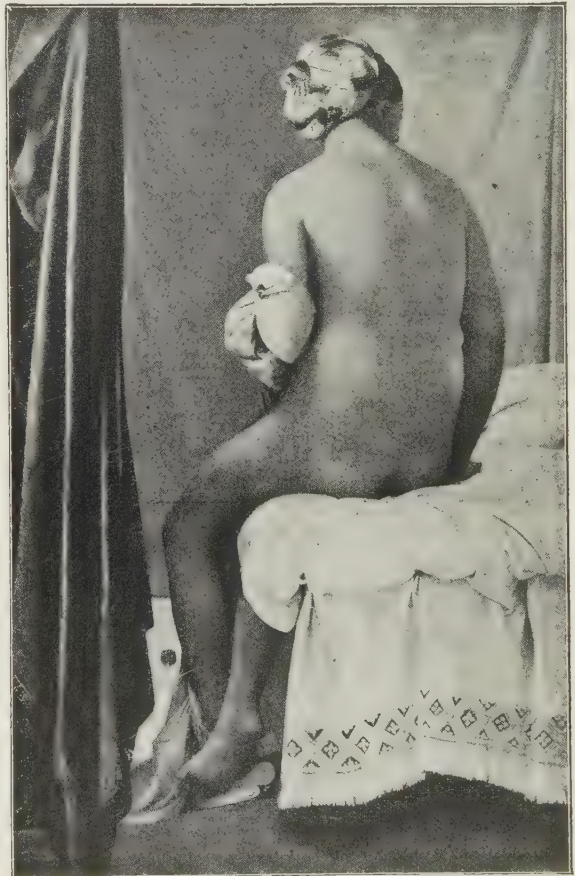


im Interesse einer Sache ohne Bedenken immer von neuem aufs Spiel setzt, erscheint natürlich der entgegengesetzt geartete Mann als im höchsten Grade verächtlich. Wie man den Helden verehrt, so bekämpft man also gleichzeitig den — sozusagen — unheldischen Mann. Alles, nur keine heroischen Züge hat der Petit maitre des Ancien Régime, der zugleich der männliche Typ dieser Zeit war, denn er verkörperte, wie wir wissen, doch förmlich das absolutistische Lebensideal des masochistischen Frauendienstes. Also machte die neue Ideologie zuerst und am entschiedensten gegen ihn Front. In dem von bürgerlichen Ideen am meisten befruchteten und erfüllten England wurde dieser zeitgenössische Weibmann naturgemäß zuerst aufs Korn genommen. Mit ihm wurden aber auch zugleich jene Frauen angegriffen und verhöhnt, die immer noch von diesen „vergoldeten Spielzeugen“ begeistert waren. In den etwa 1775 erschienenen „Thoughts of Galantry, Love and Marriage“ heißt es:

„Da ist noch ein anderer Typus von Männern, der ebenso aus der Gesellschaft jedes feinfühligem Weibes verbannt sein sollte. Das sind die ‚Fops‘ und ‚Fribbles‘, die „Petits Maitres“ unserer Zeit. Diese hübschen Jungen (pretty fellows), welche ganz als Puder, Essenz und Parfüm umherlaufen. Was für ein Glück, frage ich, kann ein gebildetes Weib vernünftiger Weise von dem intimen Umgange mit einem Mann von dieser verächtlichen Art erwarten? Seine eigene teure Person ist der einzige Gegenstand seiner Sorge und Pflege; jeder seiner Wünsche gipfelt in ihr, und kein Gedanke verirrt sich jemals außerhalb des eigenen Ich. Hier, Ihr Damen, habt Ihr ein Objekt für Euren Witz und Eure Späße; hier einen Angriffspunkt für Eure Satire. Ein ‚Fop‘ ist ein Mann in der Maske und verdient als solcher Eure größte Verachtung. Aber ach! wie weit von Verachtung entfernt ist Eure gewöhnliche Behandlung dieser vergoldeten Spielzeuge, dieser glitzernden Nichtse? Anstatt diese ‚Dinge von Seide‘ zu verachten, dient Ihr nur zu häufig ihrer Eitelkeit, durch kritikloses Lob und Bewunderung.“

Hier ist übrigens einzuschalten, daß sich andererseits kaum ein anderes Land so sehr durch die Schönheit seiner Männer auszeichnete als gerade England. Archenholtz schreibt in seinen britischen Annalen:

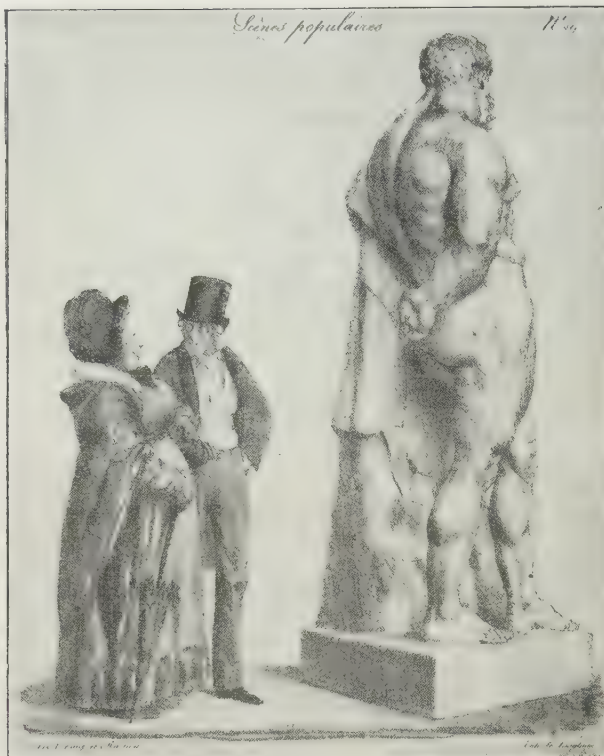
Die Schönheit der Engländerinnen ist zum Sprichwort in Europa geworden, aber Männer sind hier noch schöner. Jenseits des Kanals verdient das schöne Geschlecht die Auszeichnung der Gestalt,



Im Serail (Ausschnitt)

150. Gemälde von J. A. Ingres





151. Ihr Geschmack. Lithographie von Pigal

dens geboren und erzogen. Man setze diese Gesichter und Körperschau durch andere Männergemeinschaften in London fort. Zu manchen Tagen gehen die Feuerspritzenleute (Firemen) in stattlichen grünen Jacken mit großen silbernen Schildern, unter Vortritt der Musik, durch die Straßen. Was für ein Schlag männlich schöner Leut! In Wahrheit, man sieht kaum einen übelgebildeten oder schlecht gewachsenen Mann unter ihnen. Weiter nehme man die Schiffer auf der Themse, die Arbeiter in den großen Londoner Manufacturen und Werkstätten, die zahlreichen Kohlenkärner und Bierschröter: endlich werfe man einen Blick auf die männliche Jugend in der Westminstererschule, in Christ's Hospital, in Charterhouse, in den Schulen der Londoner Kirchspiele, in Eton u. s. w. Überall wird man finden, daß es, die Türkei vielleicht ausgenommen, in Europa an keinem Orte so viel schöne Männer giebt als in England.

Zu dieser Schilderung ist noch zu sagen, daß es sich in der eingangs erwähnten sprichwörtlich gewordenen Schönheit der Engländerinnen eben um das hier zuerst verherrlichte bürgerliche Schönheitsideal handelt, das im Detail weiter unten noch näher zu schildern sein wird. . . .

Als sich in Frankreich nicht nur der bürgerliche Staat, sondern auch der bürgerliche Gedanke durchgesetzt hatte, brachte man dies auch in der äußeren Erscheinung dadurch ostentativ zum Ausdruck, daß die Männer den Gegensatz zu dem abgesetzten Petit Maitre, und das ist der Kraftmensch, längere Zeit förmlich agierten. Der Schriftsteller Lacour schreibt in einer Schrift über das Direktorium:

Körperlich gut im Stande, muskelkräftig, von schöner Gestalt sein, eine breite Brust, kräftige Arme und Schenkel haben, das galt etwas bei diesen jungen Herren; deshalb liebten sie auch den Cirkus, die athletischen Spiele, hielten turnerische Übungen ab.

wo nicht mit ausschließendem, so doch mit dem größten Rechte; aber in England, wo man freilich auch vom fair sex spricht, ließe sich viel Paradoxes sagen, um zu beweisen, daß es blos die Galanterie der Männer ist, welche diese Unterscheidung duldet. Zum Beispiel trete man bei englischen Soldatenmusterungen recht nahe an die Front, man wird erstauen, über die regelmäßigen Züge, die schönen Augen, das blühende Incarnat, das vorwaltende Oval und endlich über den schlanken, ausgearbeiteten Körperbau. Und welche Mannheit! Die Irischen und die Hochländischen Soldaten haben noch überdies einen sehr langen Wuchs und etwas Wildes in dem Blicke, das ihrem Stande überaus wohl ansteht. Aber niemals kann man mehr schöne Männer zusammen gesehen haben, als die Londoner Korps der Freiwilligen oder die sogenannten Associationen sind. Es ist wahr, sie sind die Männerblüte der Hauptstadt; Künstler, Kaufleute, reiche Ladenhändler, Bürger und nahe Pächter, alle im Schoße des Überflusses für die Künste des Frie-

Also wie man sieht, in allem das direkte Gegenteil vom Ancien Régime. Durch entsprechende Allüren im Benehmen wurde gleichzeitig die äußere Erscheinung dieses Kraftmenschentums aufs höchste gesteigert. Grimod de la Reynière berichtet über diesen Punkt aus der Zeit des Direktoriums:

Diese jungen Leute haben in ihren Äußeren viel Liebenswertes, allein sie scheinen von den Grundregeln des Anstandes, der Höflichkeit ebensowenig eine Ahnung zu haben, wie von Grammatik und Orthographie. Ihre Blicke sind mehr als dreist, ihre Manieren linkisch und ungestüm, ihr Ton ist der einer rohen Soldateska, ihre Unterhaltung ungeschickt. Den Hut stets auf dem Kopfe, selbst im Wagen, hohe Stiefel, selbst des Abends, einen eichenen Knüttel in der Hand, gleichen sie Viehtreibern hinter einer Ochsenherde. Sind sie sich selbst und ihrem Ge-



Welch wunderbare Figur sie hat!

152. Lithographie von Vallou. Um 1835.



schmack überlassen, so tun sie nichts als fluchen, rauchen, spielen und zechen. Sie haben vor dem Alter keine Ehrfurcht, keine Rücksicht für die Frauen.

Vergl. hierzu Bild 2–5, 33 und Beilage Les Incroyables.

In Deutschland setzte die Opposition der vorwärtsstrebenden Jugend gegen die gesellschaftliche Kultur des Absolutismus ebenfalls mit einer Opposition gegen „petit-maitrisches“ Wesen ein, wie man hier sagte. Und zwar geschah es auch in der Weise, daß man den seitherigen Liebling der Damen, den Petit Maitre, lächerlich machte und verhöhnte, und für seine Person den Kraftmenschen posierte. Diese Mode, denn in Deutschland war es oft nicht viel mehr, kam überall auf, vor allem und ganz naturgemäß in den Studentenkreisen, wo sie auch am längsten dominierte. Der Magister Lauckhardt meldet aus seiner Gießener Studentenzeit, daß alles, was an petit-maitrisches Wesen erinnere, verpönt sei, — und dazu gehörte vor allem galanter Frauendienst: „Nur wenig Studenten in Gießen“, schreibt er, „machen Knöpfe, das wird überhaupt daselbst für petit-maitrisch und unburschikos gehalten.“ Unter „Knöpfe machen“ verstand der damalige Studentenjargon, „dem Frauenzimmer aufwarten“. Das Kraftmeiertum, dem die studierende Jugend an dessen Stelle fröhnte, repräsentierte freilich eher alles andere, denn eine höhere Kultur. Lauckhardt schreibt an derselben Stelle: „Wer den Gießener Studenten Petitmätereie schuld gibt, tut ihnen wahrlich un-

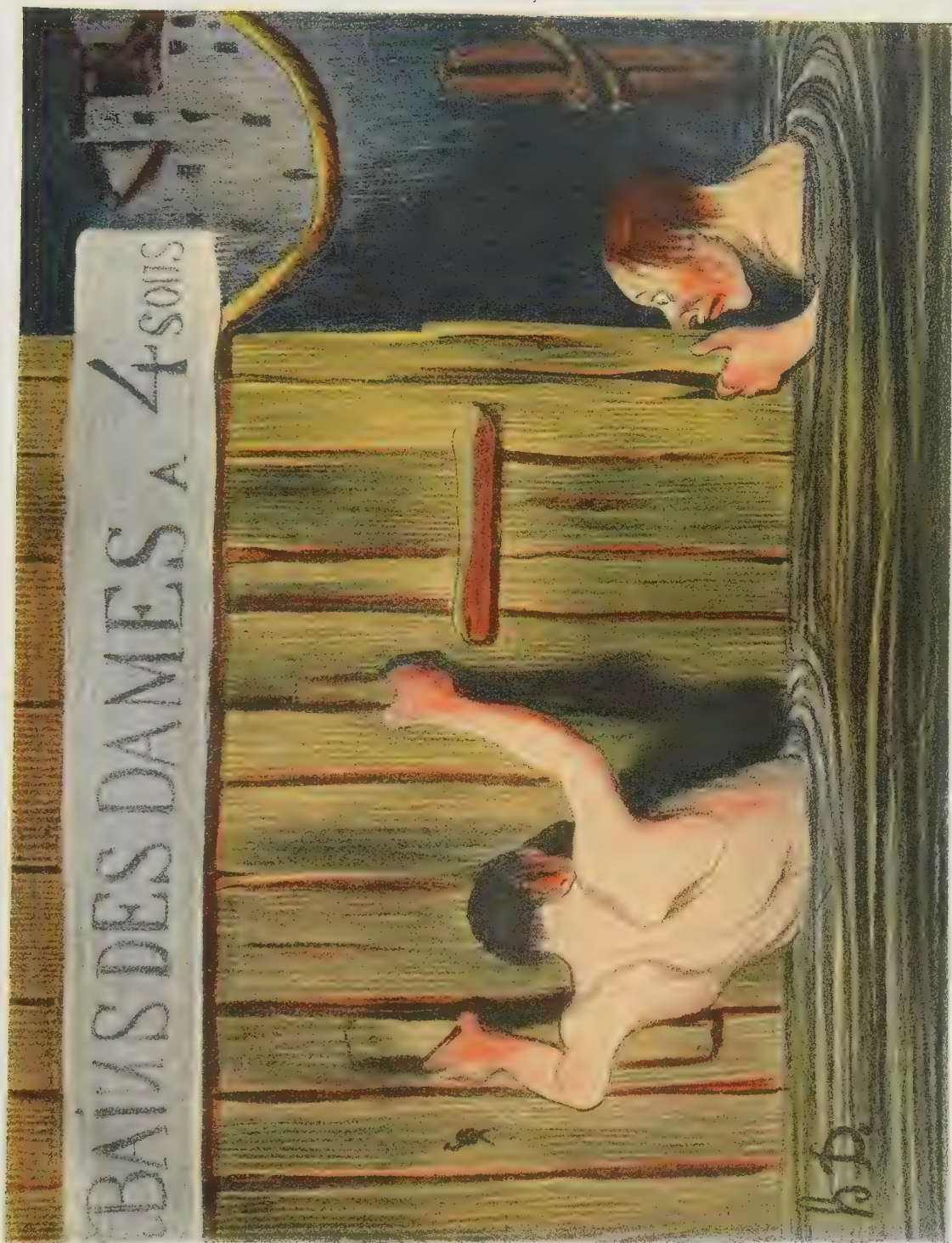


Kann es etwas Entzückenderes auf der Welt geben?

153. Lithographie von Deveria

recht. Die meisten traten einher — nach dem Liedchen — wie die Schweine.“ Es ist hier zu ergänzen, daß die Gießener Studenten in ihrer Aufführung keine Ausnahme gegenüber den Studenten anderer Städte bildeten, das Kraftmeiertum betätigte sich überall auf die gleiche rohe Weise. So abstoßend diese Tatsache ist, so verständlich ist sie, und zu einem Teil war sie die unvermeidliche Reaktion auf den zwar eleganten, aber im Grundwesen noch viel widerlicheren, weil zum Bankerott führenden Feminismus der Männer, gegen den auf diese Weise protestiert wurde. Der Kultus des Kraftmeiertums war immerhin ein Drang nach Regeneration. Es war der karikierte Ausfluß des Gefühls, daß ein verweichlichtes





Sieh doch die große Fefne, die man für eine Venus gehalten hätte, ist ja der reinste Fettkloß!

Farbige Lithographie von Honoré Daumier. 1839



Geschlecht keine feindliche Welt überwinden kann. Andererseits muß man bedenken, daß der beginnende Gesundungsprozeß Deutschlands sich sogar unmöglich anders als in karikierter Form betätigen konnte, weil eben die verrotteten deutschen Verhältnisse auf lange hinaus einer überschäumenden Kraft jede fruchtbringende Tätigkeit versagten. Einem ähnlichen Kraftmeiertum begegnete man in Deutschland später noch mehrmals; so oft nämlich das Volk einen neuen Anlauf zu seiner politischen Emanzipation machte. Das nach den Fürstenbefreiungskriegen des Jahres 1813 und in den vierziger Jahren aufkommende Turnwesen war in beiden Fällen im Grunde nichts anderes. Weil aber hier der Kraft immerhin

schon einige wirkliche Erfolge winkten, so verlor sich ihre Betätigung immer weniger in wüstes Kneipen und bloßes Randalieren. In allen diesen Zeiten war übrigens der Typ des männlichen Kraftmenschen der Mann mit breiter Brust, stattlichen Muskeln und dem wallenden Bart — das oberste Symbol echter Männlichkeit! —, auch das besonders geachtete Schönheitsideal der um ihre Emanzipation kämpfenden Klassen.

Es ist schon oben gesagt, daß sich auch die Frauen zu Heroinen wandelten, als das Bürgertum auf den Kampfplatz trat. Zuerst begann die Regeneration auch hier damit, daß man in allem das Gegenteil von dem sein wollte, was das Zeitalter des fürstlichen Absolutismus an der Frau für schön fand. Wenn das Rokoko die Frau, die mit einem kleinen knospenhaften Busen und einer graziösen Gestalt wie ein Porzellanfigürchen anmutete, am meisten bewunderte, so das englische Bürgertum von der Mitte des 18. Jahrhunderts an die zwar nicht üppige, aber darum doch stattliche Thusneldagestalt; die herbe Schönheit der Frau, das Symbol der blühenden Gesundheit. Man vergleiche zum Beweis den herrlichen englischen Farbstich „Verführerische Schönheit“ von W. M. Peters (siehe Beilage), den Kupferstich „Die Toilette der Venus“ von Erskin (Bild 22) und vor allem „Die badende Schöne“ von Hoare (s. Beilage). Sind bei dem erstgenannten Bild immerhin noch starke Einflüsse des Rokoko zu spüren, so offenbart die „Badende

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*



Kann es etwas Häßlicheres auf der Welt geben?

154. Lithographie von C. J. Travies





155. In Erwartung. Lithographie von Deveria. 1835

Schöne“ die ganze reine Herbheit der Gesundheit. Das sind nicht mehr die Frauen, deren einziger Lebenszweck darin besteht, pikante Werkzeuge der Lust zu sein. Das ist ein Geschlecht, das sich danach sehnt, in den Armen des Mannes auch der Mutterwürde teilhaftig zu werden. Ihre Brüste recken sich nicht bloß der kosenden Hand des Geliebten entgegen, sie sind auch die strotzenden Quellen des Lebens. Und sie sind sogar vor allem die Quellen des Lebens; denn als solche empfindet man ihren Anblick zuerst; der schöne Busen, wie ihn die Kunst jetzt darstellt, erinnert stets an die bereits von Milch strotzenden Brüste der Schwangeren (vgl. auch Bild 31, 37, 38 und 44). In allen Ländern wurde mit Frauen, die diesem Schönheitsideal nahe kamen, vielfach ein förmlicher Kultus getrieben. Die Zeitungen brachten detaillierte Beschreibungen ihrer Person, und wo sich die Betreffenden irgendwie öffentlich sehen ließen, waren sie als bald und stets von einem ganzen Schwarm Bewunderer umgeben. Eines der drastischsten und frühesten Beispiele dieser Art von Kultus ist die bereits in dem Bande „Die galante Zeit“ erwähnte Geschichte der beiden Schwestern Gunning; zwei junge Irländerinnen von blendender Schönheit, die im Jahre 1751 nach London kamen und nach ihrer „Entdeckung“ lange Zeit im Mittelpunkt des allgemeinen öffentlichen Interesses standen. Der berühmte Horace Walpole berichtete am 18. Juni 1751 an Sir Horace Mann u. a.: „Hier spricht alles von ihnen und man erklärt sie als die schönsten Frauen von der Welt. Sie können nicht

im Park spazieren gehen oder in Vauxhall sich zeigen, ohne daß sogleich das dichteste Gedränge um sie entsteht und sie zum Weggehen nötigt.“ Dieser Kultus war nicht bloß ein platonischer: Im Verlauf eines Jahres waren beide Schwestern an reiche Lords verheiratet. Ähnliches Aufsehen machte etliche Jahrzehnte später die berühmte Lady Emma Hamilton, die nachmalige Geliebte des Admirals Nelson. Archenholtz entwirft von dieser Dame das folgende physische Porträt:

„Ihre Figur ist groß, aber, mit Ausnahme der Füße, wohl proportioniert Ihre Knochen sind robust, und sie hat ein außerordentliches Embonpoint. Sie hat die Büste einer Ariadne; alle ihre Züge sind fein, besonders die Kopfform und die Ohren. Die Zähne sind ein wenig unregelmäßig, aber ziemlich weiß, ihre Augen hellblau mit einem braunen Fleck in dem einen, welcher Mangel aber ihrer Schönheit und dem Ausdrucke ihres Gesichtes keinen Eintrag tut. Augenbrauen und Haare sind schwarz, und ihr Teint ist nicht zart. Ihr Gesichtsausdruck ist markant, häufig wechselnd und erregt Interesse, ihre Bewegungen sind im gewöhnlichen Leben ungraziös; ihre Stimme ist laut, doch nicht unangenehm . . .“

Auch Goethe hatte Gelegenheit, die Lady Hamilton zu sehen, und zwar als sie sich mit ihrem Gatten in Italien aufhielt. Goethes Bewunderung galt vor allem der Anmut und Grazie ihrer plastischen Posen, in denen sie als erste auftrat.

In Frankreich hat mit der siegreichen Revolution ein ganz gleichartiges weibliches Idealbild seinen Einzug gehalten. Und es ist nicht uninteressant, daß selbst die berühmtesten ehemaligen Maler des Ancien Régime, sofern sie noch künstlerisch tätig waren, das Frauenideal nun ebenfalls im Geist der neuen Zeit formten. Woraus sich eben erweist, daß es etwas gibt, was viel mächtiger ist als die angeborene Individualität, nämlich die allgemeine historische Situation. (Bild 41.)

In Frankreich vor allem bekam auch das weibliche Schönheitsideal die Linie des Heroischen. Was sich aber gerade auch hier mit der Wirklichkeit vollkommen deckte. Unzählige Französinnen erprobten sich damals als Heldinnen in des Wortes stolzestem Sinn. Als nach wenigen Jahren das Kaiserreich die Republik ablöste, wurde das heroische weiter zum majestätischen gesteigert. Ein aus-



156. Die Badenden. Lithographie von Josef Felon. 1854



gezeichnetes Beispiel hierfür ist die Wiedergabe des anonymen Gemäldes „Vergrößern nicht“ (siehe Beilage). Vielleicht am reinsten kommt die bevorzugte königliche Linie an der in verschiedener Hinsicht interessanten Porträtstatue der Fürstin Borghese (Bild 24 und 25), von der Hand Canovas gefertigt, zum Ausdruck: Man wollte sich förmlich zur Gottheit gesteigert sehen. Es ist darum auch nicht Pauline Bonaparte als absolute physische Erscheinung, was Canova in dieser Porträtstatue geschaffen hat, sondern der in ihr verkörperte majestätische Begriff. Weitere gute Beispiele weisen in dieser Richtung die Bilder 31, 32 u. 145 auf. Das sind alles nicht wirkliche Menschen, das sind durchweg klassische Göttinnen. Wirkte die schwangere Frau im Rokoko fast komisch, weil Schwangerschaft als ein durch Ungeschicklichkeit herbeigeführter Unglücksfall galt, so war sie in der Ideologie der französischen Revolution ein ehrfurchterweckender Zustand. Und darum galt ähnlich wie in der Renaissance die befruchtete Frau wieder als schön und wurde immer wieder als ein Symbol dargestellt. Die glückliche Ehe symbolisiert ein zärtliches Ehepaar, bei dem der zärtliche Mann mit Entzücken in dem Anblick des hochschwangeren Zustandes der Gattin schwelgt. Solche Szenen



157. Darf ich kommen? Gemälde von A. J. Wiertz

haben eine ganze Reihe Künstler dargestellt. Zu den besten Beispielen zählt die Serie „Glückliche Ehe“ von Auguste de Saint-Aubin und der Kupfer „In der Grotte Hymens“ von Schall (siehe Beilage). Der gewissermaßen von Milch strotzende Busen galt auch in Frankreich lange Zeit, d. h. bis nach Ablauf des Kaiserreiches, als der schönste (Bild 8, 19, 20, 29, 31, 32 usw.). Ganz logisch fügt es sich in diese Anschauung ein, daß die als Mutter idealisierte Frau sehr häufig auch in Verbindung mit dem Kind erscheint. Die Darstellung, auf der Mutter und Kind gemeinsam in Schönheit und Gesundheit wetteifern, war gewissermaßen die höchste Apotheose der Frau in dieser Zeit. Eine gute Probe hierfür zeigt der Rowlandson'sche Kupferstich „Mutter und Kind“ aus dem Jahre 1799 (Bild 28).

Eine weitere Folge der

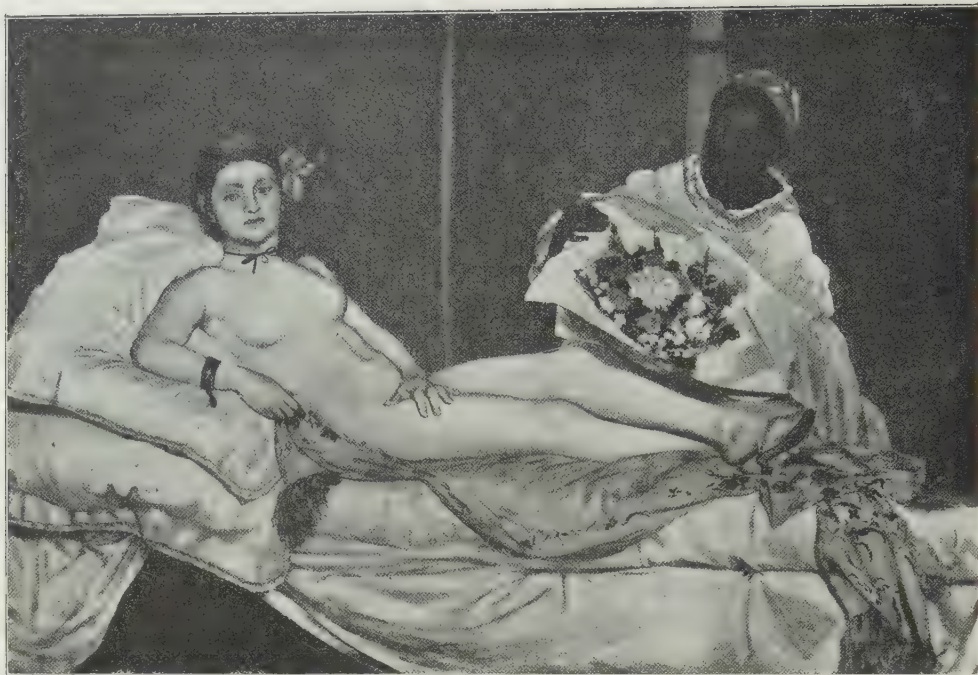




158. Schlafende Frau. Gemälde von G. Courbet. Um 1865

selben spezifisch gesunden Anschauung war, daß der Körper der Frau aufhörte, nur eine Zusammensetzung der Dreieinigkeit von Busen, Schoß und Lenden zu sein, was sie im Zeitalter des fürstlichen Absolutismus gewesen ist (siehe „Die galante Zeit“ S. 105); sie wurde jetzt wieder ein Ganzes, eine Einheit an Körper, Geist und Seele. Ein Ausfluß der Gesundheit als Schönheitsideal ist auch das Aufkommen und Verherrlichen der natürlichen Farbe und zwar der rosigen Gesundheitsfarbe. Man wollte nicht mehr alt erscheinen, sondern strahlend von Frische. Damit verschwand der bisherige Massenverbrauch des Puders. Und auch die ungeheuerliche Form des Schminkens, die dem ganzen Ancien Régime eigentümlich war, verschwand. Soferne sich die Frauen aber noch schminkten, schminkten sie sich die Farbe der Gesundheit an.

Ogleich die politische Umwälzung Deutschlands sich erst ein halbes Jahrhundert später vollzog, so war doch mit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts die Kultur des Absolutismus auch hier überwunden; obendrein vernichteten die napoleonischen Kriege auch äußerlich den letzten Rest, indem sie die neuen Ideen der Revolution von einem Ende Deutschlands zum andern schleppten und einbürgerten. Das hatte zur selbstverständlichen Folge, daß hier durchweg dieselben Wandlungen sich vollzogen wie in England und Frankreich. Auch hier triumphierte im Physischen die Gesundheit, das Ideal der Zweckschönheit. Keinen herrlicheren Beweis gibt es dafür als Goethe. Goethe war im Bunde mit Schiller die siegreiche bürgerliche Revolution in den Höhen der Dichtung. Und welch gesunder Lufthauch hier wehte, das belegen tausend Strophen, die Goethes unerschöpf-



159. Olympia. Gemälde von Ed. Manet

lichem Liedermund entquollen sind. Eine einzige Strophe, die er seiner Christel widmete, mag dies hier kennzeichnen. Er spricht von ihr:

Hab oft einen dumpfen, düstern Sinn,  
Ein gar so schweres Blut!  
Wenn ich bei meiner Christel bin,  
Ist alles wieder gut.  
Ich seh sie dort, ich seh sie hier  
Und weiß nicht auf der Welt  
Und wie und wo und wann sie mir,  
Warum sie mir gefällt.

Das schwarze Schelmenaug dadrein,  
Die schwarze Braue drauf,  
Seh ich ein einzig Mal hinein,  
Die Seele geht mir auf.  
Ist eine, die so lieben Mund,  
Liebrunde Wänglein hat?  
Ach, und es ist noch etwas rund,  
Da sieht kein Aug sich satt!

Das ist nicht mehr bloß galant, das ist gesunde, kräftige Sinnlichkeit.

\* \* \*

Die ursprüngliche bürgerliche Schönheitsideologie, wie sie in England entstand und Hand in Hand mit allen andern Ideen der großen französischen Revolution ihren Siegeszug über die ganze kapitalistisch sich organisierende Welt hielt, und deren Basis der gesunde und harmonische Mensch war, ist offiziell von der bürgerlichen Gesellschaft niemals vollständig aufgegeben worden. Ja gerade in unserer Gegenwart hat sie in dem speziell in Deutschland blühenden Kultus der Nacktkultur eine überaus zielbewußte Propagierung gefunden, die wirklich ganz einzigartig genannt werden muß. „Durch harmonische Schönheit zu einer höheren Sittlichkeit“ lautet das stolze Programm der modernen Apostel der Nacktkultur. Da wir auf diese Bestrebungen noch in einem späteren Kapitel zurückkommen werden, so begnügen wir uns hier mit deren Erwähnung.



Freilich: gerade darin, daß das ursprüngliche Schönheitsideal offiziell hochgehalten wurde, dokumentiert sich auch in dieser Richtung die absolute Herrschaft der Moralheuchelei. Denn in der Praxis wurden meist ganz andere Ideale verfolgt, und infolgedessen ganz andere Eigenschaften bei Mann und Frau begehrt. Naturgemäß vor allem gegenüber der Frau. Aber auch gegenüber dem Mann. Und das ist auch gar nicht anders denkbar. Die in jeder anderen Richtung nur nicht in der im höheren Sinne menschlichen Vervollkommenung sich entwickelnden Bedürfnisse des Kapitalismus mußten sich systematisch durchdrücken und siegen.

Der Kaufmann, und zwar vornehmlich in der Funktion des Fabrikanten, ist der Herr der Welt im modernen kapitalistischen Zeitalter. Und er wurde dies binnen kurzem und in immer steigendem Maße. Der Kaufmann ist nun alles eher, denn ein Held, jedenfalls keiner im antiken Sinne. Er hat nicht das allergeringste Bedürfnis, sein Leben mutig in die Schanze zu schlagen, und es gar für andere aufzuopfern. Im Gegenteil: er will so viel als möglich auf Kosten anderer leben. Er will in größtem Stil Geld verdienen. Und sein persönliches Ich erscheint ihm als der wichtigste Faktor in aller Erscheinungen. Er ist ebensowenig der Gipfel der menschlichen Vollkommenheit; denn gerade in einer absolut einseitigen Konzentration seiner Interessen besteht seine Kapazität und ergeben sich seine Erfolge. Und dieses Einseitige ist das Rechnerische. Alles nicht Geschäftliche, alles was keine materiellen Verdienstmöglichkeiten für ihn darstellt, rubriziert er unter Vergnügungen, denen er höchstens einen Teil der Mußestunden zuwendet. Das sind in gleicher Weise gesellschaftliches Leben, Wissenschaft, Kunst, Politik, Körperkultur usw. In der Tat gab es niemals in der Geschichte eine derartig einseitige menschliche Physiognomie als diese. Der Typ des Kaufmanns aber wurde gewissermaßen das allgemeine männliche Idealbild im Bourgeoisstaat. Dieser Typ bildete sich immer deutlicher und zugleich immer prägnanter heraus und wurde immer mehr herrschend. Bis er heute überall alleinherrschend wurde; denn er hat in gleicher Weise jeden andern Typ in den Hintergrund gedrängt. Es wird z. B. heute keinem Menschen mehr einfallen, sofern er Land und Leute kennt, Deutschland durch die Typen des Dichters und Denkers zu charakterisieren. Diese konnten als das männliche



Junges Mädchen vor dem Spiegel

160. Gemälde von A. J. Wiertz





Der Teufelsspiegel  
161. Gemälde von A. J. Wiertz

Idealbild nur für jene Zeiten gelten, in denen der bürgerliche Staat erst in der Idee existierte. Als dieser aber eine reale Tatsache wurde, mußte dessen Träger, und das ist der Kaufmann, auch seine ideale Verkörperung abgeben. Ein ganz markantes Charakteristikum dieses Idealbildes ist, daß das Geschlechtliche und das Animalische gar keinen Zug dazu hergaben. Der Kaufmann ist scheinbar eine reine Komposition von Logik, zäher Energie und regster Tätigkeit ins Körperliche übertragen. Eine Maschine selbst im Maschinenzeitalter und selbstverständlich eine, die stets im Betriebe ist, — andernfalls „kapitalisiert“ sie sich ja nicht. Und das wäre ein mit der ökonomischen Grundlage des Lebens unvereinbarer Mangel. Aber so einseitig infolge von alledem dieser Typ ist, so reich ist er gleichwohl; er ist nichts

weniger als dürftig, sondern in hohem Grade differenziert und kompliziert. Nun: eine gut funktionierende Rechenmaschine ist ja trotz aller Einfachheit bekanntlich auch eine der kompliziertesten Maschinen, die es gibt. Und darum immerhin das Ideal einer — Maschine.

Die Gegensätzlichkeit zu dem ursprünglichen Schönheitsideal zeigt sich, wie schon eingangs dieses Abschnittes gesagt ist, noch ungleich deutlicher in der Wandelgalerie, die sich die Sehnsucht der Menschen des neunzehnten Jahrhunderts im Verlauf dieser Epoche von der Frau geschaffen hat. Bei dem Schönheitsideal der Frau war die Wandlung eine entgegengesetzte als bei dem des Mannes, aber gerade darum ebenfalls eine den Bedürfnissen der kapitalistischen Entwicklung entsprechende. Bei der Frau tritt von neuem die spezifisch erotische Linie im Körperlichen wie im Geistigen in den Vordergrund, und sie bleibt auch dauernd die vorherrschende Linie. Die kapitalistische Entwicklung hat die Frau von neuem zu einem Luxusgegenstand für den Mann dieser Kreise erhoben, und zwar naturgemäß zum kostbarsten. Luxusgegenstände sind aber, wie bekannt, zu allen Zeiten nur dazu da, um genossen zu werden, und zwar stets im materiellen Sinne. Also werden jene Linien von der Phantasie als schön entwickelt, die diesem Genießen entsprechen, und das ist selbstverständlich nur die erotische Schönheit der Frau. Diese wird also aufs stärkste betont. Das Bedürfnis der Besitzenden, in der Frau in erster Linie wieder den erotischen Leckerbissen zu sehen, wurde aber noch außerdem durch die tatsächlich unveränderte Stellung der Frau in der Gesellschaft unter-





## Der Dorn

Anonyme berliner Lithographie. Um 1850



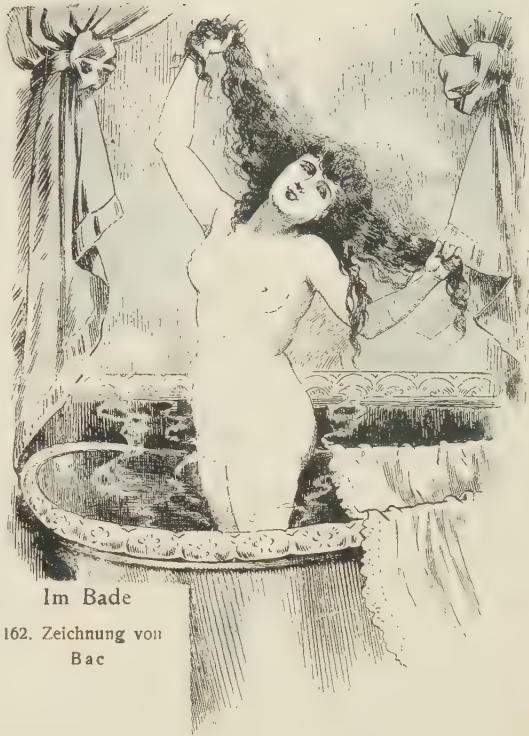


stützt. Sie war, wie bereits im vorigen Kapitel gezeigt ist, durch den Sieg der bürgerlichen über die absolutistischen Ideen nur in der Theorie zum gleichberechtigten Menschen avanciert. In ihrer tatsächlichen Stellung dem Manne gegenüber befand sie sich in derselben Abhängigkeit wie früher. Nur in der legalen Ehe vermochte sie auch weiterhin ihren sogenannten Naturberuf zu erfüllen. Also mußte sie mit denselben Methoden um den Mann werben wie ehemals; das heißt also: sofern sie nicht etwaigen Geldes wegen vom Manne gesucht und umworben wurde, mußte sie den Mann mit den Eigenschaften in ihr Netz locken, die ihn als Männchen verführten; das ist mit den erotischen Vergnüglichkeiten, die einem lebenslänglichen Interessenten ihrer Person

im besonderen bei ihr in überzeugender Aussicht standen. Die Kunst enthüllt uns auch hier diese spezielle Sehnsucht des Mannes. Alle Darstellungen der Frau sind von diesen Tendenzen inspiriert. Als klassisches Beispiel aus der Literatur sei hier das genialgeistreiche „Hohelied“ von Heine eingeschaltet. Dieses lautet:

Des Weibes Leib ist ein Gedicht,  
 Das Gott der Herr geschrieben  
 Ins große Stammbuch der Natur,  
 Als ihn der Geist getrieben.  
 Ja, günstig war die Stunde ihm,  
 Der Gott war hochbegeistert;  
 Er hat den spröden, rebellischen Stoff  
 Ganz künstlerisch bemeistert.  
 Fürwahr, der Leib des Weibes ist  
 Das Hohelied der Lieder;  
 Gar wunderbare Strophen sind  
 Die schlanken, weißen Glieder.  
 O welche göttliche Idee  
 Ist dieser Hals, der blanke,  
 Worauf sich wiegt der kleine Kopf,  
 Der lockige Hauptgedanke!  
 Der Brüstchen Rosenknospen sind  
 Epigrammatisch gefeilet;  
 Unsäglich entzückend ist die Cäsar,  
 Die streng den Busen teilet.  
 Den plastischen Schöpfer offenbart  
 Der Hüften Parallele;

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*



Im Bade

162. Zeichnung von  
 Bac

Der Zwischensatz mit dem Feigenblatt  
 Ist auch eine schöne Stelle.  
 Das ist kein abstraktes Begriffspoem!  
 Das Lied hat Fleisch und Rippen,  
 Hat Hand und Fuß; es lacht und küßt  
 Mit schönereimten Lippen.  
 Hier athmet wahre Poesie!  
 Anmut in jeder Wendung!  
 Und auf der Stirne trägt das Lied  
 Den Stempel der Vollendung.  
 Lobsingen will ich dir, o Herr,  
 Und dich im Staub anbeten!  
 Wir sind nur Stümper gegen dich,  
 Den himmlischen Poeten.  
 Versenken will ich mich, o Herr,  
 In deines Liedes Prächten;  
 Ich widme seinem Studium  
 Den Tag mitsamt den Nächten.  
 Ja, Tag und Nacht studier' ich dran,  
 Will keine Zeit verlieren;  
 Die Beine werden mir so dünn —  
 Das kommt vom vielen Studieren.



Das Gesicht  
163. Gemälde von  
Makart

Die Frau ist in dieser Beschreibung, wie man sieht, nur der höchste sinnliche Leckerbissen, die personifizierte Wollustträgerin; nur schönes Fleisch. Seele und Geist figurieren gar nicht bei dem Leckermahl, das der Mann bei ihr sucht und findet.

Diese spezifisch erotische Linie im neuen Schönheitsideal der Frau hat zuerst unter dem Direktorium, also an der Wende des achtzehnten Jahrhunderts, eingesetzt und triumphiert. Die klassischen Göttinnen bekamen um diese Zeit die pikante und auffällige Nuance von antiken Liebespriesterinnen (Bild 39 u. 40). Und solche Frauen galten auch im Leben als die schönsten. Es genügt, an die fälschlich als kalt und sittenstreng verleumdete Madame Recamier zu erinnern, und vor allem an Madame Tallien, die ausschweifende Freundin des Direktors Barras. Auch in England galt um diese Zeit dieser Typ für besonders schön. Als Beweis sei auf die Bilder von Rowlandson verwiesen, der in seinen zahllosen Frauengestalten ohne Ausnahme dieses spezifische weibliche Schönheitsideal verherrlichte. Deutschland übernahm dieses Ideal ebenfalls, denn ein eigenes hätte es sich infolge seiner damaligen geistigen Abhängigkeit von England und Frankreich nicht zu entwickeln vermocht (Bild 27, 28, 37, 42).



Der Geschmack  
164. Gemälde von  
Makart

Nach dem Sturz des napoleonischen Kaiserreichs trat insofern eine Reaktion ein, als die majestätische Gestalt jetzt vollständig verschwand. An ihre Stelle trat die kleine Bürgerin. Nach Ruhe sehnte sich die Menschheit nach den ungeheuren Geburtswunden, unter denen die neue bürgerliche Gesellschaft ins Leben getreten war. Die Frau, in deren Schoß man die Behaglichkeit, das stille häusliche Glück fand, bei der keine ewige Unrast und keine großen Leidenschaften den Mann erwarteten, diese erhob man infolgedessen für die nächste Zeit zum Ideal. Es kam dabei noch hinzu, daß das bedächtige Kleinbürgertum hinfort auch politisch für längere Zeit — wenigstens in Frankreich und Deutschland — tonangebend wurde. Aber dies war gleichwohl nur eine Übergangsperiode und



außerdem gleichzeitig die Vorbereitungszeit auf die eigentliche moderne Zeit, in der der Kapitalismus seine volle Entfaltung erlebte und damit auch dementsprechende Schönheitsforderungen gegenüber der Frau aufstellte. Hinfort konnte man mit vollen Zügen genießen, denn jetzt hatte man die Mittel, sich alles zu leisten. Und man genoß mit der Lust und der Gier des Hungrigen, der, wie wir wissen, zugleich ein von Kraft strotzender Parvenü war. Pomp und Luxus sind sein Geschmack. Diese Situation schuf das bekannte weibliche Schönheitsideal des zweiten französischen Kaiserreichs. Die Frau ist in dieser Zeit nicht nur schönes Fleisch, wie es die Romantiker liebten (Bild 8, 61–66, 146–155), sondern außerdem blühendes und üppiges Fleisch, in das man sich förmlich hineinwühlen kann. Eine Zeit des Pompes liebt im Körperlichen nämlich stets das Üppige, denn das Üppige ist zugleich das Aufdringliche. Das neue Schönheitsideal ist das Weib mit den starken Formen, den Formen „kolossaler Weiblichkeit“, wie sie Heine beschrieb, das Weib mit einem mächtigen Rumpf, mit prallen, eher zu großen als zu kleinen Brüsten,



165. Venus und Cupido. Zeichnung von Heinrich Lossow



die das Korsett sprengen, mit einem glänzenden majestätischen Nacken, mit stark ausladenden Hüften und Lenden und mit stattlichen Schenkeln. Es ist das Weib, das überallhin seinen Duft verstreut, das den Mann in die höchste Unruhe versetzt, dem er sich unterwirft, dem er Riesenvermögen opfert, es ist mit einem Wort — die Kokotte im Weibe. Das getreueste Abbild dieses Frauentyps hat Zola in seiner „Nana“ entworfen. Und die zeitgenössischen Maler, die Cabanel, die Bougereau, die Rops, Wiertz, Pellet, Chaplin, Lejeune und wie sie alle heißen, haben es hunderte Male gemalt. Es sind Bordellgenüsse, die man von der Frau in dieser Zeit verlangt und erwartet, und Bordellschönheiten sind sie darum alle, die uns aus diesen Gemälden entgegenschauen. Ob die Frauen sich nun nackt, entkleidet, bekleidet, retroussiert oder dekolletiert den Blicken zeigen, — sie haben alle den charakteristischen Duft des Bordells. „Mit Hurensalbe gemalt“ charakterisierte sie Max Liebermann einmal gegenüber dem Verfasser (Bild 83—85, 92—97, 156, 157, 160, 161). In Deutschland waren die bekanntesten Interpreten dieses Ideals Wilhelm Kaulbach, Heinrich Lossow und Makart. Die meisten Frauenleiber, die von diesen Künstlern geschaffen wurden, sind in der Richtung des Dirnenhaften pointiert. Diese Tatsache hinderte natürlich nicht, daß dem zuletzt genannten trotzdem der unvergängliche Ruhm zukommt, in Deutschland wieder leuchtende Farben in die Malerei eingeführt zu haben (Bild 98, 163—165).

Dieses Salonhurenideal, wie wir es nennen möchten, dominierte jahrzehntelang in allen Ländern. In England und Deutschland ebenso wie in Frankreich und Österreich. Es ist, wie gesagt, von Paris ausgegangen und hat von hier aus die Welt erobert. Und das ist charakteristisch für die Erkenntnis der wirklichen Ursachen, die das jeweilige Schönheitsideal bestimmen. Daß es z. B. nicht nationale Rassenmerkmale sind. Denn wenn die üppige Frauengestalt mit sinnlich verführerischen Formen zwar dem wiener Rassentyp adäquat ist, so ist sie es dem pariser Typ ganz und gar nicht. Die Pariserin ist in ihrer Rassenerscheinung, wenn auch mit sinnlich runden Formen ausgestattet, immer mehr schlank. Aber niemals ist das majestätisch oder pompös Üppige ihr spezifisches Rassenmerkmal. Und trotzdem entstand dieses Ideal gerade in Paris; trotzdem erklang hier am mächtigsten in Wort und Bild sein tönendes Hohes Lied. Und das ist ganz logisch. Es war das folgerichtige Ideal des jäh reichgewordenen Bourgeois, der die Liebe zur reinen Wollust wandelt und nun in ausschweifender Turbulenz diese genießen will. Dazu aber bot das Paris des zweiten französischen Kaiserreichs nicht nur die vorteilhafteste, sondern gewissermaßen sogar die einzigartige historische Situation. Die wirtschaftliche Entwicklung, die in Frankreich unter dem Bürgerkönigtum mächtig eingesetzt hatte, hatte die französische Bourgeoisie zu großen Besitztümern geführt. Diese Entwicklung steigerte sich unter dem zweiten Kaiserreich aber noch ganz ungeheuer. Damit waren sowohl die ökonomischen Vorbedingungen als auch die Antriebe für ein luxuriöses Leben der Bourgeoisie in starkem Maße vorhanden. Daß diese Vorbedingungen sich hier nun im denkbar kühnsten Maße und wie nirgends sonst realisierten, war wiederum das besondere Bedürfnis der Herrschaft des napoleonischen Regiments. Napoleons Régime war nicht legitimistisch be-



Der Vergleich

166. Gemälde von A. F. Lejeune



gründet, und wenn es auch auf einer Koalition von Kutte und Säbel aufgebaut war, so hatte es doch den gesamten royalistischen Adel gegen sich. Napoleon III. mußte sich also gesellschaftlich auf die politischer Ideale bare, reichgewordene Bourgeoisie stützen. Unter diesen Umständen mußte er ein Protektor des Luxus werden. Denn das war die einzige Form, in der er den bourgeoisen Geldmachern imponieren konnte, da diese doch nur dafür ein Verständnis hatten. Der Luxus der Zeit mußte an Napoleons Hof gipfeln, und von hier aus Paris sowohl überstrahlen, als auch gleichzeitig befruchten. Dadurch mußte Paris weiterhin zugleich der Magnetberg des Genusses für die ganze Welt werden. Und alles das erfüllte sich auch im weitesten Maße. Das Paris des zweiten Kaiserreiches war das Mekka für alle, die die Genüsse des Lebens bis zur Neige genießen wollten. Diesem schwülen Luxus und Genußbedürfnis entspricht das oben geschilderte, in seinem Wesen brutale und ordinäre Schönheitsideal. Die Wollust ist der Frau dieser Epoche ein physisches Bedürfnis und zugleich das Hilfsmittel, den ihr unentbehrlichen Luxus zu bestreiten. Da andernorts nicht dieselben Genußmöglichkeiten dem Leben der Besitzenden sich darboten, so ist es wiederum ganz begreiflich, daß das Kokottenhafte im Bilde der Frau dort, also z. B. in Deutsch-

land, nicht in der gleichen Weise hervorstach. (Siehe die Beilagen „Badende Nymphen“ und „Der Dorn“) . . .

Dieses Ideal verschwand nicht mit dem Kaiserreich, weil ähnliche Verhältnisse allmählich auch in andern Ländern sich entwickelten und erhielten. Es blieb bis in die achtziger Jahre mit geringer Abschwächung vorherrschend (Bild 94–103, 162 bis 167). Erst das sogenannte Fin de siècle hat wiederum eine neue und auffällige Korrektur vorgenommen. Die sinnlichen Genüsse verfeinerten sich in immer rascher zunehmendem Maße, an Stelle des Robusten trat damit das Raffinierte, denn nur so konnten sich dem Gesättigtsein und der Übersättigung neue Anreize darbieten. Damit reduzieren sich naturgemäß die Formen der Frau. Der Typ der nichts als einen kräftigen



167. Die Masseuse. 1894





168. Im Seebad. Zeichnung von C. D. Gibson

Liebesappetit verratenden Frau wirkt jetzt degoutant; die Liebeskünstlerin, die aus Nichts ein ganzes Diner der Genüsse zu zaubern vermag, erhält dagegen den Vorzug und den Preis. Um eine wirkliche Liebeskünstlerin zu sein, bedarf es feingestimmter Nerven; eine solche besteht daher nur aus Nerven. Damit wurden die körperlichen Linien nicht nur delikater und kapriziöser, sondern in Verbindung damit auch immer schlanker. Der Gipfel dieser Entwicklung ist der dekadente Geschmack, der die möglichst busen- und hüftenlose Frau, den „Hüftknochen“, für schön findet. Und im Zenith dieser Anschauung steht gerade unsere neueste Gegenwart. Die Dame der Gesellschaft, die außer über „Geschmack“ auch über „gesättigte Konturen“ verfügt, überliefert sich gegenwärtig tagtäglich der Masseuse, deren Tätigkeit die natürliche Fülle der Hüften, Lenden usw. zu mindern versteht (Bild 167 und 170); außerdem hungert sie sich systematisch schlank, oder sie nimmt Pillen ein, die angeblich mit unfehlbarer Sicherheit die Frauen von dem befreien, was sie nach dem herrschenden Geschmack zu viel an Fülle der Form besitzen. Solche Pillen werden, um nur eines der Beispiele zu nennen, denen man täglich in den Inseratenplantagen der Blätter begegnet, z. B. aus Paris unter dem Titel *Pilules Apollo* in den Handel gebracht. In dem betreffenden Inserat heißt es:

„Von heute an, werthe Dame, haben Sie deßhalb keine Entschuldigung mehr, länger unter einem Schönheitsfehler leiden zu müssen, der, Sie dürfen das nicht außer Acht lassen, ebenso gefährlich wie häßlich ist... Und weiter: Alle Freuden des Lebens werden Ihnen wiederkehren. Denken Sie daran, ehe Sie dieses Inserat beiseite legen. Eine Gelegenheit bietet sich Ihnen, Ihr unglückliches Leben in eines voller Glück zu verwandeln... u. s. w.“

Die busen- und hüftenlose Frauenschönheit findet ihren Idealtyp natürlich nur bekleidet in der Kunst repräsentiert. Als Beispiel sei auf die in aller Welt bekannten Abbildungen der Brettldiva Cleo de Merode verwiesen.

An dieser Stelle darf jedoch auch das nicht übersehen werden, daß im Schoße unserer Zeit längst andere Sehnsüchte ebenfalls wirksam sind. Die Menschheit drängt bereits seit Jahrzehnten im stärksten Maße nach einer erneuten Regeneration. Gesund, kräftig und schöpferisch soll das kommende Geschlecht sein, denn neue und große Aufgaben stehen ihm zur Lösung bevor. Fragt man nach dem künstlerischen Ausdruck dieser nach einer höheren Entwicklung drängenden Sehnsucht, so sei nur auf die Typen des großen Courbet und auf die des unsterblichen Rodin verwiesen. Das sogenannte Mondaine gab zu diesen Bildern keinen Zug mehr. Courbets Frauen gleichen der gesunden, lebengebärenden und lebenerhaltenden Natur. (Bild 138 und 158.) Der Mann, so wie ihn Rodin z. B. im „Denker“ geschaffen hat, ist nicht mehr bloß Geist, nicht mehr bloß Rechenmaschine, er ist die herrlichste Verbindung von Körper, Geist und Energie im edelsten Sinne (Bild 176).

Aber wenn auch das moderne weibliche Schönheitsideal in der übertriebenen Schlankheit und damit neben der Hüften- und Hinternlosigkeit auch in der Busenlosigkeit besteht, und wenn speziell ein üppiger Busen heute bei einer großen Anzahl Frauen geradezu als häßlich gilt, so hindert das natürlich nicht, daß die



169. Die Schüchterne

Lithographie nach einem Gemälde von Ch. Chaplin. 1880

Frau in dem wenig oder gar keinen Busen haben doch das größte Unglück sieht, das ihr widerfahren konnte. Und wenn auch keine Hüften, etwas Busen will man mindestens haben. Für ein ebenso großes Unglück wird von allen Frauen die fehlende Festigkeit und das Schlaffwerden des Busens empfunden. Einen besseren Beweis für diese Tatsachen gibt es nicht, als daß der Drang, diese Mängel der Figur zu heben, zu einer ganzen Industrie geführt hat, die seit Jahrzehnten in jeder Stadt Hunderte und noch mehr ernährt, und deren reklamehaften Anpreisungen man in den Zeitungen zu Dutzenden begegnet. In manchen Zeitungen füllen die betreffenden Ankündigungen, wie man eine „ideale Büste“, eine „wundervolle Büste“, eine „üppige Büste“, „schöne volle Körperformen“ bekommt, oder wie man dem schlaffen Busen wieder seine frühere strotzende Festigkeit verschafft, ganze Seiten. Empfohlen werden teils geheimnisvolle Pillen zum Einnehmen,





### Eine moderne Susanna

Französische Lithographie nach einem Bilde von Le Poitevin. Um 1860





„Pilules orientales“, teils Nährpulver, die speziell auf das Wachstum des Busens wirken sollen, teils sogenannte Busencremes zum Einreiben, teils pneumatische Busen-Massage-Apparate zum Selbstmassieren des zu kleinen oder des schon verblühten Busens. Zur Charakteristik sei hier der Text einiger solcher Inserate zitiert, die zu den häufigsten gehören.



170. Die Massage der Arme

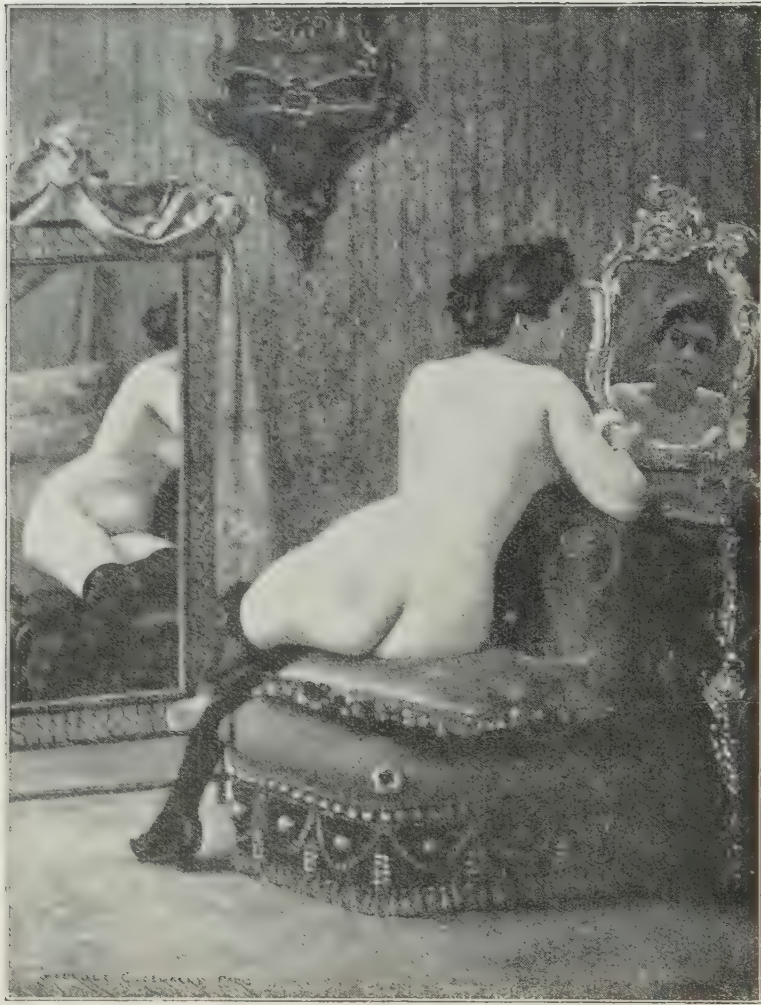
Man liest: „Eine ideale

Büste erzielt man durch die ‚Pilules orientales‘, die einzigen, welche ohne der Gesundheit zu schaden, die Entwicklung und die Festigkeit der Formen der Büste bei der Frau sichern.“ Es folgen nun Preis und Angabe der Bezugsquellen. Die Anpreisung eines ebenso häufig angekündigten Nährpulvers lautet: „Üppige Büstel! Schöne volle Körperformen erlangen Sie sicher durch Busennährpulver ‚Juno‘ usw.“ Ein sehr häufig anzutreffendes Inserat, in dem eine unfehlbare Crème zum Einreiben angepriesen wird, lautet: „Es ist mir gelungen! Busen-Crème ‚Aglaja‘ ist die einzig sicher wirkende Crème zur Erreichung einer herrlichen Büste. Erfolg sicher usw.“ Weiter: „Feste üppige Büsten erzielen Damen nur durch Dr. Duwals Busen-Crème Kalodea“. Ein sogenannter „pneumatischer Busen-Massage-Apparat“ wird wie folgt inseriert:

Ideale Büstel Wir zahlen unbedingt das Geld zurück, wenn Sie mit unserem neuen, patentangemeldeten Apparat „Ary“ nicht eine ideale, volle und straffe Büste auf ganz einfache und natürliche Weise erzeugen. Der Apparat arbeitet nach dem sogenannten Stauungsverfahren, wie es die bedeutendsten Mediziner heute anwenden, und er ist der billigste und beste der Gegenwart usw.

Um den Blick des weiblichen Zeitungslesers auf diese Ankündigungen zu lenken und die vorteilhafte Wirkung des angepriesenen Präparates gleich zu demonstrieren, sind alle derartigen Inserate mit dem Abbild einer Dame versehen, die sich durch einen stattlichen Busen auszeichnet, sie sind also sozusagen mit einem wirklichen weiblichen „Brustbild“ illustriert.

Leider haben alle diese Mittel einen einzigen Nachteil – sie vergrößern nur das Portemonnaie ihrer Händler, und nur dieses erhält durch diese Mittel unter Umständen eine pralle Konsistenz. Nicht aber der Busen der Frauen, die sich dieser Mittel bedienen. Diese Mittel sind nur auf die Leichtgläubigkeit berechnet. Von unbefangener ärztlicher Seite wird höchstens der Massage ein bedingter Wert beigemessen, dagegen alle Geheimkuren und Mastkuren als wirkungslos und zum Teil sogar als schädlich erklärt. Ein solches Urteil, das die verschiedenen Seiten



171. Vor dem Spiegel. Gemälde von Georges Groegart

der Frage behandelt, und das im Gesundheitsbriefkasten der Zeitschrift „Die Schönheit“ (VI. Jahrgang, Heft 8) auf die spezielle Anfrage einer Dame erteilt wurde, lautet:

Hinsichtlich der „Brüste“ werden von der Kosmetik zwei entgegengesetzte Dinge gefordert: Verringerung ihres zu großen Umfanges und zugleich Erhöhung der Festigkeit oder Vergrößerung. Nur in wenigen Fällen wird sich wohl einiger Erfolg erzielen lassen. Vor allem kommen hier in Betracht gymnastische Prozeduren verbunden mit sachgemäßer Massage der Brüste, bzw. der Brustmuskeln. Die Gymnastik bewirkt dauernde Inanspruchnahme der Brustmuskulatur und Kräftigung derselben und dadurch eine scheinbare Vergrößerung der Organe. In Betracht kommen hierfür in erster Linie Freiübungen und zwar fast alle Armübungen bei gestrecktem Arm, namentlich horizontales Armkreisen, Armstoßen (mit Ausfall), dann Hebung und Senkung der Schultern nach vorn und oben und nach hinten und unten, endlich Stabübungen (Gehen mit durch die Arme gestecktem Stabe). Die Massage hat sich auf Streichungen der Brustmuskeln, hauptsächlich aber auf leichte Friktionen des Halses und des ganzen Brustkorbes zu erstrecken, um so für reichlichen Blutzufluß zu sorgen. Absolut untersagt ist radiäres Streichen von der Basis gegen die Brustwarze und jede Massage der letzteren. Soll Verkleinerung der zu großen (und noch nicht hängenden) Brust angestrebt werden, so ist nachheriges Anlegen einer straffen Binde aus hydro-



philer Gaze anzuraten. Alle Geheimmittel und Mastkuren sind vom ärztlichen Standpunkte (weil zwecklos und oft schädlich) zu verwerfen. Bei sehr starken Hängebrüsten kämen eventuell plastische chirurgische Operationen oder Injektion von Paraffin oder dergleichen in Betracht.

Dr. med. P. Mulzer.

Alle derartigen Warnungen werden freilich die Geschäfte der skrupellosen Scharlatanerie nicht allzusehr stören, denn ein nicht vorhandener oder ein verblühter Busen ist für zahllose Frauen ein derart großes Defizit im Konkurrenzkampf um Liebe und Erfolg im Leben, daß es kein Wunder ist, wenn Tausende und Aber-tausende von Frauen sogar trotz des eigenen Zweifels immer von neuem den verführerischen Versprechungen skrupelloser Quacksalber unter-liegen. „Vielleicht nützt es doch?“ „Vielleicht nur ein wenig?“ Denn schon ein wenig würde

oft eine große Summe von Lebensglück bedeuten. Und man wagt. Derartige Inserate sind darum viel mehr Dokumente der Tragik weiblichen Schicksales als etwa Dokumente seiner besonderen Eitelkeit . . .

Wie sehr die Schönheit und vor allem die Fülle des weiblichen Busens dauernd bis zum heutigen Tag von der großen Masse der Männer als begehrteste Schönheit an der Frau gewertet wird, erweist am augenfälligsten die Kunst. In allen Epochen der reichen Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts gibt es unzählige Künstler und Werke, denen die Darstellung oder Pointierung der spezifischen Schönheit des Frauenbusens wenn nicht das Hauptproblem überhaupt, so sicher eines der wichtigsten gewesen ist. Zur Kontrolle vergleiche man die Bilder: 1, 8, 9, 12, 13, 20, 21, 24–26, 29–32, 37, 38, 41, 42, 44, 47, 55–58, 61–64, 66, 78–83, 91–94, 97–106, 109, 111–119, 121–123, 126, 127, 130, 131, 135, 136, 140, 141, 145, 148, 152, 156, 157, 161–166, 169, 170, 172–175, 177. So denkt der Mann über den weiblichen Busen; denn seine Meinung ist es vornehmlich, die in der Kunst zum Ausdruck kommt.

\* \* \*

Es ist unerläßlich, hier auch die Frage zu erörtern, wie die Wirklichkeit nicht nur im bes-sonderen, sondern ganz im allgemeinen zu diesen Idealen sich verhält. Das heißt vor allem: ob



Mondaine Kokottenschönheiten  
172 u. 173. Photographien nach der Natur  
21\*



Wollüstige Schönheit

174. Radierung nach Chaplin

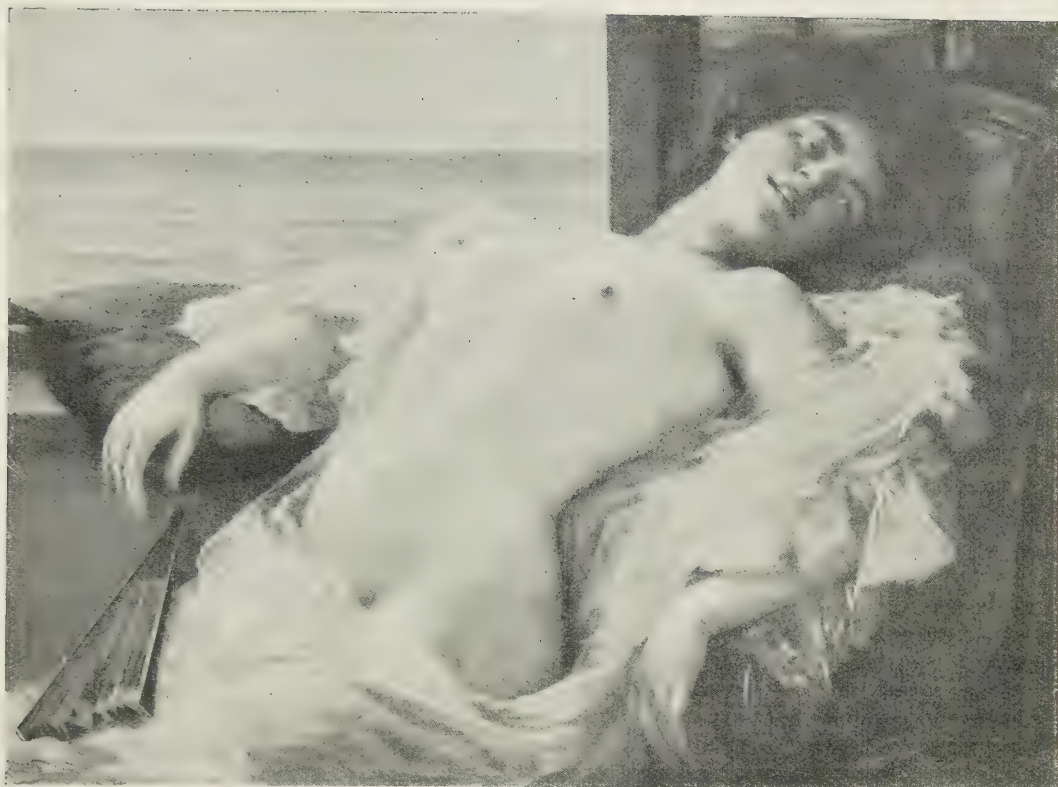
im wirklichen Leben noch der ideal-schöne Mensch in derselben physischen Vollkommenheit existiert, wie ihn einst die antike Kunst der Griechen in so herrlicher Weise darstellte. Diese Frage wird sehr oft aufgeworfen, und sie wird meistens mit einem entschiedenen „Nein“ beantwortet. Und zur Bekräftigung wird ebenso oft auf die Künstler von heute als Beweis verwiesen, in deren Schöpfungen man vergeblich nach Darstellungen ähnlich vollkommener Körper, wie sie die Antike zeige, Umschau halte. Aber gerade die Künstler sind es wiederum, die behaupten, alle Sünden der Zivilisation hätten die menschliche Schönheit nicht zu zerstören vermocht. Sie erstehe tagtäglich von neuem. Venus und Apollo würden noch in unzähligen Exemplaren in unserer Mitte wandeln. Am beredtesten hat Rodin dieser Meinung Ausdruck gegeben, und zwar schriftlich und mündlich. Ein interessanter Beleg seiner An-

sichten über diesen Punkt ist das folgende Gespräch, das der Kunstkritiker Paul Gsell einmal mit ihm über die Schönheit der Frauen hatte, und worüber Gsell im „Matin“ wie folgt berichtete:

„Vor einigen Tagen besuchte ich den großen Künstler und betrachtete mit ihm eine Anzahl seiner Studien, die vornehmlich die verschiedenen Rhythmen des Frauenkörpers wiedergaben. „Meister,“ fragte ich, „finden Sie leicht schöne Modelle?“ — „Ja.“ — „Die Schönheit ist also in unserem Lande nicht sehr selten?“ — „Durchaus nicht.“ — „Und erhält sie sich lange?“ — „Sie nimmt rasch andere Gestalt an. Ich will nicht sagen, daß die Frau wie eine Landschaft ist, die in ihrem Aussehen von dem Stande der Sonne abhängig ist; aber der Vergleich wäre beinahe richtig. Die wahre Jugend, die Zeit der jungfräulichen Reife, die Zeit, wo der Körper im Saft steht und in schwellender Kraft die Liebe zugleich zu fürchten und zu rufen scheint, dauert nicht viel länger als sechs Monate. Das junge Mädchen wird Frau: das ist eine andere Art Schönheit, die zwar auch wunderbar, aber doch weniger rein ist.“ — „Aber glauben Sie nicht, daß die antike Schönheit die Schönheit unserer Zeit weit übertraf, und daß die modernen Frauen es mit den Frauen, die einst Phidias Modell standen, nicht aufnehmen können?“ — „Das glaube ich ganz und gar nicht!“ — „Aber die vollendete Schönheit der griechischen Venusbilder . . .“ — „Die Künstler von damals hatten Augen, das zu sehen, während die Künstler von heute blind sind: das ist der ganze Unterschied. Die griechischen Frauen waren schön, aber ihre Schönheit lag auch im Auge der Bildhauer, die sie zur Darstellung brachten. Es gibt heute Frauen, die genau so schön sind.“

Rodin hat zweifellos recht. Venus und Apollo sind noch nicht ausgestorben, sie leben noch in zahlreichen Exemplaren. Und weiter hat er vor allem darin Recht, daß die Schönheit der griechischen Frauen in dem Auge der Bildhauer lag, die sie zur Darstellung brachten. Es ist eben das damalige Schönheitsideal,





175. Dolce far Niente. Mondaine Frauenschönheit. Nach einem Gemälde von Ed. Zier. 1905

das diese gestalteten; wie heute andererseits viele bewußt der absoluten Wahrheit zustreben (Bild 159). Aber was Rodin beweist, oder richtiger: durch seine Ansicht stützt, ist etwas anderes als das, worauf es ankommt. Rodins Urteil belegt nur die Behauptung, daß spezifische Rasseneigenschaften nicht absolut zu vernichten sind; vorausgesetzt selbstverständlich, daß keine Vermischungen mit andern Rassen stattfinden. Worauf es jedoch ankommt, ist die Frage: In welchem Maße stützt oder gefährdet die moderne Zivilisation dieses natürliche Beharrungsvermögen? Und die Antwort auf diese Frage ist wesentlich weniger erbaulich, sie ist sogar im höchsten Grade deprimierend. Das, was aus den Händen der Natur immer von neuem in so strahlender Vollkommenheit hervorgeht, wird von der Zivilisation nicht nur nicht in seiner Aufwärtsentwicklung gefördert, sondern es wird von tausend Gefahren bedroht, denen über kurz oder lang — meist über kurz — fast alles ursprünglich Schöne zum Opfer fällt. Man denke an die Wirkungen der Mode: sie deformiert binnen kurzem die meisten Körper. Den der Frau am auffälligsten, aber auch den des Mannes; es gibt keine Modedame, deren Körper wahrhaft schön wäre; die zahlreichen Berichte der Ärzte, die wir über die Verwüstungen der Mode haben, belegen dies unwiderleglich. Man denke weiter an die Wirkungen der fehlerhaften Ernährungsweise, speziell an die des Alkoholmißbrauchs, weiter an die speziell mit unserer Zivilisation zusammenhängenden nervösen Krankheiten — und das Bild wird immer düsterer. Aber



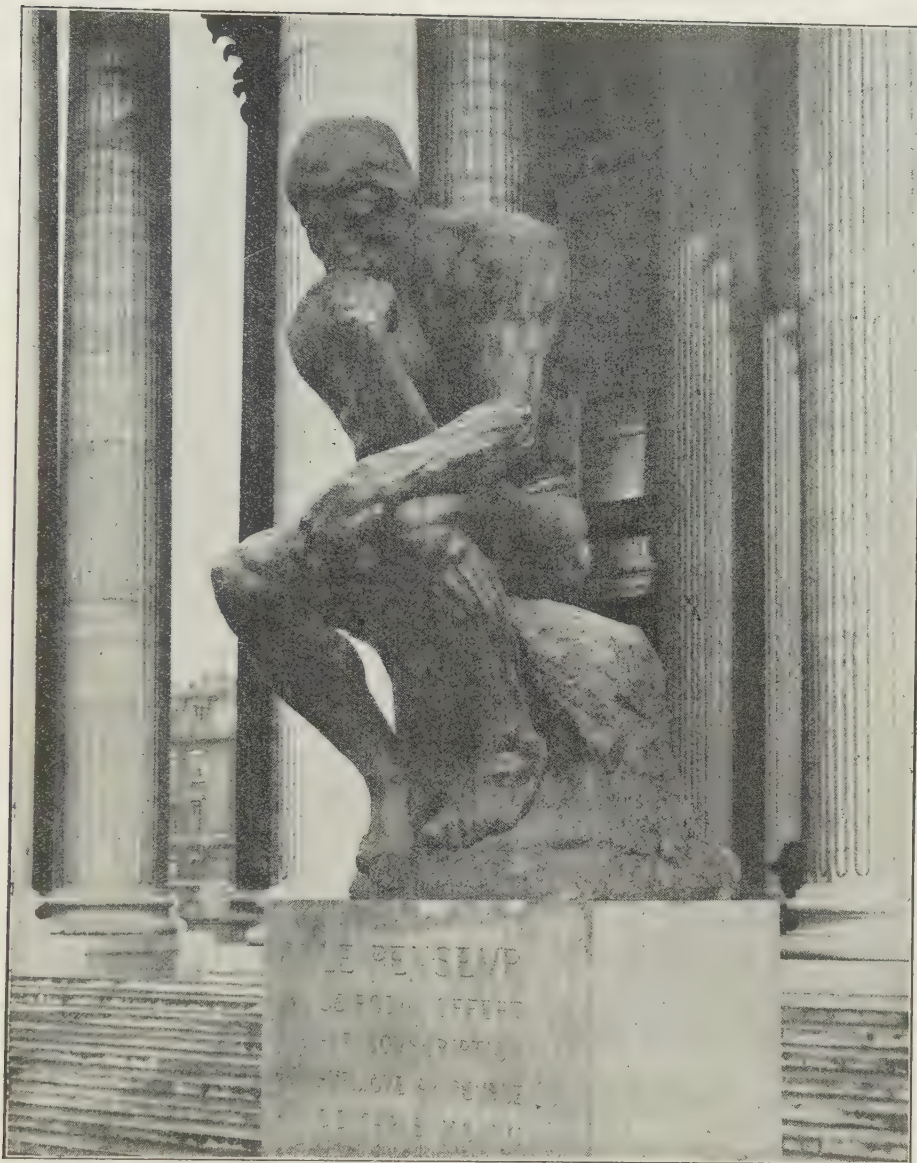
wenn es sich auch hier schon um Zehntausende, ja um Hunderttausende handelt, all das tritt zurück gegenüber der wirklichen Tragödie der auf der Industrie aufgebauten kapitalistischen Kultur. Was nur die Blindheit übersehen kann, das ist die mörderische Vernichtung der noch vorhandenen körperlichen Schönheit im Volke durch die verheerende Tätigkeit der übermäßigen und einseitigen Arbeit im Dienste der kapitalistisch ausgebeuteten Maschine. Und hier handelt es sich nicht mehr bloß um Zehn- und um Hunderttausende, sondern um ebensoviele Millionen Menschen, um die große Masse der Völker. Der italienische Soziologe Achilles Loria hat dieser furchtbaren Tragödie vor einiger Zeit eine besondere Studie gewidmet, denn in Italien kann man die Wirkung der Industrie heute noch am besten konstatieren, weil hier der Siegeszug der Maschine erst jetzt einsetzt und diese darum vielfach noch mit einer bis dahin ganz urwüchsigen Bevölkerung in Berührung kommt. Loria schreibt:

„Während der Handwerker von einst sich durch männliche Schönheit auszeichnete, ist der Arbeiter unserer Tage gewöhnlich ein häßlicher, verkümmerter oder jedenfalls nicht schön gestalteter Mensch. Die Schuld an dieser Degeneration des Körpers trägt unsere fieberhaft wachsende Industrie, die dem modernen Menschen, ganz gleich, ob es ein Kind oder ein Erwachsener ist, unablässig eine freudlose, einförmige, seelenlose Arbeit auferlegt. Der Industriearbeiter zeigt deshalb auch unebenmäßige Züge, die man zum Beispiel bei dem Landmann nicht findet, weil dieser einer abwechslungsreicheren und daher auch nicht so entstellenden Arbeit ergeben ist. Ein für das Schöne begeisterter Weltreisender, der in den verschiedensten Ländern der Erde die wahre Frauenschönheit gesucht habe, erzählt mir, daß er die vollkommene Schönheit nur in Scanno, einem fern von der Eisenbahn und vom Weltverkehr gelegenen, primitiven, sozusagen noch jungfräulichen Abruzzenörtchen gefunden habe; hier leuchteten seinen entzückten Augen auf Schritt und Tritt bezaubernde griechische Profile mit tiefschwarzen Augen entgegen. Aber wie lange noch, und die Schönheiten von Scanno werden sich auch in triviale Alltagsgesichter gewandelt haben!

Man wird auch in dem weltverlorenen Abruzzenflecken die alles zernagende und nivellierende Industrie kennen lernen, und dann wird es rasch vorbei sein mit den klassischen griechischen Profilen. Das ist durchaus kein Phantasiegebilde, sondern durch Tatsachen erhärtete Wahrheit! Die Frauen von Buranto waren einst Wunder von Schönheit, verloren aber nach und nach alle Reize, als sie nach Einführung der Spitzenindustrie hart arbeiten mußten. Und dann noch ein Beispiel: In einer Stadt Piemonts und in einer anderen, zwischen Mailand und Turin gelegenen Stadt war die weibliche Jugend, bevor die industriellen Etablissements aus dem Boden wuchsen, außerordentlich schön und üppig, daß die beiden Hauptstädte von dort viele ihrer Ammen bezogen; nach der Errichtung der Fabriken aber wurden die Frauen so ausgemergelt und kraftlos, daß man tiefstes Mitleid empfindet, wenn man sie zu sehen bekommt.“

In Deutschland und überhaupt in allen schon lange mitten in der industriellen Entwicklung stehenden Ländern ist diese Tragödie durchweg schon seit Jahrzehnten, wenn nicht schon viel länger, abgeschlossen.

Freilich: diese traurigen Konsequenzen der internationalen Industrialisierung fallen nur den arbeitenden Massen zu Lasten. Wer daher so blind ist, die Menschheit nur in den oberen und besitzenden Klassen repräsentiert zu sehen, der kann sogar mit leichtem Mute von einem unwiderleglichen Aufstieg der Körperkultur in unserer Gegenwart reden. Die Sehnsucht nach individueller Gesundheit und länger dauernder Genußfähigkeit hat in weiten Kreisen der besitzenden Klassen zu sportlichen Betätigungsformen geführt, deren vorteilhafte Einflüsse auf die reale und dauernde Schönheit des Körpers der betreffenden Individuen und Schichten längst nicht mehr wegzuleugnen sind.



Der Denker

176. Bronzestatue von Auguste Rodin

Es ist hier in der Tat sogar ein völlig neuer Typ entstanden, eine Verbindung von Gesundheit, Kraft und Eleganz, wie sie bis jetzt noch niemals existierte. Am ausgeprägtesten präsentiert sich bis jetzt dieser neue Typ in Amerika, das sogenannte Gibson-Girl (Bild 168) ist sein weiblicher Vertreter. Gewiß spielt gerade in Amerika die dort sehr begünstigte Rassenkreuzung eine sehr wichtige Rolle und ihr kommt sicher sehr viel an der Entwicklung dieses neuen Typs zugute. Daß man aber diesen Typ in seiner Vollkommenheit nicht nur vornehmlich, sondern ausschließlich aus den besitzenden Klassen hervorgehen

sieht, aus jenen Schichten und Kreisen, deren Leben jeder Art Sport gewidmet ist, ist das ein ebenso gewichtiger Beweis dafür, daß die Befreiung von der Einseitigkeit der Arbeit der im letzten Grunde ausschlaggebende Faktor ist. Ohne Befreiung von einseitiger und übermäßiger Arbeit verkümmern eben die Wirkungen der stattgefundenen Blutmischung, statt daß sie zur Entfaltung kommen können. Die Massen aber auch nur in bescheidener Weise von der Hast, Überlast und der Einseitigkeit der Arbeit zu befreien, ist innerhalb der privatkapitalistischen Produktionsweise ein unmöglich zu lösendes Problem. Die besondere Höhe von deren Gewinnrate ist ja gerade auf der mit allem Raffinement durchgeführten Hast und Einseitigkeit der Arbeit des einzelnen begründet. Und darum bleibt es erst einer höheren Produktionsstufe der Entwicklung vorbehalten, bei der Gesamtheit das wiederherzustellen und zu noch höherer Vollkommenheit zu führen, was der kapitalistische Profit hunger durch sein schonungsloses Wüten an der lebendigen Schönheit des Menschenbildes gesündigt hat und noch fort und fort sündigt.



177. Federzeichnung von N. Gray









178. Modekarikatur. 1784

### III

## Das bürgerliche Kostüm

Die Demokratie als das Wesen der allgemeinen Lebensform der europäischen Kulturvölker ist mit dem Sieg der großen französischen Revolution der unverrückbare Rahmen des Lebens in der gesamten europäischen Kulturwelt geworden. Diese Tatsache vermochte der mit den Mächten der Vergangenheit später eingegangene Kompromiß nur äußerlich zu verwischen und zu kaschieren, nicht aber in gleicher Weise zu korrigieren. Die Demokratie als allgemeine Lebensform ist eben die unvermeidliche gesellschaftliche Konsequenz der modernen großkapitalistischen Produktionsweise, weil sie, wie bereits an der Spitze der Einleitung (S. 1) gesagt ist, zugleich deren unentbehrliche Basis ist.

Demokratisch, d. h. bürgerlich, mußte daher auch hinfort der spezifische Charakter der gesamten Kleidung werden. Bürgerliche Moden mußten an Stelle der seitherigen höfischen Moden treten. Und zwar, gemäß dem soeben Gesagten,

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*

22



auch bei den Repräsentanten der Mächte der Vergangenheit. Indem sie es aber in der Tat bei diesen genau so wurden wie bei der breiten und großen Masse, ist dadurch allein schon der schlüssige Beweis erbracht, daß die Lebensinteressen des bürgerlichen Staates ausschließlich das Dasein beherrschten. Man trägt eine Uniform nur dann freiwillig, wenn man auch geistig von den Ideengängern überwunden ist, die in ihr verkörpert sind; und jede spezifische Kleidung verkörpert auf ihre Art ganz spezifische herrschende oder wirkende Ideen. Deshalb opponiert man gerade durch die Kleidung sehr oft. Das starre Beibehalten der alten höfischen Trachten bei den offiziellen monarchischen Manifestationen der Höfe ist in gewissem Sinne auch ein Protest gegenüber der bürgerlichen Neuzeit.

Das bürgerliche Kostüm ist in England entstanden, wie einst das höfische zuerst in Spanien entstand, weil in England die Herrschaft des Bürgertums zuerst eine vollendete Tatsache wurde, ebenso wie einst der Absolutismus in Spanien. Die klare Ausprägung zu den Formen, deren Hauptlinien sowohl in der Männer- als auch in der Frauenkleidung heute noch prinzipiell vorherrschend sind, erlangte das bürgerliche Kostüm aber erst in der Zeit nach dem Sturz des ersten französischen Kaiserreichs.

Das Grundelement der bürgerlichen Kleidung ist die Uniformität. Es gibt



179. Revolutionsmode. Um 1794

nur noch Bürger, denen allen dieselben Rechte eignen. Also scheidet die Kleidung die Menschen nicht mehr wie ehemals durch bestimmte Merkmale, die der eine trägt und dem andern zu tragen bei Strafe verboten ist. Was dem einen gefällt, mit dem darf jetzt auch der andere sich schmücken. Diese Einheitlichkeit bedeutet gleichzeitig den strikten Gegensatz zu der Linie des Majestätischen in der Mode des Ancien Régime. Das Majestätische besteht im Überragen. Jetzt ist jeder ein Teil des Ganzen auch in der Kleidung, er gehört zum Ganzen. Dadurch belegt das bürgerliche Kostüm wiederum den sozialen Charakter der neuen Zeit, die Interessensolidarität mit dem Ganzen

und der Gesamtheit. Diese prinzipielle Einheitlichkeit der Kleidung ist nicht nur eine nationale, sondern eine internationale. Man kleidet sich im Prinzip in England wie in Frankreich, in Frankreich wie in Deutschland, in Deutschland wie in Amerika usw. Jede Mode ist heute international, höchstens daß sie in jedem Lande nach den besonderen Bedürfnissen in untergeordneten Punkten variiert. Denn international ist die moderne großkapitalistische Produktionsweise und schafft deshalb in jedem Lande das gleiche gesellschaftliche Sein der Menschen. Im selben Maße, in dem die kapitalistische Industrialisierung vorwärts schreitet und in den einzelnen Ländern bis in die entferntesten Winkel vordringt, verschwinden daher auch die spezifischen Landestrachten und machen der internationalen Uniform der bürgerlichen Gesellschaftsordnung Platz. Daraus ist zu schließen, daß dort, wo sich bis



180. Griechische Tracht der Madame Tallien. 1796

heute ursprüngliche Volkstrachten noch erhalten haben, dies als ein sicherer Beweis dafür anzusehen ist, daß an diesen Orten der Industrialisierungsprozeß noch nicht gesiegt hat, daß hier die Naturalwirtschaft, der hunderterlei Sonderinteressen entsprechen, immer noch ihre Domäne hat. Handelt es sich nur um Enklaven, die sich mitten in sonst gänzlich industrialisierten Ländern befinden, — wie z. B. in Deutschland im badischen Schwarzwald, — so ist es stets nur dekorative und künstlich gepflegte Tradition, die diese Trachten noch erhalten hat. Alle noch vorhandenen Trachten können auch nur auf künstlichem Wege in die nächste Zukunft hinübergerettet werden.

Ist die internationale Einheitlichkeit die augenfälligste Tatsache des bürgerlichen Kostüms, so besteht das Unterscheidende gegenüber dem Zeitalter des fürstlichen Absolutismus in erster Linie darin, daß die Rollen insofern getauscht sind: der Mann dokumentiert in den charakteristischen Linien seiner Kleidung nun nicht mehr den Kultus der Galanterie, d. i. des Frauendienstes. Sein Kostüm ist vermännlicht worden. Das entspricht dem Wesen der bürgerlichen Kultur. Die bürgerliche Kultur ist eine durchaus männliche Kultur; denn sie ist in jeder Richtung produktiv und drängt zum Schöpferischen. Aus diesem Grunde ist sie auch durch den Mann repräsentiert. Der Mann ist in ihr tonangebend und in

der Tat auch alleinherrschend. In der durch die moderne kapitalistische Produktionsweise provozierten und möglich gemachten — freilich vorerst nur eingeleiteten — Emanzipation der Frau dokumentiert sich diesem gegenüber nur der innere dialektische Widerspruch der kapitalistischen Produktionsweise. Infolgedessen mußte also die Kleidung des Mannes ebenso spezifisch männlich werden, wie die der Frau weiblich war. Und auch dieser Prozeß hat von England aus seinen Ausgang genommen. Weil aber außerdem in England die bürgerlichen Ideen ihre höchste Durchbildung erfahren haben, und weil sie hier dauernd in höherem Maße Wirklichkeit geworden sind wie in irgendeinem anderen Staate, so ist England auch nicht bloß das Geburtsland der bürgerlichen Ideen gewesen, sondern London ist gewissermaßen dauernd die eigentliche Metropole der bürgerlichen Welt geblieben. Und damit hängt es denn auch aufs engste zusammen, daß bis heute London die Männermoden ebenso bestimmt wie Paris die Frauenmoden.

Die dritte charakteristische Wesenslinie des bürgerlichen Kostüms, durch die es äußerlich vielleicht am auffallendsten von dem des Ancien Régime absticht, besteht darin: Es ist die Kleidung des arbeitenden, des rastlos tätigen Menschen. Im Ancien Régime triumphierte der Nichtstuer. Zum Nichtstun prädestiniert und verurteilt zu sein, kam markant in der Kleidung zum Ausdruck. Man posierte und repräsentierte nur in ihr. Jede freie und jede willkürliche und vor allem jede rasche und jähe Bewegung war durch sie aufgehoben. Man vermochte sich nur in gemessener Weise zu bewegen. Nur ein streng konventionelles Gebaren war zulässig; gewissermaßen nur das Tempo, das dem Parkett und dem Salon entspricht. Der Mensch der sogenannten guten Gesellschaft hatte förmlich das rüstig Ausschreiten verlernt. Er ging nicht, er tänzelte, ständig bedurfte er des Wagens, und schon um hundert Schritte auf der Straße zu machen, bediente sich jeder halbwegs gut situierte Mensch der Sänfte. Wenn er aber dennoch zu Fuß über die Straße ging, so bewegte er sich wie auf dem Parkett. Der Beherrscher des bürgerlichen Zeitalters soll und muß demgegenüber in der entgegengesetzten Situation sein. Er soll und muß ungehindert sich bewegen können, er soll und muß rüstig und flink ausschreiten können; denn nicht mehr gemessen und konventionell, sondern immer hastiger und in stets wechselndem Tempo vollzieht sich jetzt das Leben. Seine Kleidung darf ihn dabei nicht hindern, sondern soll ihn im Gegenteil unterstützen. Sein Schritt muß fest und sicher sein, seine Geste energisch. Die wichtigsten Phasen seines Lebens vollziehen sich nicht mehr im Salon und auf dem Parkett, sondern im Fabriksaal und im Kontor. Diesen höchsten Lebensinhalt der gewinnbringenden, rastlosen Tätigkeit soll gewissermaßen das bürgerliche Kostüm symbolisieren — und dieses tut es auch in der denkbar deutlichsten Weise. Aller Pomp und alle Dekoration sind verschwunden. Die Kleidung ist auf ihre Hauptlinien vereinfacht. Die festtägliche Buntheit verschwand und machte Farben Platz, die so nüchtern sind wie ein Rechenexempel.

Dies ist das Wesentliche des bürgerlichen Kostüms. In Betracht kommt





Die Wirkung der Nacktmode

181. Französischer Kupferstich von Dutailly

aber noch eine andere wichtige Erscheinung, ein anderer prinzipieller Unterschied gegenüber der gesamten Vergangenheit: nämlich der hinfort so häufige Wechsel der Mode . . .

Eine der charakteristischsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kleidung ist im bürgerlichen Zeitalter ohne Zweifel der häufige Modewechsel. Niemals zuvor fand ein dermaßen häufiger und jäher Modewechsel statt. Die jeweiligen typischen Linien werden jetzt ständig variiert, und ein Erfindergenie ist dabei am Werk, das, wenn auch nicht immer durch die Schönheit der Formen, so doch durch den ungeheuren Reichtum an immer neuen Kombinationen imponiert und verblüfft. Dieser häufige Modewechsel betrifft gewiß in überwiegender Weise die Frauenmode, aber auch die Männermode unterliegt im neunzehnten Jahrhundert häufigeren Wandlungen denn je.

Diese Tatsache des häufigen Modewechsels im Zeitalter der Bourgeoisie hat zweifellos eine Hauptursache in den niemals aussetzenden Tendenzen der äußer-

lich sichtbaren Klassenscheidung. Gerade deshalb, weil die Standesunterschiede offiziell aufgehoben sind, weil in der Theorie alle Menschen Bürger sind, mit angeblich gleichen Rechten und gleichen Pflichten, weil, abgesehen von der militärischen Uniform, keinerlei Gesetze mehr existieren, keinerlei Kleiderverordnungen, die vorschreiben: der Arbeiter darf sich nicht den und den Schnitt für seinen Anzug wählen, weil dieser den Exzellenzen vorbehalten ist, die Dienstmagd oder die kleine Bürgerin dürfen sich dieser oder jener Stoffe, dieses oder jenes Schmuckes nicht bedienen, weil solches nur das „Recht“ der Frauen der oberen Zehntausend ist, usw. — gerade deshalb haben die letzteren das Bedürfnis, sich in der Öffentlichkeit von der misera plebs aufs deutlichste zu unterscheiden. Das heißt: aufzufallen in der Weise, daß sie bei aller scheinbaren Gleichheit trotzdem etwas Besseres, etwas Höheres, etwas Vornehmeres sind.

Der Rechtslehrer Ihering sagt über diese Tendenz sehr treffend:



Englische Wintermode 1794

182. Englischer Farbstich



183. Die Invisibles. Modeblatt. Um 1800

Die Mode in unserem heutigen Sinne hat keine individuellen Motive, sondern ein soziales Motiv, und auf der richtigen Erkenntniß desselben beruht meines Erachtens das Verständniß ihres ganzen Wesens. Es ist das Bestreben der Abscheidung der höheren Gesellschaftsklassen von den niederen oder richtiger den mittleren; denn die unteren kommen dabei nicht in Betracht, da die Gefahr einer Verwechslung mit ihnen sich schon von selbst ausschließt. Die Mode ist die unausgesetzt von neuem aufgeführte, weil stets von neuem niedergerissene Schranke, durch welche sich die vornehme Welt von der mittleren Region der Gesellschaft abzusperren sucht, es ist die Hetzjagd der Standeseitelkeit, bei der sich ein und dasselbe Phänomen unausgesetzt wiederholt: das Bestreben des einen Teils einen wenn auch noch so kleinen Vorsprung zu gewinnen, der ihn von seinem Verfolger trennt, und das des anderen, durch sofortige Aufnahme der neuen Mode denselben wiederum auszugleichen.

Zu verschiedenen Zeiten, und zwar in denen, wo ein bestimmtes Kleidungsstück oder ein bestimmter Schnitt das äußerliche Symbol irgendeiner bestimmten Parteigängerschaft bildete, war dieses Sichtbarmachen der Klassenunterschiede ja nicht allzuschwer, sondern sogar relativ leicht. Das gilt vornehmlich von den Zeiten, wo von der zeitweiligen Wiederkehr einer absoluten Herrschaft der Reaktion geredet werden kann, also in Deutschland von den tristen Zeiten des Vormärzes, vom Wiener Kongreß bis zum Jahre 1848, und dann wieder in den fünfziger Jahren, den sogenannten Reaktionsjahren. In diesen Zeiten waren gewisse Moden der Ausdruck konservativer Gesinnung und politischer Zuverlässigkeit, und andererseits die ostentative Abkehr von diesen Moden ein ebenso deutlicher Protest gegen die Herrschaft der Reaktion und das offene Bekenntnis zur



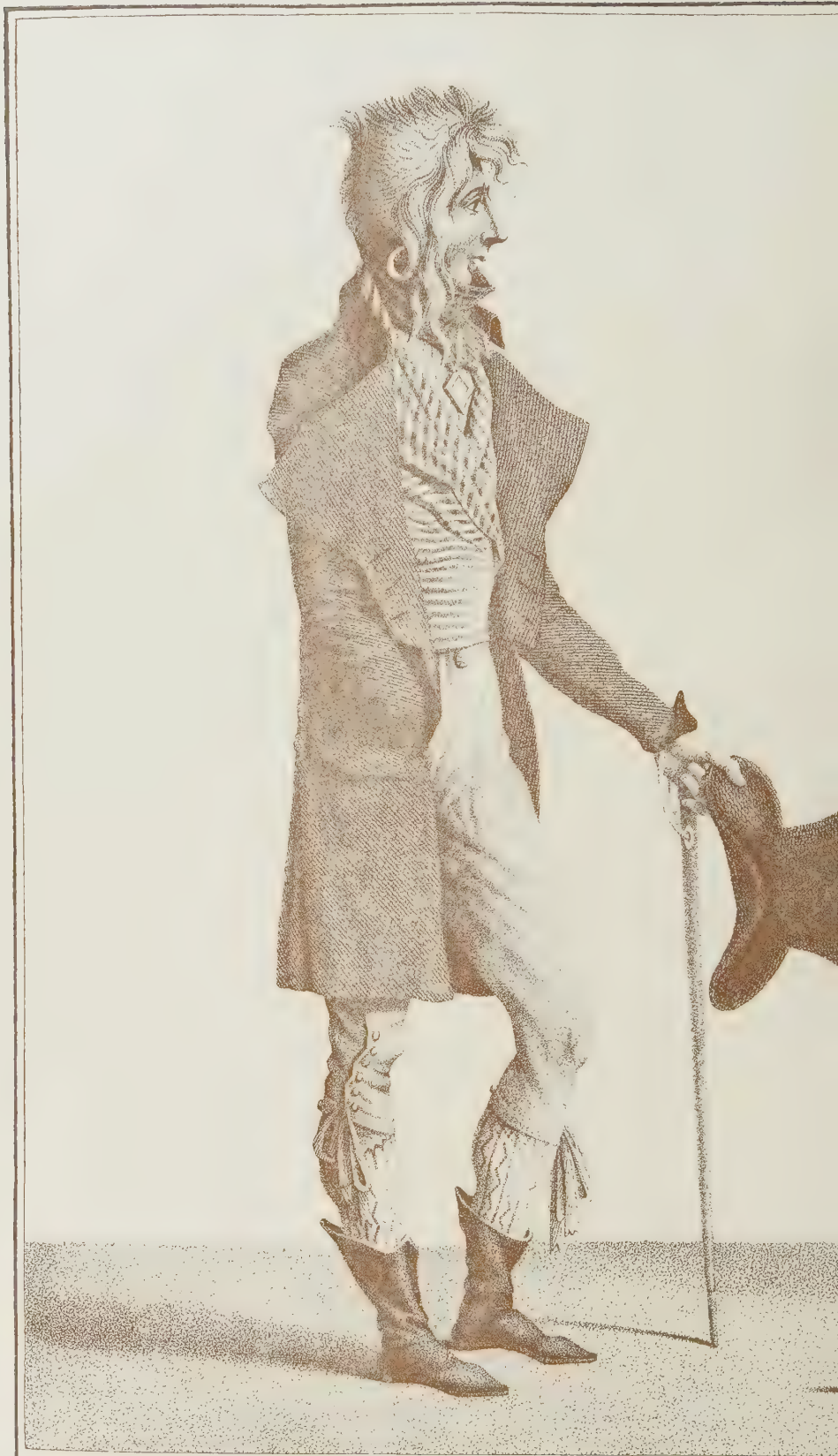


184. Die Frauenmode um 1800

lomen und das ganze Heer der Beamten trug hinfort den Zylinder. In gleicher Weise schmückten alle jene Bürger ihr würdiges Haupt, die ihre gute konservative oder legitimistische Gesinnung zeigen wollten. Wer dagegen nach wie vor zum Napolonismus hielt, demonstrierte durch Beibehalten des Napoleonshutes. Genau so verhielt es sich mit den andern Symbolen des Napoleonismus, wie Lorbeeren und Adler, die ein typisches modisches Bordürenmotiv an den damaligen Frauenkleidern waren. Da übrigens der Zylinder dauernd das Symbol zuverlässiger staatsbehaltender Gesinnung wurde, so demonstrierte man auch dauernd durch eine gerade entgegengesetzte Hutmode, wenn man ostentativ eine andere Gesinnung offen an den Tag legen wollte. Von den vierziger Jahren an geschah dies durch den sogenannten Demokraten- oder Schlapphut, dem heute noch in den exklusiven aristokratischen Kreisen der „Ludergeruch der Revolution“ anhaftet. Wie der steife Zylinder, so galt lange Zeit das ebenso steif um den Hals geschlungene weiße Halstuch als das Merkmal einer konservativen Gesinnung; denn es war vom Wiener Kongreß an die Mode der Diplomaten, die dadurch den Eindruck der Unnahbarkeit, des prinzipiellen Zugeknöpftseins und der Würde zu steigern strebten. Später fügte sich alledem noch der hochgeschlossene Gehrock an. Und in der Tat ist dies auch in der

Opposition. In der Männerkleidung bieten vor allem die Hutmode, die Halstuchmode und der Gehrock hierfür die bezeichnenden Beispiele. In den Zeiten des ersten Kaiserreichs dokumentierte alle Welt seine Begeisterung für Napoleon, indem man den charakteristischen Napoleonshut trug oder — in Beziehung zu seinen kriegerischen Erfolgen — eine der Bärenmütze der berühmten napoleonischen Leibgarde ähnliche Bedeckung, die Tschapka der Ulanen usw.; die letztgenannten Kopfbedeckungen trugen sogar die Frauen mit Vorliebe, und zwar in aller Welt (Bild 183, 186, 188, 195, 197). Als Napoleon endlich gestürzt war, galt den Siegern der so populäre Napoleonshut, das Symbol seiner Macht, für in hohem Maße verabscheuungswürdig, und Aristokraten, Dip-





*C. Vernet Pinxit*

LES IN

Französischer Kupferstich von D





*Darais Sculp*

BLES,

a Bilde von Vernet. 1795



Kleidung der durchaus adäquate Ausdruck für eine Gesinnung, die auf Beharrlichkeit, Subordination, starres Festhalten an allem Hergebrachten usw. drängt, und die ebenso sehr alles das haßt, was Fortschritt bedeutet, weil es Unruhe und Unsicherheit in die Dinge bringt. Wer daher vom Bürgertum in diesen Kreisen als königstreu gelten wollte, band sich zum Zylinder, den er auf dem Kopfe trug, ebenfalls die steife weiße Binde um den Hals und kleidete sich in den engen hochgeschlossenen Gehrock. Wer dagegen dem Fortschritt hold war, ließ die Halstuchenden lose im Winde flattern und wählte den kurzen und offenen Rock.

Das war, wie gesagt, eine sehr einfache Form, sich nach unten und oben, nach links oder rechts durch die Mode zu unterscheiden. Aber je mehr der Besitz zum Gradmesser für die öffentliche Meinung und die allgemeine Wertschätzung wurde, um so mehr wollte man nicht nur als politisch zuverlässig und konservativ gelten, sondern außerdem, und dieses zwar noch viel mehr, als besitzend. Und dieses zum Ausdruck zu bringen, war schon viel komplizierter. Schon deshalb, weil nach dem Wort „Kleider machen Leute“ die mittleren Schichten ebenso sehr bestrebt waren, die Distanzen, die sie im Äußern von den Besitzenden trennten, immer wieder so sehr als möglich auszugleichen. Man machte den Be-



165. Die Unannehmlichkeiten des Kabriolets. Französische Karikatur



sitzenden alles getreulich nach, um die öffentliche Meinung zu täuschen und ebenfalls als besitzend zu gelten. In den zwanziger Jahren klagte ein Stutzer: „In unsern Tagen, du großer Gott, da kann der Geringste ein Kleid mit langer Taille haben, Pantalons à la Mameluk, ein Westchen mit fallendem Kragen, einen Mantel à la Mina tragen, und da müssen wir uns denn nach unserer Art kleiden; damit wir nicht unter dem großen Haufen verschwinden.“ Bild 198 zeigt einen Handlungsdiener in einer ähnlichen Stutzertracht. Sollten damit die extravaganten Kleidungsformen des Gigerltums begründet sein, so blieben für diejenigen, die sich nicht durch eine groteske Art der Formen unterscheiden wollten, nur die beiden Möglichkeiten übrig, recht oft mit der Mode zu wechseln, so daß die Minderbegüterten unmöglich nachzukommen vermochten, und sich außerdem durch höchste Eleganz in der Kleidung auszuzeichnen. Das erstere hat dazu geführt, daß die Mode bei den Besitzenden längst nicht nur alle Jahre wechselt, sondern jede Saison, und daß die Veränderungen derart einschneidender Art sind, daß das vorjährige für den Kenner niemals für den „Dernier chic“ gehalten werden kann. Das zweite wiederum hat zu einem Luxus geführt, der alle seitherigen Begriffe übersteigt. Luxus und Eleganz zugleich, das ist das Schiboleth der Besitzenden. Die wirkliche Eleganz ist nämlich niemals billig zu haben, auch wenn sie sich der Einfachheit bedient, und darum unterscheidet gerade sie selbst Nuancen.

Ist die Tendenz der Klassenscheidung eine sehr wichtige Ursache des häufigen Modewechsels, so beruht die Hauptursache doch außerdem noch wo anders, nämlich in den besonderen Bedürfnissen der kapitalistischen Produktionsweise. Die kapitalistische Produktionsweise beruht, wie man weiß, auf der Massenproduktion, diese muß aber naturgemäß ihre Ergänzung in einer Massenkonsumtion finden. Jedes Ding rentiert bei einer maschinellen Herstellung für den Fabrikanten nur als Massenartikel, also muß jede Mode, jeder Stoff, jede Farbe, jede Kombination alsbald popularisiert werden, daß alle Welt nach ihrem Besitz verlangt. Ist eine Sache heute Mode der Auserlesenen, so muß sie morgen schon Mode der großen Masse sein — das ist das Bedürfnis der auf die Massenproduktion eingestellten Fabrikationsweise. Andernfalls müßte diese ja ihre Betriebe immer von Zeit zu Zeit einstellen oder einschränken, statt sie zu erweitern und zu vergrößern, was doch im Interesse der Steigerung der Gewinnrate ihr viel größeres Bestreben ist. Dieses Gesetz treibt daher für sich allein zu einem immer neuen Wechsel in der Mode; denn die Maschine bedarf immer neuer Aufträge, und eines Tages ist doch der Markt in dem betreffenden Artikel unter allen Umständen gesättigt. Ist dies der Fall, so muß also sofort eine veränderte Form in Angriff genommen werden, die von neuem zu kaufen und damit das seitherige Gleichartige zu ersetzen, die Aufgabe des Publikums ist.

Auf Grund dieser Umstände ist der stete Modenwechsel nicht nur bei den Besitzenden, sondern auch bei den breiten Schichten des Volkes in untrennbarem Zusammenhang mit der modernen großkapitalistischen Produktionsweise, er ist ihr oberstes Bedürfnis und erstreckt sich daher nicht bloß auf die Kleidung allein, sondern auch auf zahllose andere Bedarfsartikel. . . .



186. Revolutionäre Stutzermode. Französischer Kupferstich von Tresca



Alle diese Faktoren und Besonderheiten heben natürlich das eine große permanente Gesetz nicht auf: daß sich in der Kleidung ein erotisches Problem erfüllt, — das des zwar passiven aber dafür stetigen sinnlichen Werbens der beiden Geschlechter umeinander. Sie schaffen nur einen neuen Rahmen für dieses permanente Problem.

Auf welche verschiedene Art und Weise die Herrschaft der Moralheuchelei diese Aufgabe löst, ist der eigentliche Gegenstand dieses Kapitels. Sie ist daher im folgenden im einzelnen nachzuweisen und zu belegen. Vorweggenommen kann jedoch hier das Fazit werden: sie löste dieses Problem am raffiniertesten von allen seitherigen Kulturepochen.

Weil der Mann das aktive Element im Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander darstellt, spielt die Markierung der die Frau erotisch stimulierenden

männlichen Geschlechtsmerkmale durch die Kleidung in der Männermode nicht entfernt dieselbe entscheidende Rolle wie zu allen Zeiten bei der Frauenmode. Eine gewisse Rolle spielt diese Absicht natürlich auch in der Männermode, denn die Kleidung ist für beide Geschlechter ein Bundesgenosse im Werbekampf um die gegenseitige Gunst und Sympathie. Die Renaissance hat dies in einer für unsere heutigen Begriffe sogar sehr kühnen Weise in der Männermode zum Ausdruck gebracht; als einziger Beweis sei hier nur an die groteske Pointierung der Schamkapsel erinnert (s. „Renaissance“, S. 179ff.). Und auch das Ancien Régime hat mittels der Mode aus dem Manne eine auf die Sinne der Frau spezifisch erotisch wirkende Gesamterscheinung gemacht; hier geschah es durch die Pointierung des jugendlichen, der Rolle als galanter Ritter im Dienste der Frau usw. Aber weil eben der Mann von der Natur im Liebeswerben die aktive Rolle zugewiesen bekommen hat, weil er handeln, fordern, angreifen kann, darf und sogar soll, durch Worte



187. Die englische Frauenmode um 1800





188. Le (mauvais) Temps découvre la Verité. Französischer Kupferstich

klare Gesten und ebenso unzweideutige Taten, während die Frau zu warten hat und immer nur indirekt die Aufmerksamkeit auf sich lenken darf, — darum bedarf der Mann nicht im gleichen Maße wie die Frau der Kleidung, um durch sie auf die Besonderheiten seiner geschlechtlichen Individualität hinzuweisen.

Dieser Grund ist es vor allem, weshalb sich der Wechsel in der Männermode nicht in so auffälligen und so kontrastierenden Formen vollzieht wie bei der Frauenmode, wo jede neue Mode der eben überwundenen oft geradezu ins Gesicht schlägt. Die Entwicklung der Männerkleidung ist aus dem gleichen Grunde sichtbar logischer als die der Frauenkleidung, sie paßt sich ohne ähnlich verblüffende Rückfälle den Hauptbedürfnissen des Lebens an. Schließlich fällt aus diesem Grunde die im Zeitalter des Bürgertums auf allen Gebieten triumphierende Moralheuchelei und deren Gesetz in der bürgerlichen Männermode auch nicht besonders auf. Hier galt es nicht allzuviel wegzudekretieren. Ganz verschwunden sind nur die immer sinnlich wirkenden Farben: Helles Blau, strahlendes Gelb, sattes Rot usw.; durchweg ist jetzt alles auf neutrale Farben abgestimmt. Die Linien, die in der männlichen Kleidung die geschlechtliche Aktionslust ausdrücken, fallen außerdem als spezifisch sexuelle Eigenschaften deshalb nicht entsprechend spezifisch auf, weil sie zugleich die Energie im allgemeinen ausdrücken: sie können ganz ungezwungen als die Pointierung der besonderen beruflichen Tüchtigkeit des einzelnen gedeutet werden. Und so werden diese Linien auch

meistens gedeutet. Es bedarf deshalb schon ganz bestimmter individueller Merkmale bei einem Mann, um ihn auch in den Augen der Frau vorwiegend als Männchen auffallen zu lassen. Nur die Mode der großen französischen Revolution und die des Empire machen in dieser Richtung einen Unterschied. Diese Moden unterstreichen, wie wir weiter unten sehen werden, auch in der Männerkleidung in auffälligster Weise den spezifischen männlichen Geschlechtscharakter.

Die im Erotischen scheinbar größere Neutralität der Männerkleidung hindert natürlich nicht, daß die jeweilige Männermode stets der entsprechenden Zeitstimmung folgt und entspricht. Durchpult das Drängen nach Freiheit und Fortschritt in starken Wogen eine Zeit, wie z. B. ums Jahr 1848, so wird die Männermode alsbald männlicher, der Wunsch nach individueller Selbständigkeit und Ungebundenheit und nach allgemeiner Unabhängigkeit drückt sich in einer ganz dementsprechenden Mode aus. Die Mode spiegelt klar Aktionsfähigkeit und Aktionslust. Der steife Gehrock macht, wie wir schon im vorigen Abschnitt erwähnten, im öffentlichen Leben einem Rock mit bequemen fließenden Formen Platz, den man ganz nach Belieben offen oder geschlossen tragen kann, während der korrekt getragene Gehrock unbedingt das Zugeknöpftsein verlangt. In reaktionären niedergehenden Perioden, wenn politische Bevormundung den geistigen Horizont einengt, wenn der Verzicht auf höhere Ideale die herrschenden Klassen erst auf ein sinnliches Genußleben und von da immer sehr bald zu einer allgemeinen Blasiertheit hinleitet, dann wandeln sich die Linien der Männermode als



189. Die Unannehmlichkeiten des Reitens. Farbiger Kupferstich





190. Die kuragierten Ladies. Englischer Kupferstich von Cruikshank. 1819

bald ins Weibische, ins Blasierte, ins Dekadente. Solche Perioden waren z. B. die Jahre der absolutistischen Restitutionsversuche nach dem Sturz Napoleon I., die lange Reaktionsperiode nach dem Frühlingsrausch der Revolution des Jahres 1848, die in Frankreich in das zweite Kaiserreich hinüberführte und am Ende des Jahrhunderts, wo die Bourgeoisie selbst nicht mehr an eine stolze Zukunft ihrer Herrschaft glaubte und im Fett des materialistischen Genußlebens längst alle höheren Menschheitsideale erstickt waren.

Der spezifische Charakter der dekadenten Männermode der Reaktionsperiode der fünfziger Jahre wird von dem schwäbischen Ästhetiker Fr. Vischer, den wir im folgenden noch häufiger zu zitieren haben werden, in einer Abhandlung über die Mode sehr treffend wie folgt charakterisiert:

Schlaff, schlaff! hat uns jeder Zug dieser Männerkleidung zugerufen; doch nein, das Wort ist nicht zureichend; blasiert! blasiert! höllisch blasiert! Und vornehm, so recht aristokratisch blasiert! Das ist die Predigt, die aus diesem Affenkittel mit den engen Hosen hervorschallt. O, wie ländlich, wie naiv wäre es, so spricht diese Mode, irgendein Pathos zu haben, auf irgend etwas gespannt, für irgend etwas warm zu werden, irgendein straffes Wollen kund zu geben, ausgenommen etwa in Aktien, in Papieren! O, wir sind müd, müd, stumpf, lahm, abgereizt bis auf den letzten Nerv! O, wir lassen die Welt laufen, wie sie eben läuft; es ist doch alles Streben kindisch, und zum Zeichen dieser unserer Reife soll an uns alles teils hängen, schlottern, lottern, teils dürr und steckenhaft sein.

Der Mode des sogenannten *Fin de siècle* könnte man dasselbe verächtliche Urteil sprechen.

\* \* \*





Madame Récamier

191. Englischer Farbstich nach R. Cosway. 1804

Die wirkungsvollste und immer auf andere Weise bewirkte Unterstreichung der den Mann erotisch stimulierenden Reize des weiblichen Körpers ist, wie gesagt, die permanente Aufgabe jeder Frauenmode, sei es nun in dem vom Absolutismus oder in dem von der bürgerlichen Gesellschaft gezogenen Rahmen. Der Unterschied in der jeweiligen Lösung besteht nur darin, daß in der einen Zeit groteskere, in der anderen natürlichere Lösungen möglich sind und erfolgen. Diese modische Unterstreichung geschieht stets in der Weise, daß die verschiedenen, erotisch auf dem Mann wirkenden Geschlechtsmerkmale des weiblichen Körpers, wie Busen, Hüften, Lenden, Schenkel, Waden, möglichst isoliert herausgearbeitet sind. Man begegnet auf der Straße oder im Salon nicht einer harmonisch schönen Frauengestalt, sondern einer jungen Dame mit einem pikanten und

vollen Busen, einer schönen Frau mit prachtvoll modellierten Lenden, einer dritten mit strammen Schenkeln usw. Während man von dem allgemeinen Wesen der betreffenden Erscheinung rein gar nichts weiß, ist man bei verschiedenen Moden auf das Genaueste über ihren Busen orientiert. Man weiß, daß er eine strotzende Form hat, daß er klein oder groß ist, mitunter sogar, daß er apfelförmig oder birnenförmig modelliert ist. Alles das weiß man, weil alles das durch die Mode ins Relief gearbeitet ist, und zwar dies vor allem von der betreffenden Gestalt; alles übrige ist nur Hintergrund, auf dem dieser Vordergrund recht sehr auffällt. Die entsprechenden Methoden werden in ihren einfacheren Lösungen zweifellos sehr häufig unbewußt von den Frauen ausgeübt, weil jede Frau damit bis zu einem gewissen Grade eben ganz instinktmäßig ein Gesetz der Passivität erfüllt. Aber eben nur in den primitiven Lösungen ist dies ein unbewußtes Verfahren der Frau, in allen andern das bewußt und mit immer größerem Raffinement erstrebte Ziel, zu dem man für jedes Kleid und für jede Bluse unzählige Proben



Ballrobe am englischen Hofe. 1800

Englischer Modekupfer





vor dem Spiegel abgehalten hat. Ein französischer Schriftsteller, Jean Ricard, schreibt:

Die Frauen sprechen von platonischer Liebe in den Ausdrücken der höchsten Bewunderung; aber jedes Kleid, jeder Hut, jeder Schuh und jedes Bändchen ist bei ihnen darauf berechnet, alle unsere platonischen Anwandlungen zum Teufel zu jagen.

Noch drastischer drückt dies Tolstoi aus. Er schreibt in seiner „Kreutzer-sonate“:

Die Frauen haben sich selbst zu einem solchen Mittel der Einwirkung auf unsere Sinnlichkeit gemacht, daß ein junger Mann, ja selbst ein alter, nicht ruhig mit einer Frau verkehren kann... Die Zeit wird kommen, wo die Menschen begreifen werden und sich wundern, wie es eine Gesellschaft geben konnte, in welcher solche, die Ruhe der Gesellschaft störende Handlungen erlaubt sein konnten, wie die, die geradezu die Sinnlichkeit herausfordern: die Ausschmückung des eigenen Körpers, wie sie unsere Frauen betreiben. Ist das nicht ganz so, als ob jemand an Promenaden, an Spazierwegen Fußangeln legen wollte? ... Schlimmer noch!

Und weiter an einer anderen Stelle:

Sie (die Mütter) wissen ganz gut, mit welchem Köder man für sich selbst und für die Töchter Männer fängt. Nur wir Männer wissen es nicht, weil wir es nicht wissen wollen — die Frauen aber wissen sehr wohl, daß die erhabenste, wie wir sie nennen, poetischste Liebe nicht von sittlichen Vorzügen abhängt, sondern von physischer Annäherung und ferner von der Haartracht, von der Farbe, von dem Schnitt der Kleider. Man frage eine erfahrene Kokette, welche sich das Ziel gesteckt hat, einen Mann zu bezaubern, was sie eher aufs Spiel setzen möchte; ob sie lieber in Gegenwart dessen, auf den sie es abgesehen hat, der Lüge, der Grausamkeit, ja selbst der Lüderlichkeit überführt sein, oder ob sie sich in seiner Gegenwart lieber in einem schlecht gearbeiteten und häßlichen Kleide zeigen möchte?

Jedes Weib wird das erstere vorziehen. Sie weiß, daß Unsereiner durch und durch unwahr ist, wenn er von hohen Gefühlen spricht — daß er nur den Körper meint, und daß er deshalb jeden Mangel verzeihen kann, nur nicht den einer nachlässigen, geschmacklosen, häßlichen Kleidung. Die Kokette tut das mit Bewußtsein, jedes unschuldige Mädchen ohne Bewußtsein, wie das Tier. Daher die häßlichen, enganliegenden Taillen, die Tournüren, die nackten Schultern, Arme oder gar Brüste.

Natürlich ist solches für den alten Tolstoi das schamloseste, was eine Frau tun kann. Jede Frau, die so handelt, stellt sich damit nach seiner Meinung auf die gleiche Stufe mit der Dirne. Und so fährt er fort:

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*



192. Deutsche Nacktmode. 1799



Spaziergang bei schönem Wetter

193 Nürnberger Kupferstich von A. W. Köffner. 1801

„Betrachten wir das Leben unserer höheren, ja auch der niederen Gesellschaftsklassen, wie es ist, in seiner ganzen Schamlosigkeit . . . , ist es etwas besseres als ein einziges, großes, geduldetes Haus . . . ? Sie sagen, die Frauen unserer Gesellschaft sind von anderen Interessen beseelt als die Frauen in den geduldeten Häusern, ich sage Ihnen, es ist nicht so, und ich werde es beweisen. Wenn Menschen in den Lebenszielen, im inneren Gehalt des Lebens verschieden sind, so muß dieser Unterschied auch im Äußeren zutage treten, das Äußere muß verschieden sein. Vergleichen wir nun einmal jene unglückseligen Verstoßenen und die allervornehmsten Damen von Welt: derselbe Aufputz, dieselben Muster, dieselben Wohlgerüche, dieselbe Entblößung der Arme, der Schultern, der Brust, dieselben Rückenpolster, dieselbe Lust an Brillanten und teuren Schmuckgegenständen, dieselben Vergnügungen, Tänze, Musik, Gesang. Wie jene durch alle Mittel anlocken, so auch diese. Gar kein Unterschied! Will man es genau bezeichnen, so muß man sagen, die Dirne auf Frist ist von allen verachtet, die Dirne auf Dauer – von allen geschätzt.“

Aber nicht alle Sittenprediger sind derart unbarmherzig. Sogar ein katholischer Schriftsteller, Fr. Siebert, schreibt in seinem Werk „Sexuelle Moral“:

Es wäre gewiß falsch, wollte man verlangen, daß ein Mädchen gar nicht versuchte, den Männern zu gefallen, es gibt sogar recht viele Mädchen, die schön sind und das wissen und merken, wie die Blicke dieses und jenes Mannes begehrllich auf sie gerichtet sind, und sich dessen



freuen. Ich glaube, es kann nur gut sein, wenn recht viele Mädchen das Selbstgefühl bekommen, das nun einmal damit verbunden ist, wenn man sich geschlechtlich leistungsfähig fühlt. Ich glaube nicht, daß dadurch die Jungfräulichkeit zerstört wird, wenn ein Mädchen fühlt, ich bin ein ganzes Weib, und mein Mann wird einmal Freude an mir erleben.

Am verständigsten gegenüber der allgemeinen Tendenz der Frauen, ihre spezifischen erotischen Reize zur Geltung zu bringen, sind die modernen Ästhetiker. So schreibt der bekannte Schultze-Naumburg in seinem Buch: „Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung“:

Daß das Weibliche auf das Männliche sexuell wirkt und das schöne Weibliche besonders stark, das ist genau so notwendig und natürlich, als daß der Apfelbaum blüht und die Blumen mit ihrem Dufte die Luft schwängern. Hier offenbart sich uns eines der Wunder der Natur, die seltsam, groß und herrlich sind und die uns heilig sein sollten; aber zu verbergen und zu schämen ist dabei nichts.

Freilich muß hier ergänzend hinzugefügt werden, daß die modernen Ästhetiker gerade deshalb dahin streben, daß diese in ihrem Wesen nichts weniger als zu verdammende Tendenz nicht in brutaler und ordinärer, sondern im Gegenteil in edler und geschmackvoller Form sich betätigt und erfüllt.

Das neunzehnte Jahrhundert war einer derart geläuterten Lösung der erotischen Reizwirkung in der Frauenmode freilich so fern wie jede andere Zeit. Hunderte Male wurde zu den laszivsten Mitteln gegriffen, selbst wenn dadurch jede harmonische Schönheit zerstört wurde, bevor ein einziges Mal das rein ästhetisch Sinnliche siegte.

Diese Tatsache ist freilich durchaus erklärlich, sowie man sich darüber klar wird, daß im gesamten Verlauf des bürgerlichen Zeitalters genau wie früher die prominentesten Vertreterinnen der Galanterie, also die vornehmen Demimondänen, es sind, die man als die bestimmenden Modeschöpferinnen anzusehen hat. Ebenfalls kein Wunder ist aber auch diese Rollenverteilung: die galante Frau findet naturgemäß stets die wirkungsvollsten Lösungen für jedes erotische Problem. Schon dieser Umstand würde also ausreichen, die Demimondäne zur unabsetzbaren Modeschöpferin zu erheben. Es kommt aber noch ein weiterer Umstand hinzu, der es voll-



Das Empirekostüm auf dem Lande

194. Kupferstich von J. P. Simon. 1808

24\*

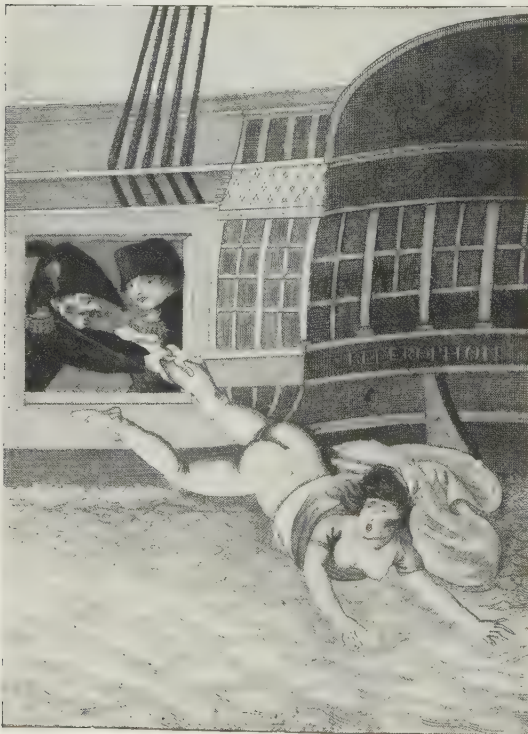


auf erklärt, warum ausschließlich ihren Wünschen in der Mode Rechnung getragen wird: Die vornehmen und berühmten Demimondänen sind, wie von den großen pariser Schneiderateliers unumwunden zugegeben wird, immer deren besten Kundinnen gewesen. Aus diesen beiden Gründen ist sozusagen der höhere Dirnen-geschmack maßgebend als der, nach dem sich, wie ein pariser Schneider sagte, „die Frauen dreier Weltteile wie nach einem göttlichen Gebot richten“. Das ewige Problem der Kokotterie, auf den ersten Blick als erotischer Leckerbissen auf den Mann zu wirken, mußte im Verlaufe der Zeit natürlich um so raffinierter gelöst werden, je größere Summen laufend für diesen Zweck verausgabt werden. Diese Summen sind nun heute größer denn je, und sie wachsen noch von Tag zu Tag. Hunderte von Multimillionären sind heute in der Lage, ihren Maitressen für deren Kleiderbudget allein zwanzig, fünfzig, hunderttausend Mark, ja sogar das Doppelte zur Verfügung zu stellen, und Hunderte tun dies auch.

In neuester Zeit, seit dem Aufkommen des modernen Gesellschaftsstückes in der Literatur, ist übrigens noch außerdem die Schauspielerin als Modeschöpferin hinzugekommen, denn sie ist heute ein ähnlich guter und anspruchsvoller Kunde der Modesalons geworden. Am erotischen Wesen der Mode hat sich dadurch jedoch nichts geändert; denn die Schauspielerin ist gezwungen, dieselben Ansprüche zu stellen. Sie kann die Weltdame, die Lebedame, die vornehme Kokotte nicht

im indifferenten Kostüm des naiv-unschuldigen Gretchens spielen, alle Welt würde sie ja darob auslachen; woran sie deshalb auch gar nicht denkt. Viel häufiger denkt sie dagegen an das Gegenteil. Schon deshalb, weil viele es doch nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Leben zur pikanten Lebedame und glänzend dotierten Maitresse bringen möchten. Was aber nur zu erreichen ist, wenn man bei den in Frage kommenden Interessenten die höchsten Erwartungen erweckt. Schließlich kommt auch der Umstand noch hinzu, daß die Bühnenwirkung an und für sich schon ein Outrieren der Figur der Darstellerin erfordert, und dieses Übertreiben kann sich doch immer nur in der Richtung des Pikantseins betätigen.

Daß Paris im neunzehnten Jahrhundert genau so wie im achtzehnten in der Frauenmode tonangebend ge-



Die Verzweiflung der Mad. Bertrand

195. Karikatur auf das Nacktkostüm

blieben ist, hängt neben dem romanischen Charakter, der das Vorherrschen des Sinnlichen bedingt, noch außerdem mit der Gesamtkultur von Paris zusammen; Paris hat die älteste und reichste Kultur Europas, und diese Kultur gipfelte, wie wir wissen, obendrein in einem einzigartigen Kultus der Frau. Alles, was mit der Frau als erotisches Kunstwerk zusammenhängt, hat somit hier Tradition und Logik. Das ist ein Vorsprung auf diesem Gebiete, den andere Städte und Länder niemals werden einzuholen vermögen.

\* \* \*



Englische Promenade. 1816

196. Kupferstich von P. L. Debucourt

Die weibliche Bekleidungs- tendenz gipfelte im neunzehnten Jahrhundert in zwei charakteristischen Pointen: in dem „in den Kleidern nackt zu erscheinen“ und in dem diametralen Gegenpol davon, der Krinolinenmode, die gegenüber dem weiblichen Unterkörper dieselbe groteske Form der Verhüllung darstellte, wie die früheren Reifrockperioden im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. War demnach, aber auch infolge anderer Analogien, die Krinolinenmode ein vollständiger Rückfall in die absolutistische Vergangenheit der Völker, so war das „in Kleidern nackt Erscheinen“ der Frau die spezifisch neue Errungenschaft des bürgerlichen Zeitalters. Und das letztere war darum auch die Haupttendenz, deren raffiniertester Lösung die Zeit immer von neuem zustrebte. Die Mode ist ein öffentlicher Akt. Es ist das zur Schau gestellte Plakat, in dem man anzeigt, wie man das Geschäft der öffentlichen Sittlichkeit offiziell zu betreiben gedenkt. Also muß in ihr die allgemeine historische Situation stets die präziseste Formel finden. Das „in den Kleidern nackt zu erscheinen“ ist dies. Denn es ist nichts anderes als die von der Moralheuchelei konstruierte Lösung des Modeproblems der Frauenkleidung: vollständig, also bis an den Hals hinauf und bis auf die Fußspitzen hinab angezogen zu sein, und doch gleichzeitig in erotischer Nacktheit vor der Phantasie des Mannes zu stehen.

Die erste Lösung dieses Problems, die oft beschriebene Revolutionsmode, die die erotische Nacktheit des weiblichen Körpers im Tatsächlichen am weitesten trieb, ist jedoch nicht von der Moralheuchelei diktiert, sondern vom Gegenteil,



indem die offizielle Moralheuchelei als herrschende Moral im Zeitalter der Bourgeoisie ja erst etwa dreißig Jahre später zum Sieg und zur Herrschaft gelangte. Soviel Beziehungen trotzdem zwischen dieser Grundform der bürgerlichen Kleidung, denn das ist die Revolutionsmode unbedingt, und den späteren bürgerlichen Moden bestehen, vor allem mit denen der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit, so ist sie doch etwas prinzipiell Verschiedenes. Und darum erfordert sie auch eine gesonderte Betrachtung. —

Wie das neue physische Schönheitsideal, so hatte auch die vielbeschriebene Revolutionsmode ihre tiefsten Wurzeln in England. Freilich nur ihre Wurzeln und ihre ersten, der Rokokomode prinzipiell entgegenstehenden Linien sind auf englischem Boden entstanden (siehe Beilage „Bei der Toilette“ von Morland), ihre besonders charakteristischen Formen entwickelte sie erst in Paris und unter der Revolution (vgl. die Beilagen „Liebeshandel“, „Les Incroyables“, „Promenade du Boulevard Italien“, usw.). Aber auch in Paris sprang das Revolutionskostüm, die gräzisierende Tracht, nicht fertig, wie Minerva aus dem Kopfe des Jupiter, in das Dasein, sondern entwickelte sich schon lange vor der Revolution — genau so lange, als die bürgerlichen Ideen den Gehalt der Gesellschaft umwälzten. Und sogar das eigentliche Revolutionskostüm, die griechische Tracht, wurde



197. Reisemoden 1815

schon lange vor der Revolution getragen. Zwar nicht als allgemeine Mode, aber von einzelnen klar vorgeahnt. Der französische Hofmann, Graf Tilly, berichtet in seinen Memoiren etwa aus dem Jahre 1785 über eine junge Dame das Folgende:

Sie ist das erste Weib, welches ich den Beweis führen gehört habe, daß Europas weibliche Tracht (das Rokokokostüm) naturwidrig sei, daß es ihr an Grazie, an Bequemlichkeit fehle, und daß selbst die Gesundheit darunter leide. Sie trug statt aller Bekleidung eine lange, weiße Tunika, vorn übergeschlagen, unter der Brust mit einer Rosaschärpe befestigt. Ihr Kopfputz bestand aus einer Blume im Haar. Nie habe ich schönere Formen gesehen, edler gezeichnete Konturen, eine anständigere Nacktheit einzelner Teile. Es ist unmöglich, sich von ihrer so anziehenden und zugleich schmucklosen Toilette einen Begriff zu machen. Sie schien zum Beglücken geschaffen und gebildet. Sie hatte die Güte, mir in einem kurzen, erklärenden Aufsatz





198. Die Mode von 1818

das ganze System ihrer Tracht zu entwerfen. Ich teilte einigen Freundinnen in Paris die kleine Schrift mit; allein es fehlte ihnen an Mut, schon damals die antike Grazie und Vernunftmäßigkeit anzunehmen. Doch muß man auch gestehen, daß zur Annahme einer solchen Bekleidung ein anderes Klima als das Pariser erforderlich ist, wo die zu leichte Tracht so manche Schöne in ihrem Lenze dahinwelken läßt wie frühzeitige Blumen, wenn sie des Schutzes entbehren, der sie vor der rauhen Jahreszeit verwahren soll.

Die Haupttendenz, von der die neue bürgerliche Mode erfüllt und vorwärts getrieben wurde, war die Befreiung. Man wollte sich frei und ungehemmt bewegen können. Und so warf man das steife Rokokokostüm, das man auch physisch als die Zwangsjacke des fürstlichen Absolutismus empfand, allmählich bis auf den letzten Rest ab, und kleidete sich in ebenso lose und bewegliche Kleiderformen. Da man weiter einer ganzen Welt den Krieg erklärt hatte, so wollte man in der Kleidung an den Tag bringen, daß man auch die dazu nötigen Muskeln besaß, feste stramme Waden und massive Schenkel, daß man gesund war, kein Geschlecht von Porzellanfiguren und Gliederpuppen. Diese Tendenzen schufen beim Mann den bequemen offenen Frack, den lose um den Hals gelegten Schal, die prallansitzende Hose, die Stulpenstiefel und den weichen Filzhut, dem man eine beliebige Form geben konnte. Die schließliche Karikatur dieser Mode



199. Der gute Geschmack im Jahre 1818

zeigen uns die späteren Stützer der Revolution, die sogenannten Incroyables unter dem Direktorium (Bild 181, 183, 186 und Beilage „Les Incroyables“). In der Frauenkleidung konnte dieses an den Tag bringen der sozusagen physischen Befähigung zum Weltumkriechen naturgemäß nur auf dem Wege einer systematischen Entkleidung erreicht werden. Man verzichtete auf das einem Panzer gleichende Mieder, ebenso auf die Unterröcke und den weit abstehenden Reifrock; die Füße bekleidete man statt mit den grotesken Stöckelschuhen, die ein richtiges Gehen ausschlossen, mit Sandalen.

Daß diese Haupttendenz der neuen bürgerlichen Kleidung sich in einem klassischen Rahmen vollzog, ist etwas ganz Folgerichtiges. Es sind diesel-

ben, schon oben (S. 140) dargelegten Gründe, die dazu führten, daß man sich auch für den nackten Menschen das antike Schönheitsideal von neuem erkor: weil man im alten Rom das Heroengeschlecht fand, das man selbst sein wollte, so schlüpfte man auch in sein Kostüm (vgl. auch „Die Frau in der Karikatur“, S. 329—332). —

Wenn von der Revolutionsmode die Rede ist, so denkt man gemeinhin an das berüchtigte Kostüm der Nacktheit, zu dem sich die Frauenmode in dieser Zeit, und zwar unter dem Namen „Costume à la grec“ schließlich entwickelte. Der zweifelhafte Ruhm, oder richtiger gesagt: die Verdammnis, die dieser Mode in gleicher Weise bei den feiner empfindenden Naturen und bei den Prüden im Geiste damals wie heute zuteil wurde, ist nun freilich nicht besonders erstaunlich. Denn die Tendenz, die die revolutionäre Frauenmode verfolgte, sich möglichst unverhüllt in aller Öffentlichkeit zeigen zu können, wurde vollständig erreicht. Nicht bloß in Kleidern nackt zeigte man sich, sondern seine Nacktheit überhaupt. Und zwar handelte es sich um eine pointiert schamlose Nacktheit. Eine reine und edle Form der Nacktheit wäre gewesen, wenn man den ganzen Körper und selbstverständlich nur den schönen Körper in seiner Harmonie und im künstlerischen Rhythmus der Bewegung zur Geltung gebracht hätte; außerdem hätte diese Form der Nacktheit unter allen Umständen bei beiden Geschlechtern dieselbe sein



### Vergißmeinnicht!

Anonymes Gemälde aus der Zeit des ersten französischen Kaiserreichs





müssen. Man strebte aber weder nach dem ersten, noch dachte man an das zweite. Der Mann blieb ständig angezogen, die Frau allein zog sich aus. Und zwar für den Mann. Das ist das Entscheidende. Die modische Frau stellte im Revolutionskostüm ausschließlich ihre geschlechtliche Nacktheit zur Schau: ihren Busen, ihren Schoß, die Reize der Venus Kallipygos, die Schenkel und die Waden. Sie schmückte sich außerdem in einer Weise, wodurch die Aufmerksamkeit speziell auf diese Reize hingelenkt wurde. Und das geschah auf der Straße in ebenso kühner Weise wie im Salon. Und selbst im Winter nicht weniger als im Sommer. Hier mag eingeschaltet sein, daß, wenn der Mann auch völlig angezogen blieb, sein Kostüm im gewissen Sinne jedoch ebenfalls ein Kostüm der Nacktheit war; denn so wurde von den Zeitgenossen das prall wie eine Haut anliegende männliche Beinkleid angesehen. In einem Modebericht des weimarer Journals des Luxus und der Moden vom Jahre 1795 heißt es über die Muskadins, die derartig angezogenen Männer (s. Beilage „Les Incroyables“):

Wenn der verstorbene heilige Vater zu Rom diese engen Beinkleider untersagte, um den züchtigen Bewohnerinnen seiner Residenz alle Ärgernis zu ersparen, hatte er da wohl sehr unrecht? — Nein, gewiß nicht. Man könnte ebenso ganz nackt erscheinen.

Das für die Frauenmode gegebene Problem wurde, wie gesagt, auf die einfachste Weise von der Welt erreicht, indem man eben auf alles bis auf das Hemd verzichtete und dieses zu einem Mousselinüberwurf gestaltete. Ursprünglich trug man unter dem Hemd fleischfarbene Trikots, so daß man nur die Plastik der Formen in aller Deutlichkeit sehen konnte. Als die Zügellosigkeit der Sitten immer mehr Schranken niederriß, verzichtete man sehr häufig auch auf das Trikot (Bild 181, 185 und 195) und zu dem einzig übrigbleibenden Mousselinhemd verwendete man obendrein ein möglichst durchsichtiges Gewebe, so daß dadurch selbst die intimsten Reize der Neugier erkennbar waren. In der Art, wie man aber den nackten Körper noch außerdem schmückte, unterstrich man die erotische Wirkung dieser Reize. Die Schönheit der

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*



Eine englische Schönheit

200. Farbiger englischer Kupferstich. 1820

25

Arme, der Waden, ja selbst die der Schenkel markierte man durch goldene Ringe und Spangen. Daß man aber alles dies, und noch mehr, ja recht deutlich sehen konnte, war der Mousselinüberwurf auf beiden Seiten geöffnet und teilweise hochgenommen, so daß mindestens die mit goldenen Bändern und Ringen verzierten Waden immer sichtbar waren (Bild 180 u. 197). Goldene, edelsteinverzierte Ringe trug man übrigens selbst an den Zehen.

Eine ganze Reihe zeitgenössischer Berichte orientieren uns eingehend über diese Mode der Nacktheit. Madame Tallien, die ebenso schöne wie ausschweifende Maitresse des späteren Direktoriumsmitgliedes Barras, soll diese Mode zuerst getragen haben. Der folgende Bericht schildert ihr erstes derartiges Auftreten bei einem Ball im Opernhaus:

Sie trug ein Kleid nach griechischem Geschmacke von weißem Atlas, darüber eine (blaue) römische Schürze, sehr reich mit Gold gestickt, rücklings mit goldenen Quasten zusammen geschlungen, und um die Taille eine rote, reich mit Gold gestickte Schärpe. Ihr Kopfputz bestand aus einem weißatlassenen, mit Steinen besetzten, durchbrochenen Kaskett, welches ihr schönes, schwarzlockiges Haar überall durchblicken ließ. Die Arme, von schönster Rundung, waren nackt

und je (über der Hand, inmitten des Unter- und Oberarmes) mit drei goldenen Armbändern geschmückt, die von Perlen und Diamanten erglänzten, die Knie bedeckten seidene, fleischfarbene Trikots, und die Füße bis zur Wade kreuzweise geordnete Bänder. An jeder Zehe und jedem Finger zeigte sich ein kostbarer Ring. Das Kleid war an beiden Seiten bis an die Knie aufgenommen, hier von diamantener Schleife gehalten, so daß das Bein bis über die Wade dem Auge völlig bloß gestellt blieb. Ihre Ohrringe, ein paar Schultergraffen, wie alle ihre sonstigen Nippes bestanden in diamantennem Schmuck von außerordentlichem Werte.

Weil dieses Kostüm sehr auffiel, wurden mehrfach Kupferstiche von Madame Tallien in dieser Tracht hergestellt; als der beste gilt der, den Bild 180 zeigt. Aber dies war nur der Anfang. Unter dem Direktorium wurde der Gipfel erreicht; und über diese Zeit haben wir auch die meisten Berichte. Ein Schriftsteller Lacour schreibt:

Keine Korsetts mehr! Kein Fischbein mehr! Auch keine Unterröcke mehr! Ein Hemd — es gab sogar eine Zeit, in welcher dies für wesentlich



Die Mode der Wespentaille und der Schinkenärmel  
im Jahre 1828

201. Englischer Kupferstich



geltende Kleidungsstück fortfiel —, darüber entweder eine nach antiken Vorbildern arrangierte Tunika, oder besser noch ein langer Überwurf von Mousseline oder Linon, einem gazeartigen Stoff, ganz eng und sich genau den Körperformen anschmiegend und — nun, das war alles! Und um den Hals, auf der Brust, in den Haaren, Ohren, an den Armen noch einige Kameen, Medaillons mit verschiedenartigen Steinen, von verschiedenartigen Formen, in der Hand ein Beutelchen, „ballantine“, auch „ridicule“ genannt, am Gürtel festgeknotet. Die Damen liebten es damals, den Gläubigen zu erwecken, als wären sie guter Hoffnung.

Und so zeigte man sich, wie gesagt, selbst auf der Straße. Derart entkleidet, ging man zur Augenweide aller Männer stundenlang auf den öffentlichen Promenaden spazieren. (Bild 181.) „Welch ein Genuß,“ schreibt ein Frankfurter aus Paris nach Hause,

„eine solche Grazie vor sich herwandeln zu sehen, die selbst auf das Hemd verzichtet. Man kann den Anblick ihrer Reize ganz ungestört genießen, denn die Schönen sind stolz ob der lüsternen Blicke, die von allen Seiten auf sie geworfen werden. Sie hören auch mit Wohlgefallen die geilen Unterhaltungen der Männer über ihre Schönheit“. In einem andern Bericht heißt es: „Da die Schönen gegenwärtig zumeist nur ein Hemd tragen, genügt schon ein leichter Windstoß, um allen Zweifel über die Echtheit ihrer Reize zu zerstreuen.“ Und derartige Gelegenheiten sind für einen Spaziergänger nichts Seltenes. Eine Dame brauchte sich damals auch nicht zu schämen, wenn es ihr passierte, auf diese Weise vor aller Welt gänzlich entblößt zu werden, d. h. sofern sie halbwegs hübsch war. Und solche Szenen wurden bildlich unzählige Male dargestellt; lange Zeit boten sie den beliebtesten Stoff für die Illustratoren und Karikaturisten der Zeit (Bild 185, 188, 195, 198).

Wenn sich die Damen des Direktoriums also, wie gesagt, auch nirgends einen Zwang antaten, so feierte die Nacktheit natürlich auf den Bällen trotzdem ihre kühnsten Triumphe, denn hier hatte man außerdem das strahlende Licht von tausend Kerzen zum Bundesgenossen, so daß der durchsichtige Mousselinüberwurf oft eher einem strahlenden Lichtmantel glich.

Der Schriftsteller Chaussard schreibt in seinem 1798 erschienenen „Neuen hinkenden Teufel“ über einen Ball, an dem er teilgenommen hat:



Koketterie

202. Lithographie von A. Deveria. Um 1832

Dort, das Auge glühend, süßen Gedanken nachhängend, schritt Hebe dahin; ich folgte ihr, mich an ihrer Gestalt berauschend. Ich sank vor Venus in die Knie, ich betete die Grazien an, ich bewunderte Juno, ich trank den Duft von Floras Rosen. Ein Schleier, durchsichtig wie Kristall, wehte über ihre entzückenden Formen hin und her. Alle Arten, alle Details der Frauenschönheiten fand ich vertreten in diesem Schwarm der Unsterblichen; hier ein Nacken lilienweiß, dort die Büste Dianas, hier der Fuß der Schaumgeborenen, dort . . . Strahlende Schönheit, Jugendfrische, Grazie im Wettstreit!

Nichts wäre nun falscher, als würde man in diesen letzten Konsequenzen der weiblichen Revolutionsmode nur ein Produkt der durch die Revolution in Paris entfesselten Zügellosigkeit erblicken. In diesem Falle wäre diese Mode niemals eine internationale im damaligen Sinne geworden. Und das wurde sie doch im höchsten Maße. Die Engländerinnen trugen die Nacktmode mit derselben Begeisterung wie die biedereren deutschen Frauen. Ja, die Engländerinnen sind sogar die Urheberinnen dieser Mode, der sogenannten „fashion of nakedness“ gewesen. Bereits im Jahre 1794 kam in London diese Mode auf, und eine Lady Charlotte Campbell war das eigentliche Urbild der Madame Tallien. Ein aus dem Jahre 1799 stammender Bericht aus London lautet:

Es war letztes Spätjahr unter Frauenzimmern von Ton so allgemein Mode, halb nackt zu erscheinen und die verborgenen Reize ihres Körpers zur Schau auszustellen, daß ein beträchtlicher Teil der hiesigen weiblichen Beaumonde, der keine natürlichen Busen aufzuzeigen hatte, zu künstlichen, von Wachs verfertigten seine Zuflucht nahm, um ja nicht durch die Mode verraten zu werden.

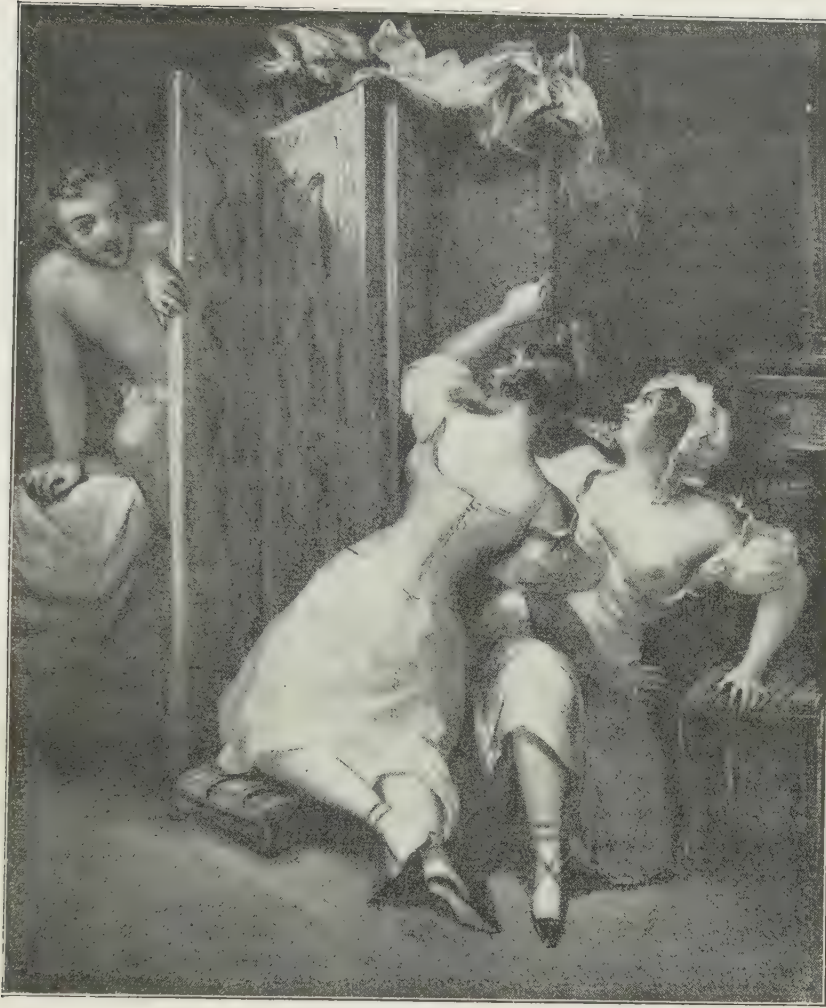
Der falsche, aber möglichst getreu nachgebildete Busen war naturgemäß ein unentbehrliches Requisit für viele Frauen bei dieser Mode. Und darum wurde er um diese Zeit erfunden und kam überall in den Handel. Erst aus Wachs, später aus Leder in Fleischfarbe mit aufgemalten Äderchen. Eine Feder sorgte für das rhythmische Auf- und Niederwogen. Derartige Meisterwerke, die einen echten Busen täuschend vorspiegelten, waren ein gesuchter Artikel und wurden teuer bezahlt. Und weiter war es wiederum England, wo mehr als anderswo nicht nur die schönen Frauen das Kostüm der Nacktheit kultivierten, sondern selbst alte und häßliche Vetteln damit prunkten. Ein englischer Bericht vom Jahre 1799 lautet:



Die weibliche Unterkleidung um 1820

203. Kupferstich von C. Johannot





Ah, mes belles dames, vous voulez me depouiller? me voilà!

204. Lithographie von N. Maurin

Man kann die Umrisse ihrer Glieder durch die muselinene Nebelhülle, die sie umgibt, ohne Mühe erkennen. Einige süße Toren, die im Rufe stehen, Kenner des guten Geschmacks zu sein, sind entzückt beim Anblicke der halbbedeckten Reize und bewundern die nackte Grazie laut, erheben ihre runden, fleischigen Schultern mit rhapsodischem Feuer und preisen den verräterischen Zauber ihres vollen niedlichen Busens und die Symmetrie ihrer Glieder. und siehe da, die Häßlichen und Schönen glauben, daß sie, um für Grazien gehalten zu werden und die allgemeine Bewunderung auf sich zu ziehen, nur ihre dichtereren Kleider mit einem Musselinnebel verwechseln dürfen, und in wenigen Tagen sind die modischen Spaziergänge, Newbondstreet, Pall Mall, der Hydepark, Kensington Garden usw. usw. mit Scharen von halbnackten Figuren erfüllt. Zwar weht ein schneidender Nordostwind; Erkältung, Krankheit und Tod dringt mit der scharfen Luft auf den dünnbekleideten Körper ein; die Schönen zittern vor Kälte; aber die Mode will es nun einmal nicht anders haben, und Doktor und Apotheker und Totengräber können auf eine reiche Ernte rechnen.

Aus Deutschland haben wir gleichlautende Berichte. In dem weimarer „Journal des Luxus und der Moden“ vom Jahre 1795 heißt es über ein Kostüm, das nur aus einer „langen Chemise, die unter dem Busen mit einem Gürtel zu-





Kommen Sie höher, so können Sie alles besser sehen.  
Nein, hier sehe ich schon recht gut.

205. Farbige schweizer Lithographie

sammengehalten ist“, bestand: „Alles, was wir hier sehen, sind doch nur Mütter oder Ammen? Nein, antwortete ich, es sind viel mehr sehr junge Mädchen . . . Alle besitzen die Kunst, die Busen falten so bauschen zu machen. Bald wird man den Busen einer Frau weit früher zu sehen bekommen als ihr dahinter verstecktes Gesicht.“ Und als schließlich auch die eigentliche Nacktmode nach Deutschland kam, da trug man sie in Berlin, in Wien, in Frankfurt, in Dresden, kurz überall. Und man leistete sich dabei dieselben Ungeheuerlichkeiten wie in Paris und London. In einem Modebericht aus Hannover vom Jahre 1801 heißt es: „Eine Dame wettete dieser Tage, sie würde es wagen, nur mit einem wirklichen Hemd und Halstuch bekleidet, spazieren zu gehen, ohne

daß man es bemerke — und die Dame gewann die Wette glänzend.“ Der Herzog Georg zu Sachsen-Meiningen verfügte am 3. Februar 1801:

Unter dem milden Himmel Italiens bedurfte jüngst der päpstliche Großvikar keiner moralischen Deklamationen, um die Sittlichkeit der Damenkleidung den Schönen Roms zur Pflicht zu machen. Bei unserem rauheren Himmel werden einige unserer hiesigen jungen Damen, welche ihre römischen Schwestern allzu treu zu kopieren sich bemühen, wohl nicht zur Unzeit erinnert, wenn sie nach den Erfahrungen, deren Zeugen sie gewesen sind, von den physisch-schädlichen Folgen und dem die Gesundheit zerstörenden Einfluß eines allzu leichten Anzuges noch immer sich nicht überzeugt haben — von ihrem Arzte deshalb belehren lassen —. Aus Freundschaft für sie selbst, aber auch aus Achtung für Sittsamkeit, ohne darüber ebenfalls deklamieren zu wollen, bitte ich dieselben, künftig weder allzu hüllenlos noch allzu fessellos gekleidet zu erscheinen und, wenn sie den Hof besuchen, über die Grenzlinien der Dezenz und Indezenz im Anzug die Frau Oberhofmeisterin von Neube entscheiden zu lassen, um mir die Verlegenheit zu ersparen, ihre Gegenwart verbitten zu müssen. —

Diese internationale Gleichartigkeit beweist besser als alles andere, daß es sich in dieser Mode nicht um eine bloße Extravaganz der französischen Revolution handelte, sondern um eine in der Gesamtkultur der Zeit begründete Mode. Und darum war auch alle sittliche Entrüstung wirkungslos. Denn diese fehlte natürlich nicht. Mit allen denkbaren Gründen und von den verschiedensten Seiten wurde diese Mode kritisiert, von den Anhängern des Ancien Régime, wie von den bürgerlichen Sittenpredigern

Die Moralprediger erklärten, daß eine Frau, die sich jedem Mann dermaßen zur Schau stelle, sich damit auch jedem anbiete. Also sei dies nichts anderes als eine Hurentracht. Die Ärzte und Menschenfreunde wandten ein, daß es eine lebensmörderische Mode sei. Diese Behauptung konnte auch durch zahlreiche jähe Erkrankungen und Todesfälle gestützt werden, die zweifellos ihre Ursache in dieser luftigen Tracht hatten. Aber, wie gesagt, weder die sittliche Entrüstung noch die Vernunft konnten die Frauen von ihrer fanatischen Begeisterung für die weitest getriebene Nacktmode abbringen. Paul Lacroix schreibt in seinem Werk über das Direktorium:

So war Alles, was man gegen die unschicklichen, aber kleidsamen, gegen die gesundheits-schädlichen, aber verführerischen und die Augen der Männer berauschenden griechisch-römischen Toiletten gesagt und geschrieben hatte, nicht im Stande, eine Aenderung herbeizuführen: jungen und schönen Frauen hatte diese Tracht zu Triumphen verholfen.

Und weiter:

Trotz dieser aller Scham hohnsprechenden Toiletten muß man zugleich einräumen, daß es nie reizendere, verführerische Frauen gegeben hat als damals: sie waren die personifizierte Grazie, Eleganz, waren der Superlativ äußerer Vollendung.

Dadurch will Lacroix zugleich den entscheidenden Grund des mangelnden Erfolges der Kritik aufgedeckt haben. Und es kann in der Tat nicht bestritten werden, daß die Revolutionsmode eine Modeform war, die der Frau die vorteilhaftesten Werbechancen um den Mann eröffnete. Das heißt: eben in dieser Zeit, die bewußt aus der Unnatur des Ancien Régime zu der wirklichen Natur zurückkehren wollte. Was die Zeit als Natur konstruierte, war freilich nur deren geile Karikatur. Daß sie aber das wurde, hängt mit den Interessen der Klassenscheidung der oberen Klassen zusammen. Die Nacktmode war überall die Mode der herrschenden Klassen, und: „je vornehmer eine Dame war, je griechischer, je nackter kleidete sie sich.“ Das ist eine absolute Tatsache, wie es eine Tatsache ist, daß das kleine Bürgertum niemals diese Tracht annahm und sich nur auf deren dezenteste Formen beschränkte. Vom Kleinbürger



Das Korsett. Beim Schnüren. 1835

206. Lithographie von N. Maurin



tum ging auch die stärkste praktische Opposition gegen diese Mode aus, indem es die besonders „griechisch“ auf der Straße sich zeigenden Damen verhöhnte und verspottete. Nur das eigentliche Dirnentum machte den vornehmen Damen in der Nacktheit Konkurrenz. Freilich zu überbieten vermochte es die Kühnheit der berühmten Modeköniginnen nicht. Daß sich die Mode der besitzenden Klassen damals gerade auf eine derart schamlose Weise von der der mittleren unterschied, daß die Tendenz der Befreiung in der Mode, die das Wesen der Revolutionsmode ausmachte, sich hier zu der Tendenz der schamlosen erotischen Nacktheit wandelte, ist jedoch ganz logisch. Die Modelösungen der nach Unterscheidung drängenden Schichten oder Klassen ergeben sich stets aus deren spezifischen Verhältnissen. Die ersten Exploiteure der neuen Zeit waren, wie wir bereits wissen, in England genau so wie in Frankreich jäh reichgewordene Parvenüs; eine Klasse, für die die Frau nur die Bedeutung des ausschließlichen Lustobjektes haben konnte; denn sie bedurften derselben ja nicht mehr als Bundesgenossin im Kampfe für ihre politischen Ziele, diese waren errungen und gesichert. Da nun außerdem kein zwingender Grund vorlag, eine höhere Moral gegenüber den niederen Klassen zu heucheln, ergab sich von selbst, dass sie auch die allgemeine Modetendenz skrupellos in derselben brutalen Richtung entwickelten, in der sich ihr sonstiges sinnliches Genießen bewegte. Ebenso logisch ist es natürlich auch, daß das Kleinbürgertum diesen Weg nicht gehen konnte und auch nicht ging; bei diesem

waren die Lebensbedingungen und Klasseninteressen gerade entgegengesetzte, hier war die Frau in erster Linie Mutter, Hausfrau und Genossin.

Unter dem Kaiserreich hat diese taumelnde Orgie allmählich etwas nachgelassen, auf allen Gebieten und darum auch in der Mode. Aber das Prinzip der Revolutionsmode hat sich fort erhalten. Naturgemäß; denn an der Basis der Gesellschaft hatte sich nichts geändert, die Bourgeoisie blieb nach wie vor der neue Herr der Welt, sie war trotz Napoleon der eigentliche Kaiser in allen Ländern. Auch bedurfte sie außerdem in gleichem Maße der Kraft und der Muskeln, um sich weiterhin durchzusetzen; also mußte sie dies in der Mode ebenso symbolisieren. Da aber



207. Hundewetter! Farbiger Kupferstich 1830





„Für deine Mühe bekommst du zwei Küsse“  
Galante französische Lithographie von N. Maurin. 1832



andererseits Napoleon der Firmenträger der neuen Zeit war, so hat sie auch in diesem Falle nicht nur in Frankreich, sondern wiederum auf der ganzen Welt willig die Linie des Majestätischen akzeptiert, zu der der Sieg von Napoleons Persönlichkeit in Frankreich führte.

\*     \*     \*

Eines der ursprünglichen Hauptziele der bürgerlichen Mode war der Frau gegenüber, die Dreieinheit des weiblichen Körpers, die die Hauptlinien der Mode des gesamten Ancien Régime ausmachte — die Pointierung von Busen, Schoß und Lenden — aufzuheben und den weiblichen Körper wieder zu einer harmonischen Einheit auch in der Mode zurückzuführen. Und dieses Ziel ist, wie man sieht, in der Revolutionsmode erreicht worden. Am Ende der Empiremode kam es jedoch zu einer neuen Umkehr, und zwar zu einer Rückkehr zu der früheren Tendenz: die Mode mußte diesselbe Tatsache spiegeln, die das physische Schönheitsideal spiegelte, dass die Frau nur in der Idee freigeworden war. Als Lustobjekt, und gewertet nach den am weiblichen Lustobjekt geschätzten Eigenschaften, ist sie aber in allen Zeiten nur die Dreieinheit von Busen, Schoß und Lenden. Also hieß es: zurück auf diese Formel. Denn das Revolutionskostüm gestattete nur die Formen des Busens in auffallender Weise hervorzuheben, was diese Moden denn auch in der übertriebensten Weise getan hatten (Bild 179, 180, 184, 187, 190, 193 und 196).

Mehr als den Busen in der Kleidung zu outrieren, ist nur möglich mit Hilfe der natürlichen Tailleinschnürung in der Kleidung. Also rückte man mit der seitherigen Körpereinschnürung, die in der Revolutionsmode bis unter den Busen hinaufgerückt war, allmählich wieder herab. Im Jahre 1820 war dieses Ziel erreicht. (Vgl. Bild 49—54 und 200.) Mit Hilfe des Korsetts, dessen eigentliche Blütezeit



208. Th. Hosemann: Die Putzmacherin. 1840



209. Gavarni: Die erste Form der Krinoline





Nürnbergerin

210. Münchner Lithographie. Um 1850

jetzt begann, konnte man nun nicht nur bloß vom Busen jede Gestalt vortäuschen, sondern außerdem die Hüften und Lenden den Blicken demonstrieren. Auf diesem Wege gelangte man zuerst wieder zur sogenannten Wespentaille, die den Körper förmlich in zwei Hälften zerschnitt. Die verschämte Lusternheit der Biedermeierzeit hat hier zum ersten Male förmliche Orgien gefeiert (Bild 201). Neben dem Korsett nahm man auch noch den Rock zu Hilfe. Man begann um dieselbe Zeit, die Zahl der Röcke zu vermehren, um dadurch die Hüften grotesk aufzupolstern. Damit aber entsprach man schon mehr der allgemeinen und immer mehr hervortretenden Tendenz, möglichst grob auf die Sinne zu wirken; die Wespentaille

hatte eine zierliche Figur vorgetäuscht. Aber auch auf diesem Wege mußte man früher, als man wollte, zu einem Stillstand kommen, denn die Zahl der Röcke läßt sich nicht beliebig vermehren, weil dadurch das Gewicht der Kleidertracht zu groß wird und die weibliche Figur schließlich mehr plump als sinnlich brutal gewirkt hätte (Bild 210 und 211). Also strebte man wieder zu einer neuen Lösung, und diese fand man wie früher im Reifrock, der zuerst in den vierziger Jahren als Unterrock aufkam (Bild 209) und in den fünfziger Jahren unter dem Namen Krinoline schließlich seine berühmte Lösung fand, mit Hilfe der Krinoline gab es für die Hüftenverbreiterung sozusagen gar keine Grenzen mehr. Die Krinoline ist also nicht, wie man sieht, eine willkürliche Erfindung des zweiten französischen Kaiserreichs oder gar der Kaiserin Eugenie, sondern der Gipfel der gesamten seit dem Ausklingen der französischen Revolutionsideen wirkenden Modetendenz. Und darum allein machte sie ihren Triumphzug über die ganze Erde. Keine Mode des 19. Jahrhunderts war so grotesk — so organisch und logisch sie als Resultat einer jahrelangen Entwicklung war — wie die Krinoline. Und darum hat sie neben der Revolutionsmode in Wort und Bild das größte Echo gefunden, das jemals einer Mode zuteil wurde. Nicht nur unzählige Zeitschriftenartikel in allen Ländern hat sie provoziert, sondern auch eine ganze Anzahl Sonderpublikationen, die sich einzig mit ihr beschäftigten. Aus der deutschen Literatur sei nur die im dritten Teil der „Kritischen

Gänge“ des Ästhetikers Friedrich Vischers enthaltene Abhandlung erwähnt. In den meisten derartigen Artikeln und Schriften wurde die Krinoline beföhdet, und zwar als der Gipfel des Ungeschmacks, als ordinär, als eine modische Verirrung usw. Für die Karikaturenzeichner war die Krinoline geradezu, wie man zu sagen pflegt, „ein gefundenes Fressen“, über das sie in allen Ländern mit einer wahren Gier herfielen. Der pariser Charivari hat im ganzen mehr denn hundert Karikaturen von der Krinoline gebracht. Die besten selbstverständlich von Daumier. Im Jahre 1856, als die Krinoline ihren Einzug hielt, brachte der Charivari jede Woche zwei bis drei Krinolinenkarikaturen (Bild 215). In ähnlicher Weise



Münchner Bürgerpaar

211. Münchner Lithographie. Um 1850

wirkte der londoner Punch. Auch unter den damals als Einzelblätter erschienenen farbigen Lithographien, die vornehmlich dem Zwecke des Wandschmuckes dienten, wie später die sogenannten Öldrucke, stellten viele die grotesken Formen und Wirkungen der Krinoline dar. Als gute Beispiele sei auf die Beilagen „In Ball mabille“ und „Die Krinoline im Jahre 1859“ verwiesen (Bild 212, 216–220 und 222).

Sind den sämtlichen Kritikern der Krinoline auch deren eigentliche Zusammenhänge und somit deren letzte Tendenzen unverständlich geblieben, so haben verschiedene, allen voran Fr. Vischer, doch vieles Treffende zu ihrer Charakteristik ins Feld geführt. So sagt der letztere u. a. sehr richtig, daß die nach dem Jahre 1848 einsetzende politische Reaktion, die die Männer zu Weibern machte, in besonderer Weise zur unbeschränkten Herrschaft der Krinoline geführt habe. Er schreibt:

Was Wunder denn also, da der Mann so weibisch, so zahm, so breiweich auftrat, daß das Weib ein Kleid anlegte, das nicht etwa bloß schreit, nein wettet, flucht, donnert, so daß man nie mit so viel Recht vom „Aufdonnern“ reden konnte? ein Kleid, das auf den ersten Blick schon ruft: alle Hagel, Kreuz-Stock-Schwere-Not, Bomben-Element noch einmal, ich bin da, ich brauche Platz für Zwei, Vier, Sechs! — Wenn der Mann ein Weib wurde, was Wunder, daß das nicht nur Mann überhaupt, sondern nur gleich Husar, Dragoner, Kürassier wurde? daß sie nun zum ungeheuern Rock auch noch die hohen Absätze an Schuh und Stiefelchen nahm, um recht bubenzmäßig dreinzutappen? und daß sie den Amazonenhut mit wallender Feder schief aufs Ohr setzte, unsere Angströhre zu verhöhnen? Wie könnt ihr darüber schelten? Würden's die Väter und Ehe-



männer nicht leiden, so würden die Weiber nicht so über die Schnur hauen. Die Männer muß man anklagen, wenn die Frauen aus Rand und Band gehen.

Und weiter:

Die Stimmung vor 1848 war frisch, männlich, strebend, reich an Hoffnungen und freilich auch reich an Illusionen; es folgte die Zeit der Reaktion und in solchen Zeiten gibt man mit den Träumen leicht auch Hoffnung, männliches Streben, Glauben an höhere Güter der Menschheit, jedes Pathos auf. Die bürgerlichen Stände werfen sich auf Industrie und Geld; der Adel, die exquisite Gesellschaft sitzt wieder oben und teilt jenen die Lust mit, in der welchen, lahmen Zeit raffiniert zu genießen und den feinsten Genuß in der Ironie der Blasirtheit zu suchen. Farbe bekennen gilt für lächerlich, straff sein für kindisch; wie sollte da die Tracht nicht auch farblos, schlaff und eng zugleich werden? Solche vornehm blasirte Zeiten haben aber auch gewöhnlich zur Folge, daß das Weib in der Gesellschaft zu hoch obenaufkommt. Das Weib hätte wenig Freude daran, wenn ihm ganz klar wäre, was das bedeutet, wie wenig wahre Ehre mit dieser lasciven Herrschaft ihm eingeräumt ist. Es ist nicht zum erstenmal, daß dieß Obenaufsitzen sich im Reifrock seinen Ausdruck gibt, auch nicht zum zweitenmal, nein, zum drittenmal.

Einen ähnlichen Gedanken drückt C. Pelletan in seinem schon wiederholt zitierten Buche über das zweite Kaiserreich „Das moderne Babylon“ aus. Er schreibt dort:

Es ist eine unwiderlegliche geschichtliche Wahrheit, daß, je mehr eine Epoche an geistigem Leben einbüßt, die Kleider desto mehr an Umfang zunehmen. In unserer Zeit hat dieser Umfang die Grenzen des Möglichen fast überschritten, und es scheint nicht ganz so kunstlos, wenn eine Dame inmitten dieser kolossalen Umhüllungen den Schwerpunkt ihres Körpers festzuhalten imstande ist.

Das Allerboshafteste, was Fr. Vischer gegen die Krinoline ins Feld führt, und was er ihren ursprünglichen Zweck nennt, ist jedoch die folgende Bemerkung:



212. Die Mode von 1864. Lithographie von A. Grevin

Indem wir sagen, was uns darauf führt, ist die verwünschte Hypothese zugleich mit ausgesprochen: man will nämlich auf seiten der Mediziner wissen, daß jene so belobte Kühle schon Erkältungen mit sich gebracht habe, welche ein verderblich vorschnelles Ende eines Zustandes herbeiführten, den zu verhüllen der ursprüngliche Zweck der Krinoline sei.

In unzweideutige Worte übertragen: Die Krinoline führe zu Erkältungen des Unterleibes, die zu einem den meisten schwangeren Frauen sehr erwünschten Abortus führen. Das war, ganz abgesehen davon, daß es sich bei dieser Wirkung höchstens um Einzelfälle gehandelt hätte, natürlich niemals der Zweck der Krinoline. Die Modetendenz folgt, wie wir gezeigt haben, ganz anderen





Die Velozipedistinnen: Kühnheit, aber nicht genug Gleichgewicht

213. Farbige Lithographie von J. Linder

Gesetzen. Zur Mode wird stets nur, was den Interessen aller dient. Viel richtiger ist deshalb, wenn der rasche Triumphzug der Krinoline und die lange Dauer ihrer unbeschränkten Herrschaft zu einem Teil auf die außerordentlichen Vorteile zurückgeführt wird, die sie der weiblichen Koketterie bietet, weil sie zu deren ständiger Anwendung und Wirkung sogar die anständigste Frau zwingt. Der weitabstehende Reifrock zwang nämlich bei jeder Gelegenheit zum Retroussé. Beim Sitzen, beim Gehen, beim Passieren von Türen, beim Treppensteigen, beim Tanzen usw. — ständig mußte die Krinoline zusammengequetscht werden. Dadurch aber hob sich



214. Wiener Lithographie. Um 1856

der Reifrock naturgemäß stets auf irgendeiner Seite in ganz beträchtlicher Weise in die Höhe und gewährte ebensooft die allerintimsten Einblicke (Bild 216, 222). Diese „Vorteile“ der Krinoline wurden in der literarischen zeitgenössischen Satire ganz offen ausgesprochen. So schreibt ein Schriftsteller F. W. Genthe in seiner 1858 erschienenen „Schutz- und Trutzrede für die Krinoline“ u. a. folgendes:

Die Krinoline ist aber nicht nur reizend, sie ist auch sittsam, aus welchem Grunde wiederum sie von einem jeden menschlich-weiblichen Wesen getragen werden muß. Es gibt Personen, die keine Blume sehen können ohne das Verlangen, daran zu riechen oder gar sie zu pflücken. Die armen Blumen haben dagegen nur teilweisen passiven Widerstand für Geruch und Gefühl. Die Krinoline gewährt aber immer gegen unberufene Annäherung entschieden passiven Widerstand, wie sie auch bei dem Walzer und anderen unsittlichen Tänzen eine anständige Haltung verlangt. Aber auch darin zeigt sich die Sittsamkeit der Krinoline, daß sie Sinnenreiz durch Anblick schöner Körperformen verhindert, wie auch andererseits sie die Augen durch den Anblick von Mängeln der Gestalt nicht beleidigen läßt. Sie lenkt die Aufmerksamkeit der Inwohnerin, sowie des Beschauers, ganz vom Körper ab und nur auf sich, sie dient vorzugsweise den Schnittwarenhändlern, um die Stoffe auf vorteilhafte Weise auszustellen. Kann man aber mehr Entsamkeit verlangen, als das Aufgeben der eigenen Persönlichkeit und das Aufgehen in den Rock? Das Bewußtsein, in der Krinoline zu sein, verläßt die Inwohnerin in keinem Augenblick, weder bei dem Stehen, noch Sitzen, welches besondere Aufmerksamkeit verlangt, noch bei dem Gehen, wo das Gehäuse durch zeitweilige Schwenkungen in der rechten Lage erhalten werden muß. Hierbei erkläre ich es für Verleumdung, daß diese Schwenkungen eine feine Koketterie beabsichtigen, um die gestickten Höschen sehen zu lassen, teils aus Sittsamkeit, teils, um Proben der Kunstfertigkeit in weiblichen, feinen Arbeiten zu zeigen, denn was letzteren Punkt anlangt, so ist dies als selbstverständliche Eigenschaft vorauszusetzen. Die Krinoline ist und bleibt mit Recht das sittsamste Kleidungsstück.

Die Krinoline war in ihrer Weise ein Ende, weil sie die höchste räumliche Expansion ermöglichte. Als ihre Stunde geschlagen hatte, mußte man also zu gänzlich anderen Zielen abschwanken. Dabei darf man freilich nicht übersehen, daß die Krinoline nur erst das Problem der Hüftenverbreiterung gelöst



hatte. Eine wirkungsvolle und spezielle Pointierung der Lenden war durch sie geradezu verhindert und, soweit diese in der vorangegangenen Mode gegeben war, direkt aufgehoben worden. Bei dem auf die Form des Kreises eingestellten Rock unterscheidet sich das Hinten unmöglich von dem Vorne. Aber das „Hinten“ wollte man doch vor allem auch markieren, denn dieses ist und bleibt doch der schwülste weibliche Reiz. Und nicht nur markieren wollte man diese Gegend, nein, damit auch agieren, was aber durch die Krinoline völlig ausgeschlossen war. Fr. Vischer erwähnt diesen delikaten Punkt der weiblichen Koketterie ebenfalls als eines der größten Defizite der Krinoline. Er schreibt:

Wir möchten hier noch etwas anmerken; es ist ein zarter Punkt, den wir schwer in das bestimmte Wort zu fassen vermögen. Es gibt gewisse plötzliche Schwenkungen im weiblichen Gang, recht merklich kokett, und doch braucht eine Dame noch lange keine Kokette zu sein, um mit dieser Waffe die Männerherzen schockweise zu erobern. Kennern brauchen wir nicht zu sagen, daß sie nur im Vorübergehen, im Abgehen, daß sie nicht von der Vorderseite, sondern von der Rückseite sich präsentieren; die Spanier legen einen ungeheuren Wert darauf, haben einen eigenen Namen dafür, der uns entfallen ist, und flüstern gern einer vorübergehenden Schönen ein Wort der Bewunderung zu, um zum Dank eine solche Lazertenbewegung als Augenschmaus zu bekommen. Wie sollte in einer Krinoline diese reizende Schwenkung, Schwankung, Wackelung möglich sein? Es würden nur einige Reife in unorganische geometrische Drehung versetzt.

Zu alledem kommt, daß die sich immer mehr durchsetzende bourgeoise Moralheuchelei auch nach relativ dezenteren Kleiderformen, als die Krinoline es



Die Wirkung eines durchsichtigen Stoffes bei untergehender Sonne

215. Modekarikatur von Ch. Vernier





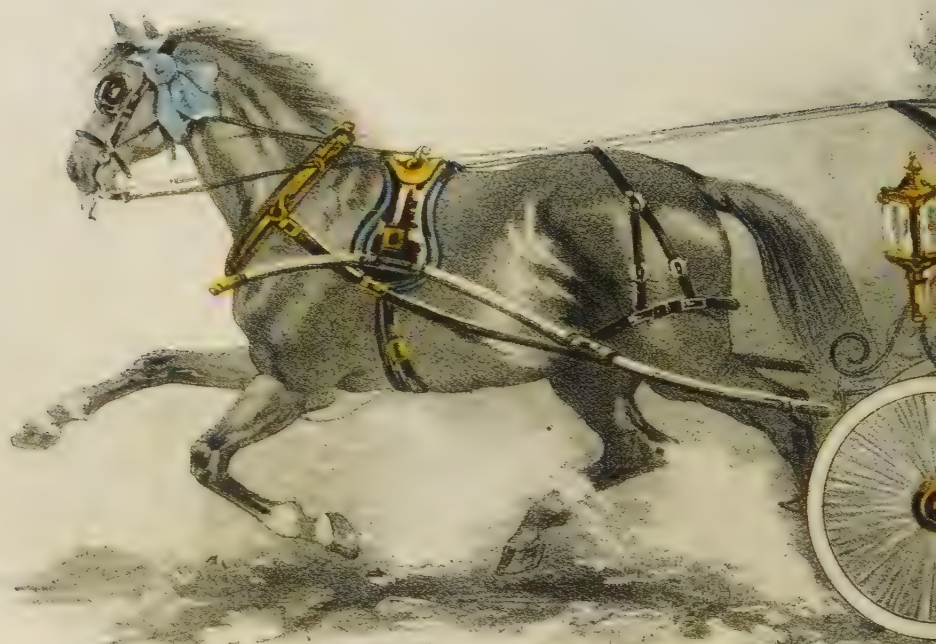
216. Die Krinoline. Höchster Chic. Englische Lithographie

war, streben mußte. Um so mehr, als sich diese dezenteren Formen sehr bald als noch ungleich raffinierter in ihrer Wirkung erwiesen. Es war also eine prinzipielle Umkehr durchaus logisch. Und das gänzlich andere Ziel, zu dem man abschwankte, war das „in Kleidern nackt erscheinen“. Die Umkehr fand statt, als das politische und gesellschaftliche System, das zweite französische Kaiserreich, das die Krinoline zwar nicht aus dem Nichts erschaffen, sondern ihr nur ins Dasein verholffen und seinen Stempel aufgedrückt hatte, ins Wanken kam. Fällt der Herzog, fällt immer auch der Mantel, mit dem er sich offiziell dekoriert.

\*      \*

Weil die allmähliche Abkehr von der Krinoline davon ausging, endlich, oder von neuem und in verstärktem Maße gegen früher, die erotische Wirkung der Lenden in ganz besonderem Maße in das Arsenal der weiblichen Verführungsmittel einzureihen, so mußte es in den folgenden Moden zuerst zu einer grotesken Betonung der kallipygischen Reize kommen. Man verfügt über diese begehrteste Schönheit: das will man nicht nur an den Tag bringen, sondern geradezu aller Welt plakatisieren. Für diesen Zweck erfand man erst ein Gewuschel von Bändern, Stoffen und bunten Schleifen, Rosetten und sonstigen Zierat, das man an





Die Krin

Anonyme



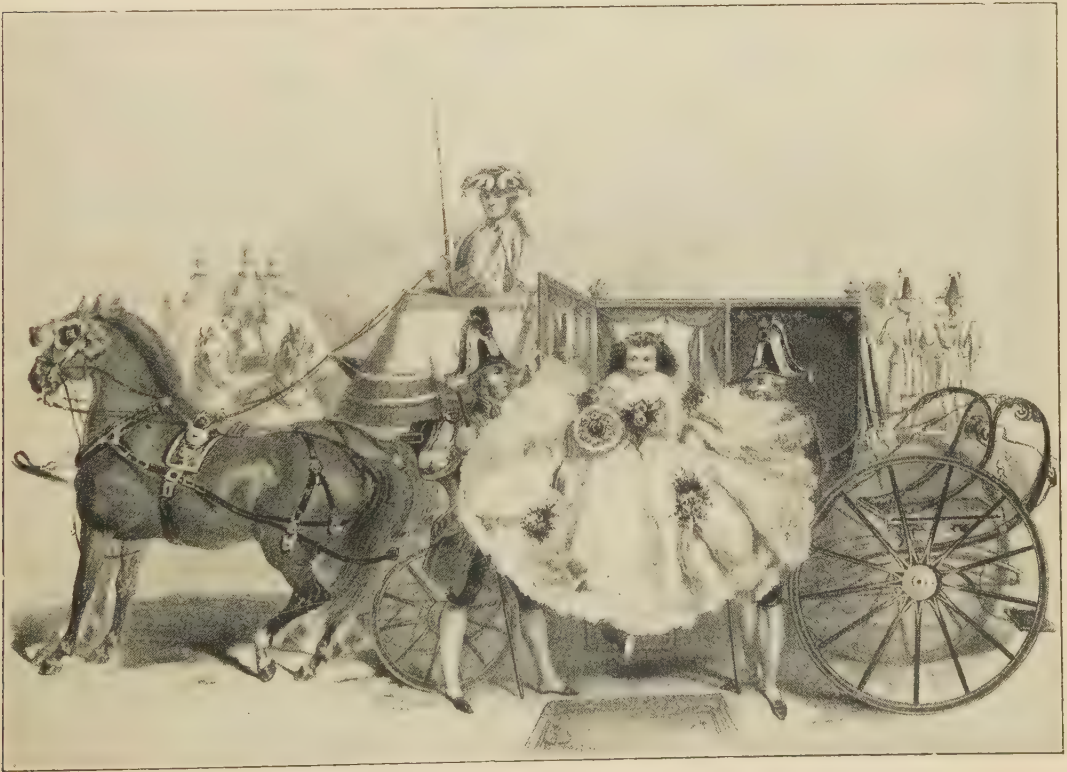


re 1859

ophie



der entsprechenden Stelle anbrachte (Bild 221, 227 u. 228), und später von neuem den Cul de Paris — den pariser Hintern — und die sogenannte Turnüre. Dieser künstliche Höcker, mit dem sich hinfort jede Frau zierte, der von Saison zu Saison größer wurde, der der Stolz der Frauen war, ist gewiß nichts weniger als schön gewesen. Er war vielleicht brutaler in seiner Erscheinung als die Krinoline (Bild 223, 224, 226 und Beilage „Das erste Rendezvous“), aber man war damit doch auf dem richtigen Weg zu dem, gewiß meist unbewußt, erstrebten Ziele. Und dieses hehre Ziel: auf die angezogenste Weise, wenn man so sagen will, ausgezogen zu wirken, — „eine unwillkürliche Art des Unbekleidetseins“, wie Zola einmal von der Nana sagte — erreichte die Frauenmode am Anfang der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts. Von da ab war lange Jahre hindurch alles Streben der Modevariation darauf gerichtet, diese Nuditätenwirkung des weiblichen Körpers zu vervollkommen und immer pikanter zu gestalten. „O Gott, man kann alles, alles sehen, so deutlich als möglich“ — das war und ist die höchste Seligkeit für unzählige begeisterte Vertreterinnen dieser Mode. Die anständigsten Damen, deren Mund niemals ein Wort entschlüpft, das auch nur im geringsten den Anstand verletzte, und denen ein irgendwie übertriebenes Retroussé auf der Straße höchst peinlich ist, und die darum lieber ihre Röcke im Kot nachschleifen, lassen ungeniert die intimsten Körperpartien in pikanter Deutlichkeit vom geschickten Damenschneider im Kostüm nachzeichnen.



217. Eine Braut im Jahre 1859. Berliner Lithographie





Hauptsächlich kommt die Nudität des Busens und der Lenden in Frage, aber schließlich auch die des Beins, vornehmlich die der Schenkel. Was alle vernünftigen Lehren der Hygiene nicht zuwege brachten, das brachte die Koketterie fertig. Einzig deshalb, um mit der Pikanterie der anständig verhüllten und doch deutlich sichtbaren intimen Reize des Busens zu wirken, verzichteten hunderttausende Frauen in der Vollblüte der Jahre auf das Korsett, oder begnügten sich mit einem dürrtigen Ersatz. In den besitzenden Kreisen schwur man außerdem mit Begeisterung auf alle Art Sport, denn die kokette Sportskleidung verrät jedem, der sehen kann, daß man „darunter eigentlich gar nichts anhat“. Das geschickt gearbeitete Sportskostüm läßt neben der Form des Busens vor allem seine Bewegungen deutlich erkennen. In den fashionablen Winterkurorten tragen unzählige Frauen, die einen prallen und festen Busen haben, den eng sich anschmiegenden Sweater. Der Sweater hat nämlich den Vorzug, daß er auch den pikanten Reiz der Zäsur des Busens zur Geltung bringt, denn er schmiegt sich gewissermaßen wie eine zweite Haut an den Körper an. Und wie schick, wenn sich dadurch sogar die Busenknospen provokant wie zwei Pfeilspitzen abzeichnen!

Weil aber der Busen leider die vergänglichste weibliche Schönheit ist, kann mit solchen und ähnlichen raffinierten Tricks nur die jugendliche Unschuld prunken. Deshalb hat sich die Koketterie außerdem und in noch viel erhöhtem Maße der wirkungsvollsten Präsentation jener Reize zugewandt, die im Gegensatz zum Busen die dauerhaftesten sind und deren Pracht im Alter der Reife geradezu am effektivsten ist, und das sind eben die der Venus Kallipygos. Die Philister-



218 n. 219. Der Triumphzug der Krinoline. Aus einem pariser Bilderbogen

moral hatte zahlreiche Röcke verlangt, die den Körper der Frau wie eine Festung mit mehreren Bollwerken umgürten. Damit war die Frau gegen jeden Angriff gesichert und auch nach unten hermetisch verschlossen. Denn selbst der despektierlichste Windstoß brachte aus diesem Wust von Stoffen keinerlei körperliche Wirklichkeit zutage. Davon mußte man sich also in erster Linie emanzipieren, wenn man der Wirklichkeit nicht nur teilweise, sondern ganz zu ihrem Recht verhelfen wollte. Und man emanzipierte sich dermaßen von der wirkungsschmälernden Untugend der Röcke, daß man schließlich den Jupon überhaupt ausschaltete.

Man kann wohl sagen: diese Methode war gewissermaßen der Ersatz für den Verzicht auf das Dekolleté im Alltagskleid, auf den wir im nächsten Abschnitt noch gesondert zu sprechen kommen werden. Die Rolle, die ehemals dem Busen zukam, indem man ihn dekolletierte, muß nun der Hintere erfüllen. Das ist der Ausweg, den die Moralheuchelei konstruierte. Und sie gebärdet sich auf diese Weise natürlich schamloser als ehemals das Ancien Régime und die Renaissance sich gebärdeten, indem diese Zeiten die Frau öffentlich mit der Schönheit des Busens prunken ließen. Gewiß gibt es keine irgendwie verächtlichen Reize des Körpers, Reize, die an sich unzüchtig wären. Und die Besitzerin schöner kallipygischer Reize braucht sich dieser Vollkommenheit gewiß nicht zu schämen. Aber darüber kann doch nicht der geringste Zweifel obwalten, daß die Wirkung des Busens immer eine reinere ist. Er wirkt nicht nur erotisch, er ist zugleich das Symbol des Weiblichen im allgemeinen. Die Schönheit der Lenden ist dagegen spezifisch und ausschließlich eine erotische. Sie sind, wie schon gesagt, der provokatorischste erotische Reiz der Frau. Es gibt keinen direkteren und klareren Hinweis auf den Geschlechtsakt. Indem die Mode nun die weiblichen Lenden sozusagen dekolletiert, wie das im Verzicht auf den Jupon und dem damit verbundenen enganliegenden Rock geschieht, strebt sie also auf die ungeheuerlichste Weise nach nichts anderem als der direktesten erotischen Erregung des Mannes. Aber die Mode dekolletierte



220. Dame in Krinoline. Lithographie von Felicien Rops



nicht nur die weiblichen Lenden, nein, sie machte die Frau zuzeiten zu nichts anderen als zu dem, was Fr. Vischer in dem folgenden Vierzeiler sehr treffend sagte: „Die letzte Kleidermode war Noch immer nur so so; Jetzt erst sind wir ganz und gar Ein wandelnder P . . .“ Man muß sich ganz klar über das Wesen und den Fanatismus sein, der hier herrscht, um zu den richtigen Konsequenzen in der Beurteilung zu gelangen. Und darum muß man sich vorstellen: Durch Jahrzehnte hindurch erneut sich immer und immer wieder die Modetendenz, zwar nicht nur diese Reize, aber in erster Linie diese intimsten Geschlechtsmerkmale auffällig zu präsentieren und dadurch förmlich mit Gewalt die Blicke der Männer darauf zu lenken und zu bannen. Hunderttausende von Schneidern und Schneiderinnen wälzen einzig dieses Problem in ihrem Hirn, um immer neue Vereinfachungen, immer neue, bis dahin ungeahnte Wirkungen zu erreichen. Der Schnitt des Kleides wird so geformt, daß sich die intimsten Schwellungen und Linien dieser Reize und damit ihr spezifisch erotischer Charakter aufs deutlichste auf dem Kleid abprägen. Man schaltet nicht nur den Unterrock aus, sondern wählt gleichzeitig anschmiegende Stoffe für den Oberrock. Selbstverständlich ist das alles eine bewußt verfolgte Tendenz. Denn es wäre aberwitzig anzunehmen, die Modekünstler seien in ihres Herzens Unschuld so arglos, sich bei all ihrem Bemühen rein gar nichts zu denken, dies sei ein zufälliges Ergebnis oder gar eine willkürliche Interpretation. Nicht weniger aberwitzig wäre, glauben zu wollen, die Frauen seien die unschuldigen Opfer von Schneiderattentaten, sie ahnten ebenfalls nichts von den raffinierten Spekulationen, die derartige Modetendenzen mit ihnen verfolgen. Die Frauen wissen sehr genau, was hier

vorgeht, und sie wissen ebenso genau, was beim Mann als Wirkung dieser Modetricks vorgehen soll. Sie sind doch in Wahrheit die Inspiratoren. Und sie sind außerdem die meist sehr geschickten Erfüller dieser Absichten, indem sie beim Gehen und beim Stehen unfehlbar die entsprechenden Bewegungen machen. Sie verstehen das Kleid so zu raffen, daß es sich stets wie eine zweite Haut prall um die Lenden legt. Sie beleben diese Schwellungen, auf die sie die Blicke der Männer geheftet wissen, auf die mannigfaltigste Weise, sie verleihen diesem rückwärtigen Gesicht gewissermaßen ein eigenes Mienenspiel. Was der Kunst des Schneiders versagt blieb, ergänzen sie. Unzählige Frauen mimen so auf allen Straßen der Städte. Haltung, Gang, Gebärden der Frau sind eine einzige ostentative Aufforderung gegenüber dem Mann



„Mama, geniere Dich doch ein Bißchen, wir haben jetzt erst den zweiten Tanz, und Du ziehst schon die Handtücher aus.“  
 „Warum nicht?“ Sieh doch die meisten Damen tanzen ja gar schon mit bloßen Armen und bloßem Hals.“

221 Illustration aus den Fliegenden Blättern





222. Die Krinoline im Ballsaal. Der Walzer à la mode. Englische Lithographie

in seiner Gesamtheit: würdige diese Vollkommenheit und genieße in deiner Phantasie dieses Leckermal. Schau, wie prall, schau, wie elegant, schau, wie individuell! Und jede fragt gleichzeitig jeden Mann: Nicht wahr, nun bist du vollständig orientiert?

Die letzten Lösungen des in Kleidern nackt sich zeigen, die auf der Straße in ihrer Kühnheit freilich nur ein Versuch blieben, — im Ballsaal wurden sie jedoch ein vielfach nachgeahmter Versuch, — sind eine scheinbare Rückkehr zur Revolutionsmode. Sie präsentierten sich im Jahre 1908 in Longchamp bei der üblichen Moderevue. Der Referent des Berliner Tageblattes berichtete seinerzeit wie folgt darüber:

Alles lebt wieder auf, was verschwundene Zeiten uns einst zeigten; die moderne Phantasie arbeitet viel mehr dekorativ als selbstschöpferisch. Da ist es kein Wunder, dass schöne Frauen sich auch der Zeit erinnerten, in der sie am meisten von ihrer Schönheit zeigen konnten. Für griechische Nacktheit ist unsere Temperatur nicht geeignet; so half man sich mit dem geschlitzten





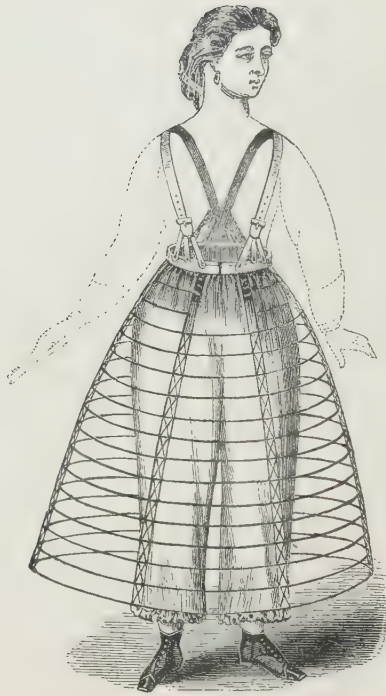
angeblich unnahbaren Vertreterinnen des prüden Albion waren damals nicht weniger offenherzig in diesem Punkt. Die englischen Modeberichte vom Jahre 1855 melden, daß es in der guten Gesellschaft wieder Mode sei, „den Busen völlig entblößt zu tragen, wie einst unter Karl II.“ Was das heißt, lese man in dem Band „Die Renaissance“ nach. Das gleiche gilt von Deutschland. Fr. Vischer wettete gegen diese allgemeine Blößen-tollheit, wie folgt, los:

Sie — meine jungen Damen — hängen aus wie den Wecken auf dem Laden das, womit Sie doch billig nur den einen beglücken sollten, der Sie liebt und den Sie lieben;



224. Bertall: Die Metamorphose der Dame. 1874





225. Das Reformkleid der Amerikanerin Marie Jones. 1870

sind Sie so unschuldig, dass Ihr künftiger Bräutigam Sie nicht dauert, wenn er in der Brautnacht denken muss: o, ein gut Stück davon hat mancher Ladenschwengel und vornehme Schwenkfelder auch schon gesehen und hat nachher ohne Zweifel bei einer Nymphe aus jenen Regionen davon erzählt und gepasst.

Eine ausreichende Kontrolle für die Richtigkeit des Tatsächlichen in diesen Behauptungen bieten die zeitgenössischen bildlichen Darstellungen. Man vergleiche die Bilder 202, 217, 221, 222, 227–229, und weiter die Beilagen „Auf dem Maskenball“, „Cancan“ und „Tanzende Dirnen“.

Man liebt es heute sehr häufig, auf die Zeiten des zweiten Kaiserreichs wie auf Sitten von Sodom und Gomorrha zu schauen. Nun: Es ist nicht anders geworden, und soweit es heute irgendwie anders geworden ist, so nur in der Richtung, daß man gelernt hat, raffinierter zu verfahren als früher. Längst gibt es eine ganze Wissenschaft der Dekolletage, die für jede Form des Busens, für jede Figur und für jedes Alter die günstigsten Möglichkeiten ausgeklügelt hat. Eine Frau, die nur über Vorzüge verfügt, wählt die Dekolletage „en cœur“, hier steigt die Korsage nicht viel mehr als zwei Handbreiten über die Taille empor und besteht sonst nur in Achselbändern, die aber bei jeder Bewegung über die Schultern herabgleiten. Wer nur über schön fallende Schultern verfügt, wählt eine sogenannte „runde Dekolletage“, dabei kann man auch einen flachen Busen haben. Wer einen schönen Rücken hat und diesen zeigen will, wählt eine nach vornen und hinten spitz ausgeschnittene Korsage, usw. Dementsprechend entwickelt sind auch die Künste, jede Möglichkeit des gewählten Kleidungschnittes auszunutzen. Verlangt momentan die Mode, oder irgendein anderer Umstand, daß die Korsage etwas höher heraufreicht, als man es angesichts eines schönen Busens für vorteilhaft findet, oder ist man der Meinung, wenigstens seinem Partner von Zeit zu Zeit mehr als den anderen zu zeigen, so versteht man es, sich so geschickt vorzubeugen, daß die Korsage möglichst weit auseinanderklafft und der schöne Busen dadurch wenigstens für kurze Zeit völlig aus dem Kleide heraustritt. Marcel Prévost entwirft in seinem bekannten Roman „Halbe Unschuld“ von einem Ball die folgende Szene:

Ehe er sich versah, hüpfte sie, leicht wie eine kleine Bachstelze, hinter das Klavier. Dort stand sie mit dem einen Fuß auf dem Pedal, und liess ihre Finger über die Tasten gleiten, dabei beugte sie sich so behende vornüber, dass ihre junge Brust fast entblösst erschien, trotz des hohen Ausschnittes ihres Kleides.

Es findet sicher in keiner Stadt ein Ball statt, in dem solche „Gnadengeschenke an die hungrigen Männeraugen“ nicht zu Dutzenden verschenkt werden. Doch dies gehört bereits ins Gebiet des Flirts. Diese Wissenschaft des



## Die Pariserin

Gemälde von Wilhelm Leibl. 1869





Dekolletés ist aber nicht bloß ein still gehütetes Geheimnis unter den Frauen, der Unwissenden von der Erfahrenen heimlich mitgeteilt, sondern darüber handeln heute ausführlich die verschiedensten Zeitschriften der sogenannten eleganten Welt und jede Darlegung wird obendrein illustrativ erläutert (Bild 116, 224, 230, 248 und Beilage „Studien über die Dekolletage“).

Das dekolletierte Ballkleid ist von den besitzenden Klassen immer als ihr besonderes Vorrecht angesehen worden. Man wäre in diesen Kreisen ebenso sittlich entrüstet, wenn das Dienstmädchen dekolletiert zum Unteroffiziersball ginge, wie man es in den eigenen Kreisen für ganz selbstverständlich findet, daß selbst das junge Mädchen sich auf das Schamloseste entkleidet der männlichen Geilheit zur Schau stellt. Georg Hirth schreibt in seinem „Wege zur Kunst“ über diese Widersprüche sehr treffend:

Die Kunst, schöne Mädchen und Frauen in Gedanken zu entkleiden und zu genießen, lernt man namentlich bei Hof und anderen Bällen, wo für die weiblichen Teilnehmer die Entblössung der oberen Fleischpartien vorschriftsmässig ist. Es ist erstaunlich, wie rasch, wie anstandslos, ausnahmslos die Jungfrauen der besten Kreise sich mit dieser für uns Männer so aufregenden Exhibition befreunden. Dennoch würden sie die Nase rümpfen, wenn auch auf Unteroffiziers- und Dienstenbällen die Damen so tiefe Einblicke in ihren „Herzipopo“ gestatteten. So nämlich hörte ich eine Dreijährige einmal die Dekolletage ihrer Mama nennen, die sich vor dem Balle von ihren Kinderchen bewundern ließ. Wie würde man das arme Dienstmädchen auszanken, wenn es den Kindern ihren „Herzipopo“ zeigen wollte.

Daß man bei den Festen der Unbemittelten dem wirklichen Dekolleté tatsächlich auch nicht begegnet, hat natürlich eine andere Ursache als die, daß die besitzenden Klassen die Dekolletage als ein nur ihnen zustehendes Vorrecht ansehen. Danach allein würde sich nämlich keine einzige hübsche Frau der minder bemittelten Klassen scheren. Nein, man macht auf diesem Wege nur deshalb nicht mit, weil diese Moden stets einen sehr hohen Mindestgrad von Luxus in der Kleidung voraussetzen, wie ihn sich nur die Begüterten leisten können. Andererseits ist es, milde ausgedrückt, eine gedankenlose Behauptung, was heute so vielfach zur Entschuldigung der zunehmenden Lust an der Dekolle-



Die Krevettenfischerin  
226. Gemälde von Tommasi



— Tu me le remettras dans ma poche.

227. Bertall: Keine Tasche im Kleid

pikant, sich von möglichst vielen — und zwar von möglichst vielen zugleich! — begehrt und im Geiste genossen zu wissen, und zweitens steigert dies die Chancen des jeweils angestrebten Erfolges. Darin besteht „der erhabene Dienst“ der reinen Schönheit, den die Frau durch die Dekolletage treibt, daß sie auf diese Weise zu einem jeden Mann sagt: „Nicht wahr, das möchte dir so gefallen, wenn du die Gelegenheit hättest, noch mehr von den Herrlichkeiten zu sehen, über die ich gebiete?!“ —

Gegenüber der Dekolletage kann man nur insofern von einem Triumph der



223. Bertall: Balltoilette 1874

tage bei den Festen der Besitzenden ins Feld geführt wird: daß daran „ein wachsender Sinn für Schönheit und für die Achtung vor der Nacktheit“ zu erblicken sei. Dieser Sinn äußert sich höchstens in den geschmacksvolleren Formen des Dekolletierens. Im Prinzip aber dient die Dekolletage auch heute noch in erster Linie der erotischen Stimulanz der Männer, um diese, wie Hirth in dem eben angeführten Zitat sehr richtig andeutet, zu verleiten, die betreffenden Frauen in Gedanken völlig zu entkleiden und zu genießen. Die Masse der Frauen will durch die Dekolletage keine Feste der Schönheit feiern, sondern die Begierden der Männer mit den sichersten Mitteln erwecken. Es ist einerseits

Moralheuchelei reden, als sie allmählich ausschließlich auf festliche Gelegenheiten beschränkt wurde — bis in den Anfang der zwanziger Jahre begegnete man ihr hin und wieder auch noch im Straßenkostüm (Bild 190 u. 200) —, und indem sie wenigstens offiziell als ein „erhabener Dienst der — angeblich von Erotik freien — Schönheit“ definiert wird. Um so klassischer triumphtierte die Moralheuchelei in der Bluse, der jüngsten Errungenschaft der weiblichen Bekleidungstechnik. Diese sollte alles verhüllen und doch sehr viel zeigen. Und zwar nicht nur wie beim Oberkleid im allgemeinen die besondere plastische Form, die hinter ihr verborgen ist und die sie möglichst deutlich abprägt, sondern außerdem jene dutzend intimen Heimlichkeiten, auf die die Männer so neugierig sind und die ihre Begierde



aufs höchste aufstacheln. Das ist also in erster Linie die pikante Unterwäsche. Wie das geschickte Retroussé den spitzenbesetzten Jupon und hin und wieder selbst die Spitzen der Beinkleider neugierigen Blicken enthüllt, so sollte die Bluse die ebenso pikante Untertaille erkennen lassen. Sie sollte weiter das buntfarbige, bald schmale, bald breite Seidenband, mit dem die Untertaille meist zusammengezogen ist, durchschimmern lassen, sie sollte das feine Batisthemd, das eine Frau trägt, durch die noch leicht sichtbaren koketten Spitzen erraten lassen, und sie sollte schließlich auch das rosige Fleisch des Halses selbst zeigen. Alles dies und noch viel mehr war ihre Aufgabe. Und diese Probleme

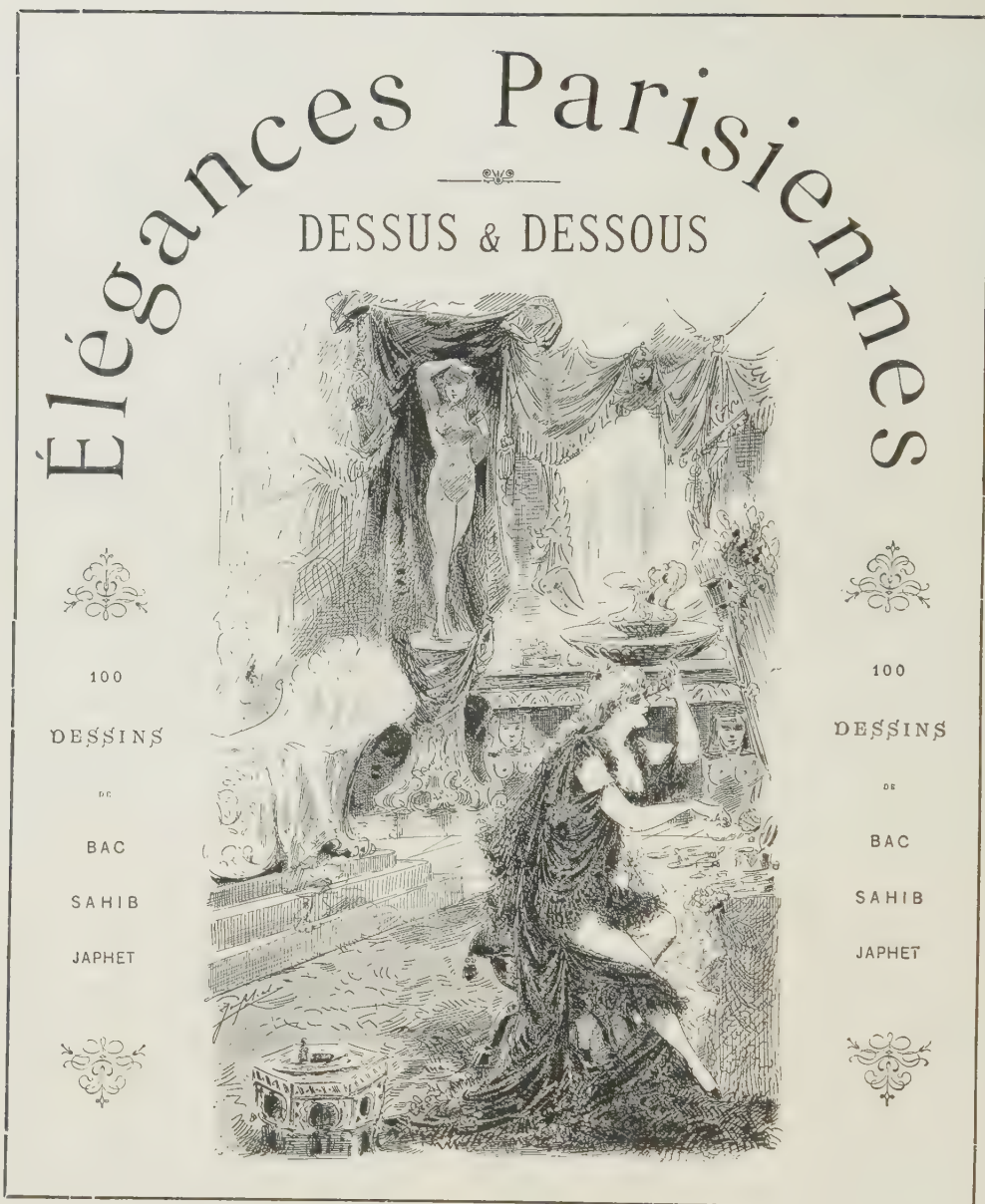


Décolleté am Gesellschaftskleid

229. Illustration aus den Fliegenden Blättern

wurden mehr als ein Jahrzehnt lang auf die mannigfachste Weise angestrebt, bis man endlich in der sogenannten „Bluse mit Oberlicht“ die beste Erfüllung dieses edlen Strebens erreichte. Sie ist die Lösung des Geheimnisses der Wirkung des Halbverhüllten, die bekanntlich ungleich stärker ist als die der wirklichen Nacktheit. Dieses Blusenideal bestand darin, daß man die sowieso häufig durchsichtige Bluse oben tief ausschnitt und diesen Ausschnitt mit einem stark durchbrochenen Einsatz versah, der alles sehen ließ, was dahinter verborgen war. Nun war wirklich alles erreicht, was hier zu erreichen war. Jetzt konnte der Mann alle die für ihn so interessanten und für die Frau so schmeichlerischen Feststellungen ganz ungestört machen. Und wie sehr der erstrebte Zweck jetzt erfüllt war, beweist nichts klarer als der andere Name, der diesem Blusenideal vom Volksmunde zuteil ward: Draufguckbluse. Die Männer hatten zwar hinfort nicht nur noch Blicke dafür, wohl aber vor allem die neugierigsten Blicke hiefür. Wie von einem unwiderstehlichen Magnet angezogen, waren die Blicke der Männer auf dieses pikant dekorierte Schaufenster gebannt; denn als nichts anderes präsentiert sich dieser Ausschnitt: Ein geschickt arrangiertes Schaufenster, das dafür sorgte, daß beim Manne kein Zweifel mehr obwalten konnte, daß eine Frau geschmackvolle Dessous trägt, daß sie etwas zu bieten hat, daß sie einen ausgebildeten Sinn für Pikanterie hat, usw. Wo einer Frau gar die Lust ankam, möglichst weit entgegenzukommen, brauchte sie sich beim Gespräch nur entsprechend vorzubeugen, und der Begünstigte genoß dann bequem die tiefsten Einblicke und die sichersten Aufschlüsse über die ihn interessierenden Punkte. Und diese reizenden Scherze konnte man sich täglich leisten und mit jedem beliebigen Manne, ohne sich dadurch das geringste zu vergeben. Mit anderen Worten: Man konnte sich dem Einzelnen gegenüber physisch völlig bloßstellen, ohne es der Gesamtheit gegenüber im geringsten zu tun. Und was das Wichtigste an der Sache ist: die betreffende Frau riskierte dabei obendrein nicht die kleinste Gefahr. Jeder Mann





230. Titelblatt des illustrierten Werkes „Elégances Parisiennes“

muß sich mit dem Schauen begnügen: die Draufguckbluse hat stets Rückenverschluß, also kann hier nicht einmal der gute Wille entgegenkommen. Aber das sind ja die Vorzüge des Schaufensters. Die Herrlichkeiten, die der Beschauer auf diese Weise zu sehen bekommt, machen nur begierig, nur hungrig, gerade darum aber schließlich auch — kauflustig. Das heißt: kauflustig aufs Ganze. Ein noch stolzerer Triumph der Moralheuchelei ist fürwahr nicht denkbar.

Die weiblichen Dessous. An nichts so sehr wie an den Dessous der Frau erkennt man die gewaltigen Unterschiede zwischen einst und heute im Sinnenleben; wie primitiv die Vergangenheit trotz allem und allem gegenüber der Gegenwart gewesen ist, oder wie entwickelt diese gegenüber der ersteren sich zeigt.

Der Zweck der Oberkleidung ist stets Verführung im allgemeinen, der der Dessous vor allem Verführung des Einzelnen und Stimulanz des begünstigten Mannes. Je tiefer man daher in die Untergründe der weiblichen Kleidung eindringt, um so komplizierter und zugleich die Sinne berauschender wird diese: Spitzen, Stickerien, Bänder, Schleifen, duftige Batiste, raffinierte Farbenkontraste usw. Es steckt natürlich ein sehr tiefer Sinn in alledem. Denn solche ungeheuerlichen Resultate an Phantasie, wie sie der Wäscheschrank einer mondänen Dame oder überhaupt jede Auslage eines Korsettgeschäftes oder eines Geschäftes für Damenwäsche offenbart, können nie bloß einer im letzten Grunde spielerischen Laune und nebensächlichen Tendenz entspringen. Es ist in der Tat eine der wichtigsten Lösungen der der Frau von der Natur zugewiesenen Aufgabe: sich bei ihren Werbungen durchaus passiv gegenüber dem Mann zu verhalten, und ihn doch aufs raffinierteste zu verführen und vor allem immer von neuem unwiderstehlich in ihren Bann zu zwingen.

Der geistreiche Oskar Panizza hat diesem Problem einmal eine längere Untersuchung in seinen „Züricher Diskussionen“ gewidmet. Er kommt dabei zu dem Schluß: dadurch, daß die weibliche Unterkleidung je mehr sie sich dem Körper nähere, immer heller werde und schließlich nur in Weiß bestehe, markiere die Frau ihre spezifisch hellere Hautfarbe gegenüber der dunkleren des Mannes. Dieses Weiß aber wirke besonders stimulierend auf die Geschlechtszentren des Mannes, und darum rufe jede Frau auf die verschiedenste Art dem Manne zu: ich bin weiß, ich bin weiß!

Dieses „Ich bin weiß“, das die Frau besonders mit Hilfe der Dessous dem Manne zuruft, ist aber nur der letzte Untergrund. Es erklärt uns gewiß zu einem großen Teil, warum die Erzeugnisse der Damenwäsheindustrie, die früher fast ausschließlich nur für die oberen Gesellschaftskreise bestimmt waren, heute in gewissem Sinne dem Gebrauche der Allgemeinheit dienen. Daß aber bei einer Frau, „die etwas auf sich hält“, heute gar kein Stück



231. Die Wirkung des Korsetts



Elegantes Morgenkleid

232. Zeichnung von Klie

feiern, denn diese sind doch kein Bestandteil der öffentlichen Sittlichkeit. Also nahm man hier alle verfügbare Phantasie zu Hilfe. Hier kann man außerdem alles das ausgleichen, was die Moralheuchelei im öffentlichen Gebaren zurückdrängt und unterdrückt. Eine „verständige Frau“ braucht nur ein klein wenig ihr Kleidchen zu lüften, um überzeugend an den Tag zu bringen, „daß sie gar



„Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort —  
Zum Eh'versprechen reis' ich ihn schon fort.“

Negligé

233. Zeichnung von Klie

ihrer Unterkleidung ausschließlich hygienischen Zwecken dient, sondern mindestens außerdem erotisch-stimulierenden, wenn nicht gar diesen allein, daß weiter die elegante Dame von heute sich im Winter hinsichtlich ihrer Dessous häufig genau so duftig kleidet wie im Sommer, trotz der Gefahren, denen ihre Gesundheit dadurch ausgesetzt ist, — das hat natürlich noch seine ganz besonderen Ursachen. Die wichtigste dieser Ursachen ist zweifellos der ewige Konkurrenzkampf um den Mann. Jede Frau ist heute mehr als je gezwungen, den Mann, der einmal angebissen hat, auf das sicherste in ihre Netze zu zwingen; und zwar immer von neuem, wenn sie nicht ihres einmal errungenen Erfolges wieder verlustig gehen will. Daß dieses Ziel gewiß auch im Oberkleid in raffinierter Weise angestrebt wird, ist hinreichend deutlich gezeigt worden. Aber im Oberkleid kann die Frau bei allem Raffinement ihre Absichten doch immer nur verschleiert ausdrücken. Ganz anders vermag sie bei den Unterkleidern zu verfahren: hier kann sie ungehemmt wahre Orgien der Verführung

feiern, denn diese sind doch kein Bestandteil der öffentlichen Sittlichkeit. Also nahm man hier alle verfügbare Phantasie zu Hilfe. Hier kann man außerdem alles das ausgleichen, was die Moralheuchelei im öffentlichen Gebaren zurückdrängt und unterdrückt. Eine „verständige Frau“ braucht nur ein klein wenig ihr Kleidchen zu lüften, um überzeugend an den Tag zu bringen, „daß sie gar nicht so ist“, daß ihr wahres Wesen absolut nicht in der philisterhaften Langeweile oder in der pruden Unnahbarkeit besteht. Natürlich ist es wiederum nichts anderes als die logische Ergänzung der Moralheuchelei, wenn von der großen Mehrzahl der Frauen angesichts der unter jedem Kleid verborgenen schwelgerischen Pracht ihrer Dessous gesagt werden kann, sie sind „tousjours armée pour la grande bataille“.

Die zweite wichtige Ursache, die zu dem so ungeheuren Luxus in den weiblichen Dessous führte, ist in der allgemeinen Steigerung des Genußlebens zu suchen: Der Mann verlangt von den erotischen Vergnügungen das höchste, also soll die Frau in der entsprechenden Situation vom Hals abwärts und von den Knöcheln aufwärts eine einzige via triumphalis für seine Begierden sein. Daß die Frauen in ihrer großen Mehrzahl die begeisterten Vollstreckerinnen



dieser Wünsche sind, ist schon deshalb kein Wunder, weil sie dadurch doch auch ihr eigenes Genußleben erheblich steigern.

Schließlich war und ist bei diesen duftigen Zauberkünsten aber auch noch eine durchaus edle Tendenz mit am Werke. Nämlich der Drang, die Formen des Liebesgenusses zu verfeinern und darum ästhetischer zu gestalten. Es mag ja die Heuchler und die Prüden im Lande mit Entsetzen erfüllen, aber es ist erfreulicherweise trotz alledem so: die hohe und echte Liebe gedeiht nicht nur in mißfarbenen Strümpfen, unförmlichen Flanellhosen und praktischen Normalhemden, sondern auch in duftigen Batisthemden, pikanten Höschen und straff sich anschmiegenden Strümpfen. Der Liebe höchster Zweck ist das Zeugen, aber der Liebe niederste Erfüllung ist: im Akte des Zeugens ihren einzigen Zweck zu suchen. Die Erotik ist eben stets auch Selbstzweck. In diesem Selbstzweck ein wahres Paradies köstlicher und dauernder physischer Genüsse sich gegenseitig zu schaffen, ist das volle Recht zweier Liebender. Um dies zu erreichen, ist die ästhetische Einkleidung des Körpers in den weitaus meisten Fällen eine unerläßliche Voraussetzung. —



234. Ballhemd

Also: alles, was ins weite Gebiet der weiblichen Dessous gehört, Strümpfe, Strumpfbänder, Jupons, Korsett, Beinkleid, Hemd — alles ist einzig von der Wollust geformt und gefärbt worden. Diesen Rausch der Formen und Farben hier im Detail zu schildern, ist natürlich unmöglich, einige allgemeine Ausführungen und einige besonders charakteristische Proben müssen genügen.

Selbstverständlich wird man im allgemeinen den Schuh nicht zu den Dessous zählen; wie raffiniert mitunter aber auch der Frauenstiefel in dieser Richtung von der erotisch arbeitenden Phantasie ausgestaltet wird, belegt der folgende kurze Modebericht über die zeitweilige Mode der hohen Schaftstiefel bei den Frauen vor einigen Jahren. Es heißt:

Bei Regenwetter tauchen als Pioniere der neuen Mode vereinzelt bereits Damen auf der Strasse auf, die mit bis zum Knie reichenden Stiefeln angetan sind. Die neue Fussbekleidung gestattet ihnen, ohne Verletzung des Schamgefühls die Kleider bis zum Knie aufzuschürzen. Denn was man zu sehen bekommt, ist nicht mehr als ein ehrbarer Schaftstiefel, ein Stiefel freilich eigener Art. Er präsentiert sich als eleganter Schuh mit angesetztem, aus einem Stück feinen Glaceleders gefertigten Schaft, der das Bein fest umschliessend, seine Linien scharf abzeichnet. Oben am Knie fällt über den Stiefelschaft ein duftiges Gewirr von Schleifen und Bändern aus schwarzer und goldfarbiger Seide.



235. Elegantes Brauthemd und -Hose

Ein direkter Bestandteil der weiblichen Dessous ist natürlich der Strumpf. Und



Prunkhemd einer eleganten  
Demimondäne

236. Illustration von L. Vallet  
Aus der Zeitschrift  
„La vie parisienne“, 1890

dieser hat auch zu allen Zeiten eine ganz außerordentliche Rolle unter den kleidungstechnischen Verführungsmitteln der Frau gespielt (s. Galante Zeit S. 200 u. flg.). Die im 19. Jahrhundert am längsten beliebt gewesene Farbe war Weiß. In dem sexualphysiologischen Wörterbuch „Eros“, erschienen 1820, heißt es über die vorteilhafte Wirkung eines weißen Strumpfes:

Ein feiner, weisser Strumpf, der vermöge seiner Elastizität die Wade und den Fuss so genau umschliesst, dass die schöne üppig schwellende Form dieser Teile in sanfter Rundung sich ausspricht, ist am besten geeignet, auf das Auge und so weiter einen sehr angenehmen, ja sogar bisweilen bezaubernden Eindruck zu machen. Dunkle und schlotternde Strümpfe bewirken gerade das Gegenteil.

Heute ist man, wenigstens was die Wirkung der dunklen Farben anbetrifft, wesentlich anderer Meinung. Man hat die große Bedeutung der Kontrastwirkung erkannt. Und außerdem hat man die verschiedenartige Wirkung bunter Farben, Blau, Rosa, Rot, Braun usw. auf die Steigerung oder Reduktion bestimmter Linien längst begriffen und nützt sie deshalb tagtäglich auf das wirkungsvollste aus. Wie man mit Hilfe des Strumpfes das Bein weißeln kann, weiß jede erfahrene Frau (Bild 10, 12, 61, 95, 236, 237, 248). Die größte Rolle spielte der Strumpf in der Revolutionsmode, weil er hier nicht nur neben dem Hemd — soferne nicht auch dieses noch fehlte — die einzige Unterkleidung der Frau bildete, sondern außerdem meist bis zum Knie sichtbar war.

Um das nackte Fleisch im Strumpf in dieser Zeit vorzutäuschen, wurde er stets fleischfarben getragen (Bild 19, 33, 34, 180, 181, 185 u. 195).

Den Strumpf straff zu erhalten, die wichtigste Voraussetzung seiner erregenden Wirkung auf den Mann, hat zum Strumpfband geführt. Mit einem eleganten Strumpfband zu kokettieren, war daher viele Jahrzehnte lang einer der Hauptstrümpfe der weiblichen Koketterie. Durch ein geschicktes Retroussé verstand man es bei zahllosen Gelegenheiten für einen Moment den Blicken sichtbar zu machen. Der moderne Strumpfhalter, der die straffste Form des Strumpfes ermöglicht, hat die verführerische Macht des teils über teils unter dem Knie um das Bein gelegten Strumpfbandes wohl für alle Zeiten gebrochen. (Bild 12, 27, 48, 61, 112, 118, 119, 185, 189, 197, 198, 236, 237, 248, 250–252. Beilage „Cancan.“)

Noch größer als die Rolle des Strumpfes war und ist die des Unterrockes, oder des Jupon, wie sein eleganter Name lautet. Der Unterrock ist sozusagen das große Geschütz der weiblichen Verführungskunst. Seine nicht selten prachtvollen Farbenkontraste sollen wie berauschende Gluten auf die Sinne wirken, sein pikantes Knistern und Rascheln soll neugierig machen, sein Spitzen- und Falten- gewoge, aus dem jäh ein Stück des Strumpfes auftaucht, soll undefinierbare





## Der Spiegel

Farbige Radierung von Maurin. 1900





Ahnungen entzünden, sein leichtes Retroussé Hoffnungen erwecken, usw. Mit den Reizen des Jupons kann man auch am ungeniertesten kokettieren und agitieren, denn man muß ihn ja bei unserem heutigen Verkehr ständig zeigen. Der Unterrock soll gleichsam die erste Station auf dem Wege zum Paradies sein, bis zu der aber gewissermaßen alle Welt mitreisen darf. Entsprechend der typischen Hauptform der weiblichen Bekleidung hat der Jupon naturgemäß schon zu allen Zeiten eine wichtige Rolle in der weiblichen Unterkleidung gespielt. Abgesehen von der Revolutions- und Empiremode, aus der er ausgeschaltet war. Dann aber wurde er sofort wieder zu neuen Ehren erhoben, und je mehr der Kultus des Retroussé zunahm, um so pikanter gestaltete man seine Wirkungen. Die ungeheure Rolle, die er in der weiblichen Kleidung im ganzen 19. Jahrhundert spielte, daß heute die einfachste Arbeiterin auf einen hübschen Unterrock erpicht ist, und daß die vornehmen Damen wahre Wunderwerke an Pracht tragen und ständig damit wechseln, beweist klar, daß sein praktischer Zweck weit hinter seiner erotischen Reizwirkung zurücksteht, d. h.: es beweist, welche erfolgreiche Bedeutung die Frau dem Retroussé zuschiebt, daß dies eine der wichtigsten Zahlen in ihrer Kalkulation ist, den Mann zu ködern (Bild 10, 30, 62, 71, 72, 81, 85, 96, 199, 204, 206, 214, 216, 226, 240–247) . . .

Schuhe, Strümpfe, Jupon sind jene Teile der weiblichen Unterkleidung, mit deren Wirkung die Frau, wie gesagt, auf alle Welt zugleich spekuliert. Es bleiben noch: Korsett, Beinkleider und Hemd, die nur für die individuelle Werbung und Verführung in Frage kommen; sozusagen die Waffen der Frau für den weiblichen Nah- und Einzelkampf. Und so ist hier alles ein einziger Hymnus der Grazie, der sich bis zum Rausch steigert. Alles ist hier in Duft und Charme aufgelöst. Von wahren Spitzenwundern sind Busen und Knie, die beiden Pole des durch sie bekleideten weiblichen Körpers, umhaucht. Hinter durchsichtigem Batist schimmert das nackte Fleisch rosig hindurch, die duftige Weichheit des schmiegsamen Stoffes zeichnet verführerisch selbst die delikatesten Linien und Konturen des weiblichen Körpers nach. Und alles dies ist, wie schon oben gesagt,

Fuchs, Sittengeschichte . . .



Das Strumpfband

237. Gemälde von D. Sujalca

29

meist auf den einzigen Farbenakkord Weiß eingestellt. Dieser einzige Akkord ist aber nichts weniger als monoton, denn er weist zahlreiche raffinierte Nuancen auf, und die besondere Wirkung einer jeden wird obendrein durch pikante andersfarbige Bänder und Rüschen zu ihrer höchsten Leuchtkraft gesteigert. Auf diese Weise wird jede Frau zu einem einzigen erotischen Gedicht voll flammender Glut gewandelt. Und dieses Gedicht, ob es nun pompös oder diskret, stolz, bewußt oder schlicht dem Manne entgegenstrebt, verkündet stets das eine, und obendrein nur dieses: In diesen Fluten unterzutauchen, ist die höchste Wonne, die das Erdenglück dem Manne bescheren kann.

Es ist geradezu komisch, diesen duftigen Wundern gegenüber auch an den praktischen Zweck dieser Bekleidungsstücke zu denken. Gewiß ist dieser im Korsett vorhanden, für das die vornehme Dame gerne Hunderte von Mark ausgibt, wenn es jene Linien äußerlich vortäuscht, nach denen seine Trägerin strebt. Aber wenn dieser praktische Zweck beim Korsett die Hauptrolle spielt und durch

dessen kokett-verführernde Ausstattung nur verhüllt wird, so wird gegenüber Hemd und Beinkleid fast gänzlich auf das Praktische verzichtet, jedenfalls dem Erotischen weit hintenan gesetzt. Diese beiden Kleidungsstücke sind tatsächlich im letzten Grunde nur wolüstige Dekorationen des Körpers. Beim Hemd verzichtet man meist nicht nur auf die Ärmel, sondern läßt es außerdem beim Gesellschaftskleid so tief wie nur möglich herabgehen, um ja die reale Plastik des Busens nicht zu beeinträchtigen (Bild 234). Ähnliches gilt von den Beinkleidern, die immer höher hinaufrückten und bei einer eleganten Dame heute niemals unter das Knie reichen, höchstens die duftigen Spitzen dürfen noch darüber herunterfallen. Damit schaltete freilich auch ihre Rolle im Dienste des



238. Bei der Toilette. Zeichnung von Aubrey Beardsley



Retroussé aus, die früher ebenfalls keine geringe war. Die weiblichen Beinkleider sind übrigens erst seit der Zeit der Krinoline eine allgemeine Errungenschaft. Damals mußten infolge der weitabstehenden Röcke unbedingt alle Frauen Beinkleider tragen, und diese waren aus dem gleichen Grunde auch in häufigerem und stärkerem Grade sichtbar (Bild 216, 222). Gewiß trug man auch schon früher Beinkleider, aber ungleich seltener, und selbst die elegante Dame verzichtete häufig darauf (Bild 61 und Beilage „Für deine Mühe bekommst du zwei Küsse“). Hier mag übrigens eingeschaltet sein, daß das Beinkleid mehrfach auch im Dienste der ostentativen Moralheuchelei stand, indem man es dann nahezu bis zu den Knöcheln herabgehen ließ (Bild 190). Von einem eigentlichen Erwärmungszweck oder Kälteschutz bei dem Hemd und Beinkleid der Dame kann unter diesen Umständen natürlich kaum die Rede sein, was freilich nicht hindert, daß die Frauen einen solchen ebenso beharrlich behaupten. Erst wenn die Frau älter wird und gänzlich auf die erotischen Freuden verzichtet, wird sie der Vernunft mehr zugänglich, und ihre Unterkleidung erfüllt den eigentlichen Zweck der Wärmehaltung (Bild 63, 64, 86–90, 111, 113, 116, 119, 122, 135, 136, 203, 204, 206, 224, 230–236, 239, 248, 250–252 und Beilage „Der Spiegel“).



Nachthemd  
einer eleganten Dame  
239. Zeichnung von Bac

Wenn die weiblichen Dessous auch nicht so stark der Mode unterworfen sind wie die sichtbaren Kleidungsstücke der Frauenwelt, so werden sie doch mehr oder weniger von der jeweiligen Mode beeinflusst. Die immer stärker sich ausprägende Tendenz, „sich in den Kleidern nackt zu zeigen“, und ebenso die dekadente Abneigung gegen irgendwie üppige Formen haben dies wohl am meisten getan. Das erste war, wie schon in dem betreffenden Abschnitt gesagt ist, daß der Unterrock völlig ausgeschaltet wurde. Bei Hemd und Beinkleidern, die man nicht ausschalten konnte, bevorzugte man andererseits die dünnsten Stoffe, und solche Formen, die möglichst wenig auftragen; heute trägt jede Dame von Geschmack immer nur sogenannte Direktoirehöschen. Weiter wurden statt der einzelnen Teile der Wäsche die verschiedensten Kombinationen zusammengestellt: die Hemdhose, die Rockhose und dergleichen. Alle diese Zusammenstellungen geschahen selbstverständlich stets nach den Gesetzen der intimsten erotischen Pikanterie. Denn der Verzicht auf den Unterrock hieß natürlich nicht, auch auf dessen Reizungen völlig zu verzichten, sondern diese mit Hilfe der Beinkleider



240—247. Eine Berliner Schauspielerin in einer A

ebenfalls zu erreichen. Und dies gelang auch vollständig, denn solches ist ja auch viel wichtiger als etwa die Entdeckung des Nordpols, und darum widmeten sich dieser hehren Aufgabe auch alsbald Tausende von geschäftskundigen Gehirnen. Der folgende pariser Modebericht vom Jahre 1906 orientiert deutlich über dies Bestreben und seine Erfolge:

Die Tage des „Froufrou“ sind gezählt, das zarte Rauschen des spitzenbesetzten Röckchens das die elegante Pariserin so graziös und anmutsvoll unter dem mit elegantem Handgriff gerafften Kleide hervorlugen zu lassen weiss, ist im Verklingen. Die Entwicklungsgeschichte der Mode, die seit den letzten Tagen der Krinoline mit kleinen Schwankungen dem Ziele zustrebt, die Frauenkleidung immer mehr den Körperformen anzupassen, hat vor den Seidendessous nicht halt gemacht. In Paris bereitet sich die Revolution vor: der Unterrock verschwindet. Seit Jahren hatten gewisse Anzeichen auf dies grosse Ereigniss vorbereitet. Eine immer stärkere Verminderung der Unterröcke hatte sich bemerkbar gemacht, und während das Ideal der weiblichen Biedermeierkleidung fünf bis sechs solcher Röckchen zuließ, gilt heute schon das Tragen mehrerer Jupons als veraltet und bäuerisch. Dass die auf immer schlankere Körperformen ausgehende Mode auch dabei nicht stehen bleiben würde, war zu erwarten. Nun schieben die eleganten Damen resolut den reizenden Jupon beiseite und greifen zu kokett garnierten seidenen „Culottes“, die, den Körperlinien folgend, die Reize der enganliegenden Robe vollenden. In den Pariser Ateliers arbeiten Erfindungsgeist und tausend geschickte Hände daran, um mit den Culottes all jenen zarten Schmuck zu verschmelzen, der dem Jupon seine intimen Triumphe eingetragen. Die kostbaren Spitzen gehen auf die Culottes über, und Hunderte von Francs werden bereits für die neue Unterkleidung angelegt.

Diese neueste Errungenschaft harrt aber naturgemäß bereits der nächsten, die sie wieder weiter führt und ablöst, denn so wollen es die Gesetze der Mode. —

Eine sichtbare Kontrolle dafür, daß es sich in diesen hier aufgeführten, erotisch stimulierenden und verführenden Absichten der weiblichen Dessous nicht bloß um willkürliche Ableitungen handelt, sondern um offen zugegebene Tatsachen, bieten neben den Modeartikeln und den Berichten aus der eleganten Welt (Bild 116 und 248 und Beilage „Studien über die Dekolletage“) in erster und drastischster Weise die zeichnenden Künste während des gesamten 19. Jahrhunderts. Die delikaten Dessous vor den Augen der Beschauer zu enthüllen, ist ein ununterbrochenes Bestreben aller irgendwie galanten Zeichner und Maler, von den klassisch sich gebärdenden Illustratoren des ersten Empire bis herauf zu einem Guillaume





Aus einer Ansichtskartenserie von G. Gerlach & Cie., Berlin

(Bild 10, 119, 199). Alle zeigen sie mit Vorliebe die Frau in irgend einer pikanten Situation: im Unterrock, im Korsett, in den Beinkleidern oder im Hemd. Und es ist ein stetiges Fortschreiten, ein immer raffinierteres Ausgestalten. Wir erkennen daran zugleich, wie jede Zeit einem besonderen Kultus in diesen Intimitäten fröhnt. Die heimlich lüsterne Biedermeiermoral entdeckt die Pikanterie des Strumpfes und die der Frau im Unterrock. Wenn eine Schöne in dieser Zeit zufällig überrascht wird, ist sie stets im Unterrock. Das zweite Kaiserreich entdeckt, weil es das pompöse liebt, daneben den besonderen Reiz des Korsetts und schwelgt darum auch in diesem. Das ausgehende 19. Jahrhundert entdeckt endlich den Reiz der Beinkleider und kennt darin kein Ende und keine Grenze. Das ist nach ihm die pikanteste Situation, in der man sich eine hübsche Frau vorstellen kann. Wenn die galanten Zeichner die Frau auf der Straße darstellen, erfinden sie hundert glücklich-unglückliche Zufälle, durch die deren Dessous sichtbar werden, und natürlich stets in recht pikanter Weise. Es sind die alten und ewig gleichen Mittel: Windstöße treiben die Oberkleider empor, eine Dame muß eine gefährliche Passage überqueren und ist darum angeblich gezwungen, ohne Rücksicht auf den Anstand die Röcke überaus hoch zu raffern; hübsche Frauen kommen beim Reiten, beim Fahren oder mit dem Veloziped zu Fall, und jedesmal hat alle Welt Gelegenheit, möglichst viel von den pikanten Spitzen und Farbenwundern ungeniert zu sehen und zu bestaunen . . . So geht es weiter, immer im selben Wirbel. Die endlose Zahl der folgenden Belege beweist dies. Man vergleiche: Bild 1, 9, 10, 12, 13, 27, 30, 32–34, 46, 55, 56, 61–64, 71, 72, 75, 79, 81–90, 95, 96, 100, 102, 103, 105, 106, 108, 109, 111–113, 116–119, 122, 125, 126, 129, 135, 136, 155, 166, 172–175, 199, 203, 204, 206, 222, 226 usw.

Einen nicht weniger drastischen Beweis für den von aller Welt begehrten Anblick schöner Dessous liefert das Theater. Und zwar vor allem in den vor dreißig Jahren aufgekommenen und seither immer wieder auftauchenden Entkleidungszenen auf offener Bühne. Zahlreiche Theaterstücke und Revuen hatten und haben gar keinen anderen Zweck, als einen wirkungsvollen Rahmen dafür zu bieten,



daß eine elegante und schöne Dame sich öffentlich auskleidet, sei es, um sich vor dem Publikum ins Bett zu legen, oder überhaupt in pikantester Weise intim Toilette zu machen. Auf diese Weise kann man der Reihe nach alle Intimitäten der weiblichen Dessous genießen, bis zu den letzten. Jahrelang herrschte ein wahrer Fanatismus in solchen Entkleidungsszenen, so daß speziell im Zirkus und beim Varieté die kühnsten Möglichkeiten ausgeklügelt wurden. Eine Salondame besteigt das ungesattelte Pferd, und während das Pferd im Galopp die Bahn umkreist, entkleidet sie sich Stück für Stück, bis endlich nur noch das Trikot übrig bleibt. Denselben Trick machen die Trapezkünstlerin, die Seiltänzerin usw. Und das Publikum beweist jahrelang durch volle Häuser und frenetischen Beifall, daß sein Geschmack damit getroffen ist (Bild 240—247 u. 249).

\* \* \*

Die Modereform. Gegen jede Mode ist zu allen Zeiten auch ein prinzipieller Kampf geführt worden. Und am prinzipiellsten geschah dies zweifellos im 19. Jahrhundert und gegenüber der Frauenmode. Die Angriffe wurden begründet mit den Gesetzen der Schönheit, mit den offensichtlichen unsittlichen Tendenzen der sämtlichen weiblichen Moden und vor allem mit der Tatsache, daß die allermeisten Moden gesundheitsschädlich auf den Körper der Frau einwirken. Wenn man die Gründe der prinzipiellen Modekritiker auf ihre Richtigkeit prüft, so muß man ohne weiteres zugeben, daß sie in ihrer Mehrzahl unbedingt stichhaltig sind. Zwingendere Beweise als die, die gegen die moralische, physische und ästhetische Unnatur aller Moden erhoben wurden und täglich noch erhoben werden, gibt es nicht, das Verdammungsurteil gegen die Mode ist das best begründetste Urteil aller Zeiten. Und dennoch verhalten alle diese Gründe wirkungslos bei der großen Masse der Frauen, so daß bis jetzt alle nach wahrer Ästhetik und wirklicher Vernunft in der Kleidung strebenden Modereformer konsequent Fiasko gemacht haben. Diesem scheinbar ungeheuerlichen Widerspruch stehen die meisten Modereformer hilflos und ratlos gegenüber, und sie vermögen ihn meistens nur aus der angeblich angeborenen und unbezwinglichen Unvernunft des weiblichen Geschlechts zu erklären.

Aber diese Unvernunft liegt im Gegenteil in den Reformern, indem diese wohl die eine Seite der Sache kapiert haben, nicht aber den Weg zur anderen zu finden vermögen. Mit anderen Worten: es entgeht ihnen, was zufällig die Hauptsache ist, und was alle heimliche und offene Unmoral einer Kleidung, alle Last und alle Qual der Mode willig mit in Kauf nehmen läßt, nämlich die tiefe, tiefe Vernunft, die in der sogenannten ewigen weiblichen Unvernunft steckt: die Logik des zwar nicht idealen, aber eben unausschaltbaren Konkurrenzkampfes um den Mann. Es entgeht ihnen weiter, daß aus den gleichen Gründen die Modefrage ein absolut untrennbarer Bestandteil der großen sozialen Frage ist, und daß man darum hier so wenig wie wo anders das Resultat radikal überwinden kann, solange die Ursachen bestehen bleiben.

Weil aber den prinzipiellen Modekritikern, die in der Güte ihres Herzens



## Die Strümpfe, und wie man sich ihrer bedient

248. Studien über die Toilette. Aus „La vie parisienne“



die Frau zur Vernunft bekehren möchten, alles das entgangen ist, darum sind sie stets wie alle Utopisten verfahren. Sie haben immer von neuem aus der Tiefe ihres harmlosen Gemütes die „besseren“ Lösungen konstruiert.

Zu den frühesten Reformbestrebungen gegenüber dem Frauenkleid zählt die praktische Agitation einer Frau Marie Jones in Neuyork in den sechziger Jahren. Diese Dame konstruierte eine nach ihrer Ansicht vernunftgemäße Tracht, in der zugleich auf alle erotischen Spekulationen verzichtet war. Diese Tracht trug sie auch selbst; Bild 225 orientiert uns über deren Hauptformen. Aus einem Vortrag, den Frau Jones sowohl über ihre Absichten, als auch über die negativen Erfolge ihrer Agitation in Neuyork hielt, erfährt man zugleich, welchen Leiden damals noch alle jene ausgesetzt waren, die eigene und nach ihrer Meinung vernünftige Wege in der Mode wandeln wollten. Es heißt dort:

Wie kleidsam, nett und geschmackvoll Ihre Kleidung auch sein mag, wie ruhig, bescheiden und sittsam Sie Ihrem Geschäfte auch nachgehen mögen, so werden Sie doch von gewöhnlichen Leuten, wie sie allenthalben an Straßenecken und vor Bierhäusern sich aufhalten, in einer Weise angestarrt werden, daß Ihnen jeder Tropfen Blut kalt durch die Adern rinnt, und Sie werden so ordinäre und gemeine Bemerkungen zu hören bekommen, daß Sie vor Scham unter die Erde sinken möchten! Verlorene Frauen, mit ihren schmutzigen Fingern auf Sie deutend, werden Ihnen folgen; ihr lautes ungezogenes Lachen durchdringt den Straßenumult und veranlaßt die Vorübergehenden, sich umzuwenden und auf Sie zu blicken, als wenn Sie weit unter diesen Weibern ständen. Argwohn wird sich an Ihre Schritte heften und Sie überall hin verfolgen. Die Gesellschaft wird Sie mit kühlem Auge messen und ihre Türen vor Ihnen verschließen: betrunkene Männer werden Sie am hellen Tage insultieren; fein sein wollende Damen werden Ihnen im Vorübergehen ausweichen, als wenn Ihre Berührung sie beschmutzen könnte; Polizeibeamte werden Ihnen in einiger Entfernung folgen und Sie mit Luchsaugen überwachen, während die liebe Jugend an den Straßenecken — aber hier fehlen mir die Worte! Ich glaubte nicht eher an die gänzliche Verderbtheit, bis ich das Reformkleid in New-York trug; ich muß bekennen, ich habe solche verworfene kleine Teufelchen in der Gestalt von Kindern gesehen, daß ich nun gern Alles glaube. Sie werden sie an jeder Straßenecke treffen; schreiend, frohlockend und kreischend werden sie Ihnen folgen und alle Arten von Reden führen und allerhand Faxen machen; durch ihren höllischen Lärm rufen sie die Leute an Türen und Fenster; heute bewerfen sie Sie mit Schneebällen, morgen mit Apfelmörsen; jetzt zupfen sie Sie hinten am Kleide und rennen im Nu wieder zurück, bevor Sie noch Stellung nehmen können, und geben Ihnen jeden erdenklichen Beinamen, den ihr geschäftiges kleines Gehirn nur ausfindig machen kann; und wenn Sie in Ihrer Verzweiflung in einen Laden treten und sich in der Hoffnung, die Bande los zu werden, dort einige Zeit verweilen, so werden sie mit offenem Munde an die Tür stehen bis Sie herauskommen, und dann ihr Gekläff von Neuem beginnen! Sehr häufig war ich genötigt



Madame Sanaret. Die Dessous auf der Bühne

249. Photographie nach der Natur







## Studien über die Dekolletage





Die viereckige Korsage. Appetitlich und provokierend, läßt sie alles sehen, ohne etwas zu zeigen. Sie ist selten ehrlich, und reichlich sich dadurch aus, daß sie an das Vorhandensein des Nichtvorhandenen glauben macht, dadurch hat sie schon manche bittere Enttäuschung verursacht. Der viereckig ausgeschnittenen Korsage muß man also absolut mißtrauen, denn um sie vorteilhaft zu tragen, ist es nicht nötig, eine schöne Brust zu haben, wenn man sich ihrer nur zu bedienen weiß. Durch eine geschickte Schöpfung erreicht man selbst dann zwei schöne Halbkugeln, wenn es die Natur verweigert, hat diese genügend zu entwickeln. Und nichts ist so leicht, als zwei runde Hüften zu bekommen, indem man die Brust mit Crepe oder Spitzen bedeckt und umschmeichelt v. einem Blumenstrauß, der sich auf ihnen mit Wollust auszurufen scheint. Eine kluge Frau kann erstaunliche Erfolge mit dieser Korsage erzielen, besonders wenn sie selbst an Arme hat, sie kann dann auf die Arme verzichten und sich mit einer pikanten Schleiße auf der Höhe der Schultern begnügen.

Die Dekolletage im Empire-Stil. Weder rund noch eckig, weder lang noch spitz, aber auf alle Fälle im höchsten Grade indolent. Sie wird nur von der Naiven angewandt, die noch gar keine Erfahrung hat, oder von der Unsicheren, die, entschlossen ist, vor keiner Kühnheit zurückzuschrecken.

Die Mageren tragen stets vorne ein Blumenarrangement. Das ist elegant, aber man kann sich das nur erlauben, wenn man mehr als schlank ist. Daher würden alle diese Damen gerne eine natürlichere, wenn auch weniger elegante Garnitur vorziehen.

Wer eine tadellose Blüte hat (was sehr selten ist) neigt sich mit Vorliebe bei jeder passenden Gelegenheit nach vorne, um zu veranlassen, daß die Korsage möglichst weit auseinander klafft. Niemand beklagt sich darüber.

Die Dekolletage von 1830. Unscheinbar, ehrsam und philistinisches. Sie entstellt die schönsten Schultern und gibt einem Mädchen von 20 Jahren das Aussehen eines alten Weibes.

Wer ein pikant wirkendes Muttermal hat, läßt es auf jeden Fall sehen. Eine Frau würde aber ein Loch in der Korsage anbringen als auf seine Wirkung verzichten. Da man ein solches Mal nicht hinaufdrücken kann, so geht man mit dem Ausschnitt eben tiefer herunter.

Die Frauen mit tadellosen Brüsten, die keinen einseitigen Schwachen Punkt zu verbergen haben, tragen die Korsage auch sehr tief nach der Seite ausgeschnitten. Die Schlichterinnen und Delikatessen tragen sie höchstens bis zur Mitte aufgeschnitten und benutzen sie teils als Schutz, teils als Stütze. Die jungen Frauen besaßen sie der Teufel weiß wo. Die reifen Frauen lassen sie bis unter die Achseln gehen, um die Hänzeln zu verbergen, die hier noch auffälliger als am Auge sind. Rückwärts arrangiert man eine Schleiße, in der man irgendeinen Edelstein anbringt.

Die Dekolletage en ... Lange und viel ge ... und gleichwohl sehr ... Sie rückt geradezu ... in der Wert vorhandene ... us Licht, d. h. man ... Vorzüge haben, wenn ... trägt, denn sie ist un ... herzig. Sehr niedrig ... den Schultern, nur wenig ... der Seite ansteigend, um ... auf tiefe herabzu ... hat sie für niemanden ... minisse. Daher darf ma ... ch nur verführerische ... maise zu verhüten. An ... naten. Mit dieser Korsage ... ndet sich viel Unvorher ... enes. Die geringste Be ... ng genügt, um die rosige ... die den Armauszu ... eichnet, sichtbar zu ... en, oder erlaubt es, sich ... nnehmen und kontrakt ... . Faststellungen der ... er auszuheilen. Be ... charmant im Theater, ... ie die Freude der ... nsten „Plongeurs“ ist.







250—252. Die Dessous der eleganten Dame

in einen Mietswagen zu steigen, um den kleinen Quälgeistern zu entgehen, oder ich mußte einen Polizeibeamten um Schutz bitten.“

Heute ist man nachsichtiger. Man hat sich an das Reformieren auf allen Gebieten gewöhnt. Auf dem Gebiete der Mode um so mehr, als in den letzten dreißig Jahren die Agitation für eine prinzipielle Modereform der weiblichen Kleidung nicht mehr abbrach, bis endlich auch, und zwar speziell in Deutschland, im Jahre 1906 diese Agitation praktische Formen in der bekannten Mode des Reformkostüms annahm. Wohlgemerkt: „In der Mode des Reformkostüms“ —: der Waffenrock der Frauenemanzipation, denn das ist das Reformkostüm, war in der Tat nur eine Mode. Also kein dauernder Sieg; weil es dazu aus den früher geschilderten Gründen eben auch nicht kommen konnte. Gewiß sind die Linien dieser Mode heute nicht spurlos verweht. Im Gegenteil; sehr viele existieren noch, aber sie sind nur auf dem Wege zur Anerkennung und Herrschaft gekommen, daß sie sich den „ewigen“ Modetendenzen willig anpaßten. Das heißt: Das Reformkostüm wurde allmählich „auf ebenso pikant“ gearbeitet wie jede andere Mode. Deshalb wurde es aber auch schließlich im Grunde ebenso vernunftwidrig und gesundheitsschädlich wie die ursprünglich damit bekämpften Moden. Eine tiefere Niederlage der Reformidee kann es wohl nicht geben. Und es steht denn auch heute gar kein ernster Massenwiderstand im Wege, der es verhindern könnte, daß in einem Jahre wieder die Wespentaille und im übernächsten eine andere naturwidrige Mode triumphierend über die Erde schreiten könnten.

Und auch die modernste Reformtendenz, die Bestrebungen der sogenannten Nacktkultur, würde dies ebensowenig verhindern, so groß die Zahl ihrer Anhänger angeblich heute auch sein mag. Denn diese Leutchen sind im Grunde die Unlogischsten, und zwar gerade deshalb, weil ihre Bestrebungen die konsequenteste Formulierung der modernen Reformideen darstellen. Die Bestrebungen der Nackt-

kultur sind trotz ihres guten Kernes und trotz des vielen Richtigen in ihrer Kritik eine Revolution der Beschränktheit. Die reichgegliederte Bekleidung ist ein ebenso unausschaltbares Kulturergebnis, wie etwa Automobil und Eisenbahn es sind. Der Mensch ist erfreulicherweise kein Waldtier mehr, und wir modernen Menschen wollen gar nicht mehr so naiv sein wie die Wilden mit und ohne Lendenschurz. Wir wollen, daß die Phantasie, auch die erotische, eine Rolle in der Kleidung spielt. Wir lieben die Kleidung als Schmuckstück und als erotisch stimulierende Verhüllung. Was wir dagegen nicht wollen, das ist einzig jene soziale Organisation der Menschheit, die alles dies zum gemeinen Schachergeschäft degradiert, die die köstlichsten und heiligsten Wunder der Erotik wie Bordellpraktiken wirken läßt. Die sozialen Ursachen sind es auch einzig und allein, die das Unharmonische offiziell zum Zeichen des guten Geschmacks erheben, die die physischen Schäden der meisten Moden bedingen. Also muß man hiergegen Sturm laufen. Aber bis dieser Sturm von Erfolg ist, können alle Errungenschaften auf diesem Gebiete leider zu kaum viel mehr als zu Einzelsiegen führen.



253. Modebild von G. Lami. 1898.





254. Die Geldehe. Gemälde von H. Schlesinger. 1882

#### IV

### Ehe und Liebe

Die sittliche Regeneration, die der Sieg des Bürgertums über den Absolutismus für alle Klassen bedeutete, und die in einer wahrhaft erhabenen Liebesideologie ihren prägnanten Ausdruck fand, ist in ihren Bedingnissen und Formen zur Genüge bereits im ersten Kapitel geschildert (S. 26–36). In welcher ungeheurer Weise und wie rasch das erhabene Liebesideal seine völlige Umkehrung in der Wirklichkeit erlebte, mußte zwar dort ebenfalls schon skizziert werden (S. 48, 82–128), aber hierbei konnte es sich nur um das Prinzipielle und das Allgemeine

handeln. Das Besondere, das sind: die verschiedenartigen Ausprägungen dieser Umkehrung der Idee, sind naturgemäß diesem Spezialkapitel vorbehalten geblieben.

Die Ehe von neuem zu konsolidieren und in ihrem Rahmen allein den gegenseitigen Geschlechtsverkehr als zulässig und damit als sittlich zu sanktionieren, war das oberste Bedürfnis des bürgerlichen Zeitalters, und darum dekretierte es an dem Tage, da es sich endgiltig konsolidiert hatte: nicht die Liebe führt zur Ehe, sondern vielmehr das Umgekehrte hat der Fall zu sein. Von der Würdigung der bürgerlichen Ehe muß man daher ausgehen.

Die Ehe ist im bürgerlichen Zeitalter im ausgeprägtesten Sinne zur Vernunftehe geworden. Eine Ausnahme machen davon nur die Arbeiterehen. Aber auch diese nur zu einem gewissen Teil. Zehntausende von Arbeiterehen werden ebenfalls nur deshalb geschlossen, weil ein Haushalt zu zweien billiger ist als zwei Einzelhaushalte. Diese typische Allgemeinerscheinung hindert natürlich nicht, daß trotzdem jahraus, jahrein in den verschiedensten Klassen auch wirkliche Liebesehen geschlossen werden, daß die Natur ununterbrochen den verführerischsten Kalkulationen ein Schnippchen schlägt. Aber es kommt auf die Regel, die Tendenz, den Hauptwesenszug an. Und dieses ist die reine Vernunftehe, bei der alle im höheren Sinne menschlichen Verknüpfungsformen ignoriert bleiben und ausgeschaltet werden, im Gegensatz zu der von der bürgerlichen Ideologie geforderten Liebesehe, die das materielle Kalkül ebenso kategorisch ausgeschaltet wissen will, zugunsten einer tiefgegründeten Seelengemeinschaft. Gewiß gab es immer Geldheiraten (S. 52), gewiß wurden bei den besitzenden und herrschenden Klassen Stand, Konnexionen usw. beim Eheschluß stets vornen an gestellt, aber der Warencharakter der Liebe trat bisher doch nie so rein in Erscheinung (S. 51) wie in der modernen bürgerlichen Gesellschaft. Und darum gibt dieser der bürgerlichen Ehe ihr hervorstechendes Gepräge. Diese Tatsache kann nur von Schönfärbern bestritten werden. Ein Kaufmann will selbständig werden, also heiratet er eine Frau mit Geld. Ein anderer will sein Geschäft vergrößern, also tut er dasselbe. Ein dritter erstickt in Schulden: der erste und überhaupt allein ernstlich von ihm erwogene Ausweg ist, eine Frau mit Geld zu heiraten. Man will in seiner Karriere sicher und unter möglichster Vermeidung von Gehirnstrapazen vorwärts kommen, also erheiratet man Konnexionen oder Geld, oder, wenn möglich, beides zusammen. Women is money. Auf der Seite der Frau dominiert naturgemäß dasselbe Rechenexempel. Sie tauscht ihr Geld gegen Rang ein, das gleiche tut sie mit ihrer Schönheit; ihre Verwandtschaft kapitalisiert sie in eine Sicherheit der Existenz. Stimmt die Rechnung, dann stimmt alles andere. Dann ist die Erwählte eine Schönheit, eine gute Hausfrau, eine würdige Repräsentantin, kurz das, was man sucht. Der Mann ein gediegener Charakter, ein hervorragender Geschäftsmann, eine schöne Erscheinung usw. Auf diese Weise salviert sich die Moralheuchelei in der selbstgeschaffenen Illusion. Das sind also, wie gesagt, nicht mehr Einzelercheinungen, das ist das Typische. Natürlich hat die landläufige Moral dafür dutzend rechtfertigende Gründe. Jeder der ins Feld geführten Gründe erweist aber stets das Gleiche, daß die Zunahme





*C. Mosley sculp.*

### Unerwartete Rückkehr

255. Englischer Kupferstich von C. Mosley. 1770



der Geldehen die unabweisliche Konsequenz des fortschreitenden Kapitalisierungsprozesses der Gesellschaft ist, der nicht mehr bloß einzelne Schichten, sondern allmählich sämtliche Individuen seinen Gesetzen unterjocht. Für alle Menschen wird Geld und Besitz immer mehr gleichbedeutend mit Macht, Einfluß und Erfolg. Und Besitzlosigkeit wandelt sich ebenso unbarmherzig in Machtlosigkeit, Einflußlosigkeit und Erfolglosigkeit. Die persönliche Tüchtigkeit kann heute ohne Geld verflucht wenig erreichen und von Tag zu Tag immer weniger, aber mit Geld kann heute selbst die Talentlosigkeit die verblüffendsten Erfolge erzielen, und wiederum von Tag zu Tag immer verblüffendere. Wer besitzt, regiert! Kein Wunder, daß man deshalb einzig dem Besitz seine Referenz macht. Das sind gewiß höchst banale Wahrheiten, aber die Banalität vermindert leider nicht ihre Richtigkeit. Das Leben beherrscht infolge dieses Zustandes nur eine Tendenz, so rasch als möglich zu Geld zu kommen. Nun gibt es aber absolut keine Form, rascher zu Besitz zu kommen, als eben auf dem Wege der Lösung der Ehefrage in der Form der Koalition von Geld und Geld, oder Geld und Stand, oder Geld und Beziehungen, die sich zu Geld ausmünzen lassen. Gewiß spielt bei der geschäftlichen Gründung, die die Geldehe repräsentiert, auch das Persönliche häufig eine nicht unwichtige Rolle, wie dies bei jeder Ehe der Fall ist, aber eben nur von dem Gesichtspunkt der höchstmöglichen materiellen Rentabilität aus. Diese Stellung zu den Dingen geht immer mehr Individuen derart in Fleisch und Blut über, daß sie das auch für das einzig Natürliche und Moralische halten und darum auch Mann und Fräulein sich in dem Augenblick achten und lieben, in dem die von beiden selbst oder von den Eltern gemachte Kalkulation als den jeweiligen speziellen Umständen entsprechend für vorteilhaft gehalten wird, und ebenso frühere, von der Natur diktierte Beziehungen alsbald als erledigt empfinden, als Jugendeseleien, mit denen man deshalb bricht. Und die der Mann im besten

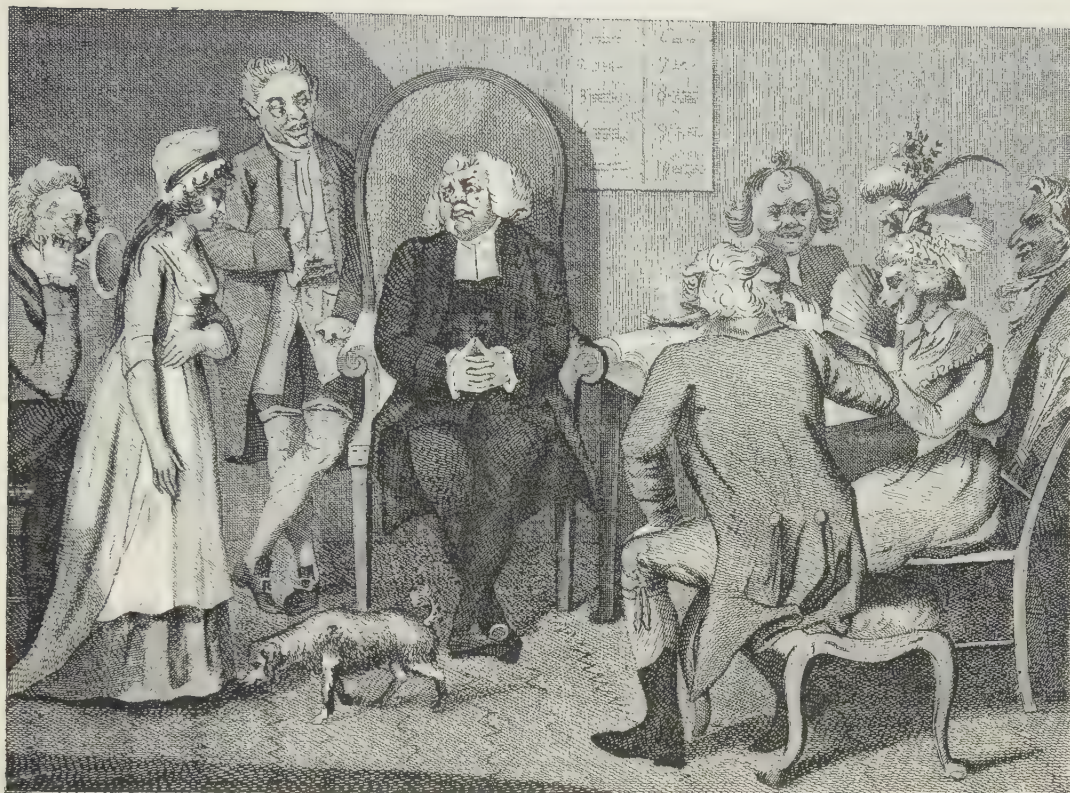
Falle, sofern er nämlich „moralisch“ empfindet, mit Geld „abfindet“.

Man kann diese allgemeine Entwicklung zur reinen Vernunft- und Geldehe, die jung und alt, Schönheit und Häßlichkeit, Indifferenz und drängendes Begehren unbarmherzig auf der Basis eines geschäftlichen Kalküls zusammenkuppelt, in allen kapitalistischen Staaten sehr deutlich verfolgen. Und zwar an der Hand der verschiedenen Institutionen, die dieses Bedürfnis zu seiner Realisierung bedarf und darum ins Leben rief. Früher waren der Ball und die Gesellschaft die fast einzig üblichen öffentlichen Kuppelmärkte, aber das sind die Formen des Kleinbetriebs. Gewiß werden auf diesen als „Fleischmärkte“ verhöhnten öffentlichen und privaten Bällen immer noch



*Ach Mutter es ist noch nicht geschehen  
thü halt den Unter übersehen*

256. Deutscher volkstümlicher Kupferstich



Szene vor einem englischen Ehescheidungsgerichtshof

257. Englischer Kupferstich. Um 1780

zahlreiche Beziehungen angeknüpft. Aber immer mehr durch die beruflichen Heiratsvermittler, die man über seine speziellen Wünsche informiert hat, und die die wichtigsten und naturgemäß peinlichsten Vorarbeiten erledigen. Das sind: die Aufstellung der verschiedenen Chancen und Möglichkeiten, die Nennung ganz bestimmter Personen und Kreise, die Einholung zuverlässiger Auskünfte über Vermögen, Familie, Charaktereigenschaften, körperliche Fehler oder Vorzüge der in Frage kommenden Personen usw. Damit werden die Kalkulationen von vornherein auf eine ungleich sicherere Basis gestellt, als ein zufälliges Bekanntwerden sie bietet. Beide Teile sind weniger Irrtümern ausgesetzt, die bei einer Zufallsbekanntschaft naturgemäß immer erst später offenbar werden und dann häufig zur Lösung bereits angeknüpfter Beziehungen führen, was in den meisten Fällen peinlich ist. Die Zahl der professionellen Heiratsvermittler ist heute in jedem Lande eine ganz ungeheure. Und wenn sie früher nur verschleiert tätig waren, so empfehlen sie heute offen in allen Zeitungen ihre Dienste an. Es gibt darunter Institute, die mit aller Welt Verbindungen pflegen. Sie traten überall öffentlich auf, als die kleinbürgerlichen Verhältnisse von ausgesprochen bourgeois abgelöst wurden. Den ersten öffentlichen Anpreisungen, in denen diese Institute ihre Dienste anpreisen, begegnet man daher in London in den vierziger Jahren, in Paris in den sechziger Jahren, in Berlin in den siebziger und achtziger Jahren. Nur die





258. Liebeszene von H. Ramberg

wenigsten Menschen haben gemeinhin eine Ahnung, wie umfang- und erfolgreich die Tätigkeit dieser Bureaus ist, daß sie in unzähligen Fällen lange schon in Tätigkeit waren, bevor irgendwo in einer Familie, Gesellschaft, Ball, Kurort, Tennisplatz usw. die „zufällige“ Bekanntschaft zwischen den beiden direkten Interessenten gemacht wird. Aber diese allgemeine Unkenntnis ist ganz begreiflich, denn sie liegt in der Natur der Sache, die schon im Interesse des Erfolges eine bis zum letzten Augenblick verdeckte Tätigkeit bedingt.

Wenn über den Umfang der Tätigkeit professioneller Heiratsvermittler Unklarheit herrschen

kann, und ebenso darüber, wie überwiegend die rein materiellen Gesichtspunkte bei den durch sie angebahnten Ehen den Gegenstand der mit ihnen gepflogenen Unterhandlungen bilden, so haben wir andererseits in der modernen Heiratsannonce eine Einrichtung, die jeden Zweifel über alles dies ausschließt, und die jedem Sehenden die Heiligkeit der Ehe und der Familie im bürgerlichen Zeitalter in einer geradezu Entsetzen erregenden Weise und Deutlichkeit kommentiert.

Der Heiratsannonce begegnet man, wie in dem Band „Die galante Zeit“ (S. 318) gezeigt ist, zuerst in größerer Zahl in England im 18. Jahrhundert — die ersten Heiratsannoncen überhaupt datieren vom Jahre 1695 —, von der Mitte des 18. Jahrhunderts an war sie in allen Ländern in Aufnahme gekommen, freilich in verhältnismäßig spärlicher Weise. (Die galante Zeit, Bild 23.) Heute jedoch gibt es kein Land mehr, das dem anderen auf diesem Gebiet etwas nachgeben würde. Und andererseits zeigt schon ein einziger Blick in jede beliebige größere Zeitung, daß die Vernunft- und Geldehe zu einer absolut offiziellen Institution geworden ist, bei der die ideologischen Drapierungen, denen man hin und wieder gleichwohl begegnet, nur mehr einem geistig Blinden als dürftige Verbrämungen eines klaren und reinen Handelsgeschäftes erscheinen können.

Ist das moderne Heiratsinserat eine aller Welt bekannte Erscheinung — in einer einzigen Nummer des Berliner Tageblattes zählten wir einmal 167 Heiratsannoncen —, so ist es deshalb doch unerlässlich, hier einige charakteristische, d. h. typische Beispiele anzuführen. Wir wählen solche aus den verschiedensten Zeitungen. Für den Kaufmann oder Landwirt ist es das vorteilhafteste „einzuheiraten“, denn da ist das Nest schon bereitet. In einer einzigen Nummer des Berliner Tage-







blattes erschienen neben verschiedenen gleichartigen Inseraten die folgenden drei derartigen Anzeigen. Ein Kaufmann inseriert: „Jüd. Herr, 30jährig, wünscht in einen Großbetrieb der Berliner Blusen- und Kostümbranche einzuheiraten. Offerten unter . . . ctr.“ Ein Mann von Ar und Halm inseriert: „Gutsbesitzer, 40 Jahre, evang., sucht passende Damenbekanntschaft mit Vermögen, Einheiratung angenehm . . .“ Ebenfalls ein Mann von Ar und Halm, aber etwas anspruchsvoller, ist der folgende: „Gebildeter Administrator aus bester Familie, der große Güter bewirtschaftet hat, gesund, große, schlanke, stattliche Figur, 38 Jahre alt, jedoch mit nur ganz wenig Vermögen, sucht Korrespondenz mit gebildeter Dame, Naturfreundin, welche größeres Vermögen besitzt, zwecks Heirat und Gutskauf. Offerten unter . . .“ Das Kapital, um den Geschäftsbetrieb vergrößern zu können, ist, wie schon gesagt, am vorteilhaftesten durch eine Ehe zu erlangen. Kaufleute oder Fabrikbesitzer inserieren deshalb so: „Fabrikbesitzer, Reserveoffizier, gutsituiert, 31 Jahre alt, ehrenhaften Charakters, ansehnliche, sympathische Erscheinung, sucht mangels geeigneter Gelegenheit auf diesem Wege junge Dame angenehmen Wesens zwecks baldiger glücklicher Heirat. Sofortiges, disponibles Vermögen von ca. 150–200 Mille erwünscht. Nicht anonyme, ausführliche Zuschriften mit Angabe des Alters und Vermögens wolle man vertrauensvoll, wenn möglich unter Beifügung einer Photographie, welche sofort zurückgesandt wird, an die Exped. richten. Berufsvermittler verboten, dagegen Anbahnung durch Verwandte angenehm. Strengste Diskretion ehrenwörtlich zugesichert, aber auch verlangt.“ Mit 150–200 Mille kann sich in der Tat schon eine „glückliche Ehe“ machen lassen. Der heutige Akademiker erkennt, daß er seine Karriere viel rascher macht, wenn er von vornherein unab-

hängig ist, und so inseriert er: „Heirat. Diskrete Bekanntschaft einer eleganten, finanziell und familiär durchaus unabhängigen Dame, den besten Kreisen angehörig, verwitwet oder geschieden, wünscht Akademiker, dunkel, temperamentvoll, von angenehmer Erscheinung und ehrenhaften Charakters. Vermittler verboten. Off. u. . .“ Was ein moderner Mensch ist, hat natürlich keinerlei Vorurteile; sofern das erwünschte Geld da ist — das letztere ist sein einziges Vorurteil —, ist ihm alles andere gleichgültig: Alter, Erscheinung, Konfession. Und er nimmt auch sonst alles mögliche unbesehen mit in Kauf, „Vorleben“, nicht zu übersehende,

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*



259. Belauscht. Kupferstich von H. Ramberg





260. Der Liebesegen. Französischer Kupferstich. Um 1795

weil mit Folgen behaftete „Vor-Liebe“, kurz alle jene Dinge, die von unmodernen Menschen als „Mängel“ angesehen werden. Er inseriert: „Heiratsgesuch. Student der Rechte, in höheren Semestern, sehr hübscher junger Mann von guten Manieren und liebenswürdigem Charakter, strebsam, ohne Schulden, sucht eine reiche Lebensgefährtin. Derselbe sieht nicht auf äußere Erscheinung, Alter und Konfession (Christin oder Jüdin) und andere oft als Mängel bezeichneten Umstände und sind Witwen (mit oder ohne Kinder) nicht ausgeschlossen.“ Der geniale Künstler denkt heute ganz ebenso; denn das ist doch ein Teil des Genies: „Genialer Bildhauer, 35 Jahre, sucht die Bekanntschaft einer Dame, die sich für die Kunst interessiert, zwecks Heirat. Religion nebensächlich. Vermögende Witwe mit Kind nicht ausgeschlossen. Ernstgemeinte Offerten, anonym zwecklos, unter . . .“ Selbst der Mann im Priesterrock hat heute denselben prak-

tischen Sinn. Ein evangelischer Pfarrer inseriert: „Ernst gemeint. Junger Pfarrer, in schönster Lage Thüringens angestellt, wünscht infolge gänzlichen Mangels an passender Damenbekanntschaft in Verbindung zu treten mit junger, gebildeter, hübscher und vermögender Dame zwecks baldiger Heirat. Eventuelle Vermittlung nur durch Verwandte. Offerten mit Bild unter M. Z. hauptpostlagernd Erfurt.“

Das junge Mädchen, das zur Heirat vergeben werden soll, wird gewöhnlich vom Vater, Bruder oder sonstigen Verwandten ausgebaut. Kann es ein verlockendes Angebot geben als dieses, das ein fürsorglicher Vater erläßt: „Zwecks Heirat. Im Hinblick auf mein Alter suche als Vater, völlig sekreter Weise allen Angehörigen gegenüber, für meine Tochter, evang., 25 Jahre alt, stattliche Erscheinung, angenehm gebildet, auch musikalisch und sprachlich, sowie in Kunstfertigkeiten geübt, dabei sehr häuslich und bescheiden, vornehm in Gesinnung und Charakter, zwecks Heirat, akademisch gebildeten Mann von empfehlendem Äußeren, größerer Figur, bester Gesundheit und zweifellos gediegenem Charakter, etwa anfang Dreißiger, bevorzugt Arzt, Jurist, höherer Beamter, Oberlehrer, Apotheker. (Witwer ausgeschlossen.) Bei angenehmer Aussteuer Jahreszuschuß circa 5000 M. als Zinsen, sichergestelltes Kapital von 100000 M. Discretion gegen Diskretion. Streng reelle, möglichst erschöpfende Zuschriften, zunächst wohl anonym, unter . . . innerhalb acht Tagen erbeten. Ev. Antwort etwa 14 Tage darauf zu gewärtigen.“ Natürlich soll es trotzdem eine Neigungsehe sein. Nun, warum soll man auch nicht eine tiefe Neigung verlangen können, wenn man fünfzig-, hunderttausend oder noch mehr



Der günstige Augenblick

261. Nach einem Kupferstich von Levilly. 1795





## *HE WOULD IF HE COULD!!*

*Printed July 4<sup>th</sup> 1795 by J.W. Turner Corridor Soho Street P. Piccadilly*

Er wollte, wenn er könnte

262. Der vergebliche Kampf um den Mann. Englische Karikatur. 1795

Mark in die Ehe bringt? Und so inseriert der fürsorgliche Verwandte: „Vertrauensvoll. Für meine Verwandte, 20 Jahre, vornehme, hübsche, blonde, intelligente, sehr musikalische Jüdin, einziges Kind, wird Neigungsheirat gewünscht. Mitgift 50000 M. Erbeten werden nur Annäherungen von Herren mit erstklassiger Herzens- und Geistesbildung, nachweisbar bedeutendem Einkommen. Gute Erscheinung, vornehme Familie, Großstadt Bedingung. Diskretion Ehrensache. Offerten mit Bild unter ...“

Die geschiedene, elegante, schöne Frau, die in ihrer ersten Ehe ein luxuriöses Leben geführt hat, wünscht dieses natürlich auch in Zukunft fortzusetzen. Sie bietet sich deshalb als Luxustierchen an: „Elegante, schöne Frau, stattliche Erscheinung, in den besten Jahren, aus angesehener Familie, vom Manne schuldlos geschieden, wünscht sich mit vermögendem Herrn, der einen Haushalt auf eleganter Basis zu führen wünscht und geneigt wäre, an ihren Kindern die Vaterstelle würdig zu vertreten, zu verehelichen. Antrag mit Beischluß der Photographie und Biographie unter ‚Frühlingsglück‘ hauptpostlagernd ...“ Hier ist zu ergänzen: Um auszudrücken, daß man ein uneheliches Kind hat, oder einen zahlungsfähigen Freund, von dem man auch in der Ehe nicht lassen will, daß eine nicht ganz einwandfreie Verwandtschaft oder ähnliches vorhanden ist, sucht man stets „einen Mann von vorurteilsfreier Denkungsart“ oder einen solchen von „gereifter Lebensanschauung“.



So interessant diese verschiedenen bis jetzt aufgezeigten Kategorien sind, — die interessanteste und kulturgeschichtlich wichtigste Kategorie bietet jedoch das Kapitel der Offiziersehen. Es ist in seiner Art vielleicht der bezeichnendste Ausdruck des ausschließlichen Geld- und Warencharakters aller sogenannten idealen Güter, denn der Offizier repräsentiert doch diejenige Kaste, die ihre Vorrechte in Staat und Gesellschaft stets mit ihren besonders hochgeschraubten Ansprüchen an persönlicher Ehre begründet. Nun dieser besondere Ehrbegriff, der angeblich nicht den allergeringsten Flecken duldet und erträgt, hindert nicht, daß in diesen Kreisen der Eheschluß vielleicht am brutalsten und widerlichsten ein Geldgeschäft darstellt. Denn man kann fast sagen: es gibt in Offizierskreisen überhaupt keine Ehe, die auf einer anderen Basis geschlossen wäre als auf der des Geldsacks; nur wenige Offiziersfrauen sind heute etwas anderes als zum mindesten die Kautions des Gatten. Man lese zur Kontrolle das folgende Inserat: „Ein adeliger Offizier, Mitte der Dreißiger, von angenehmem Äußeren, sucht die Bekanntschaft mit einer Dame behufs Verheiratung. Vermögen mindestens 300000 Mark erforderlich. Religion bleibt außer Acht. Vermittler ausgeschlossen. Verschwiegenheit selbstredend. Offerten, nicht anonym, mit näheren Angaben und Bild, das umgehend zurückerstattet wird, unter . . .“ Oder dieses: „Ein Garde-Kavallerie-Offizier, große, schöne Erscheinung, von altem Adel, 27 Jahre alt, wünscht Finanz-Heirat. Adressen erbitte lagernd Hauptpost in Dresden unter Gr. v. W. I.“ Das sind zwei Proben von hunderten, die man mit leichter Mühe aus den gelesenen Zeitungen weniger Tage zusammenstellen kann. Aber diese zwei Proben genügen, weil auch hier zu wiederholen ist: das sind keine peinlichen Einzelercheinungen, sondern sie charakterisieren das Typische.

Es ist unter diesen Umständen ebenso charakteristisch wie folgerichtig, daß der Zynismus in der unverhüllten Form seiner materiellen Ansprüche im gleichen Maße zunimmt, in der man nur seinen Namen und seine feudale Abstammung als Gegenwert in die Wagschale zu werfen hat. Man lese als Beweis dieses Inserat aus der wiener Neuen freien Presse: „Konvenienz-Ehe. Suche für meinen Freund, ausländischer, hoher Aristokrat (allerhöchsten Adelstitel führend, Besitzer des Goldenen Vlieses ctr.), jung und sehr vermögend, von angenehmem und sympathischem Äußeren, eine reiche Partie, auch aus der haute-finance. (Adel erwünscht, aber nicht erfordert.) Strengste Diskretion verbürgt. Zuschriften befördert sub . . . die Annoncen-Expedition Schalek, Wien.“ Oder dieses aus



Wer sich in mich verliebt und mich zur Gattin wählt  
Den werde ich Carolin zu tausend aufgedöhlt  
Die Grafschaft obenan ein, ein Rittergut daneben,  
Daß man kan als ein Graf auf meinem Schlosse leben  
Monsieur Habgern, ein armer Student  
Darf unterthänigst wohl dem treuen Angeordneten  
Ich Ihnen Engelskind mein treues Herze schenken?  
*Gräfin.  
So sey es!*

263. Deutscher Kupferstich. Um 1790

demselben Blatte: „Für einen Fürsten in Deutschland, apanagiert, in den Vierzigern, wohl konserviert, wird eine Gemahlin gesucht (auch getaufte Israelitin). Gewünscht mindestens zwei Millionen Gulden Mitgift, wovon der zehnte Teil zur Sicherstellung der Selbständigkeit des Gemahls, teilweise auch zur Tilgung seiner Verbindlichkeiten auf seinen Namen zediert werden müßte. Nur solche Persönlichkeiten, welche ganz direkte Fühlung besitzen und konvenierenden Falles rasche sichere Erledigung bieten können, mögen nicht anonym unter Chiffre . . . an das Ank.-Bur. d. Bl. ihre Offerten behufs Weiterbeförderung senden.“ Oder dieses aus dem Pester Lloyd: „Ein Marquis österreichischen Adels, 40 Jahre alt, Beamter bei einer k. k. österreichischen Finanzdirektion, sehr solid, sympathisch, gesund, mittelgroß, brünett, beliebt und angesehen, wünscht zu heiraten und beansprucht ein Alter nicht über 40 Jahre, sympathisches Wesen und eine Mitgift von mindestens zwei Millionen Gulden ö. W. (resp. 4 Millionen Mark oder 5 Millionen Francs). Konfession und Stand Nebensache. Schulden sind keine vorhanden. Dagegen wird unbedingt beansprucht, daß am Hochzeitstage zur Sicherung der vollen Selbständigkeit des Bewerbers die Braut ihm mindestens eine Million Gulden ö. W. in mobilen Werten zum unbeschränkten Eigentum übergebe.“ Und auch diese drei Proben sind nur typische Beispiele.

Im selben Maße, in dem sich im kapitalistischen Zeitalter die Ehe zum unverblühten Schachergeschäft gerade in diesen Klassen entwickelte, ist der Grafen- oder Fürstentitel häufig auch nichts weiter als ein Handelsartikel, den man dem meist Zahlenden ausbietet. Eine einzige Nummer des Berliner Tageblattes enthält die beiden folgenden Anzeigen: „Graf adoptiert reiche Persönlichkeit. Offerten unter . . . an die Expedition dieses Blattes, Leipziger Straße 103.“ Und weiter:

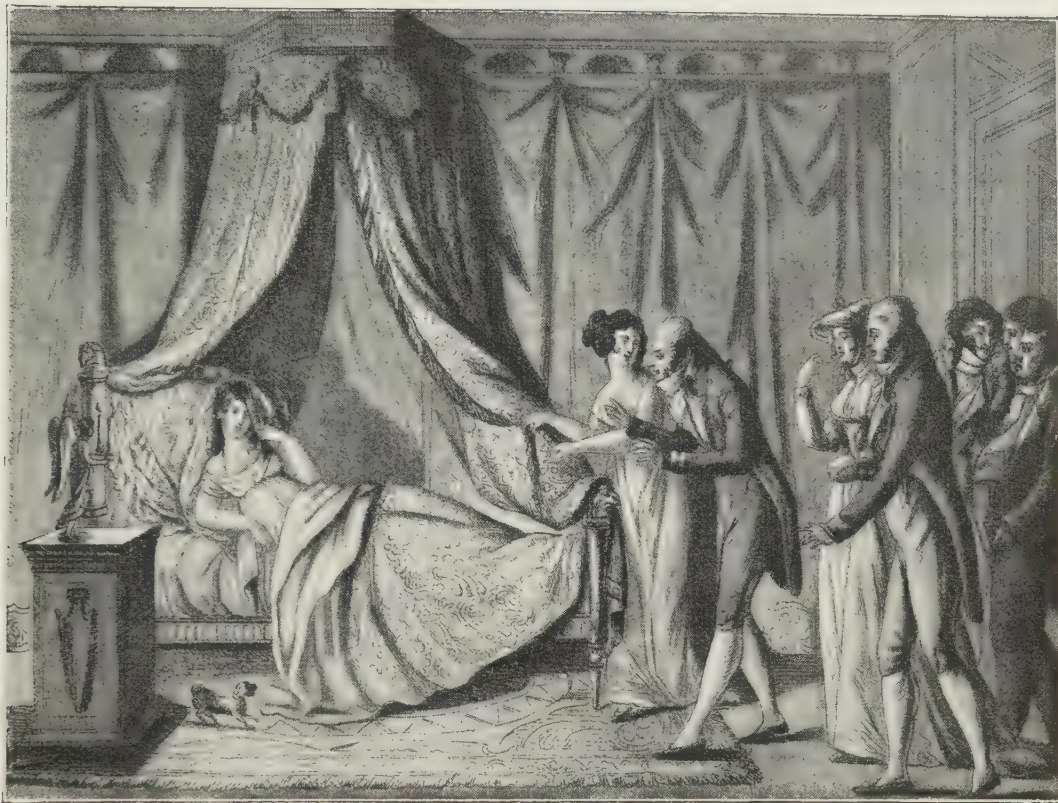
„Fürst überträgt durch Adoption seinen Namen und Titel reicher Persönlichkeit, da Name sonst erlischt. Offerten unter . . . an das Annoncen-Bureau, Berlin, Leipziger Straße 103“.

Eine logische Konsequenz dieses Zustandes ist, daß der weibliche Interessent in solchen Fällen nicht selten überhaupt nur den Namen will. Man hat derartige Handelsgeschäfte vor dem Standesamt mit dem



264. Ernstlicher Widerstand. Deutscher Kupferstich. 1790





265. Am Morgen nach dem Ball. Französisches Schabkunstblatt

etwas wohlklingenden Wort „Namensheirat“ belegt. Deutlich ausgedrückt bedeutet es jedoch die zwar nicht erbauliche, wohl aber um so ältere und ekligere Institution des sogenannten „Schanddeckels“. Die Sache besteht darin, daß irgendein Graf oder Fürst sich dazu bereit erklären soll, seinen klingenden Namen gegen entsprechende Honorierung auf dem Wege der Ehelichung irgendeiner zahlungsfähigen Dirne oder einer von einem zahlungsfähigen Liebhaber ausgehaltenen Halbweltlerin zu geben. Auf mehr als das Geld hat der betreffende Graf oder Fürst dabei nicht Anspruch. Stets hat er sich sofort nach der Heirat seitwärts in die Büsche zu schlagen. Denn sein Name soll bloß dazu dienen, der betreffenden Dirne rentablere Geschäfte zu entrieren, oder, was im Grunde auf dasselbe hinausläuft, einen vornehmen Liebhaber der betreffenden Dame in den Stand zu setzen, seine Maitresse ungeniert in die feinsten Kreise einzuführen. Beides ist natürlich leichter, wenn die betreffende Dame auf den vollklingenden Namen einer Gräfin Metternich hört, als auf den immerhin etwas profaneren einer Emilie Maier. Dieser gräfliche und selbst der fürstliche „Schanddeckel“ sind, wie auch in dem Band „Die galante Zeit“ durch bestimmte Beispiele belegt ist, eine alte und wohlbewährte Einrichtung. Aber es darf gesagt werden, daß diese Institution niemals früher in ähnlicher Blüte war, niemals so häufig auf der Tagesordnung stand wie heute, so daß man heute fast von einer stehenden Übung reden kann. Selbst die in dieser Be-



ziehung gewiß einwandfreie „Deutsche Tageszeitung“ muß dies zugeben. Vor den nicht wegzuleugnenden fatalen Tatsachen wird dieser enragierten Vertreterin der feudalen Standesinteressen allmählich derart schwül, daß sie bereits im Jahre 1906 ernstlich „nach einer juristischen Handhabe“ rief, um dem „Scheingeschäfte, das sich hinter dem Worte (Namensheirat) verbirgt, die rechtliche Wirkung zu nehmen“. In dem betreffenden Artikel, der außerdem klar und deutlich über diese Geschäfte informiert, heißt es u. a.:

Daß jetzt im 20. Jahrhundert Namensheiraten, um bei dem anmutig umschreibenden Ausdruck zu bleiben, auch im moralischen Deutschland vorkommen, und zwar recht häufig vorkommen, ist sicherlich nicht das Zeichen einer gesunden Entwicklung unserer Zustände. Es ließen sich aus den letzten Jahren ein paar ganz besonders krasse Fälle anführen, in denen herabgekommene Träger vornehmer Namen sich für verhältnismäßig recht bescheidene Summen dazu hergaben, vor dem Standesamte Namensheiraten mit Damen zu schließen, die durch die Freigebigkeit eines Freundes in die Lage gesetzt waren, sich diesen kleinen Scherz zu leisten. Natürlich hat der Namensehemann nach vollbrachtem Trauungsakte schleunigst das Lokal zu räumen, ohne Flitterwochen oder Hochzeitsreise. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen. Höchstens wird seine schriftliche Mitwirkung später noch einmal erbeten, wenn es sich darum handelt, den Bund wieder zu lösen, wobei er selbstverständlich die Schuld auf sich nehmen muß, damit ihr Name und Titel verbleiben, — oder wenn es gilt, ihn außer zum Gatten auch noch zum

Vater in partibus zu befördern. Sagt man doch, nach der „N. G. C.“, daß in Berlin schon eine Vermittlungsanstalt für Heiraten dieser Art besteht. Es kostet nur ein paar Tausendmarkscheine, — und schnell ist Fräulein Mieke Schulze, die noch vor kurzem im Chorsang und sprang, oder Fräulein Grete Müller, dritte Besetzung des Salon- damenfaches, zur Baronin oder Gräfin geworden.

Im Wesen ganz dasselbe stellen die vielerörterten Ehen millionenreicher amerikanischer Erbinnen mit europäischen Grafen, Fürsten und Herzögen dar, die seit zwanzig Jahren derart an der Tagesordnung sind und sich immer mehr häufen, daß man in Amerika schon die Frage erörterte, wie der Auswanderung amerikanischer Millioneusen und Milliardeusen in europäische Adelsbetten wirksam gesteuert werden könne, weil mit ihnen doch auch Riesenbesitztümernach Europa auswanderten. Im Wesen ist die Rolle des europäischen Hochadels in allen diesen Fällen



Das Mahl des Studenten: Brot, Käse und Küsse

266. Farbiger Kupferstich von Rowlandson. 1812







deshalb dieselbe wie die des eben charakterisierten Schanddeckels, weil diese edlen Vertreter ihrer Klasse ausnahmslos gekauft werden, und zwar niemals ihrer Person wegen, sondern nur ihr Name wird gekauft, die fürstliche oder herzogliche Firma. Sie selbst sind nicht selten die als höchst fatal empfundene Beigabe. Man lese zur Ergänzung die beiden folgenden Inserate, — die auch in diesem Falle typisch sind: „Aufruf an Aristokraten! Ein seriöser Vermittler reist demnächst nach Amerika, derselbe hat dort gute Beziehungen in der Finanzwelt und beabsichtigt, für einige gut-situierte Aristokraten daselbst Heiratspartien mit Millionen zu arrangieren. Briefe von Bewerbern erbeten unter ‚Dollarprinzessin‘.“

Stand dieses Inserat in der Wiener „Neuen freien Presse“, so das folgende in der illustrierten Berliner Wochenschrift „Sport im Bild“: „Prinz gesucht oder Gentlemen von sehr altem Adel zwecks baldiger Heirat von amerikanischer Dame, Mitte Zwanziger, Doppelwaise, völlig alleinstehend, jährliche Apanage zirka 100000 Mark, große anmutige Erscheinung, sportliebend, musikalisch. Zuschriften usw.“ Das zweite Inserat klingt ungefähr so, als ob man einen Deckhengst mit Stammbaum als Beschäler für eine edle rossige Stute sucht. Nur daß beim Deckhengst außer dem Stammbaum ebensosehr die physische Qualität in Frage kommt. Die Sache ist also beim Deckhengst vernünftiger und darum moralischer.

Daß sich das amerikanische Geld auf diese Weise mit dem europäischen Adel zu verkuppeln sucht, wird vielfach aus dem Sehnsuchtsdrang der amerikanischen Frauen nach einer höheren und weniger brutalen Kultur hergeleitet, als sie im wilden Kampf um den Dollar erzeugt wird, und deren Roheit selbst durch die strengsten gesellschaftlichen Formen immer nur notdürftig verkleidet werden kann. So hieß es u. a. in einem interessanten Leitartikel der Wiener „Neuen freien Presse“ über diese Erscheinung:

Dieser Wunsch der amerikanischen Millionärs- und Milliardenstöchter, — auch eine Krone oder wenigstens ein Krönchen auf dem Lockenhaar zu fühlen — ist ein natürliches Erzeugnis der gesellschaftlichen Kräfte in den Vereinigten Staaten. Französische Dramatiker haben die Frage aufgeworfen, wie es geschehen könne, daß Frauen, die sich nicht aus Leichtsinne wegwerfen, dennoch von einem Liebhaber verführt werden, der im Charakter, im Talent und selbst in der körperlichen

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*



Allegorie der stillenden Frau

267. Kupferstich nach einem Bilde von Caspar Mensch. 1796



Begegnung zweier Merveilleusen

268. Italienischer farbiger Kupferstich von Baubini

Anziehung tief unter dem Ehemann steht. Aber die Trivialitäten des Lebens, die kleinen Widerlichkeiten des häuslichen Umgangs, die Stimmungen und Sorgen der Arbeit stumpfen den Reiz des Gatten ab, während der Liebhaber stets wie ein Sonntagsmorgen erscheint, losgelöst von allen Verdrießlichkeiten, immer werbend und niemals in der nachlässigen Gleichgültigkeit gegen den sicheren Besitz. Ähnlich mag der Einfluß sein, den die europäischen Aristokraten auf manche Milliardärstöchter und die Milliardärswitwen ausüben. Das sind Menschen, auf deren Hand die Arbeit niemals eine Schwiele gedrückt hat, die ihr Dasein wie in einem ständigen Jubel verbringen und in manchen Ländern noch einen großen sozialen Einfluß haben. Sie riechen nicht nach dem Schweiß selbsterworbener Dollars; sie können der jungen Frau den süßen Schauer der Romantik uralter Familiensitze und höfischer Auszeichnungen verschaffen. Gewiß, das sind aristokratische Tendenzen, aber sie waren stets und werden stets dort sein, wo sich eine mächtige Oberschichte der wirtschaftlichen Führung bemächtigt. Dann finden die Söhne vielleicht durch einige Generationen, wie es bei den Vanderbilts seit dem Tode des alten Commodore geschehen ist, Befriedigung in der ökonomischen Macht. Aber die Töchter suchen die verfeinerten Lebensformen des Adels, der, wie sie selbst, in einem noblen Müßiggang erzogen, gesellschaftlich zu ihnen gehört. Fast instinktiv rücken die Frauen von den Männern fort, die außerhalb der Paläste in der Fünften Avenue vom Staub des Trusts bedeckt sind und durch ihre wilden Finanzkriege vergrößert werden. Frauen, die niemals wissen dürfen, was das Herz ihrer Männer vor der Zusammenkunft in der Dinerstunde bedrückt und bekümmert, für die der Gatte ein stets heiterer Begleiter auf Jachten



und zu allen Vergnügungsplätzen sein soll, finden in der Aristokratie verwandte Elemente und einen sozialen Rang, den sie in demokratischen Republiken nicht haben können.

Das Streben nach feineren Kultursitten ist gewiß auch eine Seite der Sache, aber niemals die im letzten Grund bestimmende. Der Wunsch der amerikanischen Millioneusen, ihren Riesengeldsack mittels des Eherings mit einer Krone oder einem Krönchen zu dekorieren, ist aber in viel höherem Grade ein Ausfluß der rohen Instinkte der großkapitalistischen Geldsacksmoral: Man kann sich alle Sensationen mit Geld erkaufen, selbst die teuersten, also kauft man sich auch die Kronen, die naturgemäß die teuersten Sensationen sind. Dazu gesellt sich als zweiter ebenso wichtiger Grund, daß sich auf diesem Wege die Tendenz der Klassenscheidung am erfolgreichsten erfüllt: Man will als Einzelindividuum das Höchste sein und dieses auch markant repräsentieren. Das letztere aber ermöglicht nur die monarchistische Ideenwelt. Hier allein gibt es Grenzen, die weder die größte Tüchtigkeit noch das Genie überspringen können.

Es sind also in viel höherem Maße ordinäre Beweggründe, die hier am Werke sind, als edles Streben nach feineren Kultursitten. Und gerade dieses Ordinäre ist wiederum die natürlichste Konsequenz dieser Riesenreichtümer. Es ist deren schmerzhafteste Logik, daß sie mit keinem echten Ideal wahrhaft zu vereinbaren sind. Denn um sie zu erwerben, mußten doch in allen Fällen erst die primitivsten Ideale der Menschlichkeit in Boden gestampft werden. Millionenvermögen werden niemals anders erworben, als daß die machtlosen Massen dafür bluten müssen. Milliarden werden also nur zusammengebracht, wenn man es versteht, skrupellos die Gesamtheit tributpflichtig zu machen. Und immer müssen die Ärmsten der Armen den relativ und positiv größten Teil des Tributes aufbringen. So will es die bittere Logik des Kapitalismus. Daß einzelne Multimillionäre großartige Kunstsammler sind oder enorme Stiftungen für die verschiedensten wissenschaftlichen und humanitären Zwecke machen, kann und wird nur der Gedankenlosigkeit imponieren. Nur diese wird darin eine Rechtfertigung des betreffenden Besitzes sehen. —

Bei der zunehmenden Häufigkeit der Vernunft- oder Geldehen ist es nicht verwunderlich, daß man ihrer Charakteristik auch im zeitgenössischen Bilde immer wieder begegnet, und naturgemäß am häufigsten in den populären Künsten, man vergleiche in dieser Richtung Bild 263 und 276.



Vergewaltigung

269. Radierung von Francisco Goya

32\*



Aber auch für die sogenannte große Kunst war sie zuzeiten ein mehrfach gewähltes Motiv. Die beiden besten, durch zahlreiche Reproduktionen zugleich am populärsten gewordenen Belege dafür sind die beiden Gemälde von Schlesinger und Frappa (Bild 254 und 348). Es ist die Verkuppelung zwischen Schönheit und Besitz und zwischen gärender Jugend und indolentem Alter. Diese beiden Werke charakterisieren in der Tat das Wesen der modernen Ehe sehr treffend, und darum müssen sie als überaus wertvolle sittengeschichtliche Dokumente angesprochen werden und dürfen hier nicht fehlen. Weder das eine noch das andere. Die Gemälde von Frappa und Schlesinger stammen beide aus den achtziger Jahren des verfloßenen Jahrhunderts, was ebenfalls nicht unwichtig ist. Es ist dies die Zeit, in der die Gesellschaftskritik ihre letzte große Epoche in Frankreich und Deutschland erlebte. Heute ist man darüber hinaus und würde für solche Gemälde nur ein mitleidiges Naserümpfen haben: Man spottet doch über die Dinge nur so lange, als man glaubt, sie anders machen zu können und auch ernstlich anders machen will. Aber an das Andersmachen-Können glaubt man doch längst nicht mehr.

Es ist an dieser Stelle noch zu erwähnen, daß es in der Natur der Sache liegt, wenn in den meisten Fällen die Frau als das Opfer dargestellt wird, in Wahrheit ist jedoch nicht weniger oft der Mann das Opfer. Ebenso liegt es in der Natur der Sache, daß die Behandlung dieses Motives, wenn nicht direkt satirisch,

so doch zum mindesten einen Stich ins Satirische hat. Aus diesem Grunde taucht auch im Hintergrunde gleichzeitig stets die Rache auf, welche die an einen alten Geldsack verschacherte Schönheit zu nehmen gedenkt und eines Tages auch sicher nehmen wird (Bild 279, 280, 289, 302, 303, 320, 322, 332, 348 usw.). —



*Die glückliche Ehe  
nach der Mode.*

270. Kupferstich von J. H. Ramberg. 1802

Man ist leicht geneigt, in dem Zynismus, mit dem der Waren- und Geldcharakter der Liebe und Ehe heute, und zwar speziell in der Institution des Heiratsinserates in Erscheinung tritt, eine Negierung der sonst offiziellen Moralheuchelei zu sehen. Aber das ist durchaus nicht der Fall; dieser Widerspruch existiert gar nicht. Der Zynismus des Heiratsinserates hat seine Begründung und Möglichkeit einzig in der Anonymität. Niemals würde jemand ein derartiges Inserat mit seinem



## L'APRÈS MIDI DES PRÉS S.<sup>T</sup> GERVAIS.

271. Kupferstich nach einem Bilde von Corbet

Namen decken, und niemals wird es ein Paar geben, das den Mut hätte, die geschäftstechnischen Präliminarien zuzugestehen, die dem gegenseitigen persönlichen Nähertreten vorangegangen sind. Im Gegenteil: der Dekor der reinen Neigungsheirat wird sowohl von den beiden Kontrahenten sich selbst gegenüber gewahrt, als auch gegenüber der gesamten Öffentlichkeit aufs peinlichste aufrecht erhalten. Es ist eine ununterbrochene Komödie größten Stils, die in jeder Familie in den Zeiten aufgeführt wird, in denen man daran ist, eine Tochter vorteilhaft an den Mann zu bringen. Und alles ohne Ausnahme schauspielert dabei mit, die ganze Verwandtschaft (S. 121). In der modernen Romanliteratur ist dieses Komödienspiel, dieses „an den Mann bringen“, dieses Angeln nach einer guten Partie und die Methoden, einen fetten Hecht, der einmal angebissen hat, auch glücklich ins Bett der Tochter zu bringen, sehr häufig zum Gegenstand genommen worden.



Als gutes Beispiel sei in erster Linie auf Marcel Prévosts Buch „Ratschläge für Junggesellen“ verwiesen. Diese Ratschläge werden einer Dame der Gesellschaft in den Mund gelegt, die sie einem jungen heiratslustigen Freund gibt. Über die allgemeine Heuchelei, mit der ein heiratslustiger und zur Heirat als genehm empfundener Freier umgarnt wird, sagt die betreffende kluge Dame:

„Plötzlich wird alles Lüge um ihn her. Die Eltern des jungen Mädchens lügen über ihre Geldmittel, über den Charakter ihres Kindes, über alles — das ist alter Brauch.

Man führt unter seinen Augen ein Familienleben, das so verschieden von dem wirklichen ist, wie ein Ballett in der Aufführung von dem in der Arrangierprobe. Das junge Mädchen heuchelt Sitten, Gewohnheiten und Talente, aber was noch schlimmer ist: es heuchelt Liebe.

Ich, eine Frau, die unsere gebräuchlichen Täuschungskünste kennt, bin starr, wenn ich die modernen Persönchen bei ihrer „Brautarbeit“ manövrieren sehe. Mögen sie nun frei oder zurückhaltend sein — alle lügen. Die unschuldige Sprache, die schamhafte Empörung der einen ist gerade so gemacht wie Ungeniertheit und halbe Hingabe der anderen.

Wenn ein junges Mädchen über einen Kuß, den Sie ihm rauben, in Tränen ausbricht, Sie mit Vorwürfen überhäuft und droht, ihre Eltern zu rufen — trauen Sie nicht!

Wenn ein junges Mädchen bei dem gleichen Kuß plötzlich von unerhörter Glückseligkeit betäubt scheint — trauen Sie ebensowenig! Die erste wie die zweite verbirgt hinter dem Deckmantel der Hingabe oder Empörung den gleichen Gedanken, der sich ungefähr in die Worte fassen läßt: „Ich glaube, diesmal beißt er an“.

Ähnlich, aber noch wesentlich ausführlicher schildert Hans von Kahlenberg die Dinge in seinem weitverbreiteten, mehrfach konfisziert gewesenen und wieder freigegebenen „Nixchen“, in dem in Briefform die widerliche Moralheuchelei der höheren Stände überaus drastisch, aber gerade darum sehr treffend enthüllt wird. Die Idee des Buches ist diese: Eine höhere Tochter, die darauf aus sein muß, einen Mann mit Geld zu bekommen, weil man selbst nur die gute Familie für



272. Die Vorteile des Regenschirms. Um 1815





273. Die Heuchlerische. Farbiger Kupferstich

sich hat, hat sich unterdessen einem moralisch tuenden Lebemann, Herbert Gröndahl, an den Hals geworfen. Von diesem Lebemann läßt sich die junge Dame in alles einweihen, flirtet mit ihm aufs verwegenste — als vorweggenommenen Ersatz für die Ehe, die ja so banal sein wird — und macht ihn gleichzeitig zu ihrem Vertrauten. Sie weiht ihn in alle Familiengeheimnisse ein, in das schillernde Elend, und vor allem in all die Winkelzüge, die „man“ gemacht hat, um die beiden älteren Schwestern unterzubringen, und die man nun eben dabei ist, auch bei ihr mit allem Raffinement ins Werk zu setzen, um einen schwerreichen Junker, der endlich angebissen hat, nun glücklich auch ins Netz, d. h. zu ihr, oder sie zu ihm, ins Ehebett zu bringen. Der mit der Gunst und dem Vertrauen der jungen Dame beglückte Lebemann teilt nun seine intimen Erlebnisse und die ihm gebeichteten Geheimnisse regelmäßig einem Freund, dem Junker Achim von Wustrow, mit. Das Pikanteste an der Sache ist, daß dieser Achim von Wustrow, ohne daß einer der beiden es weiß, niemand anderer ist, als eben derselbe schwerreiche Junker, den sich das Nixchen und vor allem deren Mutter geangelt haben. Der hier speziell in Frage kommende Brief des Herbert Gröndahl an Achim von Wustrow lautet:

„Ich habe Talent zum Beichtvater. Diese ganze Familie liegt vor mir wie ein aufgeschlagenes Buch. Ich sehe sie alle, Herz und Nieren. Die Mutter eitel, ehrgeizig, ihn (den Mann) vorwärtsstoßend, fortwährend tätig, um mit schmalen Mitteln Gesellschaften zu bestreiten, Toiletten herauszuschlagen. Daher dann im Hause fortwährende Nörgeleien, Sticheleien. Das Morgen<sup>s</sup>, Mittags<sup>s</sup>

und Abendgespräch dieser Familie ist Geld. Vor jeder Gesellschaft erst ein Zank. Er will nicht mehr. Er ist alt, müde, mürbe. Er möchte in Arnstadt oder Eberswalde vier Stübchen haben, Rosen anbinden . . . Aber er geht, er zieht den Frack an, er buckelt und schustert weiter. Auf diese Weise wird er Ministerialdirektor werden. Das Nixchen steht natürlich auf seiten der Mutter. „Mama“ ist eine große Frau. Was Mama will, geschieht. Und Mama hat immer recht. Die beiden Ältesten hat sie glücklich losgeschlagen. Mit der Ersten haperte es. Die Verlobung dauerte lange, ein entfernter Neffe er, aber er hatte ja Karriere vor sich. Tränen und Szenen in der Familie. Man hielt ihn bei der Ehre fest, bis sie glücklich unter Dach und Fach waren. Seitdem ersticken sie fast in Brut. Das ist Mamas Haupttäger. Auch das Nixchen wird ganz naserümpfend: „Wie kann man nur! Sie könnten doch wirklich ‚was tun‘ — wo er noch nicht mal Major ist“. Über das „was“, das man tun könnte, scheint sie sich ziemlich im klaren zu sein. Bei Geheimrats geniert man sich nicht, wenn die Diskussion heftig wird. Die Zweite war die Schönheit der Familie. Die sollte hoch hinaus, wurde auf Exzellenzen und Verwandtenbesuch geschickt mit Toiletten und Dekollettiertheiten. Einem kleinen, sentimentaln Zwischenspiel mit einem Marinevetter machte die Mama ebenso nachdrücklich wie effektiv ein Ende. Der Mann ist ein ekelhafter, impotenter Kerl, aber Geld, schweres Geld. Dada entschädigt sich. Der Marinevetter ist zu seinem Recht gekommen. Das Nixchen erzählt mir alles: „Ach, du bist ja nicht so“ . . . Sie haben eine Wohnung hier irgendwo. Es findet Dada nicht zu bedauern. Der Bruder ist der Liebling der Mutter, der echte Bruder Liederlich, macht Schulden, jeut, rennt Frauenzimmern nach, mit Einschluß des geheimrätlichen Küchenpersonals, zur großen Erheiterung des Nixchens. Daher fortwährende Szenen. Der reiche Schwager läßt sich nicht anpumpen. Mama hat Schulden gemacht: „Weißt du, es ist manchmal unausstehlich bei uns“. Ich glaube es gern. Auch das Nixchen hat einen Freier auf der ersten versuchsweisen Angeldreise eingefangen, ein ländlicher, reicher Mensch, mit vornehmem Namen. Er scheint etwas dämlich zu sein. „Dann hat er so große Hände! . . . Nicht halb so nett wie du!“ . . . Sie weint dann tatsächlich, obgleich sie natürlich fest entschlossen ist, ihn zu nehmen, und wieder weinen wird im Myrtenkranze. Oh, Weiber! Arme Natur, wo bist du? Über die Technik des „Fangens“ gibt sie einige ganz hübsche Details. „Natürlich mußst du immer tun, als wüßtest du von nichts. Das ist die Hauptsache. Wenn er kommt, ganz erstaunt sein und weglafen, um sich die Haare zu machen, wo Mama schon den ganzen Morgen auf ihn lauert, und ich meine neue Bluse angezogen habe . . . Alles glauben, was er sagt, gar nicht fragen! Als ob wir uns nicht ganz genau erkundigt hätten bei Tante Otti, was er hat und woher er stammt. Mama spricht immer, als ob ich ein Kind wäre, daß ich noch mal in Pension soll. Dabei hat sie schon alle Zimmer eingerichtet auf seinem Gute. Sie denkt, daß ich meinem Bruder heimlich was abgeben soll, wenn wir verheiratet sind. Aber ich werde es grade tun! Ich habe genug von der poveren Wirtschaft zu Hause!“

Lukretia Borgia und Goneril im Taschenformätchen! Aber allerliebste ist sie, fast leidenschaftlich in ihrer Art, mit ihren kleinen pruden Zärtlichkeiten, das Händchen, das mir über den Schopf fährt, die Küsse . . . sie drückt dann sehr, um sie heiß zu machen. Usw.

Als letzte Schilderung des üblichen Männerfanges sei zitiert, was Tolstoi in seiner Kreutzer-Sonate über diese Methoden im allgemeinen sagt:

Vor Zeiten, wenn ein Mädchen herangewachsen war, gaben ihm die Eltern, welche das Leben besser kannten und nicht von augenblicklicher Verliebtheit hingerissen waren — gaben ihm die Eltern einen Mann. So war es, so ist es in der ganzen Menschheit. Nur ein Hundertstel, vielleicht gar weniger, von uns Verderbten, hat gefunden, daß dies nicht gut sei, und hat was Neues ersonnen. Und was ist dieses Neue? Dieses Neue besteht darin, daß die Mädchen dasitzen, und die Männer wie im Kaufhaus hin- und hergehen und auswählen. Und die Mädchen warten und denken, wagen aber nicht, es auszusprechen: „Freundchen mich! Nein mich! Nicht sie, schau, was ich für schöne Schultern und sonst noch habe!“ Und wir Männer gehen auf und nieder und halten Umschau, und sprechen von den Rechten der Frau, von der Freiheit, die, wie es heißt, durch das Studium der Frau erworben wird. „Nun, wie soll es anders sein?“ sagte ich; „wie, soll die Frau den Antrag machen?“ „Darauf habe ich keine Antwort. Aber sprecht ihr von Gleichheit — dann völlige Gleichheit. Hat man gefunden, daß das Vermitteln erniedrigend ist, so ist der heutige Zustand noch tausendmal schlimmer. Dort sind die Rechte und die Aussichten gleich, hier ist die Frau — eine Sklavin, die ausgeboten wird, und da sie sich nicht entschließen kann,





# Die Heimkehr des Spielers. Vier Uhr morgens

Farbiger Kupferstich von Th. Rowlandson. 1788





Sklavin zu sein und sich nicht selbst antragen kann, so beginnt die zweite, noch scheußlichere Lüge, die man bald 'in die Gesellschaft einführen', bald 'sich amüsieren' nennt und die doch nichts anderes ist als Männerfang. Sagen Sie der lieben Mutter oder dem Töchterchen die Wahrheit, daß sie mit nichts anderem beschäftigt ist, als mit dem Fang eines Bräutigams — um Himmels willen, welche Beleidigung! Und doch tun sie alle nur das Eine und haben auch nichts anderes zu tun. Und was dabei das Entsetzliche ist, — man sieht oft ganz junge, bedauernswerte, unschuldige Kinder auf denselben Wegen. Und wenn sie das wenigstens offen täten! Aber nein — alles Lüge! Ach, die Grammatik! Wie interessant. Ah, Lili hat große Freude an der Malerei! Sie besuchen gewiß auch die Ausstellung? Wie lehrreich! . . . Und fahren Sie spazieren? . . . Gehen Sie ins Schauspielhaus? . . . Und ins Konzert? . . . Ach, wunderbar! . . . Meine Luise ist ganz weg, wenn sie Musik hört . . . Und warum teilen Sie diese Überzeugungen nicht?

Und alles beherrscht der eine Gedanke: „Nimm mich, mich, meine Luise! Nein mich! So versuch doch wenigstens!“

So wenig, wie gesagt, immer nur das Mädchen das Opfer ist, sondern ebensooft der Mann, so gleichartig ist im Grunde das Gebaren des Mannes auf der Jagd nach einem Goldfisch. Man könnte die eben zitierten Schilderungen einfach umdrehen, und sie würden ebenso auf den Mann passen. Er wandelt sich in dieser Situation stets alsbald zum Musterknaben, hat eine gefestigte Lebensanschauung, haßt jede Art Illegimität in Liebessachen, kennt nur eine Sehnsucht: ein schönes ruhiges Familienleben; er ist solide, trinkt nicht, bummelt nicht, sondern denkt nur an Arbeit, Vorwärtskommen usw. usw., je nach den besonderen Umständen.

In diesen Methoden gibt es nur Nuancen; sie werden bestimmt von den verschiedenen Klasseninteressen, aber das Wesen ist bei allen Klassen, wo der Besitz entscheidet, durchaus dasselbe: Die Ehe zum besten Geschäft zu machen, aber dabei nach außen stets die edelsten Grundsätze zu heucheln.



**Koketterie.** Weil die Koketterie die wichtigste Waffe der Frau um den Mann ist, spielt sie heute wie ehemals dieselbe umfangreiche, wenn man nicht gar sagen will: alles andere überragende Rolle im Repertoire der Frau. Alles Tun der Frau ist in erster Linie darauf eingestellt, den Mann zu fesseln. Tolstoi sagt über diesen Punkt in seiner Kreuzersonate:

Nach den in unserer Gesellschaft herrschenden Anschauungen besteht der Hauptberuf der Frau darin — dem Manne Genuss zu gewähren, und demgemäss ist auch ihre Erziehung. Von Jugend auf lernt sie nur das Eine, wie sie ihre Anziehungskraft erhöhen kann. Und jedes Mäd-

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*



Ja, euch beiden will ich gehören!

274. Symbolik der ehelichen Liebe



*DYING FOR LOVE, OR CAPTAIN CARELESS, SHOT FLYING BY A GIRL OF FIFTEEN WHO UNEXPECTEDLY POPPED HER HEAD OUT OF A WINDOW*

275. Die sterblich Verliebten. Englische Karikatur von Thomas Rowlandson. 1810

chen lernt nur daran denken. Wie die Leibeigenen erzogen wurden, um die Wünsche ihrer Herren befriedigen zu können, — und es konnte nicht anders sein; so werden auch sie alle, unsere Frauen so erzogen, dass sie die Männer anzuziehen verstehen — und es kann nicht anders sein. Sie werden mir vielleicht sagen, das treffe nur die schlecht erzogenen Mädchen, die, die man bei uns verächtlich als grosse Damen bezeichnet, und dass es eine andere ernste Erziehung gibt — Gymnasien, sogar Lateinschulen, medizinische Vorlesungen und Frauenakademien. Das ist ein Irrtum. Jegliche Art weiblicher Erziehung hat nur das eine Ziel — die Männer zu fesseln. Die Einen wollen durch die Musik, durch ihre Locken fesseln, die Andern durch Gelehrsamkeit und bürgerliche Auszeichnungen. Das Ziel ist stets ein und dasselbe und es kann auch nur ein und dasselbe sein, weil es ein zweites nicht gibt: das Ziel den Mann zu bezaubern, um ihn in ihre Gewalt zu bekommen.

Den Mann fesselt man aber am meisten, wenn man ständig mit ihm kokettiert; um ihn zu bekommen, und um ihn sich zu erhalten. Infolgedessen erhält nicht selten selbst das ernsteste Tun der Frau eine gewisse kokette Nuance, sofern es nicht überhaupt nur eine andere Form der Koketterie ist. Diese Tatsache hindert jedoch nicht, zugeben zu müssen, daß die Formen der weiblichen Koketterie allmählich ungleich diskretere und damit dezentere geworden sind, als wir sie aus der Zeit des Ancien Régime kennen. Die Kokette ist nicht mehr Massenerscheinung, und die Koketterie ist nicht mehr das an jeder Frau in erster Linie Auffällige. Die Frau kokettiert nicht mehr in gleicher Weise mit jedem Manne, und vor allem ist es nicht mehr ein allgemeines öffentliches Schauspiel. Zu dieser Änderung kam es in derselben Weise, in der die Frau selbständiger, weil in ihrem Lebensunterhalt vom Manne unabhängiger wurde (vgl. u. a. die



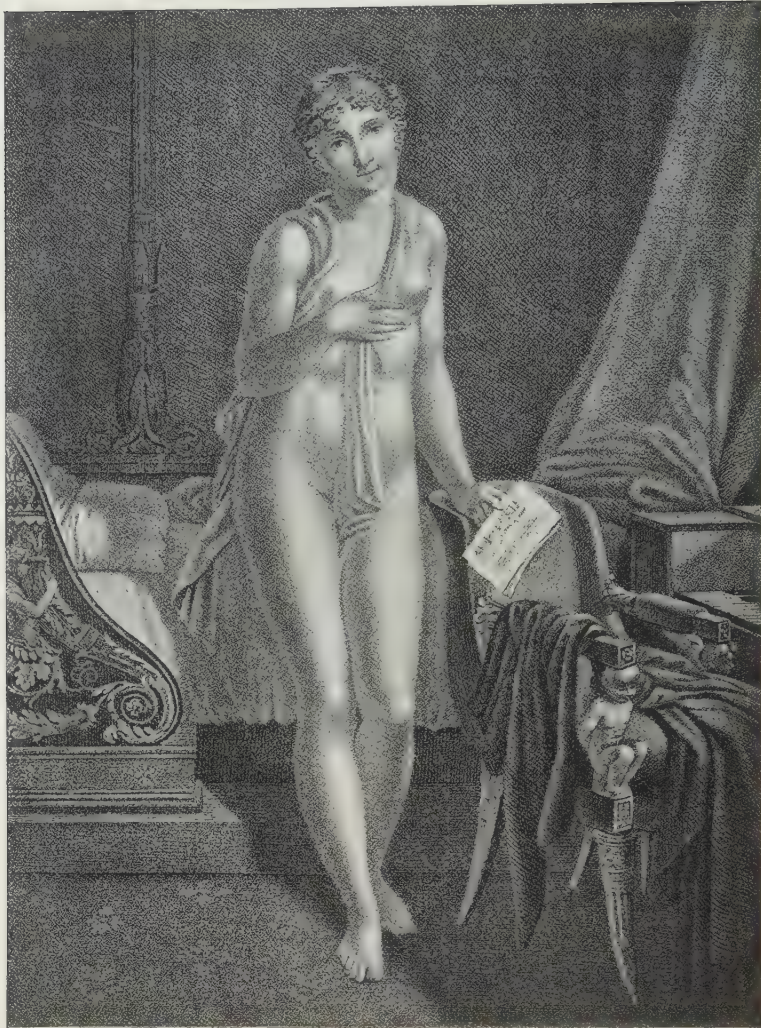
Bilder 53, 56, 70, 81, 82, 95, 96, 109, 111, 118, 122, 149, 152, 155, 161, 162, 166, 202, 204 usw.).

Die Mittel der Koketterie sind natürlich die alten geblieben, sowohl die für den Massenangriff, wenn man so sagen will, wie für den Einzelangriff, und darum erübrigt sich eine erneute Schilderung. Andererseits hinderten ihre dezenten Formen nicht, daß manche von ihnen im einzelnen wesentlich raffinierter gegen früher geworden sind. Um speziell hierfür einige Beweise anzuführen, sei nur an das Parfüm und an das weibliche Negligé erinnert. Das Parfüm gehört deshalb in den Rahmen der Koketterie, weil es ein direktes Aufmerksammachen auf sich selbst und eine mit großer Überlegung angestrebte Beeinflussung der Psyche des Mannes darstellt (vgl. *Galante Zeit* S. 372 u. 373). Die kluge Dame, denn das Parfüm ist naturgemäß in der Hauptsache ein Hilfsmittel der Frauen der besitzenden Klassen, verrät mit Hilfe der Wahl ihres Parfüms auf das geschickteste und oft auch auf das deutlichste ihre besondere Eigenart, ihre Neigungen, ihre Ansprüche, und sie provoziert damit gleichzeitig ein dementsprechendes Verhalten des Mannes. Die ungeheure Entwicklung der Chemie im neunzehnten Jahrhundert ermöglicht dies mehr als jede frühere Epoche, sie gestattet der Frau eine Menge von Nuancen, selbst die allerraffiniertesten, zum Ausdruck zu bringen, wo sie früher nur auf ganz allgemeine Wirkungen angewiesen war. Zu bemerken ist, daß die meisten Frauen heute die komplizierten Gerüche lieben, um selbst kompliziert, undefinierbar zu erscheinen. Außer Mode sind daher die einfachen Pflanzengerüche; diese sind simpel und bringen ihre Benützerin ebenfalls in den Verdacht der Simplizität, weshalb sie nur noch von Backfischen goutiert werden (Bild 119 und 354).

Daß das Negligé ebenfalls eine mannigfaltigere Waffe geworden ist, erweist schon die bereits im letzten Kapitel hervorgehobene reiche Ausgestaltung der weiblichen Dessous (Bild 29, 55, 56, 62, 83, 116, 117, 123, 131, 232, 233). Die pikante Negligéwirkung wird neuerdings aber auch sehr häufig wieder



276. Englische Karikatur von Thomas Rowlandson. 1802



Die Verliebte

277. Kupferstich nach einem Bilde von Mallet

mit der Gesellschaftskleidung zu verbinden gesucht. Das geschieht, indem man die Haus- oder Straßenrobe teils im Ganzen, teils durch das Arrangement einzelner Teile kokett „auf Negligé“ behandelt; man fingiert dieses also gewissermaßen. Auch die schon beschriebene „Draufguckbluse“ (S. 218) ist im Grunde nichts anderes als eine der verschiedenen Lösungen dieser Tendenz. Aber man bringt diese Wirkung auf die verschiedenste Art und Weise fertig. So erstrebt man sogar selbst im Pelzwerk, dem am wenigsten intimen Kleidungsstück, dieses Ziel, und erreichte es auch. Eine derartige Lösung der Negligéwirkung mit Hilfe des Pelzes hatte man z. B. im Jahre 1908 ausgeklügelt und zwar in der Weise, daß die Damen die Boa oder den Schal so trugen, daß das eine längere Ende links seitlich vorn, das andere links seitlich hinten herunterhängt. „Diese Sinnlichkeit“, analysierte Oskar Bie in der Neuen Rundschau, „ist im höchsten Grade





Am Hochzeitmorgen

278. Kupferstich nach einem Bilde von Mallet

aufregend für die Männer, denn sie geht auf die Absichtlichkeit des Negligés zurück.“ Die Entwicklung zu dieser Form schildert Oskar Bie auf folgende Weise:

Erste Stufe: Die Boa ging vom Halse aus, ihr erster Reiz war (denn von der Nützlichkeit spricht er nicht), das Köpfchen in Pelz oder Federn zu betten, kunsthistorischer Standpunkt Chaplins. Zweite Stufe: Die Boa kultiviert ihre Enden, zunächst symmetrisch, als vertikale Teilung und entwickelt sich in diesem Sinne zu der fast hieratischen Stola, deren Langweiligkeit über alle Maßen ist. Dritte Stufe: Das Motiv des Hängens an sich wird kultiviert, die Enden werden leichter geschlungen, zahlreiche Schwänzchen, besonders über dem Nacken, operieren mit dem zu allen Zeiten entzückenden Motiv des Schlenkerns und Baumelns. Vierte Stufe: Die Enden, auch die breitere Stolaform, werden kokett auf Negligé behandelt, hängen unregelmäßig seitlich herunter, das Umschlagen der Boa, nicht ihr Sitz, wird Motiv, die Boa wird impressionistisch, dadurch funktioneller, dadurch sinnlicher. Noch mehr der Scarf, das Surrogat der Boa, der vom Bauernhalstuch mondänisiert ist, wie das bunte Hemd. Das kleine Mädchen mit dem seitlich geknüpften Scarf ist der Wirkung sicher. Weitere Beispiele der Ästhetik des Negligés: Der Taschentuchzipfel, der offene Westenknopf, der halbangezogene Handschuh, der auf einer Schulter hängende Dolman,



der unregelmäßig gebundene Schlips. Es ist der alte Brummelsche Lehrsatz von der Unsinnlichkeit alles Vollkommenen.

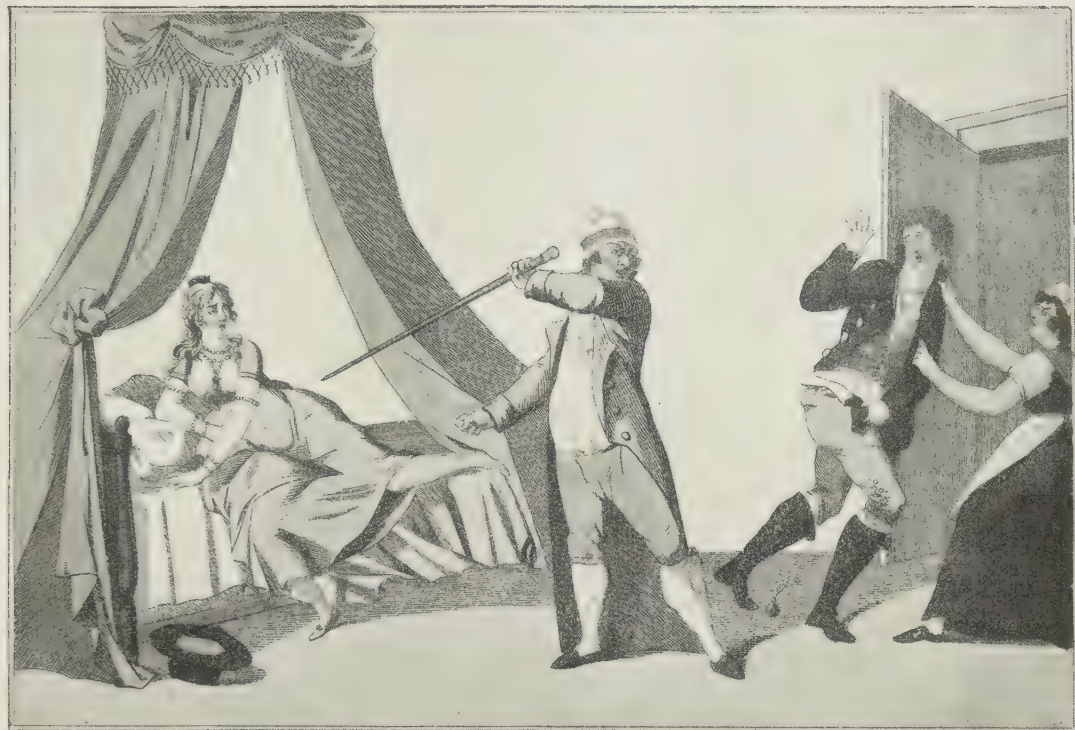
Eine völlig neue Errungenschaft der Negligéwirkung ist mit dem modisch gewordenen Seebad und dem Seebadeleben aufgekomen. Nämlich das weibliche Badekostüm, das unbedingt dem Negligé zuzuzählen ist. Es ist gewissermaßen jene Form des wirklichen und nicht blos des vorgetäuschten Negligé, die man sich für den gesellschaftlichen Verkehr geschaffen hat, weshalb man denn auch im Laufe der Zeit überaus raffinierte Formen dafür ausgeklügelt hat. Das moderne mondäne Badekostüm der Frau will unbedingt als eine zweite Haut wirken. In dieser zweiten Haut ist der Frau das öffentliche „sich nackt zeigen“ gestattet. In den Luxusbädern dient das Leben zu einem großen Teil überhaupt diesem Zweck, und das Baden selbst ist deshalb für zahlreiche Frauen nur der Vorwand. Diese Tatsache erhellt schon der Umstand, daß in den Luxusbädern wie Trouville, Ostende usw. unzählige Damen überhaupt fast niemals ins Wasser gehen, sondern sich damit begnügen, ihre, im eleganten Badekostüm pikant präsentierte Nacktheit stundenlang am Strande zur Schau zu stellen.

Zur Zeit des zweiten Kaiserreichs, also in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, kam der Brauch der Seebäder zum erstenmal in Aufschwung. Damit setzte aber auch gleichzeitig diese Ausnützung ein. Eugen Pelletan schreibt in seiner Sittenschilderung dieser Epoche:

Oft sieht man auch auf diesem galanten Strande mehr als eine Dame aus gutem Hause das Schauspiel der aus den Wellen emportauchenden Venus aufführen und vom Bade in einem ein



279. Folgen und Wirkungen der Geldehe. Farbiger Kupferstich



280. Die Unannehmlichkeiten beim Pirschen auf fremdem Gebiet. Farbiger Kupferstich. 1815

fachen Tricot zurückkehren, als einer letzten Konzession an das herrschende Vorurteil; so schreitet sie durch die Reihen der bewundernden Jugend.

Längst ist dies etwas allgemeines in zahlreichen internationalen Seebädern (Bild 9, 42, 103, 168, 169, usw.). —

\* \* \*

**Der Flirt.** Der Flirt ist nur als Wort eine neuzeitliche Erfindung, sein Wesen und Inhalt aber sind uralte und darum auch, wie schon in dem Bande „Die galante Zeit“ ausgeführt wurde (S. 54), ebenfalls zu allen Zeiten gleich. Was dort zu der Begründung des Flirts gesagt ist, gilt infolgedessen uneingeschränkt auch hier. Der Unterschied gegen früher besteht nur darin, daß man heute nicht mehr in derselben öffentlichen Weise flirtet wie ehemals. Die stärkere Kontrolle der öffentlichen Moral hat, genau wie bei der Koketterie, zu diskreteren Formen geführt. Freilich die Grenzen, bis zu denen man geht, sind dadurch nicht eingengt worden. Man geht im Flirt heute noch gerade so weit wie im Ancien Régime, nämlich meist bis nahe an das Letzte heran. Und da die Klassen und Kreise, deren Angehörige ihre Zeit damit hinbringen können, heute hundertmal so umfangreich sind wie ehemals, so wird heute genau sovielmal mehr geflirtet wie vor hundert Jahren.

Ein nicht unwesentlicher Faktor bei der Zunahme des Flirts ist die oben geschilderte Entwicklung zur Konvenienzehe. Wenn etwas dazu angetan ist, die



natürliche Neigung zum Flirt enorm zu steigern, so ist es in der Tat die zunehmende Tendenz, die Ehe vorwiegend auf einem Rechenexempel aufzubauen. Der Flirt wird dadurch gewissermaßen zu dem vorweggenommenen Ersatz für die erotischen Delikatessen, die die Konvenienzehe den direkt dabei B.teiligten wohl oder übel nicht bringen kann. Ebenso stark beeinflussend ist die in den besitzenden Kreisen eingetretene immer weitere Hinausschiebung des durchschnittlichen Heiratsalters der Männer, worauf wir später noch eingehender zu sprechen kommen werden. Havelock Ellis sagt in einer seiner materialreichen Studien über das moderne Geschlechtsleben in dieser Beziehung über den Flirt sehr richtig:

In seiner elementaren Form ist der Flirt ganz normal und natürlich, wir können ihn sogar bei Thieren finden; er ist einfach der Anfang der Werbung, in dem Stadium, wo die Annäherung noch abgebrochen werden kann. Bei uns ist der Flirt aber oft mehr. Unsere Zustände erschweren die Ehe, sie machen also die Liebe und die Annäherung daran zu etwas sehr Ernstem, das man nicht leichtfertig behandeln darf. Der Flirt hat sich diesen Bedingungen angepaßt; anstatt ein Vorspiel normaler Werbung zu sein, hat er sich zu einem Surrogate der völligen geschlechtlichen Befriedigung umgewandelt.

Und die Gesellschaft erkennt dies ohne weiteres an; d. h. sie erkennt es zu Recht. Denn sie kommt diesem Bedürfnis aufs weiteste entgegen. Nicht nur jedem Mann, nein, auch den Frauen, und vor allem den jungen Mädchen billigt man heute das Recht zu, zu flirten. Man findet es vor allem in der guten Gesellschaft ganz selbstverständlich, daß jedes junge Mädchen flirtet. Und darum unterstützt man auch systematisch den Flirt. Die besten Schilderungen, wie es gemacht wird, und wie es bei einem Flirt zugeht, und wie weit eine Dame dabei mitunter geht, haben die beiden schon zu anderen Punkten zitierten Autoren Marcel Prévost und Hans von Kahlenberg geliefert. Daß alle Welt flirtet, ist das erste, was nach Prévosts Urteil einem unerfahrenen Provinzler auffallen muß, wenn er in die sogenannte gute pariser Gesellschaft eingeführt wird. Und in Anbetracht seiner Provinzlermoral, die jeden intimeren Verkehr zwischen nicht verheirateten Paaren perhorresziert, fällt dem pariser Neuling der städtische Flirt natürlich stets höchst peinlich auf. Der Betreffende philosophiert:

Bin ich denn in einer ganz andern Welt geboren? Sind das die Sitten, ist das die Redeweise der modernen Gesellschaft? Diese lauten Kneipenwitze, die aber doch noch lange nicht so schlimm sind als das ewige Zischeln und Flüstern in den Ecken . . . Das ungenierte Sichaneinanderdrücken dieser Damen und Herren . . . Und vor allem dieses hässliche Wort, das unaufhörlich hindurchklingt, wie eine stete Aufforderung zur Leichtfertigkeit: „Mein Flirt . . . Sie hat einen Flirt vor . . . Wir haben einen Flirt gehabt . . . Der Flirt meiner Tochter . . .“

In welcher weitgehender Weise die gute Gesellschaft dem allgemeinen Flirtbedürfnis nachkommt, belegt die folgende Schilderung eines koketten Arrangements bei einem Familienball in der guten Gesellschaft:

Das Büffet war durch kleine Tische ersetzt worden, die im Speisesaal und im anstossenden Rauchzimmer aufgestellt waren; die beiden Räume waren durch Dekorationen zu normannischen Wirtshäusern umgeschaffen. Man konnte sich darin zu verschiedenen, traulichen kleinen Gruppen niederlassen und die Diener wie in einem Wirtshause anrufen.

Das ist wirklich der Höhepunkt aller Erfindung im modernen Gesellschaftsleben! Kann man sich etwas Amüsanteres denken, als dass die jungen Mädchen und Frauen sich zu zweien und zu vierten, mit welchem Herren sie wollen, zu Tische setzen können, um ganz ungeniert das





## Die Grotte Hymens

Galant symbolischer Kupferstich von Chaponnier 1800





Öffentliche Ausbietung einer ehebrecherischen Frau durch den ihrer überdrüssigen Mann  
281. Englischer Kupferstich. 1820

Kokettenspiel, das sie so sehr lieben, zu spielen, während Eltern und Ehemänner mit milder Nachsicht zuschauen.

Welcher Art die Unterhaltung bei diesen Gelegenheiten ist, denn darin besteht in erster Linie das gegenseitige flirten, auch dafür gibt Prévost eine gute Probe. Ein raffinierter Lebemann unterhält sich mit seiner Partnerin, mit der er — wohlgemerkt! — zum erstenmal zusammen ist, auf die folgende Weise:

„Mein Fräulein“, sagte er, „haben Sie sich wohl schon überlegt, welche Grausamkeit die gesellschaftlichen Berührungen in Paris mit sich führen? Wir begegnen einander heute abend; der Zufall will, dass wir uns freundschaftlich miteinander unterhalten; ich kann mir für den Augenblick einbilden, dass Sie, die so zart, so schön sind, mir angehörten; ich ahne, welche eine Welt von berückender Zärtlichkeit sich in Ihnen eines Tages entfalten wird . . . ich ahne es — aber wir gehen wieder auseinander, vielleicht auf Nimmerwiedersehen . . . Und ein anderer wird den Schatz heben: für einen andern werden sich diese schönen Augen verschleiern, einem andern werden diese Stirn, diese Lippen angehören, und alles Uebrige, dessen Schönheit ich erraten kann, aus dem, was ich gesehen . . .“ „Mein Herr!“ murmelte Jeanne. Sie fühlte, wie sein Blick sie förmlich entkleidete, sie war einer Ohnmacht nahe, aber er fuhr unbarmherzig fort, berauscht von seinen eigenen Worten, in seiner eigenen Falle gefangen. „Dieser Glückliche, ich werde es nicht sein . . . aber von Ihnen zu träumen, daran kann mich nichts hindern. Ich sehe Sie an, und ich





### *Pariser Zeitvertreib*

282. Französische Sitten zur Zeit der Freiheitskriege in deutscher Beleuchtung. 1815

halte Sie fest; in einsamen Stunden kann mein Traum Sie zu mir zurückführen, wann ich es wünsche. Und wenn Sie mir auch fern sind, so wird all' Ihre junge Schönheit mir dennoch an gehören; es wird an Ihnen auch nicht das geheimnisvollste Fleckchen sein, das ich nicht . . ." Wie oft hatte er diese weiche, sanft anschmiegende Rede angewendet jungen Mädchen gegenüber, sicher, sie darunter wie unter einer Liebkosung erbeben zu sehen.

Aber das ist noch harmlos. In einem andern Buch, den „Ratschlägen für Junggesellen und Verlobte“, konstatiert Prévost ausdrücklich:

„Ich weiss, dass in Paris, der Welt des Müssiggangs, Männlein und Weiblein miteinander Gespräche führen, die jeden Universitätsrichter veranlassen würden, einen dabei ertappten Studenten sofort zu relegieren.“

Es wäre falsch, anzunehmen, daß die Frauen nicht würdige Partner bei diesem Duo wären, auch wenn ihre Worte naturgemäß wesentlich diskreter sind. Eine erfahrene Dame gesteht:

„Ich habe die Männer immer zu nehmen gewusst. Es amüsierte mich, ihn aufzuregen, weil er erst halb Mann war. Ich glaube, dass gewisse Lebemänner ähnlich empfinden, wenn sie eine Unschuld in Wallung bringen.“

Dieses gegenseitige Aufregen wird natürlich nicht nur durch Worte erreicht, sondern, wie allgemein bekannt, außerdem soviel als möglich gesteigert durch mehr oder weniger diskrete Liebkosungen, Küsse, gegenseitige Befriedigung der erotischen Neugier, wozu man hundert Gelegenheiten sucht, findet und ausnützt. In Gesellschaft ist es vor allem der Tanz, der zu allerlei Intimitäten die dank-

barste Gelegenheit gibt. Ein Mann, der diese Gelegenheit nicht auszunützen versteht, gilt vielfach als Trottel, für den eine richtige Frau nur Verachtung hat: „Ein Mann, der des Respekts gegenüber einer Dame im richtigen Moment nicht zu ermangeln versteht, ist überhaupt kein Mann“, lautet ein zynisches, aber heimlich vielfach gefälltes Urteil. Wie die jungen Mädchen der guten berliner Gesellschaft flirten, ist in dem vierten Brief des bereits zitierten „Nixchen“ von Hans von Kahlenberg sehr ausführlich beschrieben; außerdem wird in diesem Brief auch bestätigt, was bereits oben zur Erklärung des Flirts als Surrogat für die in der Konvenienzehe ausbleibenden echten erotischen Freuden gesagt ist. Herbert Gröndahl schreibt an Achim von Wustrow:

„Das Abenteuer fängt an, mich zu interessieren, mehr von der psychologischen als von der persönlichen Seite. Ich bin schon so weit. Das bringt das Handwerk mit sich, die Seziergewohnheit. Also am Mittwoch ein zierliches rosa Billettchen, Höheretöchtertschrift, steil, zimperlich, kapriziös: Mein Herr! Erwarten Sie mich morgen um dieselbe Zeit. Ich komme allein. Ihre J. Ich öffnete selbst. Das erhöht das Geheimnisvolle und sieht aufmerksam und erwartungsvoll aus. Da stand sie in ihrem dunkelblauen Kleidchen mit schwarzem Astrachan, glühendrot. Diesmal küsste ich sie natürlich. Du weißt, dass ich Küssen für eine Kunst halte. Einige Menschen werden sie nie kapieren, Du zum Beispiel! Im Kuss liegt Alles: Anfrage, Bestätigung – Grenze ... Die ganze künftige Liebesmelodie im leisen, leichten Voranschlag. Man macht dann keine Dummheiten und Ungeschicklichkeiten hinterher. Sie liess es sich gefallen, nicht viel erwidern, aber stillehaltend. Das Herzchen bupperte zum Zerspringen, halb von der Angst. „Es merkt es doch auch niemand?“ Ich beruhigte sie: Eine Treppe höher wohnt ein Photograph, da hätten Sie immer hingehen können, wenn Ihnen jemand auf der Treppe begegnet. Das Schlafzimmer hat einen zweiten Ausgang nach dem Hofe. Martin ist verschwiegen wie das Grab. Sie hatte über das Alles nachgedacht. Sie liess sich noch mal so nett küssen hinterher. Dann die moralischen Garantien. „Du denkst doch auch nichts Schlechtes von mir, dass ich wegen „dem“ gekommen bin? (in Paranthese – hast Du schon jemals eine Frau getroffen, die „wegen“ mit dem Genitiv konstruierte? Traue ihr nicht! Sie trägt Jägerwäsche und philosophiert im Bett.) „Sage: Nicht. Wahrhaftig nicht! Es ist doch nur, weil ich Deine Bücher gelesen habe – und es ist so schrecklich langweilig zu Hause, und weil Du so nett bist.“ Ich sage: wahrhaftig nicht! und küsse sie, küsse ihr die weisse Kehle rot und beisse sie ins Ohr läppchen. Was für Brüstchen sie hat! weiss, fest und zuckrig wie



### A NEW COCK WANTED.

OR WORK FOR THE PLUMBER.

Ein neuer Hahnen nötig

283. Englischer erotisch-symbolischer Kupferstich

34\*



Apfelmännchen! und das Hälschen so fein angesetzt! Aermchen, die umstricken und festhalten, dünn, weich und unzerreissbar wie Seidenstränge... Es ist ein rührender Kinderton in ihrer Stimme, Lockung und Klage. Der Sirenen-ton. Ich habe jetzt auch einen Namen für sie: Wassernixchen. „Nixchen“ passt ausgezeichnet. Es charakterisiert das ganze Genre, lüstern, spitzbübisch, zur Liebe geschaffen, unfähig im Grunde. Der Fischschwanz! Eiskalt — das ist sie trotz aller Liebesbeteuerungen. Das geht zu glatt: „Ich liebe Dich, Herri! Ich hab' Dich furchtbar gern! Du bist der einzige, himmlischste Mann, den es giebt.“ Aber nett klingt's doch. Dazu kein lautes Wort, keine hässliche Geste, immer kleine Dame, so sauber, weiss und duftig, das ganze, zerbrechliche, feine Dingelchen! Ich habe die Kerle nie begriffen, die sich in Schwarzseifengeruch und wattierte Unterröcke verlieben. Ich bin zu sehr Aesthetiker dazu. Dann will sie Abenteuer von mir wissen. Darin ist sie unersättlich. Es ist die Phantasie eines kleinen Ungeheuers, die sich zu befriedigen sucht: Notzucht, Incest, Unnatur. Die ganze Weltgeschichte, die ganze Kunst, die halbe Religion mindestens ist für sie nur das. Das merkt sie sich, das hat sie behalten. Und sie hat in dieser stupiden Einseitigkeit etwas Imponierendes und Schreckliches: Der Pfeil, der sehr grade abgeht, mitten ins Leben, in den Herzpunkt, die Achillesferse: „Das ist dumm, Liebchen! — Das ist so langweilig, das mag ich nicht...“ Alle Details meiner Junggesellenwirtschaft interessieren sie, Wippchen, Martin, der bric a brac. Und Küssen zwischendurch! Der Sekt macht keinen Eindruck auf sie. Dazu ist sie zu subtil, zu wenig Natur. Das ist Alles spielerisch wie bei einer jungen Katze. Sie lässt sich küssen, streicheln, anfassen... Dann eine Bewegung wie ein Schlängchen, die Angst vor dem Wehtun, dem Baby, die Heiratschance. Dann wird sie geschäftsmässig: „Wir haben kein Vermögen. Else und Dada haben auch geheiratet.“ Die Heirat sieht sie ohne alle Illusionen. Das ist das Vernünftige, die Versorgung. Vielleicht wird sie sogar eine ganz treue Ehefrau. Schliesslich, kann man es ihnen verdenken? Die falsche, unnatürliche Erziehung, die Heimlichtuerei. Was haben die Würmer zu hoffen? Einen Mann, der sie gar nicht reizt, den sie sich nicht mal selbst aussuchen können, der sie sich



Die Schottländer in Paris, oder die Neugier der Frauen

284. Galanter französischer Kupferstich. 1815



bezahlen kann, ebenso brutal wie eine Cocotte. Kann man sich verwundern, wenn sie vorher etwas Champagner-schaum schlürfen wollen? Und wie klug sie dabei verföhrt, instinktiv, so'n kleines dummes Ding, nicht für zehn Pfennig Grips in ihrem Gehirnen, total ungebildet, wie eine orientalische Haremsdame! Und so'n kleines Gänsegehirnen sagt sich ganz instinktiv: „Der ist der Richtige. Der versteht etwas von der Sache. Il sait aimer.“ „— Wenn es rauskäme!“ das ist ihre einzige Angst, eine süsse, gruselige Angst. Dann kichert sie über die dummen Menschen, Papa, Mama, die Leute, da unten auf der Strasse, — dass sie hier oben allein ist, in seiner Wohnung, mit einem verworfnen Junggesellen. Davon ist sie tief durchdrungen: „Du bist so unmoralisch!“ ...

Dann küsse ich sie wieder. Sie legt mir die Aermchen um den Hals, nennt mich Engelchen, Liebling, süßes Herz — und dass sie mich ewig, ewig lieben wird. Kleine Kanaille! — Na, das sind sie Alle. Bewunderungswert bleibt eigentlich nur immer die Dummheit der Männer, der Glaube an das Wunder, und dass er der Eine, Einzige ist, dem das Wunder passiert.“

Weshalb die Frau vor allem flirtet, worin der besondere Genuß für sie darin besteht, und warum sie mit möglichst vielen Männern flirtet, läßt Prévost in „Julchens Heirat“ eine angehende Frau in den folgenden Worten sagen:

„Wir alle, glaub' ich, sehen uns gern im Spiegel; der Anblick unseres Gesichts sagt uns: „Wirklich, kleine Juliette, du bist sehr hübsch.“ Das ist angenehm zu hören. Aber noch angenehmer wäre es, spräche dies der Spiegel selbst, nicht wahr? ... Nun, ein Flirt ist ein sprechender Spiegel ... Ich habe so viele Spiegel, dass ich eine ganze Spiegelgalerie füllen könnte. Sie sprachen um die Wette.“

Die Frau flirtet natürlich nicht nur deshalb, sondern weil die Männer dabei auch noch andere Dinge sagen, die man gerne hört, weil es höchst pikant ist, sich von den verschiedensten Männern wollüstig erregen zu lassen, und, wie schon durch ein früheres Zitat belegt ist, es ebenso pikant ist, die Männer, mit denen man verkehrt, erotisch aufzustacheln. Eine junge Dame schrieb in einem uns vorliegenden Briefe an ihre Freundin:

„Du hast recht, es gibt nichts Entzückenderes, als wenn ein Courmacher allmählich so in Rage kommt, dass man jede Minute damit rechnen muss: jetzt wird er sich irgend etwas bei dir herausnehmen. Und man kann es kaum erwarten, bis es geschieht.“

Das gleiche wird, wenn nicht tausendmal täglich geschrieben, so doch zehn-tausendmal von den „anständigsten“ Damen gedacht.

Nicht früh genug kann deshalb eine junge Dame mit dem Flirt anfangen. Ein junges, eben der Schule entwachsenen Mädchen kokettiert an ihrem ersten Ballabend mit einem Hofmacher auf diese Weise:

„Es ist mein erster Abend in langem Kleide ... Ich bin eine erwachsene Dame.“ Und wie um es festzustellen, dass ihr Kleid nun wirklich auch ein langes sei, legte sie die Beine mit einer so schnellen Bewegung übereinander, dass ihre rechte Wade bis weit hinauf sichtbar wurde.



Du bedarfst nicht erst der Kunst, um schön zu sein!

285. Nach einem Bilde von O. Taessart. 1825



# I. Zu zweien geht man in den Wald

286. Ausziehbild. 1830

Von vielen Kennern und Gesellschaftskritikern wird behauptet und bestätigt, dass selbst von einer ungeheuren Zahl flirtender junger Mädchen der Flirt heute oft fast bis zum letzten getrieben wird; daß der Mann niemals abgeneigt ist, bis zum letzten zu gehen, bedarf keines besonderen Beweises. Man gestattet alles, „nur das nicht“, alles andere aber immer wieder. Dieses „nur das nicht“ bedeutet: das Hymen muß erhalten bleiben. Mit anderen Worten: das Problem des Flirts besteht darin, bei intaktem Hymen die Freuden der Liebe zu erleben. In den *Demi-vièrges* des Marcel Prévost heißt es:

In den Augen des jungen Mädchens las er die Zustimmung. Er trug sie wie eine Beute hinein. Mund gegen Mund sanken sie auf das Lager nieder, das Maud zweimal im Laufe der vier Jahre berührt hatte — ohne ihre Unschuld zu verlieren ...

Und an einer andern Stelle wird die echte *Demi-vièrges* so charakterisiert:

Wie alle stolzen Menschen, die einen theoretischen Kampf wider die Gesellschaftsordnung führen, hatte sie mit gewissem Rechtlichkeitsgefühl sich selber eine Grenze gesteckt, die sie nicht überschreiten wollte. Sie behielt dem Manne, der ihr seinen Namen und sein Vermögen geben wollte, ihre letzte höchste Gunstbezeugung vor.





## II. Zu dreien kehrt man zurück

287. Ausziehbild

Dieses Letzte ist also das einzige, was bei den Klugen dem legitimen Ehemann vorbehalten bleibt; nun, dieses eine genügt ja auch, seine Vergangenheit im Brautbett zu legitimieren. Frau Dr. H. Paul sagt zutreffend in einem Artikel „Die Überschätzung der Jungfrauschaft“:

Es gibt Mädchen, die sich schon als Kinder prostituiert haben durch Onanie und Gedanken ausschweifung. Die Reinheit ihrer Seele ist längst verloren gegangen, nichts ist ihnen mehr unbekannt ... aber ... das Hymen haben sie sich erhalten ... für den zukünftigen Mann! Nun soll mal einer kommen und ihre Unschuld anzweifeln, mit diesem untrüglichen Beweis!

Ebenso zutreffend ist freilich auch, wenn die Verfasserin fortfährt:

Und wenn ein anderes Mädchen, das sich in seiner Kindheit die völlige Reinheit bewahrt und nun mit heisser, ungestüm sich hervordrängender Weiblichkeit und erwachten Sinnen sich einem Manne in Liebe oder auch nur in Leidenschaft hingegeben hat ... dann stehen alle und schreien: „Seht die Entehrte!“ Und nicht zum wenigsten das prostituierte Mädchen mit dem Hymen. Das schreit am lautesten und wirft die grössten Steine. Die „Entehrte“ aber ist ein gesundes Weib mit gesunden Sinnen, das einem natürlichen Drange folgt und diese natürliche Befriedigung der Onanie oder den perversen Aufregungen der Demi-vierge vorzog. Dieses Weib ist geächtet. Kein



Mann will es zur Ehe haben . . . aber die Demi-vierge und die Onanistin, die nimmt er! Sie haben ja noch den physischen Beweis!

Die richtige Demi-vierge verfährt selbstverständlich ganz bewußt in dieser Weise. Eine junge Dame der Gesellschaft sagt zu dem Freund, mit dem sie flirtet:

„Man kommt über das Alter hinaus, wo man noch Aussichten hat, sich zu verheiraten, und hat meistens nicht einmal ein wirkliches Abenteuer erlebt, das einem ein bisschen Spass gemacht hätte, dagegen höchst wahrscheinlich eine Unmenge von Scherereien. Ich bedanke mich! Ich will mich verheiraten. Und bin ich denn etwa eine schlechte Partie? Was? Ich bin von guter Familie, besitze eine Mitgift von zweihunderttausend Franks, über die ich frei verfügen kann . . . Natürlich ist das nicht alle Welt, nur eine Kleinigkeit, aber in unsern schlechten Zeiten doch eine ganz angenehme Kleinigkeit. Ein bisschen leichtsinnig vielleicht? Pah, das ist doch nur meiner grünen Jugend zuzuschreiben, ich werde schon verstehen, mich in Acht zu nehmen, wenn ich erst verheiratet bin. Und was das betrifft, intakt zu sein, so können Sie ganz Paris, ja ganz Orleans mit durchsuchen, mein Herr . . . Sie werden keine finden, die mehr . . . mehr Jungfrau von Orleans wäre als Ihre Dienerin . . . Lieber Gott! Ich weiss natürlich recht gut, dass die Kinder nicht mit den Störchen kommen, ich bin kein weisses Gänschen, wie unser Freund Hector sagt. Nichtsdestoweniger wird mein Gatte die volle Befriedigung haben, als Erster . . . die ganze Geschichte einzuweihen.“

Sie erhob sich, liess die Finger abermals über die Tasten des Klaviers gleiten und fügte hinzu, wie für sich: „Und ich bilde mir fest ein, dass die Einweihung durchaus nicht langweilig sein wird.“



Eine Pensionärin nimmt eine Morgenlektion

288. Farbiger englischer Kupferstich. 1830

Das übliche Flirtprogramm, dieses in allem, in Wort und Tat, bis hart an die letzte Grenze gehen, ohne sie zu überschreiten, wird freilich auch auf beiden Seiten als das Reizvollste des Flirts empfunden. Waghalsig immer von neuem mit dem Feuer zu spielen, ohne sich ein einziges mal dabei die Finger zu verbrennen: welch einzig süße Wonnel! Solche Vergnügungen rangieren infolgedessen auch bei immer mehr Männern höher als der Umgang mit einer gefälligen Dame, bei der man von vorn herein weiß, daß man schon in der nächsten Minute alles bekommt. So kommt es, daß die Demi-vierge allmählich nicht nur die gefürchtetste Konkurrentin der nach Abwechslung im Liebeskalender sich sehnenen Ehegattin geworden ist, sondern selbst die der eigentlichen Kokotte.







Painted &c.

## Die unerwünschte

Englischer Kupferstich von Henry Richter. Illu.

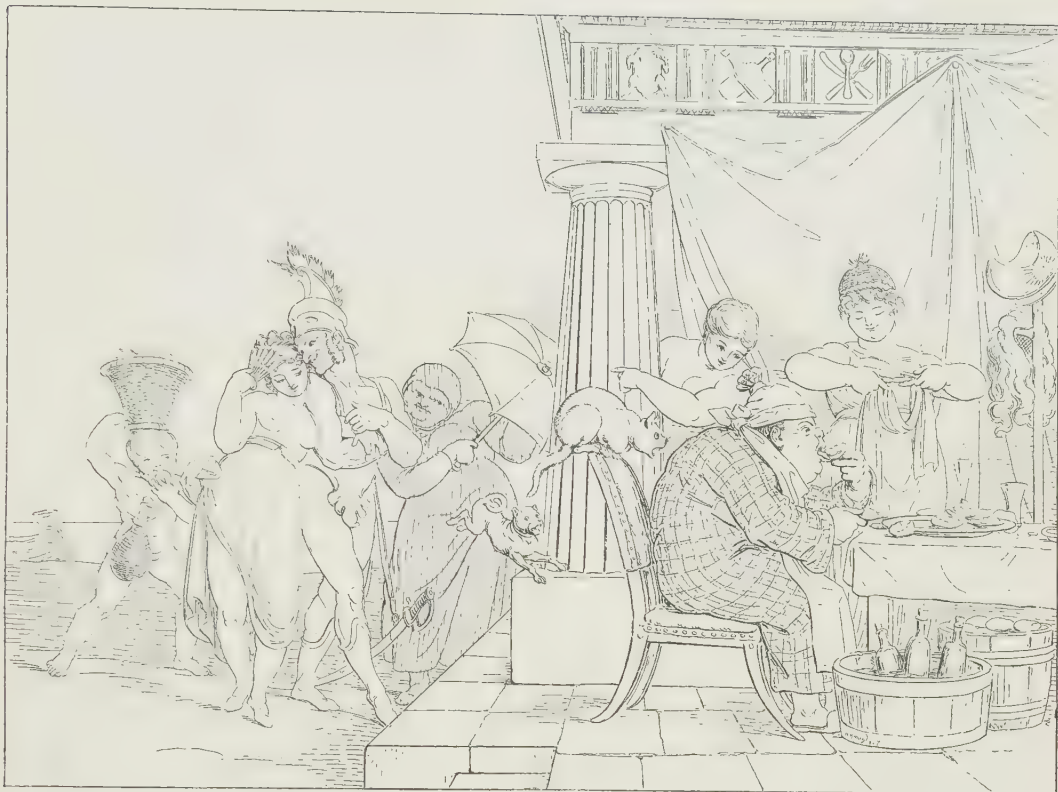




des Gatten

Schauspiel "The Major of Garratt". 1796





Galante parodistische Darstellung, wie Chryses aus des Odysseus Händen seine Tochter von Agammemnon zurückerhält

289. Kupferstich von J. H. Ramberg. 1827

Kommt es bei einem Flirt gegen den ursprünglichen Willen trotzdem zum letzten, zum Unvorhergesehenen, überrumpeln die Sinne die Vernunft, und es kommt natürlich viel tausendmal dazu, so nimmt man dies wiederum deshalb nicht so ernst, weil es ja nicht beabsichtigt war. Damit fühlt man sich hinreichend entschuldigt; — wenigstens vor sich. Den zukünftigen Gatten aber wird man versuchen zu täuschen.

Den Flirt der Tochter zu unterstützen, hat auf der Seite der Eltern aber meist noch einen anderen Beweggrund, als den, dem jungen Mädchen wenigstens „die harmlosen Vergnügungen“ des männlichen Verkehrs zu gönnen. Man will durch diese Weitherzigkeit außerdem die Tochter bei ihren Bemühungen, einen Mann zu kapern, unterstützen. Daß ein junges Mädchen, das zu flirten versteht, am raschesten einen Mann bekommt, das ist eine ganz landläufige Ansicht. Denn bekanntlich reizt man die Männer durch raffiniertes Entgegenkommen am meisten und vermag es dadurch auch am besten, sie so zu fesseln, dass sie nicht mehr zurückkönnen. Auch hierfür gibt der erfahrene Prévost eine interessante Schilderung. Eine junge Dame, die es dadurch sogar verstanden hat, einen Lebemann und prinzipiellen Gegner der Ehe zu einem Heiratsantrag zu veranlassen, erzählt die von ihr gehabte Methode einem Freunde, dem sie gerne beichtet, in folgenden Worten:

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*

35



„Ich hatte ein ganz wenig ausgeschnittenes Kleid angezogen . . . Ich will Ihnen nämlich anvertrauen, ich habe die merkwürdigsten Erfahrungen gemacht, welche Wirkung ein solches, nur wenig ausgeschnittenes Kleid mitunter haben kann . . . Und richtig, während des Mittagessens schon fing Lestrane Feuer, aber so, daß er weder essen noch trinken konnte. Wissen Sie wohl, was der Grund ist, daß ich ihn gern habe, obgleich er ja gar nicht hübsch ist? Sehen Sie . . . ich fühle, wie ich ihn aufregt! Sie werden mir antworten: das tun alle Frauen. Nein. Ich mehr als alle anderen. Nach dem Essen waren wir im Wintergarten. Ihr Wintergarten, lieber Le Tessier, ist ganz fabelhaft geeignet für den Flirt, besonders dahinten, unter den Palmen. Meine Schwester spielte Berlioz; Mama legte Patience. Luc und ich waren ganz für uns, gerade wie in einem Separatkabinett. Wir saßen und plauderten. Ich habe ihn ein wenig angetrieben, indem ich ihm erzählte, daß ich es müde wäre, ein junges Mädchen zu sein; daß ich anfinke, mich nach etwas anderem zu sehnen. Ich erzählte ihm, daß ich unruhige Träume gehabt . . . „Haben Sie wirklich?“ unterbrach sie Hector. „Natürlich habe ich. Das ist ja gerade das Drollige an der Geschichte. Aber wahrhaftig! Ich glaube gar, es erregt Sie ebenfalls, mein weiser Freund, daß ich Ihnen das erzähle? Lestrane nämlich wurde ganz wild. Er ergriff meine Hände und stammelte: ‚Jacqueline! Jacqueline!‘ ganz wie ein fünfzehnjähriger, verliebter Jüngling . . . Und dann habe ich ihm noch weiter gestanden, daß er es war, von dem ich träumte.“ „War das auch wahr?“ „Ebenfalls. Sie können ruhig sein, mein Lieber . . . Jetzt war mein Romeo aber ganz kaputt. Er leistete keinen Widerstand mehr und es entfuhr ihm: ‚Jacqueline, Sie müssen die Meine werden! Sie wissen, daß ich einen wahren Schrecken vor der Ehe habe: aber trotzdem will ich Sie heiraten!‘“

Der Flirt der jungen Mädchen bis zu den höchsten Steigerungen ist eine internationale Erscheinung. Es ist albern, ihn als spezifisch amerikanisch oder französisch anzusprechen, wie dies oft geschieht. Ebenso falsch ist freilich auch, wenn Prévost seine Schilderungen infolge der gegen ihn erhobenen Vorwürfe, er



Studentenzeit

290. Lithographie von Numa Bassaget

bringe die Pariserin vor aller Welt in einen unberechtigt schlechten Ruf, dahin einschränkt, daß er sagt: „Die demi-vièrges sind ein Typus, der in der Fremde weit verbreiteter ist, als in Frankreich.“ Nein, er ist überall gleich stark verbreitet. Wenn wir über die angelsächsischen Länder keine ähnlich offenen und präzisen Schilderungen haben wie über das französische oder deutsche Mädchen, so nur, weil dort, wie bereits an anderer Stelle hinlänglich dargelegt ist, die Moralheuchelei absoluter regiert. Dagegen haben wir über diese Länder dokumentarisches Tatsachenmaterial, das alle Schilderungen in Romanform hinreichend ersetzt. Für England sei nur an den bereits im ersten Kapitel erwähnten Fall des Oberst Baker (S. 124) verwiesen. Und dieser kennzeichnet das Typische. Die englische



291. Studium und Liebe. Lithographie von J. Scheffer

Miß der guten Gesellschaft flirtet gerade so gern, sie geht genau so weit, sie bevorzugt vielleicht sogar am allermeisten das Handgreifliche. Sie bewahrt höchstens mehr wie andere die Jungfräulichkeit ihres Ohres. Aber was sie damit ablehnt, ist zugleich das Seelische und Geistige, nicht nur das raffiniert stimulierende sondern auch das rechtfertigende Wort, das den Flirt höher hebt.

Um den Flirt der amerikanischen jungen Damen richtig charakterisiert zu sehen, genügt ebenfalls ein einziges Beispiel, und zwar das Bild, das der Fall der ermordeten Elsie Sigel vor wenigen Jahren mehr als grell vor aller Welt enthüllte. Die feinerzogene Amerikanerin kennt keine größere Wonne, als gelbe Seelen zu retten, und Hunderte werden deshalb zu freiwilligen Missionarinnen in den schmutzigen Chinesenvierteln der amerikanischen Städte. Noch größere Wonne aber ist für unzählige dieser pervers frömmelnden Dämchen, zugleich mit einem solchen gelben Teufel zu flirten; den jungen geilen Leib für die „bekehrungsbereite“ Seele in Tausch zu geben. Henry F. Urban, ein guter Kenner der amerikanischen Verhältnisse und außerdem ein viel ernster zu nehmender Charakteristiker amerikanischer Sitten, als die biedereren Austauschprofessoren es sind, schrieb über diesen Punkt seinerzeit sehr richtig im „Berliner Tageblatt“:

Das klingt völlig unbegreiflich. Aber wer die Amerikanerin kennt, begreift es. Sie ist ein

35\*



nervöses Wesen (Nerven wie Seide), das leicht der Hysterie verfällt, daheim und außer dem Hause verhätschelt, vergöttert, zügellos in ihren Wünschen mit wenig Geschmack für die hausbackene Solidität, eine virtuose Meisterin im Liebäugeln mit den Männern (Flirt), auf den unbeschränkten Verkehr mit ihnen von klein an geradezu dressiert. Von diesem geschmeidigen Orientalen sich lieben zu lassen, dessen Seele sie gerettet hatte — das war doch mal etwas ganz anderes, war Romantik! Seele für Seele und dann Leib für Leib als ganz natürliches Ende.

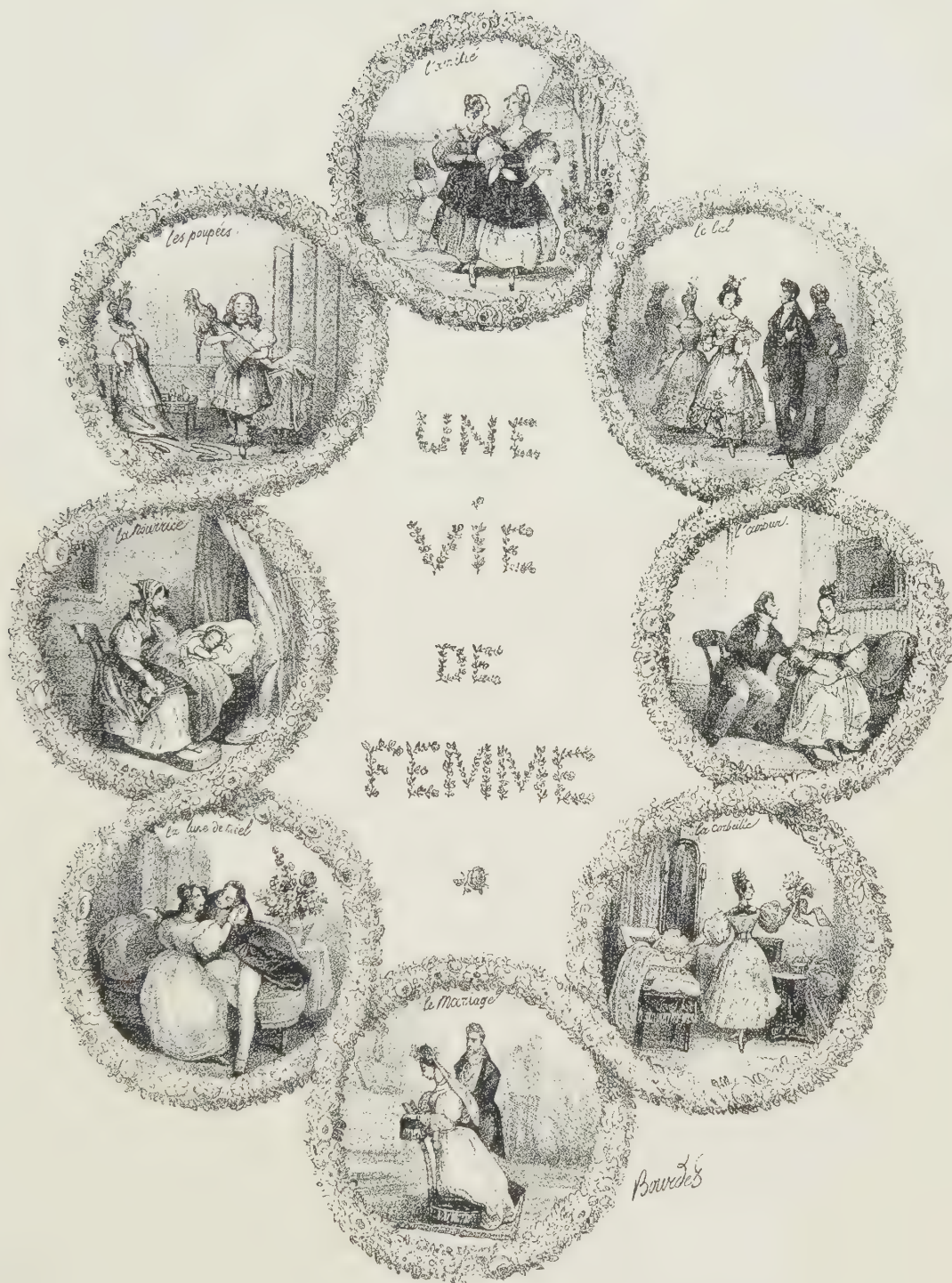
Aber wie jede eifrige Missionarin nicht bloß eine Seele retten will, so nimmt man es auch mit der Treue beim Flirt nicht so genau. Man gewährt gerne einem zweiten das, woran man beim ersten so sehr Gefallen fand. Hierbei riskiert man freilich, daß die asiatische Eifersucht mitunter einen recht brutalen Strich durch diese reizenden Amusements der Gibson-Girls macht, — so geschah es in dem Fall der Elsie Sigel, die es für vergnüglicher fand, mit mehreren chinesischen Heiden zugleich aufs intimste zu flirten, und deren Leiche eines Tages unbekleidet in einem geschlossenen Koffer im Zimmer eines eifersüchtigen chinesischen Freundes gefunden wurde. Bei dieser Gelegenheit fand die Polizei aber noch mehr im Zimmer des vorsichtigerweise entflohenen Mörders Leon Ling, nämlich: Hunderte von höchst kompromittierlichen Liebesbriefen reizender Missionarinnen und anderer junger Amerikanerinnen an Leon Ling. Des weiteren wurden zahlreiche Photographien der betreffenden Damen gefunden. Und darunter Photographien ganz eigener Art. Verschiedene der flirtenden Damen hatten es für besonders pikant gefunden, sich ihrem Freunde gleich im Hemd oder auch ganz nackt vorzustellen. Wenn die Namen der Schreiberinnen und der Absenderinnen der Photographien bekannt geworden wären, hätte New York den ungeheuersten aller Skandale zu verzeichnen gehabt. Zu diesem Skandal kam es natürlich nicht. Denn die Polizei hat in Dollarika so wenig wie anderwärts die Aufgabe, die oberen Zehntausend öffentlich zu kompromittieren.

In diesem Zusammenhang ist auch der international verbreiteten Vorliebe der Damenwelt, mit andersfarbigen Männern zu flirten, zu gedenken. Die besondere Gunst, die man in Amerika den „gelben Teufeln“ zuwendet, genießen in Europa die Männer der exotischen Truppen, die jahraus, jahrein zu Schaustellungszwecken von Stadt zu Stadt reisen. Im Jahre 1870–71 mußten die verwundet aus Frankreich zurückkehrenden deutschen Soldaten zuschauen, wie die dunkelhäutigen Turkos von den barmherzigen Damen förmlich mit Geschenken überschüttet wurden, während man sich ihrer fast gar nicht annahm.

In der guten Gesellschaft Rußlands wurde in den letzten Jahren der Flirt sogar förmlich organisiert. Um die immerhin umständlichen Präliminarien zu vermeiden, bildete man in zahlreichen Städten sogenannte Liebeshöfe, an denen man sich ausschließlich zum Zweck eines ungestörten und zugleich möglichst raffinierten Flirts beteiligte. Es gab darunter sogar solche Liebeshöfe, die speziell von Gymnasiasten und Gymnasiastinnen frequentiert wurden. Ein Kenner der Verhältnisse gab darüber im Jahre 1908 in der „Berliner Zeitung am Mittag“ den folgenden, aus Petersburg vom 19. Juni datierten Bericht:

Es gibt kaum eine Stadt im grossen Zarenreiche, die nicht in dieser oder jener Form und Bezeichnung ihren Liebeshof besässe. In Petersburg und Moskau bestehen die oft genannten Ver-





# Ein Frauenleben

292. Aus La Charivari. 1833. Lithographie von Bourdès

bände „Minute“ und „Geniess' den Moment“. In Kiew haben wir die berühmten Vereine „Dorefa“ und „Liebhaber des Matschische“. In Minsk und Orel bestanden bis vor kurzem die Verbände des „Lichtendes“, zu denen hauptsächlich Schüler und Schülerinnen gehörten und die jetzt zu allgemeinen Liebeshöfen erweitert worden sind. In Nikolajew, Woronesch, Poltawa, Jekaterinoslaw usw. haben die Ligen der freien Liebe Berühmtheit erworben und zählen eine sich täglich mehrende Mitgliederschaft. An einigen Orten, namentlich wo unmündige Mädchen und Gymnasiastinnen zu den erotischen Versammlungen der Vereine hinzugezogen wurden, ist es der Polizei gelungen, die Liebesnester auszuheben, die anderen aber nehmen an Zahl zu und gedeihen.

Ein Mitarbeiter der Petersburger Wjedemosti ist kürzlich in einen der vornehmen Petersburger Liebeshöfe eingedrungen und gibt von dem Treiben darin eine lehrreiche Schilderung, die von mehreren Augenzeugen, die dem Liebeshofe angehörten, aber nach kurzer Zeit ausgetreten sind, vervollständigt wird. In einem eleganten Gebäude einer der vornehmen Straßen finden, wie der Journalist mitteilt, zweimal täglich zwischen ein und sechs Uhr nachmittags und ein und sechs Uhr nachts die Liebesseancen statt. Die Teilnehmer, von denen der weibliche Teil zwischen 20 und 35 Jahren und der männliche zwischen 25 und 45 zu zählen pflegt, (das jüngste Mädchen ist achtzehnjährig, — kommen möglichst unauffällig angefahren und dürfen sich auch in ihrer äusseren Kleidung keinerlei Extravaganzen erlauben. Sie werden vom „Präsidium“ empfangen und genau so wie gewöhnliche Gäste eines wohlsituierten Hauses in den grossen Empfangssalon geleitet. Dort beginnt zuerst eine durchaus gesittete Unterhaltung, die bald auf geschlechtliche Dinge übergeht. Die Herren und Damen nähern sich einander und beginnen intimer zu werden, bis endlich nach etwa dreiviertel Stunden das Präsidium die Aufforderung ergehen lässt, es sich bequem zu machen. Es wird zuerst ein wenig Musik getrieben, ein wenig deklamiert und dann beginnt eine allgemeine Orgie, der sich niemand entziehen darf, deren Schilderung unmöglich ist. Auf einen Wink des Präsidenten müssen alle Gäste ebenso unauffällig und ruhig, wie sie gekommen sind, den Liebeshof verlassen, um erst bei der nächsten Versammlung wieder zu erscheinen.

Derartige Vorkommnisse beweisen jedenfalls das eine unwiderleglich, wie ausserordentlich groß die Rolle des Flirts in der sogenannten guten russischen Gesellschaft ist . . .



*Aber mein Herr, des verbitte ich mir, des finde ich ja von Ihnen sehr inclusive!*

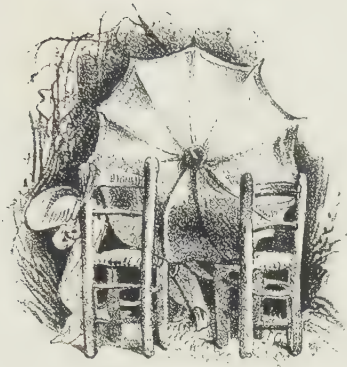
293. Lithographie von Dörbeck

Sofern man dennoch von Unterschieden im Flirt reden kann, so sind diese nur in den Unterschieden der Klassen begründet. Und darum sind es niemals Unterschiede des Wesens der Sache, sondern nur der Steigerungen, Unterschiede im größeren oder geringeren Raffinement. Die Bauern flirten naturgemäß plumper wie die Fabrikarbeiter. Bei ihnen bestehen die Reizungen der Sprache in absolut eindeutigen Derbheiten und die Handlungen in ebenso groben Handgreiflichkeiten. Die große Masse der Kleinbürger flirte wiederum dezenter als die Bourgeoisie und der Adel; oder vielleicht richtiger gesagt: nicht entfernt so raffiniert wie diese. Das bedingen die Existenzbedingungen ihrer Klasse, die schon an anderer Stelle hinreichend charakterisiert sind. Da, wie ebenfalls schon dargelegt ist, die Moralheuchelei beim Kleinbürgertum und beim mittleren





*Avant*



*Pendant*



*Après*

294-296. Lithographie von V. Adam

Bürgertum naturgemäß die größte Rolle spielen muß, so bewegt sich wohl in diesen Kreisen der Flirt in den harmlosesten Formen. Beim Fabrikproletariat ist der Flirt ähnlich harmlos, wenn auch derber. Und beides ist gar nicht anders denkbar. Die Arbeiter sitzen vom Morgen bis zum Abend hinter dem Werkstisch oder stehen vor der Maschine, wobei es oft kein Aufschauen von der Arbeit gibt. Da hat man also herzlich wenig Zeit zum Nachdenken darüber, wie pikant sich die erotischen Freuden vervielfachen lassen, geschweige denn, daß man zur Realisierung die unerläßliche Zeit hat. Der Flirt erfordert aber namentlich dies als erstes. Um zu feineren Formen dabei zu gelangen, muß man nicht gezwungen sein, jede Gelegenheit beim Schopfe herbeiziehen zu müssen, weil der Gelegenheiten so wenige sind, sondern man muß die Gelegenheit wählen und mit Muße ausgestalten können. In den Kreisen des Proletariats ist der Flirt für die Ledigen vielfach sozusagen das Sonntagsvergnügen, also gewissermaßen ihre Erholung. Und auch, — was so deutlich als möglich gesagt werden muß, — eine sittlich durchaus berechtigte Erholung. Der schon einmal zitierte katholische Schriftsteller Fr. Siebert sagt in seinem Buch „Sexuelle Moral“ sehr richtig:

So ein Mädchen, das die Woche über bei der einförmigen Näharbeit von früh bis abends gegessen hat, nur Kummernis, Not und Sorge um sich hatte, das sehnt sich nach dem Sonntag, wo ihr Student sie ausführt. Das grosse Glück, auf das haben sie verzichten gelernt, aber etwas schlürfen von jenem geheimnisvollen Wonneshauer, das wollen auch sie. Für viele Mädchen ist ihr Verhältnis das einzige Verhältnis, bei dem sie als Mensch geachtet werden und nicht nur als Arbeitskraft gewertet werden.

Ganz anders ist die Situation bei den wirklichen besitzenden Klassen. Hier stehen dem Flirt nicht nur die geringsten Hemmungen entgegen, sondern es sind hier im Gegenteil die stärksten Anreize zu seiner Entwicklung und Steigerung vorhanden, und zwar vornehmlich bei den Frauen dieser Klassen. Diese haben zum allergrößten Teil keine ernste Beschäftigung. Und darum haben sie zu einem ebenso großen Teil kein anderes Bedürfnis, als sich das Leben so angenehm als möglich zu machen. Nun, und das tun sie auf dem Wege des Flirts. Der Flirt wird dadurch förmlich zu ihrem wichtigsten Lebensprogramm, er ist ihre Beschäftigung, und das vielfach vom Morgen zum Abend.





Die Begierde

297. Lithographie von Deveria. 1832

Außerdem kann man nur noch von einem Unterschied in den einzelnen Epochen des bürgerlichen Zeitalters reden. Die angeführten Charakteristiken stammen, wie man sieht, durchwegs aus der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit, die zweifellos wieder einen Höhepunkt nach dieser Richtung bedeutet. Und zwar sowohl hinsichtlich der allgemeinen Übung als auch des Raffinements der Formen. Das ist der notwendige Unterschied zwischen kleinbürgerlichen Zeiten überhaupt und zwischen rein bourgeoisen, in die wir überall immer tiefer hineingeraten. Wie die Kleinbürgerei im einzelnen in diesen Dingen reservierter sein muß, so

sind es notgedrungen kleinbürgerliche Epochen im allgemeinen. In diesen ist der gegenseitige Flirt der Ledigen untereinander in den meisten Fällen typisch harmlos gewesen. Zärtliche Blicke, kräftigere Händedrucke, leise Berührungen waren für die Mehrzahl das Weitgehendste und rechneten für viele schon als Kühnheiten. Das gleiche galt von der Unterhaltung, bei der man sich darauf beschränkte, einander unschuldige Liebenswürdigkeiten und naive Schmeicheleien zu sagen. Wirkliche Zweideutigkeiten, geschweige denn Zynismen im Gespräch wären dagegen auf beiden Seiten geradezu als undenkbares Verbrechen angesehen worden. Es ist also zu wiederholen: man flirtete in den spezifisch kleinbürgerlichen Epochen im allgemeinen, wie man es heute noch und zu allen Zeiten in den spezifischen kleinbürgerlichen Kreisen tut und tat. Wo wir jedoch Epochen begegnen, die den unsrigen in der politischen und ökonomischen Struktur irgendwie ähneln, da decken sich auch die Formen und der Umfang dieses Betriebes durchaus mit den unsrigen. Eine solche Epoche war z. B. die des zweiten Kaiserreiches gewesen. Wenn wir die ernst zu nehmenden Memoirenwerke dieser Zeit nachlesen, — ihre Zahl ist freilich gering, — das heißt jene, deren Verfasser den Mut bezeigten, offen die Dinge beim Namen zu nennen, das, was war, klar und rückhaltslos auszusprechen, so müssen wir entdecken, daß zwischen damals und heute gar wenig Unterschied herrschte. Jedenfalls nicht in der Richtung, daß die Vergangenheit merklich zurückhaltender gewesen wäre als die Gegenwart. Man lese die boshaften Tagebuchblätter von Viel Castel und man wird finden, daß man z. B. in der guten und besten Gesellschaft des damaligen Paris ebenso deutlich in Worten



Die unliebsame Überraschung

Anonymer englischer Kupferstich 1830





und Taten flirtete wie in denselben Kreisen heute. Wir erfahren, daß es als Schmeichelei von einer jungen Dame empfunden wurde, wenn ihr ein Herr, der ihr kaum fünf Minuten bekannt war, zuflüsterte, er habe keinen höheren Wunsch, als sich mit ihr über solche Dinge zu unterhalten, bei denen man keinen Zeugengebrauch könne. Ebenso erfahren wir, daß unzählige Frauen es für den höchsten Schik hielten, die erotische Neugier der mit ihnen flirtenden Kavaliere auf die pikanteste Weise herauszufordern: „Die Röcke unserer Damen gleichen den Theatervorhängen und gehen wie diese beiden meistens an jedem Abend mehrmals auf und nieder“ — das ist ein zynisches Wort aus der Zeit des zweiten Kaiserreichs. Man



Die Wollust

298. Lithographie von A. Deveria. 1832

wird weiter finden, daß derartige Unterhaltungen über Intimstes in Gesellschaft allseits zum guten Ton gehörten und ebenso ein dementsprechend gegenseitiges Benehmen. Der Graf Viel Castel ist ja gewiß ein boshafter Lästere, aber man braucht zur Kontrolle nur Zolas „Nana“ zu lesen, wohl das kühnste, aber gerade wegen seiner grotesken Schilderung der sittlichen Zustände zutreffendste Zeitbild, und man muß zugeben, daß Viel Castel kein Verleumder war.

Natürlich kommen hierbei eben nur die damaligen Großstädte wie Paris, London und Wien in Betracht, woher denn auch deren damals geradezu sprichwörtlich schlechter Ruf rührte. Ihr berühmtes Renommée, das den Provinzphilister in der Öffentlichkeit die Hände ob der in diesen großstädtischen Hexenkesseln herrschenden allgemeinen Verruchtheit zusammenschlagen ließ, insgeheim aber die höchste Sehnsucht in ihm entfesselte, gleichfalls, und wäre es nur ein einziges Mal, in diesen verruchten Hexenkessel untertauchen zu dürfen. —

Der Flirt ist nicht mit Unrecht „die gesellschaftlich kultivierte Blume der Erotik“ genannt worden. Womit freilich nicht gesagt ist, daß seine entwickeltsten Formen auch zugleich immer die edelsten sind, das beweisen zur Genüge die aus Prévost und Kahlenberg angeführten Schilderungen. Dagegen folgt ganz von selbst daraus, daß sich der Flirt niemals bloß auf die Ledigen beschränkte und beschränkt. Verheiratete Männer und Frauen flirteten genau so eifrig wie die Unverheirateten. Ja, viele noch unendlich mehr. Und zwar wiederum aus denselben



*N. Maurin del.*

*Ang. Rich. de F. sculp.*

### Das Glück in der Mansarde

299. Lithographie von N. Maurin. Um 1835

Ursachen wie die Unverheirateten: es ist der Ersatz für das, was die Konvenienzehe an Genuß dem einen oder beiden verweigerte. Dazu kommt dann freilich bei vielen noch ein zweites hinzu, nämlich die Erfahrung, daß man auch zwei Menschen zugleich ernstlich lieben kann, und daß man diesen zweiten erst kennen lernt, wenn man bereits verheiratet ist. Diese Situation führt unweigerlich zum Flirt. Bei stark und fein veranlagten Naturen dann auch mitunter zu dessen edelsten Formen. Es gibt Personen, die in solchen Situationen das Sinnen- und Gefühlsleben in der Tat zum reinsten Kunstwerk zu gestalten vermögen.

Dem Flirt dienen alle Formen des gesellschaftlichen Lebens ohne Ausnahme, und es gibt keinen Ort, an dem nicht geflirtet würde. Die Sinnlichkeit ist eben das immanente Gesetz des Daseins, und darum gibt es für sein Wirken keine Pause. In den Kreisen, wo der sinnliche Genuß überdies als das einzig Reale proklamiert ist, da ist überhaupt alles nur Gelegenheit zum Flirt. Bei Prévost heißt es in der Schilderung einer vornehmen Hochzeit: „Einige vergaßen sich ganz, benahmen sich in der Kirche wie im Nebenzimmer eines Ballsaales und amüsierten sich damit, sich aneinander zu pressen, wozu ihnen das Gedränge einen guten Vorwand bot“ (Bild 26, 30, 43, 67, 80, 107, 124, 204, 256, 258, 259, 261, 266, 271, 272, 275, 283–296, 299–301, 304–306, 327, 331–336 usw.).



Eine direkte Organisation des Flirts ist bei den heutigen besitzenden Klassen der Sport. Die verschiedenartigen Sports haben in den letzten Jahrzehnten bei den vornehmen Kreisen viel weniger deshalb einen so ungeheuren Umfang angenommen, weil man ihre große gesundheitliche Bedeutung erkannt hat, als vielmehr deshalb, weil man die Erfahrung machte, daß es keine bessere und vorteilhaftere Gelegenheit gibt, ungestört flirten zu können. Über diese Zusammenhänge kann sich nur die Naivität täuschen. Der Sport ist die moderne Lösung des Flirtbedürfnisses der unbeschäftigten Männer und Frauen der besitzenden Klassen.

Der jeweilige Umfang des vorehelichen Geschlechtsverkehrs läßt sich bis zu einem gewissen Grade an der durchschnittlichen Zahl der unehelichen Geburten ermessen. Es ist zwar diese Zahl in jedem Land und ebenso in jeder Klasse nicht nur positiv, sondern vor allem relativ zu allen Zeiten eine verschiedene, aber als einheitliche Erscheinung ist doch eine ununterbrochene Zunahme zu konstatieren. Gewiß gibt es keinerlei Statistiken über die Zahl der unehelichen Geburten in den früheren Jahrhunderten, aber es gibt genug Berichte und Mitteilungen, die uns zu annähernd richtigen Schlüssen gelangen lassen. Und diese Schlüsse lauten, daß die Zahl der unehelichen Geburten niemals eine relativ ähnliche Höhe aufwies wie heute. Was ehemals die dutzendmal vorkommende Ausnahme war, ist heute die täglich tausendfach sich bestätigende Regel. Im höchsten Maße gilt dies naturgemäß von den proletarischen Schichten der Bevölkerung. Dabei ist außerdem noch zu ermessen, daß die beiden Geschlechter es heute ungleich besser als früher verstehen, einer unerwünschten Schwängerung beim Geschlechtsverkehr vorzubeugen. Für die letztere Tatsache ist ein absolut sicherer Beweis die garadezu auffällige Abnahme der kinderreichen Familien, die speziell in den besitzenden Kreisen allmählich zu den größten Seltenheiten gehören.

Wenn sich der tatsächliche Umfang des vorehelichen Geschlechtsverkehrs aber auch nie-



Ach Baptist, mach doch keine Dummheiten!

300. Lithographie von Lesur



mals nur annähernd feststellen läßt, so lassen sich andererseits aus den allgemeinen Verhältnissen doch die herrschenden Regeln ableiten. Und diese lauten seit langem, daß die Zahl derer, die ohne vorangegangenen Geschlechtsverkehr in die Ehe treten, von Tag zu Tag geringer wird. Unter den Männern gibt es überhaupt nur ganz wenige, die keinen vorehelichen Geschlechtsverkehr gehabt haben, dagegen gibt es um so mehr, die bis zum Eheschluß mit zahlreichen Frauen — unendlich viele mit Dutzenden und nicht wenige gar mit Hunderten — teils einmaligen, teils regeren Geschlechtsverkehr gepflogen haben. Über die pariser gute Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs sagt der Graf Viel Castel: „Jeder Mann der sogenannten besseren Gesellschaft hat in seiner Junggesellenzeit gering gerechnet fünf oder sechs Verführungen zu verzeichnen, mit anderen Worten: er hat ebensoviel Liebschaften gehabt.“ Tolstoi sagt über diesen Punkt in seiner Kreutzersonate:

Unter tausend Bräutigams gibt es nicht bloß in unserm Stand, sondern leider auch im Volk kaum einen einzigen, der nicht schon vorher zehnmal verheiratet gewesen wäre. (Es gibt zwar, wie man mir sagt, keusche junge Leute, die fühlen und wissen, daß dies kein Spaß, sondern eine ernste Sache ist. Gott schütze sie! Aber zu meiner Zeit gab es nicht einen solchen unter Tausend.) Und alle Menschen wissen das und tun so, als ob sie es nicht wüßten. In allen Romanen werden die Empfindungen der Helden bis ins Kleinste geschildert, die Quellen, die Rosenbüsche, welche sie umwandeln; aber in der Schilderung ihrer großen Liebe zu einem Mädchen wird nichts über das gesagt, was dem interessanten Helden vorher begegnet ist; kein Wort über seine Besuche in den Häusern, über die Stubenmädchen, die Köchinnen, über die Frauen anderer.

Bei den Frauen liegen die Dinge natürlich anders, infolge der ungleich größeren natürlichen und künstlichen Hemmungen. Aber auch von den Frauen kommen heute sicher viel mehr als die Hälfte nicht mehr physisch intakt in die Ehe. Und zwar haben auch von ihnen die meisten nicht bloß einmal, etwa als Folge einer ungewollten Verführung, Geschlechtsverkehr gehabt, sondern gewollt und bewußt, und darum wenn nicht regelmäßig, so doch häufig. Und auch die Zahl jener Frauen ist heute gegenüber früheren Epochen überaus groß, deren vorehelicher Geschlechtsverkehr sich nicht nur auf einen einzigen Mann, den späteren Gatten, beschränkt hat, sondern die in ihrem vorehelichen Leben geschlechtlichen Umgang mit mehreren Männern gehabt haben.

Diese Zustände sind ein ganz unabwendbares Ergebnis der kapitalistischen Entwicklung. Und gerade darum haben sie mit dem größeren oder geringeren Grad der individuellen Moral viel weniger zu tun, als der voreheliche Geschlechtsverkehr in früheren Jahrhunderten damit zu tun hatte. Der Kapitalismus löst systematisch die Bande der Familie auf und zerstört ebenso deren natürliche Schutzwirkungen auf die geschlechtsreifen Familienmitglieder. Dieser Umstand genügt allein schon, daß täglich Hunderttausende von jungen Menschen beiderlei Geschlechts früher und rascher denn ehedem den Lockungen ihres Trieb- lebens nachgeben. Aber noch viel mächtiger und entscheidender ist die allgemeine Hinausschiebung des Heiratsalters. Auch die Ursachen hiervon sind rein ökonomischer Natur und haben mit der Moral gar nichts zu tun. Um mit der großen Masse der Bevölkerung zu beginnen, ist zu sagen: Der Kapitalismus hat, wie man weiß, nur das eine Interesse, eine möglichst große Profit-



301. Seligkeit. Lithographie von N. Maurin



nie abzuwerten, also drückt er die Löhne auf das denkbar niedrigste Existenzminimum herab. Gewiß ist dieses Minimum durch die Organisationen der Arbeiterbewegung überall im Laufe der Jahre ganz erheblich gesteigert worden, aber noch mehr, oder zum mindesten ebensosehr, sind die Kosten des Lebensverhältnisses gesteigert worden, sodaß mit gutem Gewissen nur von einer unmerklichen tatsächlichen Besserstellung der Massen geredet werden kann. Infolgedessen sind Millionen von männlichen und weiblichen Proletariern viele Jahre lang nicht zu den bescheidensten Ansprüchen nicht fähig, die Mittel aufzubringen, die zur Gründung eines Haushaltes unerlässlich sind. Unzählige meist arme Frauen haben ihre Liebesverhältnisse und das notwendige Ergebnis hiervon als Lohn erhalten, weil das bisschen Liebe obendrein das einzige positive Lebensglück darstellt, das das kapitalistische Schicksal den lohnarbeitenden Klassen vorbehalten hat. Sehr gut hat diese Situation Willy Hellpach in seinem Buch „Liebe und Liebesleben“ begründet. Über die Bereitwilligkeit der erwerbstätigen Frauen, zur „Verkaufung“ anzutreten, sagt er:

Von Tage und Nacht werden beschäftigt. Kommt der Abend, so winkt ihnen die Aussicht, zuhause zu sein, im Hause zu sein, die eigenen vier Wände zu betreten, sich schlafen zu legen und am nächsten Morgen wieder ins Geschäft zu wandern. Tagaus, tagein. Das ist kein angenehmer Wochenlauf, zumal wenn der Weg vom Geschäft in die Wohnung an strahl-

end erleuchteten Bierpalästen und Cafés, an Theatern und Konzertsälen vorüberführt. Und das alles in den Jahren der geschlechtlichen Entfaltung, wo die heiße sinnliche Begierde in allen Nerven prickelt! War es da zu verwundern, wenn das Verlangen brennend wurde, nach aller Tagesarbeit auch einmal ein kleines bißchen von den sich aufdringlich zur Schau stellenden Herrlichkeiten der Großstadt zu genießen? Nach der Gebundenheit des Ladens nicht geraden Wegs in die Gebundenheit der Familie heimzukehren, sondern ein wenig die Freiheit des Vergnügens kennen zu lernen? Und das unter der entzückenden Form einer kleinen Liebelei?

Und die sozialen Verhältnisse sorgten auch für die Möglichkeit der Erfüllung solchen Sehns. Gab es doch Tausende von jungen Kaufleuten, Hunderte von Studenten, Bureaubeamten, Unteroffizieren, die lieber ein Mädel am Arm ihre Abende verbrachten, als allein. Die Prostituierten eigneten sich zu solchen Zwecken wenig. Schließlich war man ja nicht immer dazu gelaunt, „aufs Ganze zu gehen“, dem Abend eine Liebesnacht folgen zu lassen. Man fühlte sich aber in Stimmung, mit



Die Verkauften

aus: „Liebe und Liebesleben“ von Willy Hellpach





Herrgott! . . . Das ist ja meine Frau! . . . Nicht möglich!

303. Populäre Lithographie von P. Gigal. 1830

einem Mädels zu plaudern, zu schäkern, sie vielleicht ein Bißchen zu drücken und zu küssen. Und so nahm das seinen Weg. Man redete eine Verkäuferin an, man begleitete sie ein Stück, man traf eine Verabredung für den nächsten Abend; dann ging man vielleicht schon irgendwohin, man sah, wie die Kleine sich verliebte, das Du und der Kuß folgten, noch ein paarmal so, und man fühlte, daß die Glückliche selber nur noch mit brennender Begierde die letzte Bitte erwartete: „mitzukommen“. Und es erwies sich in allen Stücken als ein Vorzug gegenüber der Prostituierten. Es war billig, anspruchslos, betulich, verliebt und — gesund. Man hatte es selber gern, das Liebesleben mit ihm war nicht mehr bloß notwendiges Übel, sondern ein reizendes Vergnügen.

Auch der schon einmal zitierte frühere katholische Priester Leute nimmt angesichts dieser Umstände keinen Anstoß, den vorehelichen Liebesverkehr in den arbeitenden Klassen energisch zu rechtfertigen. Er schreibt:

Die Fabrikarbeiterin, die von früh bis abends im dumpfen Raume tagtäglich ihre mechanische, tödlich langweilige Arbeit zu verrichten hat, der junge Mann, der von Montag früh bis Samstag nacht an dem Bureau pulte sitzen muß, die Ladnerin, die den ganzen Tag immer nur nach den Wünschen der Kundschaft springen muß: solche Menschen sind wahrhaftig um das bißchen Lebensfreude nicht zu beneiden, das sie endlich darin finden, daß auch ihnen die Liebe ein paar frohe Stunden vortauscht. Sich immer abmühen und abrackern zum Nutzen der andern, gar keine Freude und Erholung haben, das kann man von ihnen nicht verlangen. Und Kirchengehen — das wird ihnen dann als „Erholung“ angepriesen. Es wäre das ein schlechter Menschenkenner, der sich von einem solchen Mittel Heilung der ungesunden Zustände verspräche. Schafft man sich ein „Verhältnis“ an, so kommt mit einem Schlag auch Sonnenschein in das Leben dieser wenig Beneidenswerten. Der Fehltritt ist freilich eine Dummheit, die sie hätten aber leicht vermeiden können. Doch wissen wir dann wenigstens dessen psychologische Ursachen zu würdigen.

Liebe zu dem Erwählten, Freude, durch die Hingabe auch ihrerseits etwas zu leisten, ist der Gedanke so manchen Mädchens, das freilich die Möglichkeit des „Falles“ nie so recht ins Auge faßt.

Das gleiche gilt von dem großen Heer der weiblichen Dienstboten in Stadt und Land, von dem sich die meisten überdies in dem Alter befinden, in dem der Mensch auf regelmäßige Geschlechtsbefriedigung die obersten Anrechte haben sollte. Dieses bisschen Liebe auf dem Wege der Ehe zu erlangen, würde für viele eine endlose Kette von Sorgen und Kummer bedeuten, weil eben das dürftige Einkommen zum Unterhalt einer Familie nicht ausreicht. Das weiß auch der Kapitalismus, und so stellt er zwar nicht die Löhne auf die Höhe, welche die Ernährung einer Familie gewährleisten würde, sondern er erlaubt sich, sofern er irgendwie die Macht dazu hat, den ungeheuerlichsten Eingriff in die persönliche Freiheit seiner Arbeitnehmer, indem er ihnen kurzerhand die Eheschließung verbietet oder eine besondere Eheerlaubnis seinerseits zur Bedingung macht. Es gibt heute, und zwar vor allem in Deutschland, Hunderte von Fabrikbetrieben und Gesellschaften, in deren Fabriks- und Geschäftsordnungen direkte Eheverbote für Angestellte enthalten sind, d. h. die diesen die Eingehung einer Ehe erst nach vorher eingeholter Erlaubnis gestatten, sich aber auch vorbehalten, diese

Erlaubnis zu verweigern. Als typisches Beispiel einer solchen Bestimmung sei ein Erlaß zitiert, den die Feuerversicherungsgesellschaft „Deutscher Phönix“ in Frankfurt im Jahre 1895 an ihre Beamten herausgab. Dieser Erlass lautete:

In neuerer Zeit mehren sich die Fälle ganz erheblich, dass junge Beamte, welche nur ein geringes Gehalt beziehen, das für ihren eigenen Unterhalt gerade ausreicht, sich verheiraten. Der Entschluss, mit ungenügenden Mitteln eine Familie zu gründen, zeitigt bald die traurigsten Folgen. Not und Elend ziehen ein, pekuniäre Sorgen sind unvermeidlich und die betreffenden Beamten sind bald infolge derartigen häuslichen Kummers nicht mehr in der Lage, ihre dienstlichen Obliegenheiten ordnungsgemäß zu unserer Zufriedenheit zu erledigen, abgesehen davon, dass in Folge solch unbesonnenen Handelns fortgesetzt an uns Ansprüche auf Gehaltserhöhungen heran treten, denen wir selbstverständlich zu entsprechen nicht in der Lage sind. Wir ordnen daher hiermit an, dass jeder Beamte, der die Absicht hat, sich zu verheiraten, uns dies rechtzeitig zu



Der letzte Widerstand

304. Anonyme wiener Lithographie









Französischer Wandkalender für das Jahr 1846





seinen Personalakten mitteilt, damit wir im Stande sind, zu erwägen, ob wir auf seine ferneren Dienste noch reflektieren. Frankfurt a. M., 9. März 1895. Die Direktion.

Wenn an diesem Dokument etwas versöhnend wirkt, so die ungenierte Offenheit, mit der die Unantastbarkeit des Aktionärprofites proklamiert ist. Und dieser betrug im selben Jahre bei dieser alten und reichen Gesellschaft nicht weniger als fünfunddreißig Prozent Dividende!

Nun wird es gewiß naive Menschen geben, die da wähen, solch rigorose Erlasse könnten sich, trotz ihrer Häufigkeit, immer nur aus der Psyche einzelner, ihrer Verantwortung nicht voll bewußter Unternehmer oder Direktoren erklären. Aber das eben wäre der fatalste

Trugschluß, denn: — der Vater Staat ist gegenüber seinen Unterbeamten häufig genau so absolut und operiert dabei mit denselben brutalen Mitteln. Und auch hier gilt dies vor allem für Deutschland. In Deutschland müssen die Unterbeamten der meisten staatlichen Behörden, wenn sie heiraten wollen, erst um Heiratsurlaubnis bei ihrer vorgesetzten Behörde einkommen. Tun sie es nicht, oder heiraten sie, trotzdem ihnen die Erlaubnis dazu verweigert wurde, so riskieren sie eine ganze Reihe materieller Nachteile, die ebenfalls bis zur Androhung der Dienstentlassung gehen. Als Beleg hierfür sei der folgende Auszug aus einer Verfügung einer deutschen Oberpostdirektion angeführt. In diesem Erlaß, der übrigens neuesten Datums ist, heißt es u. a.:

Es wird hiemit angeordnet, dass künftig jeder Postbote die Absicht, sich zu verheiraten, rechtzeitig dem vorgesetzten Postamte zu melden hat. Dieses hat jedesmal eine eingehende Prüfung der wirtschaftlichen und der persönlichen Verhältnisse unter Einbeziehung der persönlichen und wirtschaftlichen Lage der Verlobten vorzunehmen. Das Ergebnis ist im Benehmen mit dem Postboten verhandlungsschriftlich festzulegen. Dabei ist ihm zu eröffnen, dass er auf Unterstützungen aus der Postkasse im Falle einer durch seine vorzeitige Verheiratung entstehenden Notlage nicht unbedingt rechnen könne; auch muss er als nicht angestellter Unterbeamter jederzeit damit rechnen, versetzt zu werden, ohne dass er Anspruch auf Umzugskosten hat; schliesslich ständen seinen Hinterbliebenen für den Fall seines Ablebens vor seiner etwaigen Anstellung irgendwelche Ansprüche auf Wittwen- und Waisengeld nicht zur Seite. Am Schlusse der Verhandlungen ist er darauf hinzuweisen, dass die Entscheidung darüber, ob er nach der Verheiratung fernerhin noch im Dienste belassen werden könne, der Oberpostdirektion vorbehalten sei. Die

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*



Die Verliebte: Noch einmal

305. Farbige Lithographie von Pignal



Ach, Herr Karl, Sie sind aber nicht sehr unternehmend!

306. Wiener Schabkunstblatt. 1835

Verhandlungsschrift ist dann mit gutachtlichem Bericht hierher vorzulegen. Es ist also künftig stets vor der Verheirathung zu berichten.

Selbstverständlich sind für diese Erlasse, deren man aus den verschiedensten Staatsbetrieben gleichlautende auftreiben könnte, ganz dieselben Beweggründe maßgebend wie bei der Privatindustrie. Man weiß, daß die Bezahlung derartig gering ist, daß höchstens eine Person ihr Leben davon fristen kann, und da es das rentabelste ist, an den Löhnen der untersten Beamten zu sparen, so benutzt man die verfügbaren Gewaltmittel, um soviel als möglich jene Situation zu erhalten, die eine dauernde Niederhaltung der schlechten Löhne der unteren Beamten gestattet, und diese Situation ist eben das Ledigbleiben.

Noch schlechter sind übrigens die weiblichen Beamten daran. Ihre Anstellung ist geradezu auf dem Ledigsein und Ledigbleiben begründet. Dem Heer der Telephonistinnen, der Postbeamtinnen und Lehrerinnen ist in verschiedenen Ländern das Heiraten überhaupt verboten. Das heißt: Heirat bedeutet für sie ohne weiteres Aufgabe ihres Berufes, denn verheiratete Frauen werden im Staatsdienst nicht beschäftigt. Und auch hier sind die Beweggründe dieselben: die Arbeitskraft einer verheirateten Frau läßt sich, selbst „beim besten Willen“, niemals in demselben erschöpfenden Maße ausbeuten wie die der Ledigen, also siegt auch hier nicht die Moral, sondern das Interesse der Profitrate.

Alle diesen Kategorien Angehörige sind also mehr oder weniger auf den



außerehelichen Geschlechtsverkehr angewiesen, sofern sie nicht der Natur Gewalt antun wollen. Und das vermögen — erfreulicherweise — auf die Dauer immer nur die wenigsten. Wenn nun gleichwohl das durchschnittliche Heiratsalter bei der Masse des Proletariats immerhin noch ein wesentlich niedrigeres ist als bei allen anderen Klassen, so hängt dies, wie schon am Eingang dieses Kapitels erwähnt wurde, wiederum damit zusammen, daß ein gemeinsamer Haushalt immer billiger ist als zwei Einzelhaushalte. Freilich kommen hierbei nur die eigentlichen Fabrikproletarier in Frage und von diesen wiederum nur jene, wo die Frau ebenfalls erwerbstätig ist. Auf die Geschlechtsbeziehungen des Industrieproletariats kommen wir übrigens weiter unten in dem Abschnitt „Freie Liebe“ nochmals zu sprechen.

Die bauerlichen Verhältnisse in diesem Punkt haben sich nur dort geändert, wo Industrie aufgekommen ist. Aber es ist eine tendenziöse Verleumdung, wenn behauptet wird, diese Veränderung habe in der Richtung einer Verschlechterung der spezifisch bauerlichen Sitten stattgefunden. Oder mit anderen Worten: die nicht wegzuleugnende bauerliche Unsittlichkeit sei in ihren krassen Formen erst durch die Fabrikindustrie aufs Land verschleppt worden. Unter Unsittlichkeit verstehen die offiziellen Hüter der Moral in erster Linie den vorehelichen Geschlechtsverkehr. Die wahrheitsmutigen Kenner der Verhältnisse urteilen hier ganz anders. Im bayrischen Hochlande gibt es z. B. auch heute noch keine Spur einer Fabrikindustrie. Dafür höre man, wie ein spezieller Kenner dieses deutschen Gebietes, ein Eingeborner, Georg Queri, über die Sitten seiner engeren Landsleute urteilt. Queri schreibt in seinem Buch „Bauernerotik und Bauernfehde in Oberbayern“:

Wer eine hohe Idee von Sitten-einfalt und Sittenreinheit nach dem Oberlande mitbrächte, würde sich sehr getäuscht finden. Die Geschlechter genießen einer zügellosen Freiheit im gegenseitigen Umgang, und das Kammerfenster hat sich zu derselben bedauerlichen Berechtigung verholten, wie der Kiltgang in der Schweiz. Dass ein Brautpaar eine Familie von vier und fünf Kindern mit an den Traualtar bringt, ist weder eine Seltenheit noch eine Schande.

Einschränkend muß hier freilich gleich hinzugesetzt werden, daß die nicht selten größere Zahl der unehelichen Kinder



Die uneheliche Mutter

307. Lithographie von Gavarni

37\*





308. Die List der Koketten. I. Klappbild

mancher oberbayrischen Bräute — und nicht nur dieser, denn gleiches ist von verschiedenen bauerlichen Distrikten zu konstatieren — viel weniger die bauerliche Unsittlichkeit illustriert als die spezifischen Eigentumsverhältnisse, unter denen diese Kreise zu leben gezwungen sind; es sind die Konsequenzen des bauerlichen Erb- und Höferechtes, die eine schon beschlossene Heirat oft viele Jahre lang hinausschieben.

Genau so wie Queri urteilte vor etlichen Jahren ein katholischer Geistlicher in den liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten“ über die angebliche bauerliche Sitteneinfalt. Nur daß nach seiner Erfahrung die Verhältnisse im Flachland genau so sind wie im Hochland. Er schreibt:

„Doch ist der Hauptirrtum aller Sittlichkeitsvereine der, dass behauptet wird, die Unsittlichkeit gehe von den Städten aus und verpeste noch das Land. Die Herren tun, als ob auf dem Lande noch das reinste Paradies der Unschuld wäre. Ich will unser Landvolk durchaus nicht unsittlich nennen, aber auf Grund meiner vieljährigen Erfahrung kann ich sagen, dass ich in sexueller Hinsicht keinen Unterschied kenne zwischen Stadt und Land. Es leben ja überall Menschen.



309. Die List der Koketten. II. Klappbild

Würden diese Herren, die in den gottlosen Städten so viel Unsittlichkeit finden, nur ein Jahr auf dem Lande Beichte hören müssen, sie würden sich gründlich bekehren. Man wird vielleicht einwenden, ich hätte die Zustände in nur einer einzigen Gemeinde kennen gelernt und dürfe deshalb nicht auf die Allgemeinheit schliessen. Darauf kann ich nur antworten, dass ich bis heute mehr als hundert Gemeinden kennen gelernt und zwar aus den verschiedensten Gegenden, im Gebirge sowie im Flachlande, auf armen Boden und reichen Äckern. Aber überall die gleichen Sitten und Unsitten.“

Über die bäuerlichen Verhältnisse in England haben wir bereits im ersten Kapitel ein sachverständliches Urteil zitiert (S. 104 u. flg.), und es erübrigt sich deshalb, darauf nochmals einzugehen. Um sich über die sogenannte Sitteneinfalt der französischen Bauern zu orientieren, genügt es, Zolas gewaltigen Roman „Mutter Erde“ entweder im Urtext oder in einer unverkürzten Übertragung zu lesen. Das kürzeste, die landläufigen bäuerlichen Sitten illustrierende Zitat lautet: „Die Weinlese begann . . . alle Welt aß Weintrauben vom Morgen bis zum Abend. Das Ende vom Lied war immer, daß die Männer betrunken und die Dirnen schwanger wurden.“ Noch bezeichnender ist freilich die folgende Schilderung:

Jesus — ein heruntergekommener Bauer — war nur in einem Punkte empfindlich: im Punkte der Moral. Darum geriet er eine halbe Stunde später in einen grossen Zorn. Er war nämlich ebenfalls im Begriff, seinen Unterschlupf zu verlassen, als ihm ein sonntäglich herausgeputzter Bauer, unten vom Wege herauf, anrief: — Jesus! Hollah, Jesus! — Was gibt's? — Deine Tochter liegt beim Feld von Wilhelm im Graben. — Im Graben? — Ja, und ein Mann liegt auf ihr. Wütend hob er beide Fäuste zum Himmel: — Gut! Dank schön! Ich hol' meine Peitsche! . . . Ah, potz Blitz und Kanonen, die Dirne entehrt meinen Namen! Er sperrte die Tür wieder auf und langte von der Wand die grosse Fuhrmannspeitsche herab, deren er sich zur Züchtigung seiner Tochter zu bedienen pflegte. Damit machte er sich auf den Weg, schlich duckend die Hecken entlang, um die Liebenden zu überraschen. Doch, als er bei der Biegung der Strasse über die Chaussee schlüpfte, bemerkte ihn Ernst, der den Wächter machte; während sein Freund Delphin bei Dreckbatzen war. Die beiden Burschen pflegten abwechselnd mit dem Mädchen zu liebeln und Wache zu halten. — Aufgepasst, Jesus kommt, schrie der Junge. Er hatte die Peitsche gesehen, wie ein Hase setzte er übers Feld. Dreckbatzen warf Delphin ab und sprang empor. Der Vater! Sie hatte noch die Geistesgegenwart, ihrem Liebhaber das Fünffranksstück zuzustecken. — Da, verwehr' mir das und mach', dass du fortkommst! Wie ein Ungewitter stürmte Jesus heran, die Riesenpeitsche lärmte gleich Büchsenknall in seiner Hand. — Dirne! Wart, ich werd' dich Anstand lehren. Er erkannte den Sohn des Feldhüters, doch der flinke Junge entwischte ihm. Nicht so glücklich war das Mädchen. Sausend traf sie der erste Hieb auf die nackten Schenkel und die Jagd begann . . .

Daß sich die den einquartierten Soldaten gegenüber auf dem Lande geübte Gastfreundschaft in allen Ländern sehr häufig bis auf die zärtlichste Bettgenossenschaft der Töchter und Frauen erstreckt, wissen zehntausende gedienter Soldaten. Und die Statistik bestätigt es durch die regelmäßige Häufigkeit der unehelichen Geburten in den Distrikten, wo neun Monate zuvor größere Manöver oder überhaupt Soldateneinquartierungen stattgefunden haben. Der folgende Aufruf eines besorgten katholischen Seelsorgers, der anlässlich der bevorstehenden Korpsmanöver

des Jahres 1907 in einem württembergischen katholischen Kreisblatt erschien, ist ebenfalls ein klassischer Beleg hierfür:

„Hüte dich!“ Schutzengelbrief an Mädchen zur Beherzigung für die Zeit der Einquartierung von einem Seelsorger. Manöver! Soldaten ins Quartier! Welch entgegengesetzte Gefühle rufen diese Worte in dem Herzen wach. So sehr sich die muntere Schar der Knaben auf die Soldaten freut, ebenso begreiflich ist es, wenn die Seelsorger, die ehrbaren Mädchen und deren Eltern dem Tage der Einquartierung mit bangem Herzen entgegensehen; ist es doch leider nur zu wahr, dass es unter den Soldaten sehr schlechte Subjekte gibt, verkommene Gesellen, die schon mit der teuflischen Absicht die Garnison verlassen, während der Manöver möglichst viele Mädchen zu verführen. Und in der Tat wurde durch die Einquartierung in sittlicher Beziehung schon entsetzlich viel Unheil angerichtet, das aber dann wie die Flurschäden nach dem Abzug der Soldaten nicht wieder bereinigt werden kann. Wachtet deshalb und betet, ihr Mädchen und ihr jungen Frauen,



Der Beginn der schönsten Nacht des Lebens

310 Lithographie von Numa Bassaget





Wirst du immer so lieb zu mir sein?

311. Schabstich nach einem Bilde von Tässart

denen jungfräuliche Reinheit und weibliche Züchtigkeit als kostbarstes Kleinod gilt! — Hüte dich! So ruft dir, edelgesinnte Leserin, ein treubesorgter Freund aus dem Priesterstande zu, dem die bange Sorge vor den Einquartierungen, mit denen auch seine Pfarrei bedacht werden soll, die Feder in die Hand gedrückt hat, um unsere Mädchenwelt auf die ihr in diesen Tagen drohende Gefahr aufmerksam zu machen und ihr zugleich zu zeigen, wie sie trotz derselben ihre schönste Tugend bewahren kann. Jedes deutsche Mädchen, dessen Sittlichkeit gelegentlich der gegenwärtigen Manöver in Gefahr kommen könnte, sollte den Schutzengelbrief „Hüte dich!“ zu lesen bekommen.

Daß dieser Schutzengelbrief viel genutzt haben sollte, dürften die Kenner der Verhältnisse freilich bezweifeln. Der Geschlechtsgenuß ist dem Bauern trotz aller seelsorgerischen Moralheuchelei das Selbstverständliche. Seine Erotik ist nicht kompliziert, sie gipfelt nicht nur in der Umarmung, sondern erschöpft sich auch darin fast allein. Werbung und Erfüllung folgen einander fast auf dem Fuße.

In diesem Zusammenhang ist auch der sogenannten „Kaisergeburtstagskin-der“ zu gedenken. An Kaisers Geburtstag hat der soldatische Liebhaber längeren Urlaub als sonst, an diesem Tag darf er sich am ungestörtesten die Zügel schießen lassen, also sind an diesem Tage — unterstützt durch den Alkohol — auch seine Liebeserfolge am größten. Das beweist die regelmäßige Übervölkerung der Geburtskliniken in den Garnisonstädten neun Monate nach dem Geburtstag des obersten Kriegsherrn.

Ebenso ist an dieser Stelle auch die vielfach noch ungeschmälert fortexistierende Bettknechtschaft der Mägde und Erntearbeiterinnen auf dem Lande zu kon-

statieren. Gegen diese Bettknechtschaft gibt es auch heute noch für kein dienstbares weibliches Wesen einen Schutz, das ist wie ein unabwendbares Schicksal, das deshalb auch die meisten dieser Frauen als selbstverständlich hinnehmen. Die sinnlich veranlagten, und das ist die übergroße Mehrzahl, finden sich sogar gerne darein, heute dem, morgen dem andern zur Lust zu dienen. Auch hierfür findet sich in Zolas „Mutter Erde“ eine kurze bezeichnende Schilderung. Es heißt dort u. a.:

Als die Ernteleute in die Borderie kamen, erkannte Hans unter den Weibern die Frau eines Mähders, welche er zwei Jahre früher, als sie noch Mädchen war, besessen hatte. Eines Nachts war er von dem Gedanken an Franziska wieder einmal übermäßig erregt; plötzlich sprang er auf, schlich sich in den Schafstall zu der Frau hin, die dort zwischen ihrem Mann und ihrem Bruder schlief, und zog sie am Fuße. Das Weib ergab sich ihm ohne Sträuben. Sie wechselten kein Wort; in der grabesstillen, schwülen Finsternis der langgestreckten Schäferei, deren ausgekratzter Fußboden vom Mist des Winters einen beißenden Ammoniak-Geruch ausströmte, versuchte Hans sein kochendes Blut zu dämpfen, und während der zwanzig Tage, welche die Arbeiter bereits in der Farm verweilten, fand er sich allnächtlich dort ein.

Unzählige Erntearbeiterinnen sind, wie schon im ersten Kapitel hervorgehoben wurde, überhaupt dem gesamten Troß der männlichen Arbeiter mit ihrem Leib dienstbar, und darum nicht selten in jeder Nacht mehreren Männern zugleich.

Derart repräsentiert sich in Wahrheit die sogenannte Sittenreinheit auf dem Lande. Und das ist kein Wunder; wie immer von neuem zu wiederholen ist. Das Bildungsniveau des Bauern ist eben das Tiefste; der Begriff Kultur ihm gegenüber angewandt, ist mehr ein Hohn, und darum gibt es nirgends so geringe Hemmungen gegenüber den Lockungen der Sinne. Die wirkliche Sitteneinfalt der Bauern existierte dagegen immer nur in den schönfärbenden Salbadereien der Romanschriftsteller vom Schlage der Auerbach, Maximilian Schmidt usw.



Die Naive

312. Holzschnitt von A. Genoile. 1840

Bei der Bourgeoisie und beim Junkertum spielt der voreheliche Geschlechtsverkehr noch eine viel größere Rolle als bei den mittleren und proletarischen Schichten der Bevölkerung; nicht daß er häufiger wäre, aber er erstreckt sich meist auf eine viel längere Zeit. Nur besteht hier der sehr wichtige Unterschied, daß es bei diesen Klassen in überwiegender Weise die Männer sind, die in Frage kommen, während die Frauen, wie wir wissen, ebenso kategorisch zur geschlechtlichen Abstinenz verurteilt sind. Von den Männern dieser Klassen kann man wohl ohne Übertreibung sagen, daß sich bei ihnen der wichtigste Teil des gesamten Liebeslebens überhaupt im vorehelichen Geschlechtsverkehr erfüllt. Das bittere Wort, das sich dem Mund so mancher Frau der oberen Klassen schon entrang, „wir bekommen in der Liebe von





### Das Bild des Geliebten

Englischer Kupferstich nach einem Bilde von Pages





unseren Männern immer nur den schäbigen Rest“, ist eine vieltausendfache Wahrheit.

Begründet ist dieser Zustand in dem schon erwähnten besonders späten Heiratsalter der Männer dieser Klassen. Standesgemäßes Leben ist in diesen Klassen das unerbittliche Gesetz. Das vermag man aber erst bei einem bestimmten Einkommen. Der Beamte und der Offizier müssen erst einen bestimmten Rang einnehmen, der Arzt und der Rechtsanwalt müssen eine gesicherte Praxis haben, der Schriftsteller und Gelehrte einen Namen, der Kaufmann ein angesehenes und gut fundiertes Unternehmen. Alles dies ist aber selten in einem früheren Alter als erst mit 30 bis 35 Jahren zu erreichen. Junge Ehemänner, also solche unter 30 Jahren, sind in diesen Kreisen deshalb gerade-

zu eine Ausnahme. An dieser Stelle sind auch die in verschiedenen Ländern den Offizieren gesetzten Ehehindernisse zu erwähnen. Der unbemittelte Offizier darf nicht schlankweg eine Frau heiraten, sondern muß „eine Kautiön“ erheiraten: die Frau mit Geld, die ihm dauernd ein standesgemäßes Leben ermöglicht. Denn daß man in der Lage ist, „standesgemäß zu leben“, ist immer das erste Erfordernis der Offiziersehre.

Je höher die Kosten der Lebenshaltung werden, je größer der allgemeine Luxus, je ausschweifender die Ansprüche werden, die man unter standesgemäß versteht, um so später tritt natürlich der Zeitpunkt ein, „wo man eine Frau ernähren kann“. Da die ununterbrochene Steigerung aller dieser Dinge seit langem die allgemeine Tendenz ist, so kommt es, daß nicht nur keine Gesundung dieser Verhältnisse zu konstatieren ist, sondern daß im Gegenteil das Heiratsalter der Männer der bourgeoisen Klassen in allen Ländern ebenfalls ständig ein höheres wird. Die Verhältnisse werden noch dadurch kompliziert, daß das Einkommen in einigen der eben genannten Berufe überhaupt niemals zu einem derartigen standesgemäßen Leben ausreicht, also die Frau mit Geld die unabweisliche Forderung ist. Für das Geld, mit dem man sich einen Mann erkauft, begnügt sich die betreffende Frau aber niemals mit der Aussicht auf Namen und Rang, sie will diese erstrebten Ideale stets von vornherein einnehmen. Auf Grund von alledem bleibt also für die Männer dieser Kreise kein anderer Ausweg, als ihr Trieb- leben in einem vorehelichen Geschlechtsverkehre zu erfüllen, den sie vornehmlich im Umgang mit Dirnen finden, was beim Proletariat wiederum die Seltenheit



313. Philistereihepaar



Sie: Ich möchte noch einmal . . .

314. Farbige Lithographie von N. Maurin

ist. Der eigentliche Proletarier vermag sich den Liebesgenuß nur hin und wieder zu kaufen, er muß ihm als Geschenk zuteil werden.

Für die Männer der besitzenden Klassen ist der voreheliche Geschlechtsverkehr freilich nur in den seltensten Fällen ein bedauerter Notbehelf, sondern im Gegenteil der höchst angenehm empfundene Zustand. Denn es ist ja der Genuß mit Ausschluß der das Vergnügen einschränkenden Verpflichtungen. Man ist nicht gehindert, der Reihe nach oder zugleich mit den verschiedensten Frauen intime Beziehungen anzuknüpfen; und man löst diese Beziehungen einfach an dem Tage oder in der Stunde, wo sie einem unbequem werden oder die Reize einer anderen Frau locken. Eine solch günstige Situation früher aufzugeben, als irgendwelche zwingende Umstände es erheischen, oder früher als bis man diese Vergnügungen des Geschlechtslebens bis zur Neige gekostet hat, — das widerspricht schon der Logik einer Lebensanschauung, die im Genußleben ihr unantastbares Klassenvorrecht



sieht; um so mehr, als die sinnlichen Lockungen einer Geld- oder Konvenienzehe, mit der man von vornherein rechnet, naturgemäß nicht allzu starke sind. —

Ist der voreheliche Geschlechtsverkehr nach alledem eine unabwendbare Erscheinung, so ist damit seine allgemeine Beurteilung freilich noch nicht viel gerechter geworden. Gewiß, in den proletarischen Schichten wird er immer mehr als etwas ganz Natürliches angesehen, und darum sinken die Betreffenden auch nicht in der allgemeinen Achtung ihrer Klassengenossen. Aber das gilt eben nur von diesen Kreisen. Gewiß ist damit nicht gesagt, daß in den oberen Schichten immer noch jedwedes Verständnis für die zwingende Logik der Verhältnisse fehlt. Als Beweis dafür, daß dies nicht der Fall ist, mag die folgende Sentenz gelten, mit der das wiener Bezirksgericht für Handelssachen im Jahre 1910 das Recht des Chefs auf kündigungsslose Entlassung einer ledigen Korrespondentin ablehnte, die von ihrem Bräutigam schwanger war. Die betreffende Stelle lautet:

Mag auch die herrschende Anschauung, ob mit Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt, schon die Tatsache des ausserehelichen Verkehrs an und für sich als unsittliche Handlung kennzeichnen, von einem unsittlichen Lebenswandel kann, wenn diese Tatsache allein vorliegt, wohl nicht gesprochen werden. Es ist notorisch, dass die heutigen Erwerbsverhältnisse, zumal in der Grossstadt, die eheliche Verbindung immer mehr und mehr erschweren. In einem grossen Teil der Arbeiterschaft ist das Zusammenleben in ausserehelicher Verbindung verbreitet und wird hier gewiss nicht als anstössig empfunden. Auch die Gruppe der Angestellten, zu denen die Klägerin gehört, findet unter den schwierigen Erwerbsverhältnissen der Stadt ihr Fortkommen und es kann auch da die Betrachtung und Würdigung der heutigen Verhältnisse den ausserehelichen Verkehr nicht als anstössig erkennen.

Aber solches sind eben doch nur Ausnahmen. Vor allem ist es die Kirche, die, wo sie noch die Macht dazu hat, ebenso unduldsam ist wie früher, wenn nicht gar noch mehr denn je. Gibt es keinen Strohkrantz mehr, den man der „leidenden Braut“ statt des Myrthenkranzes aufzwingen kann, so versucht man ihr wenigstens den letzteren, das Symbol der jungfräulichen Keuschheit, zu verweigern. Am



Nicht wahr, so wirst du mich jeden Abend zu Bett bringen?

315. In den Flitterwochen. Lithographie

38°



Die Liebesheirat. I. Am Hochzeitsabend

316. Spanische Lithographie

widerlichsten produziert sich in dieser Weise die Unduldsamkeit der protestantischen Geistlichkeit. Aus dem überreichen Material, das für diese alberne Form der Unduldsamkeit zu Gebote steht, und zu dem jeder Tag neue krasse Fälle häuft, sei hier ein einziges Dokument angeführt. Der Pastor einer mecklenburgischen Gemeinde berichtete in seinem „Kirchenboten“ über das Kirchenjahr 1907 u. a. das Folgende:

Getraut sind 13 Paare, darunter waren 6 bekränzte Bräute und 7 unbekränzte. Leider aber hat von diesen 6 eine mit erschlichenem Kranze und Ehrennamen am Altar gestanden. Das ist schon bald ans Licht gekommen. Aus dem vorigen Kirchenjahr (1907) sind wir nun gar durch 4 Kranzerschleichungen betrübt worden. 3 von diesen Bräuten sind hier getraut, eine auswärts getraut, aber hier als Kranzbraut aufgeboten worden. Wir müssen darüber trauern, dass die Wahrheithaftigkeit so schwindet, und mit Ernst daran erinnern, den Kranz erschleichen heißt, beim Namen Gottes lügen; und der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht.

Selbstverständlich geschieht solchen Priestern ganz recht, wenn sie düpiert werden. Die katholische Kirche ist in diesem Punkte übrigens nicht entfernt so unduldsam. Am allerwenigsten in jenen bäuerlichen Gegenden, wo, wie z. B. in Oberbayern, Steiermark, Tirol, Kärnten usw., das Erbrecht kategorisch selbst die längst beschlossene Heirat von Liebespaaren viele Jahre lang verhindert, „weil eben die Alten erst in den Ausstand müssen“. Diese Logik sehen auch viele Priester der betreffenden Gemeinden ein. Immerhin gibt es auch hier gar manche, die wütend





Die Liebesheirat. II. Das Erstgeborene

317. Spanische Lithographie

über die allgemeine Unsittlichkeit zetern, vor allem gegen die angeblich besondere Unsittlichkeit der Diensthofen. Leute schreibt:

Hätten die ländlichen Diensthofen nicht überall die geistlichen Moralprediger so auf dem Halse sitzen, so gäbe es keine Leutenot auf dem Lande. Sind sie ohnehin nicht auf Rosen gebettet, so wollen diese Menschenkinder sich doch auch nicht die paar Freuden des armen Lebens durch den Priester verbittern lassen. Mit Rosenkränzen und Beichten löst man die Diensthofenfrage auf dem Lande sicherlich nicht.

Wenn dies auch eine sehr anzweifelbare Erklärung der ländlichen Leutenot ist — jedenfalls ist es nur eine der verschiedenen Ursachen —, so trifft uneingeschränkt zu, was Leute weiter sagt:

Die Genussucht, wie wird sie den Armen so oft vorgehalten, die aus dem grossen Freudenkelch der Liebe auch ein wenig nippen wollen, aber wie trinkende Fliegen hineinfallen und zu Grunde gehen. Diejenigen, die gegen die Genussucht predigen, tun sich freilich leicht. Den ganzen Tag sitzen sie auf weichem Pfühle oder hinter dem warmen Ofen, haben Essen und Trinken, dass die Tafeln sich biegen, arbeiten oder auch nicht, ganz nach Belieben. Es ist ein Schauspiel für Götter, so einen wohlbeleibten Geistlichen auf der Kanzel zu sehen, wo sein Bäuchlein gerade noch Platz hat, dass er sich umdrehe. Da sind die Predigten über die Vergnügungs- und Genussucht die reinste Ironie auf die Wirklichkeit des Lebens.

Weil in der Tat andere unwiderstehliche Gründe den vorehelichen Geschlechtsverkehr bedingen, darum verhält das pfäffische Zetern auch absolut wirkungslos. Der ebenfalls schon zitierte katholische Schriftsteller Fr. Siebert schreibt sehr richtig über diesen Punkt:



Unsere oberbayerischen Bauern laufen den Geistlichen gewiss mehr nach, als gut ist, aber vom Fensterln haben sie sich nicht abbringen lassen, weil sie keine Katze im Sack kaufen wollen. Und wenn auf dem Lande ein Mädchen guter Hoffnung wird, ist es nicht deshalb eine Schande, weil es unverheiratet Verkehr getrieben hat, sondern weil es den Liebhaber nicht so zu fesseln wusste, dass er es heiratete. Es ist sogar so, dass es für Männlein wie Weiblein eine Schande ist, keinen Schatz zu haben, denn, wer keinen hat, dem wird das nicht als löbliche Enthaltung ausgelegt, sondern man vermutet irgend einen Fehler hinter ihm. Die Antwort, die ein Dienstmädchen der Frau gab, die sie frug, ob sie ein Verhältnis habe: „Ja, glauben Sie, dass ich so schlecht bin, keinen Schatz zu haben“ wird selten mit der Offenheit gegeben werden, trifft aber allgemeine Anschauung. Dass der Verkehr zwischen Brautleuten in weiten Volkskreisen als das Normale gilt, ist eine allbekannte Tatsache.

„Man möchte die Katze nicht im Sack kaufen,“ — das ist auch eine durchaus gesunde Moral. Und ebenso natürlich ist deren bauerliche Logik, daß je gesuchter ein Mädchen beim Kammerfensterln von den Burschen ist, sie desto stolzer darauf ist.

Wie die „öffentliche Meinung“ über den vorehelichen Geschlechtsverkehr beim Kleinbürgertum und bei den herrschenden Klassen urteilt, bedarf keiner weiteren Erörterung mehr an dieser Stelle, da das Nötige bereits im ersten Kapitel in der Analyse der Moralheuchelei gesagt ist (S. 118 und 119).

\* \* \*

Freie Liebe. Eine gesonderte Würdigung erfordert der unter der Devise der „freien Liebe“ prinzipiell, also nicht bloß verstohlen geübte außereheliche Geschlechtsverkehr.



Liebeserklärung

318. Holzschnitt von Gavarni

Der voreheliche Geschlechtsverkehr ist, wie eben gezeigt wurde, zweifellos in den meisten Fällen die notgedrungene Auslösung sexueller Nöte, die vergeblich auf ihre eheliche Befriedigung harren. Aber es kann sich dabei auch um Befreiung von dem Zwang der Ehe handeln und darum die Manifestation eines höheren Persönlichkeitsbewußtsein sich darin ausdrücken; um den Drang, einen Gemeinschaftsbund miteinander zu schließen, frei von jeder Konvenienz und jeder materialistischen Rentabilitätskalkulation, einzig einem Seelen- und Herzensbedürfnis folgend. Um ein Bündnis, bei dem beide Teile sich klar bewußt sind, daß nur die innige Neigung sie zusammenhält, daß man nicht — sich gegenseitig zur Qual — aneinandergefesselt ist, wenn diese Neigung erlischt oder als Irrtum sich erweist. Das letztere ist,



In Gedanken an ihn

319. Schabkunstblatt nach einem Bilde von Deveria

was eigentlich allein unter freier Liebe zu verstehen ist. Und solchen Verbindungen gegenüber kann man wirklich sagen, daß sie bis zu einem gewissen Grade vielleicht den sittlichsten Zustand innerhalb des sexuellen Chaos darstellen, das der moderne Kapitalismus gezeitigt hat, und das ihm auch adäquat ist. Weil aber der modernen kapitalistischen Gesellschaft das Chaos in den geschlechtlichen Beziehungen adäquat ist, darum ist es auch kein Wunder, daß gerade die freie Liebe von der Moralheuchelei immer nur als ein zuchtloses Durcheinander stigmatisiert wurde, als der Ausfluß ungezügelter Triebe, die nur nach verpflichtungsloser Freiheit im Geschlechtsverkehr strebten, und die sich dafür nur einen ideali-



sierenden Deckmantel konstruiert hätten, kurzum, daß sie am lautesten verdammt wurde — die wirkliche Tugend ist der Heuchelei immer am verhaßtesten.

Der freien Liebe begegnet man erst im bürgerlichen Zeitalter als häufigerer Erscheinung, weil sie die individuelle Unabhängigkeit der Großstadt voraussetzt. Das heißt: die Möglichkeit, daß sich der einzelne der gerade in geschlechtlichen Dingen unerbittlichen Diktatur seiner Klasse zu entziehen vermag, ohne an dem Boykott seiner Klassengenossen, der unweigerlich gegen ihn einsetzen würde, zu Grunde zu gehen. Solches wäre im Rahmen der Kleinstadt unmöglich. Höchstens einzelne Heroen vermögen dies in solchem Rahmen, aber auch sie haben ungeheuer unter der unbarmherzigen Diktatur der Moralheuchelei zu leiden; wie Goethens „Gewissensehe“ mit Christiane Vulpius erweist. Gerade die Geschichte dieser freien Ehe zeigt, welch ungeheure Widerstände gegenüber solchen Verhältnissen stets in Aktion treten. Christiane Vulpius wurde von aller Welt hochnäsigt angeschaut und galt insgesamt nur als die Beischläferin, die man sich einzig als Goethesche Laune gefallen ließ. Nicht einmal Schiller konnte sich zu einer freien Stellung dieser prächtigen Frau gegenüber aufraffen. Man lese zur Orientierung den berühmten Briefwechsel zwischen diesen beiden Männern nach und man wird finden, wie peinlich Schiller jede nähere Beziehung zu Christiane Vulpius vermeidet. Fast nie findet man einen Gruß von ihm an sie, trotzdem Goethe seinerseits in jedem seiner Briefe Schillers unbedeutende Frau zu grüßen bittet.

Aber auch in den größeren Städten sind derartige Gewissensehen immer nur Einzelercheinungen geblieben, trotz der begeisterten Verherrlichung, die ihnen von Geistern wie Goethe, Shelley, Schlegel, Rahel, Dorothea Schlegel usw. zu teil

wurde. Und das ist nicht verwunderlich. Immer sind es gerade die ersten Ideen, die an der brutalen Logik der Tatsachen Schiffbruch leiden. Diese Tatsachen bestehen in der auf dem Privateigentum aufgebauten bürgerlichen Gesellschaftsordnung vor allem in der dauernden Benachteiligung der aus einer sogenannten freien Ehe hervorgegangenen Kinder. Die juristischen Konsequenzen der bürgerlichen Ehe vermag kein freier Vertrag zu umgehen oder zu ersetzen. Da aber die oberste sittliche Elternpflicht darin besteht, den Lebensweg der Kinder zu ebnen, und sie in erster Linie vor solchen Gefahren zu bewahren, die einzig im Verhältnis der beiden Eltern zu einander begründet sind, und die diese zu vermeiden vermögen, so ist eben



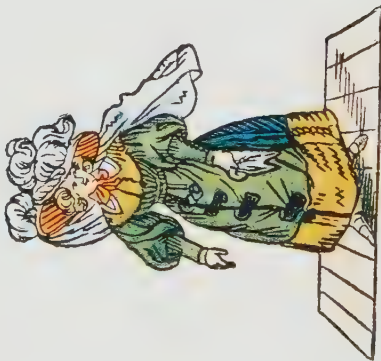
Présenté par le mari.  
Der Hausfreund

320. Holzschnitt von Gavarni





# Hallerher Stiefelfnecht's Galopp.



Herr Schmidt! Herr Schmidt!  
Was frisst denn Juchsen mit?  
Ein'n Schiller und nen Goethebut,  
Sie küh'n dem Mädchen jar zu gut.



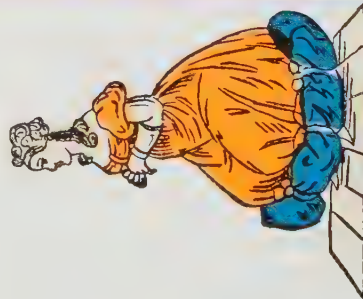
Herr Schmidt! Herr Schmidt!  
Was frisst denn Guschchen mit?  
Die Gulte ist ihr Sie kein Kraut,  
Denn sie isst, Gott sey Dank! schon Wront.



Herr Schmidt! Herr Schmidt!  
Was frisst denn Dörchen mit?  
ne Wiese und schön Kinderzeug,  
Wenn's denn so weit ist, hat sie's gleich.



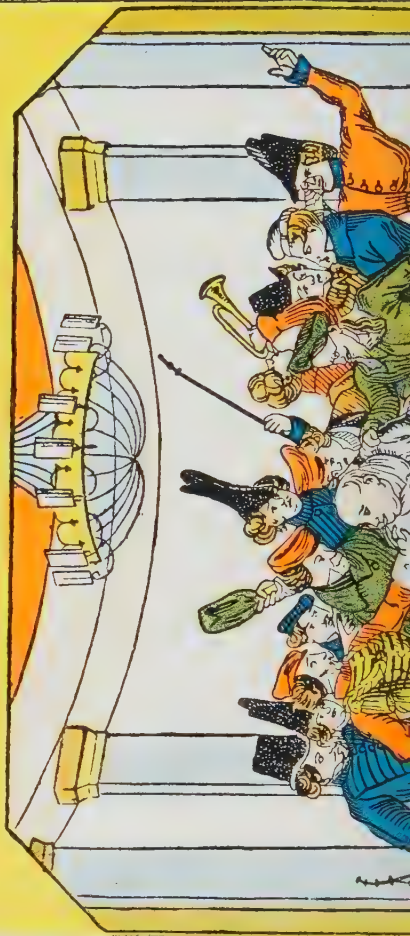
Herr Schmidt! Herr Schmidt!  
Was frisst denn Mitten mit?  
Schöne Blondin, breche Schab,  
Denn da paßt das Mädchen zu.



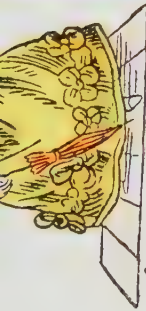
Herr Schmidt! Herr Schmidt!  
Was frisst denn Mitalchen mit?  
Das Mädchen das ist gut und brav;  
Wer die frisst der bekommt ein Schaf.

## Herr Schmidt! Herr Schmidt!

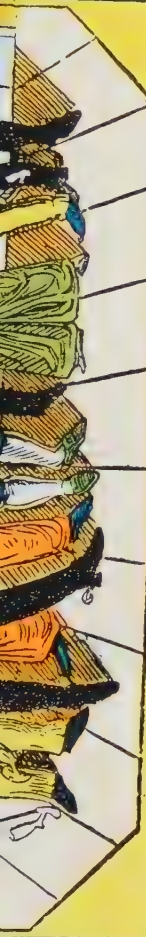
Wir haben eine Bitt:  
Auf Freiersfüßen kommen wir,  
Man sagt: es sind viel Töchter hier.



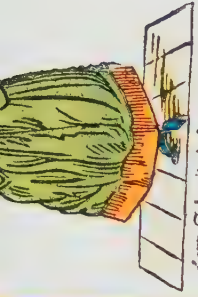
Herr Schmidt! Herr Schmidt!  
Was frisst denn Lotchen mit?  
Ein Envidspöchen nett und fein,  
Und meinen Ergen obendrein.



Herr Schmidt! Herr Schmidt!  
Was frisst Marchen mit?  
Die steht sich schon die Drißig an,  
Da wüßten mein Groschen ran.



Ja ja! ja ja! ich bin der Herr Papa!  
Ein Duzend Mädchen hab' ich nur,  
Von jedem Jahrgang eine Eyge.



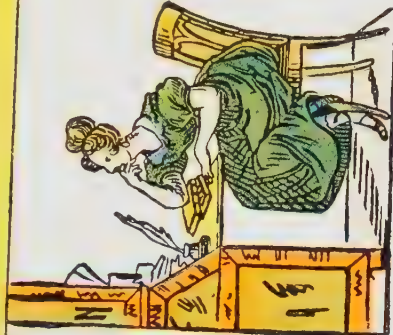
Herr Schmidt! Herr Schmidt!  
Was frisst Louischen mit?  
Das Mädchen sagt, sie betraut nicht,  
Doch daran laß' ich keiner Nacht.



Herr Schmidt! Herr Schmidt!  
Was frisst denn Hannchen mit?  
Die frisst ein Sopha lang und breit  
Für ihre große Stoffsamkeit.



Herr Schmidt! Herr Schmidt!  
Was frisst Kosalie mit?  
Zwei Schinken und 'ne Halberbrust,  
Denn Essen ist ja ihre Lust.



Herr Schmidt! Herr Schmidt!  
Was frisst denn Emma mit?  
Den Schiller und den Walter Scott,  
Denn Breie macht sie wie ein Gott.



Herr Schmidt! Herr Schmidt!  
Was frisst Ottilie mit?  
Ottilie ist das Gefinst,  
Die frisst den ganzen Herberfest.

Neuruppiner Bilderbogen. Um 1840







Die Entführung. Ich gehöre dir!

321. Lithographie von N. Maurin

das Eingehen einer bürgerlichen Ehe vor dem Standesamt die unvermeidliche Konzession an die bestehenden Zustände. Infolgedessen wird erst eine höhere Form der gesellschaftlichen Entwicklung die freie Ehe als sittlichere Form des Zusammenlebens zwischen zwei geschlechtsreifen Menschen zu einer Möglichkeit für die Allgemeinheit machen.

Ganz falsch ist es, in der sogenannten Bohème Liebe eine Verwirklichung des Ideals der freien Liebe zu erblicken, wie dies vielfach geschehen ist. Dieser Einwand gilt sowohl gegenüber der durch Henry Murger in seinem berühmten Buche „Scènes de la vie Bohème“ verherrlichten Bohème Liebe, als auch von den Liebesverhältnissen, die die Nachfahren dieser Geschlechter in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts als angeblichen Protest gegen die bürgerliche Zwangsehe eingingen und glorifizierten. Gewiß gab es sowohl zu Murgers Zeiten als auch bei der Generation von 1880 und ebenso in der Gegenwart freie Eheverhältnisse, die durchaus ideal waren und sind und volle Bewunderung verdienen. Aber das sind seltene Ausnahmen. In der großen Mehrzahl sind die Bohémelienschaften reine Zeitehen, die einzig auf der Basis beruhen, daß sie für die in Frage kommenden Schichten der Intellektuellen und Künstler die behaglichste Form der vorehelichen Geschlechtsbefriedigung darstellen. Und das entspricht auch der gesellschaftlichen Situation dieser Schichten. Das Bohémienleben ist meist nur ein



Die Ungetreue. O Gott! das ist mein Mann . . . öffne nicht!

322. Lithographie von N. Maurin

ökonomisches Durchgangsstadium, für dessen Lebensbedingungen man sich zwar für Jahre hindurch begeistern kann, die jeder aber doch eines Tages bestimmt zu überwinden hofft. Ausschließlich diesen besonderen Lebensbedingungen sind die Bohèmelebensschaften angepaßt. Daß man diese Geschlechtsbeziehungen, solange man sich in ihnen befindet, außerdem stets glorifiziert, liegt ganz in der Natur der Sache. Es entspricht ebenso sehr dem Wesen der Jugend, daß sie mehr als andere Altersstufen die Not zur Tugend stempelt, wie daß sie Gesellschaftsformen propagiert, die anscheinend ein Protest gegen das Alte sind. Denn neu will doch die Jugend in erster Linie sein. Außerdem steigert man durch die Glorifizierung einer bestimmten Situation das damit verknüpfte Glücksgefühl. Otto Julius Bierbaums „Waschermadlhistorie“, das „Verhältnis“ zwischen einem münchener Rechtsstudenten und einer molligen Plättmamsell, ist ein charakteristisches Zeugnis für die modernen Zigeunerlebensschaften. Bierbaums liebenswürdiger Humor ließ die Sache natürlich gut endigen. In der Wirklichkeit endigen diese freien Ehen aber gewöhnlich nichts weniger als versöhnend, sondern viel häufiger tragisch. Wo die beiden zusammenblieben, ist das ursprünglich so heitere und sorglose Verhältnis später unendlich oft für beide Teile zur trostlosen Lebensqual geworden. Denn „er“ hatte sich nur dem jungen Körper, „sie“ nur dem draufgängerischen Burschen



attachiert. Der junge Körper aber wurde eines Tages alt und der draufgängerische Bursche „ruhig und gesetzt“. Damit aber war gerade das verschwunden, was einst die Distanz des gegenseitigen Klassenunterschiedes ausgeglichen hatte. Und um „das Hinauflesen“ der Frau in der Ehe ist es zumeist eine heikle Sache. Man darf nämlich nicht übersehen, daß es sich bei diesen Bohème-liebeleien in neun Zehntel der Fälle um Verhältnisse zwischen einem Mädchen niederen Standes und einem Mann aus der Bourgeoisie oder mindestens aus dem mittleren Bürgertum handelt und nicht um freie Verhältnisse zwischen Söhnen und Töchtern der Bourgeoisie oder überhaupt derselben Klasse.

Wo sich die beiden aber eines Tages trennen, ist die Konsequenz meist eine Tragödie der Frau. Wieviel Frauenselbstmorde, wieviel Kindesmorde, wieviel Prostituiertenschicksale sind die Kehrseite dieses „Ideals“! Eine frühere oder spätere Trennung ist aber wiederum das unvermeidlichste. Weil das Bohème-leben für die betreffenden Intellektuellen in den meisten Fällen nur ein von vorn herein begrenztes Durchgangsstadium ist, so werden diese Männer, oder wenigstens ein großer Teil von ihnen, eines Tages „vernünftig“. Dieser Tag ist stets der, an dem sie in Amt und Würden kommen. An diesem Tag vergessen sie plötzlich ihre Vergangenheit und mit ihr den ehemaligen Kameraden und Bettschatz; darin besteht ihr „vernünftig werden“. Während aber der männliche Partner sich im Ehebett einer Tochter aus guter und meistens auch vermögender Familie mit diesem sehr erträglichen Schicksal ausöhnt, kann der weibliche Teil, dessen blühende Jugend man gnädigst zu genießen sich bequemt hatte, in der Tat von Glück reden, wenn der schäbige Rest seines Liebesgefühls noch irgend einen biedereren Handwerker oder Arbeiter zu locken vermag. Und darin besteht denn auch die „versöhnende“ Lösung von Bierbaums Waschermadl-historie. Aber es ist zu wiederholen: Das ist noch ein wahrer Glücksfall. Die muntere und ausgelassene Grisette aus der fröhlichen Studentenbude und aus der heiteren Künstlerklausen endigt viel häufiger auf dem Schindanger des Lebens. Und dieser Schindanger ist immer gleich trostlos, ob er in einer engen Stube besteht, wo die alternde Jungfer sich für ein paar Groschen die Finger wund näht, oder in dem Talmiglanz des Absteige-quartiers für vagabondierende Dirnen. —



- Qu'est-ce que c'est que ce Monsieur?
- Un M'sieu, je crois, que ma mère a présenté à Jules.
- Et ton étourneau d'époux ne te le présente pas?... Il est bien, ce Monsieur.

323. Frauenlogik. Holzschnitt von Gavarni



324. Verliebte Träume. Lithographie von J. Scheffer

An dieser Stelle ist nochmals auf die freien Eheverhältnisse unter dem Industrieproletariat zurückzukommen. Es ist am Eingang dieses Kapitels bereits gesagt worden, daß von der allgemeinen Entwicklung zur Vernunft Ehe im bürgerlichen Zeitalter nur die Arbeiter Ehen eine Ausnahme machen. Einschränkend ist jedoch gleichzeitig hinzugesetzt worden, daß auch viele Tausende von Arbeiter Ehen nur deshalb geschlossen werden, weil ein Haushalt zu zweien billiger ist als zwei Einzelhaushalte. Das wären also ebenfalls nichts anderes als Vernunft Ehen. Aber diese Schlußfolgerung trifft gleichwohl nur teilweise und nur scheinbar zu. Es handelt sich bei diesen Eheschlüssen tatsächlich viel häufiger um nichts mehr als die notgedrungene Konzession an den bürgerlichen Rechtsstaat im Interesse der zu erwartenden Kinder, die man gerade in Arbeiterkreisen um so rascher macht, als die bürgerliche Form der Eheschließung heute so einfach ist. Mit anderen Worten: es ist also im gewissen Sinne eine mit dem nötigen Verantwortungsgefühl gepaarte freie Liebe, um die es sich bei den Arbeitern handelt. Der angesehene berliner Sexualforscher A. Blaschko urteilt in seinem wertvollen Buch „Die Prostitution im 19. Jahrhundert“ ebenso. Er schreibt sehr richtig:

Die freie Liebe hat im Proletariat aller Zeiten nie als eine Sünde gegolten. Wo kein Besitz vorhanden ist, der einem legitimen Erben hinterlassen werden könnte, wo der Zug des Her-

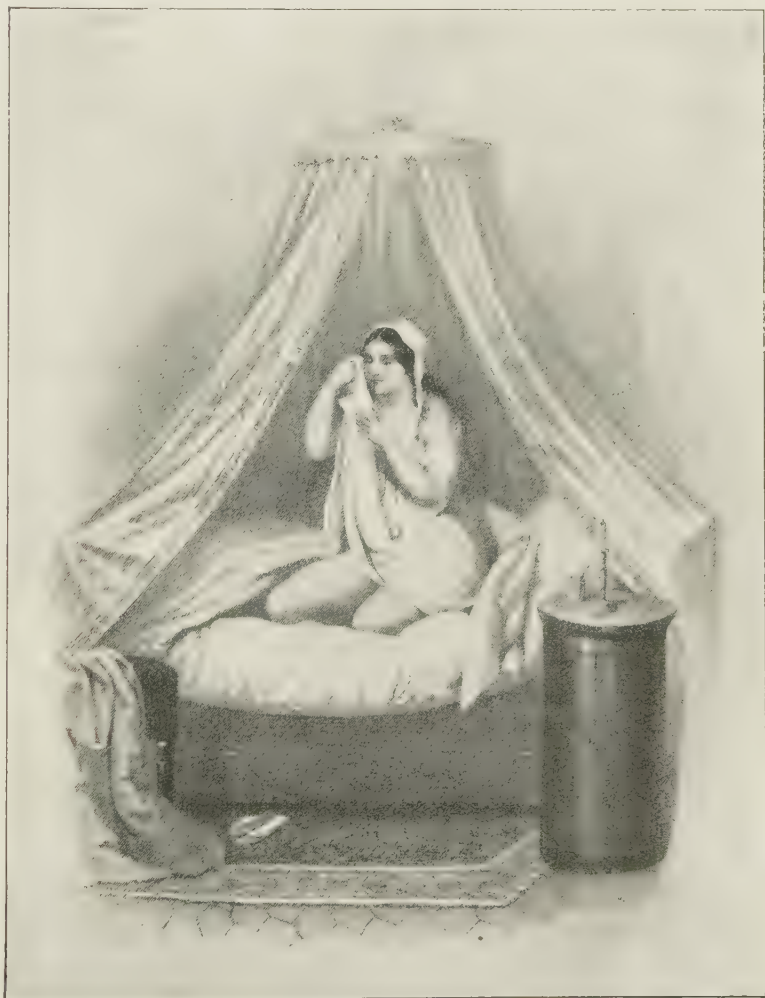


zens die Menschen aneinander führt, hat man sich von jeher nicht viel um des Priesters Segen gekümmert; und wäre heute nicht die bürgerliche Form der Eheschließung so einfach, und würden andererseits den unehelichen Müttern und Kindern nicht so viel Schwierigkeiten in den Weg gelegt, wer weiß, ob das moderne Proletariat für sich nicht längst die Ehe abgeschafft hätte.

Trotz alledem wäre es falsch, wollte man damit die Arbeitererehen überhaupt glorifizieren und sie als das erstrebte Ideal bezeichnen. Denn auch diese freie Liebe ist auf beiden Seiten vielfach nur der Ausfluß der vorhandenen Geschlechtsnöte. Der Arbeiter und die Arbeiterin, die vom Morgen bis zum Abend in der Fabrik stehen, haben nur in den seltensten Fällen die Möglichkeit, frei zu wählen. Und gerade das ist die unbedingte Voraussetzung für den Aufbau einer idealen Liebesgemeinschaft, weil einzig davon die Möglichkeit abhängt, seine Herzens- und Seelenbedürfnisse dauernd im anderen befriedigt zu sehen. Man wählt in den meisten Fällen auf Grund momentaner erotischer Antriebe, diese sind leider meistens „der Zug des Herzens“: die Geschlechtsnerven irritieren das Herz, aber nicht umgekehrt, und es ist die zufällige Gelegenheit, die entscheidet.

Ist die Geldehe der Besitzenden die groteske Logik des Kapitalismus, so ist die typische Arbeitererehe ebenso sehr seine tragische Logik, und zwar gerade deshalb, weil der Kern der letzteren viel häufiger der edlere ist.

Sexuelle Pädagogik. Der allgemeine Grad der jeweiligen objektiven Klarheit über das Wesen des Geschlechtslebens, seine individuelle und soziale Bedeutung, seine Köstlichkeiten und seine Gefahren ist eine der wichtigsten Kontrollmög-



Wenn man alles verloren und nichts mehr zu hoffen hat

325. Berliner Lithographie von Teichel



lichkeiten für die Höhe oder Tiefe der öffentlichen Sittlichkeit überhaupt. Denn der allgemeine Grad der Klarheit über diese Fragen bedeutet den Grad des allgemeinen Verantwortlichkeitsgefühls. Ist dieses groß, so steht die öffentliche Sittlichkeit unbedingt hoch, ist es gering, so steht diese unvermeidlich ebenso tief.

Das bloße Aufgeklärtsein, das „Wissendsein“, ist natürlich etwas ganz anderes, denn Wissendsein bedeutet noch nicht objektive Klarheit. Im Ancien Régime war man, wie in dem Bande „Die galante Zeit“ hinreichend gezeigt ist, in geschlechtlichen Dingen ziemlich „aufgeklärt“, ohne daß damit ein größeres Verantwortlichkeitsgefühl verbunden gewesen wäre. Im Gegenteil, der geringste Grad von sozialem und individuellem Verantwortlichkeitsgefühl war damals die allgemeine Erscheinung. Das Aufgeklärtsein bestand einzig darin, daß man in den vergnüglichen Geheimnissen der Technik des Geschlechtslebens, in seinen Variationsmöglichkeiten, ziemlich genau Bescheid wußte. In dieser Richtung ist es heute zweifellos unendlich besser geworden. Nicht daß alle Welt von den letzteren Dingen weniger wüßte, aber heute sind, freilich nur im Vergleich gegen früher, in großen Schichten der Bevölkerung außerdem wesentliche Kenntnisse über die individuelle und soziale Bedeutung des Geschlechtslebens verbreitet. Das ist das Resultat der seit einigen Jahren betriebenen Aufrüttelung des sozialen Gewissens, die ganz folgerichtig zu einer ebenso intensiv betriebenen allgemeinen sexuellen Pädagogik führen mußte. In der Tat wird heute auf keinem Gebiet eine ähnlich fanatische Aufklärung und Erziehung getrieben wie auf geschlechtlichem. Natürlich hindert das nicht, daß noch lange keine wirkliche Klarheit vorhanden ist, sondern alles erst noch im Stadium des allgemeinen Chaos sich befindet.

Die Moralheuchelei, als das Gesetz der öffentlichen Sittlichkeit, ist, wie schon an anderer Stelle dargelegt wurde, die Verallgemeinerung der Kleinbürgermoral auf alle Klassen. Solange dieser Zustand in voller Blüte stand, und das war leider während der längsten Zeit des 19. Jahrhunderts der Fall, gab es bei den Erwachsenen weder eine objektive Klarheit über diese Fragen, noch bei dem heranreifenden Geschlecht überhaupt eine wirkliche Kenntnis der Dinge. Gegenüber dem heranreifenden Geschlecht war absolute Unwissenheit über diese Fragen sogar das strikte Gesetz. Der völlig Unwissende ist in der Anschauung des Kleinbürgers geradezu der Sittlichste (S. 117). Und Unwissenheit ward denn auch, wenigstens für das heranwachsende weibliche Geschlecht, zur weitest verbreiteten Tatsache. Natürlich hat diese Kleinbürgermoral, wie alle derartigen Dinge, eine ganz reelle Basis, sie ist absolut nicht aus der bloßen Idee geboren. Der eigentliche Beweggrund dabei ist, daß man die Unwissenheit für den besten Schutz vor den Gefahren hält, die der Keuschheit, bei der Frau speziell der physischen Intaktheit des Hymens, — denn das ist der Fetisch, — durch die Versuchung drohen. Hier mag eingeschaltet sein, daß die sogenannten Anstandsregeln, denen die Frau unterworfen ist, und die in der guten Gesellschaft so kategorisch gegen sie gehandhabt werden (S. 117), ganz dieselbe Basis und damit ganz denselben letzten Zweck verfolgen. Auch sie sind im letzten Grunde nur ideologisierte Pro-

# Das hübsche Zettchen

und

## ihre Freier.



Ihr schmucken Jungfern allzumal,  
Laßt's Euch zur Warnung sagen:  
Seid nicht zu kitzlich bei der Wahl,  
Wenn Freier nach Euch fragen;  
Denn wählt Ihr hin und wählt Ihr her,  
So kommt zuletzt kein Bräut'gam mehr.

Denke, eine alte Jungfer seyn,  
Welch bitter's Loos auf Erden! —  
Die Mädchen sollen einmal frei'n,  
Soll'n Frau'n und Mütter werden;  
Ein Mädchen, die da sitzen bleibt,  
Hat sich so gut wie selbst entleibt. —

Die Zette war ein mun'tres Ding  
Von zwei und zwanzig Jahren,  
Vor allen Andern war sie klug,  
Im Haushalt wohl erfahren;  
Viel Bauer'söhne klopfen an,  
Doch wollt' sie keinen Bauersmann.

Der Küster kam — fein ausgestofft  
In seinem schwarzen Rocke,

Das Haar gepudert und frisiert  
Mit mancher Liebes-Locke,  
Reicht ihr den dicksten Blumenstrauß,  
Und wünschte sie als Frau im Haus.

Doch Zette rümpft ihr Näschen sehr  
Bei diesem Kandidaten;  
Und härt' er, rief sie, wie er schwer  
So viel auch an Dakoten,  
So nähm' ich diesen Storchbein nicht,  
Der eh'stens beide Beine bricht.

Der Schulze faßte darauf Muth,  
Mit seinen kurzen Beinen.  
Ha! tief er aus in Liebesgluth,  
Werd' ich vor ihr erschnitten,  
So ruft sie voll Entzücken aus:  
Dem Kurzbein folg' ich in sein Haus.

Allein, allein, allein, allein, —  
Herr Schulze thät sich trügen. —  
Denn Zette sprach: Solch Dickschein  
Sollt' je mein Herz besiegen? —

Er sich dreht beim Walzer um,  
Lauf' gehnmal ich ums Dorf herum.

Der Wirth vom Krug, der dies gehört,  
Macht klug sich auf die Beine.  
Ich, einst als Landwehrmann geehrt,  
Besiege diese Kleine. —  
Drauf zieht er an, als Fierckleid,  
Sich die Montur von früh'rer Zeit.

Doch half sein Kriegerrock ihm nicht,  
Wohin er schlau gezielte;  
Denn Zette schnitt ihm ein Gefähr,  
Als wenn 'ne Bombe spielte. —  
Erschrackst floh unser Landwehrmann,  
Und zog den Haustock wieder an.

Doch nun ging auch die Freierei  
Mit einem Mal zu Ende;  
Denn Niemand wollt' am heißen Drei  
Verbrennen sich die Hände. —  
Kein Mañ stand mehr vor Zettchens Thür,  
Man floh sie fast wie Sauerbier.

Ein Jahr ging noch dem andern hin, —  
Kein Bräut'gam kam gegangen;  
Da änderte sie ihren Sinn,  
Es blühen ihre Wangen;  
Sie seufzte oft im Stillen schwer:  
Ach käm' doch Schulz' und Küster her.

Doch Schulz' und Küster kamen nicht,  
Und Zeichen sah mit Schrecken,  
Ihr früher rundes Angesicht  
Mit Künzeln sich bedecken.  
Schon war sie Allen aus dem Sinn,  
Und Niemand sah mehr nach ihr hin.

Als alte Jungfer lebt sie nun  
Mit tiefer Reu' im Herzen,  
Und will verheiratet noch manchmal thun,  
Sieht sie die Hochzeitskergen; —  
Allein man lacht sie wacker aus,  
Und weinend schleicht sie dann nach Haus.

Neu, Ruppin,  
zu haben bei Gustav Kühn.

hibitivmaßregeln und in ihrer Praktizierung Präservative gegen die Verführung. Ihering sagt in seinem Werke „Der Zweck im Recht“ sehr treffend:

Die feinere Sitte der höheren Stände untersagt dem Mädchen und der Frau, des Abends ohne Begleitung auszugehen, Männer auf ihrem Zimmer zu besuchen, und manches dem ähnliche. Warum? Das ästhetische Motiv der schönen Form reicht hier in keiner Weise aus, denn unschön ist es nicht, wenn z. B. ein Mädchen in schöner Mondnacht an einsamer Stelle im Walde sich lagert, um der Nachtigall zu lauschen oder sich am Mondschein zu erfreuen. Im vorliegenden Fall ist der Zweck nicht schwer zu entdecken. Die Beschränkungen, welche die Sitte auferlegt, sollen den Versuchungen vorbeugen, welche in jenen Lagen an das Mädchen herantreten können, sie sind gedacht als Sicherungsmittel der weiblichen Tugend — die Sittsamkeit, wie die Sprache in Hinsicht auf dies Stück Sitte sagt, soll die Hüterin der Sittlichkeit sein . . . Aber auch Schlösser und Riegel gewähren keine absolute Sicherheit gegen Diebe, und doch machen sie sich im Leben vollauf bezahlt.

Machen nun auch jene Beschränkungen sich bezahlt? Und ob sie sich bezahlt machen, das erweisen die Mädchen der dienenden Klassen, an die durch ihr Dienstverhältniss zahllose Versuchungen herantreten und denen sie oft unterliegen. Ihre Fehltritte sind häufig auf die Ungunst der äusseren Verhältnisse zurückzuführen.

Gleichwohl ist, wie gleich hier gesagt werden mag, der Glaube an die



Noch mehr! Noch mehr!

327. Farbige Lithographie nach einem Bilde von Quérard

schützende Wirkung der Unwissenheit ein sehr großer Trugschluß. Die Unwissenheit hindert nicht, daß die heranreifende Phantasie unwillkürlich zu allen möglichen Kombinationen führt, denn jeder Mensch will über diesen Punkt Klarheit haben, ist er doch in dieser Zeit für sein Interesse der wichtigste. Viele denken in den Pubertätsjahren überhaupt an nichts anderes. Wenn daher dem Geiste nicht rechtzeitig der richtige Weg gewiesen wurde, so entartet die Phantasie in den meisten Fällen. Und die Verwüstung der Phantasie ist die nicht wieder gutzumachende Folge davon, das Heilige ist ungewollt zum Teuflischen geworden, das Reinste zum Schmutzigsten. Und das gilt für beide Geschlechter, für die jungen Mädchen genau so wie für die Jünglinge. Die Schriftstellerin Hedda Droneck schreibt in einem Artikel „Zur



PHILOSOPHIE  
DE LA VIE CONJUGALE  
PAR  
BALZAC

COMMENTÉE  
PAR  
GAVARNI



1 VOL. IN-8° ANGLAIS 3 F.<sup>s</sup>

20 LIVRAISONS à 15 C<sup>ENT</sup>.

Plakat von Gavarni zu Balzacs Philosophie de la vie conjugale





328. Lieben und Sterben. Französische Lithographie von Coulon

Mädchenerziehung“ (Geschlecht und Gesellschaft, Bd. II) aus ihrer eigenen Erfahrung:

„Die Zimmerlichkeit, diese übertünchte Schamhaftigkeit gegenüber allen Geschlechtsfragen, gegenüber allen geschlechtlichen Dingen, die ist's, die man als Erreger sinnlicher Lust ansehen muss. Das lügenhafte Sprödetun, mit unklarem, tastendem ahnendem Wissen im Hintergrunde, ist's, das alle Harmlosigkeit elend zu Grunde richtet und in einem Meere von Verstellung, falscher Scham, kalter Ablehnung trotz prickelnder Wollust — — kurz, in konventionellen Lügen bunterster Art ertrinken lässt!

Da soll man alles nicht tun, dies nicht und jenes nicht, natürlich vor Männern nicht und in deren Nähe nicht. Alle die geschlechtlichen Dinge betreffenden Fragen werden so geflissentlich scheu behandelt, dass wir Mädels stutzen; den Herren der Schöpfung geht's vielleicht zunächst auch so, doch die haben bald Hilfe geschafft. Aber wir? Die Unentschiedenheit, die Zweideutigkeit macht uns stutzig. Wir suchen selbst und wir finden auch. Natürlich verstehen wir nun schnell, wie schwer solche Dinge behandelt werden können und wir treten in die Fusstapfen unserer Erzieher, der Eltern, Lehrer, guter älterer Freundinnen usw. und sind — — spröde, zimperlich. Aber wir haben etwas gelernt, etwas, was uns ganz unerwartet befriedigt. Der sinnliche Hunger ist jäh erwacht, er steigert sich bis zur Begierde, alle Register der Lüsternheit werden gezogen und der Geschlechtstrieb, notwendigerweise in seiner sittlichen Höhe und Heiligkeit verkannt, wird missbraucht; in wilden Orgien und Ausschweifungen wird er ein Stück von dem, was man meint haben zu müssen.

Wir Mädels sehen nur den pikanten Reiz zuerst, der in dem bewussten Sprödetun liegt. Der Reiz zeigt uns den Weg, mit tödlicher Sicherheit führt dieser uns zur Unsittlichkeit. Einer Unsittlichkeit, deren Verwerflichkeit wir zunächst nicht voll und ganz zu erfassen mögen. Ging uns das Verständnis so weit erst auf — — dann sind wieder schnell eine Reihe Entschuldigungen da —; die lüsterne Phantasie ist dann meist so schnell reizbar, und reagiert meist so stark, dass man nicht wider den Stachel löken kann, vielleicht nicht einmal will.



Der sinnliche Trieb entartet. Musste er das nicht eigentlich ganz notwendigerweise? — Wir erkennen eines Tages des Rätsels Lösung. Was man so sonderbar rücksichtsvoll, so „nicht laut noch leise“ stets behandelte, tritt aus seinem geheimnisvollen Dunkel plötzlich in jähe lichte Helle. Das Verständnis wird angestachelt durch die instinktiv sich sofort entwickelnde Sinnlichkeit, die Weg und Steg nicht kennend, sich selbst ihren Ausfluss, abermals rein instinktiv, sucht und nunmehr, die Verhältnisse des Geschlechtlichen immer klarer begreifend, sich mit ihm höchst selbständig, nach und nach sinnlos ausschweifend, beschäftigt.

Glaube mir, es ist so! Die meisten deiner Klassengenossinnen, die wir im letzten Schuljahr alle so im Alter zwischen 17 und 18½ Jahren standen, ich sage, die meisten haben in ihrer Empfindung damals schon den Mann gleichsam prostituiert; ich sage „gleichsam“; jedenfalls weiss ich mich der Tatsache zu erinnern, dass wir uns oft den Mann in Nacktheit nicht allein, sondern in Ausübung geschlechtlicher Funktionen vorstellten.

Das Geschlechtliche war seiner Reinheit bei allen, die z. B. meinem Kränzchen angehörten, beraubt; ich weiss aus jener Zeit des „Hinüber und Herüber“ von Kränzchen zu Kränzchen, dass es unter den Mitgliedern jener „schwesterlichen Vereinigungen“ ganz ebenso war.

Ich weiss es aber aus vielen andern Ursachen und Umständen, dass es auch sonst im breiten Leben wie bei uns im engen Kreise der Freundinnen aussah. Das sah ich ja damals nicht; aber ein ernster Umstand in meinem Leben hat mich oft gerade diese Punkte durchdenken lassen und sie sind mir klar und verständlich nach Jahren, eben jetzt in die Erinnerung getreten. Und zur Erinnerung hat sich Kritik und Urteil gesellt.

Ach so — — die Ursachen und Umstände.

Es sind deren viele; daher nur eins: Die Kunst, das Nackte in der Kunst. Der unbefangenen harmlose Blick, das ruhige, natürliche Urteil fehlte uns, fehlt tausenden. Ihr Geschlechtstrieb ist sofort in Aktion, wenn er den andern Körper sieht; sei es im Bild, teils in der noch mächtiger wirkenden, weil plastischeren Skulptur. Ihr Kunstsinn ist der Sinnlichkeit gegenüber der Unter-

liegende. Wir bringen, oder richtiger, brachten den männlichen Körper sofort in Beziehungen zu uns, was taten wir also eigentlich mehr, als dass wir ihn prostituierten?

Aber nicht in der Kunst allein, im Leben des Alltags, in Moral und Erziehung steht Gesicht und Urteil tausend- und millionenfach unter dem befangenen Blick geschlechtlicher Reflexion. Ja — — — und eines schönen Tages, wenn wir etwas ruhiger geworden sind, jede Leidenschaft tollt ja einmal aus oder mildert sich doch mindestens, dann wissen wir, dass wir heiraten werden. Gerade dem Manne, dessen Name dann der unsere werden soll, spielen wir am tollsten Komödie vor. Wir sind bei der geringsten „Zweideutigkeit“, bei nur entferntester „Anspielung“ auf das Problem der Liebe, entrüstet, oder tun doch so, dabei irren wir uns, wie ich heute weiss, gar sehr oft und legen die „Zweideutigkeit“ hinein, sahen eine „Anspielung“, die oft gar nicht vorhanden war. Wir moralisch verdorbenen „Mütter der Zukunft“ ernten eben nur, was wir säeten.“ Vgl. Beilage: Bei der Lektüre eines galanten Romanes. —



Das Studentenliebchen

329. Farbige Lithographie von Numa Bassaget



330. Les trois Maitresses. Lithographie von H. Grevedon

In welcher Weise dann nicht selten die auf Unwissenheit begründete Moral in der Ehe umschlägt, hat Marcel Prévost in seinem Buche „Julchens Heirat“ die Heldin dieses Romans in folgender Weise beichten lassen:

„Die Männer sind mehr wert als wir. Ja, wenigstens sehen sie in der Heirat einen ernsteren und edleren Akt als wir. Etwas anderes noch entdeckte ich seit meiner Heirat — und dies in mir. In drei Wochen bin ich unglaublich unkeusch geworden. Das ganze Gebäude der Schamhaftigkeit, das mir in meinen Kinderjahren die Reden der Mutter, die Ermahnungen meiner Beichtväter und der sogenannte gesellschaftliche Anstand errichtet hatten, ist in weniger als einem Monat zusammengestürzt. Es giebt einen Mann in der Welt, vor dem ich nicht die geringste Scham mehr habe; keine Berührung, kein Blick von ihm ist mir peinlich. Vielmehr liebe ich in seiner Gesellschaft die obscönen Worte und Handlungen . . .

Ich weiss wohl, dass dieser Mann mein Gatte ist, und folglich Religion und Gesetz sich zusammentun, meine unordentlichen Instinkte zu ermutigen. Ich kann aber nicht anders denken, als dass meine so rasch zertrümmerte Schamhaftigkeit sehr zerbrechlich war; und ich zitterte bei



dem Gedanken an die Gefahren, denen ich ausgesetzt gewesen wäre, hätte irgend einer mich als junges Mädchen ernstlich bestürmt! Ach, wieviel Vorteile haben verwegene Männer vor uns voraus! Und wie oft lassen die andern die Gelegenheit entschlüpfen! Diese Gewissheit meiner tiefgewurzelten Unkeuschheit macht mich sehr skeptisch gegen jene Tugend und Keuschheit, die man den Frauen stets beilegt. Die offizielle Tugend der Frau besteht alles in allem darin, keinem Manne sich hinzugeben. Ihre offizielle Schamhaftigkeit besteht darin, lebhaft zu erröten, wenn derselbe Mann ihre Knie oder ihren Busen erblickt, wenn er ihr ein etwas zu deutliches verliebtes Wort zuflüstert, wenn er ihre Taille oder etwas in deren Nähe berührt.

Ich, ich habe einem Herrn, der mir im vorigen Jahre noch völlig unbekannt war, in diesem Jahre mich hingegeben: selbst wenn man sagt, dass ich ihn dazu genötigt habe, tut man mir nicht Unrecht. Seit jener denkwürdigen Stunde sieht jener Herr meine nackten Beine und Arme und alles, so oft es ihm beliebt, und ich leide dadurch nicht. Ich liebe es, dass er mir von gewissen Dingen redet, und ich fordere ihn dazu heraus, wenn er schweigt; ich habe einige Mienen, einige Stellungen, eine Art, ihn zu betrachten, entdeckt, die ihn unmerklich — und, ich glaube, trotz seiner ein wenig naiven Vorsätze, seine „Frau zu achten“ — veranlassen, mit mir zu sprechen, wie die lasterhaften kleinen Mädchen unter sich sprechen.

Das tue ich sogar täglich. Wenn der Baron Nivert nicht mein Mann wäre, wäre ich offenbar nur eine Courtisane. Aber er ist mein Mann, folglich bin ich, mit denselben Instinkten, denselben Worten, denselben Gesten, eine hochehrbare Frau.

Bei diesem hübschen Spiel war meine Erziehung bald vollendet. Ich habe, glaube ich, alles gelernt oder erraten, was die Menschheit zur Berauschung ihrer armen fünf Sinne entdeckt hat; mein Gehirn habe ich mit einer Menge unschicklicher Anekdoten bevölkert, die ich dem Baron geschickt entrisen habe: er liebt an mir die merkwürdigen Augen zu sehr, die mir solch schlechte Gedanken ohne Zweifel geben. Jetzt, sobald wir allein sind, sprechen wir nur noch unkeusche Dinge, und immer denke ich nur daran.“

Aber das ist selbstverständlich niemals das letzte Ende: die Frau, die mit ihrem Gatten nur unkeusche Dinge redet, wird eines Tages auch mit anderen ihr sympathischen Männern nur unkeusche Dinge reden; und als weitere unvermeidliche Konsequenz dementsprechende Dinge treiben. Das ist dann erst das letzte Ende. Und dazu kommt es überdies und naturgemäß und am raschesten in den reinen Konvenienzehen. Denn da ist „der Andere“ stets von vornherein zugleich der Interessantere, weil der Mann doch nur die Flagge ist, die das Geschäft deckt. Wir kommen auf diesen speziellen Punkt weiter unten nochmals in anderem Zusammenhang zurück.

Die schließlich nicht zu umgehende Aufklärung der Frau über alle das Geschlechtsleben betreffenden Dinge ist nach der herrschenden Moralheuchelei offiziell dem Gatten vorbehalten. Denn daß der Mann aufgeklärt ist, das nimmt man ohne weiteres an, so wenig man ihm seine Kenntnisse übel nimmt oder ihn danach fragt, woher er sie hat. Eine Antwort seinerseits, soferne sie offen wäre, wäre auch peinlich, denn er hat seine Kenntnisse über diesen Punkt in neun Zehntel aller Fälle stets aus derselben Quelle: aus dem Umgang mit Dirnen. Und darum sind seine Kenntnisse und ebenso seine Aufklärungsmethoden gegenüber seiner Frau auch ganz danach. Sie umfassen ausschließlich das rein Mechanische des Geschlechtsaktes und erstrecken sich außerdem nicht selten auf dessen entartetste und wütesten Befriedigungsmanieren. Von den delikaten Vorbereitungen, den feineren Verführungskünsten, die dazu führen sollen, daß jede erneute Umarmung eine neue Eroberung, ein neues Schenken sein soll, um nur das Äußerlichste, was freilich auch das Wichtigste ist, anzuführen — davon haben die





331. Im Nachtzug. Galante farbige Lithographie von Linder. 1856

allerwenigsten eine Ahnung und eine Vorstellung. Aber gerade dank den Gesetzen der Moralheuchelei deckt sich das, was der Mann kann und sucht, sehr häufig mit dem, was die Frau über die Liebe ahnt oder weiß. Weil eben die Fragen des Geschlechtslebens in dem Alter der beginnenden Reife die wichtigsten für die meisten Menschen sind, darum kommt trotz aller geistigen und seelischen Ab-sperrungsmaßregeln kaum ein einziges junges Mädchen über ein gewisses Alter hinaus, geschweige denn, daß sie bis an die Schwelle der Ehe kommt, ohne nicht über gewisse Dinge wenigstens ungefähr etwas zu wissen. Aber sie weiß oder ahnt ebenfalls nur das grob Mechanische, wie schon in dem obigen Selbst-bekennnis der Frau Hedda Droneck gezeigt ist. Auch von Prévost ist dieses Halbwissen geschildert und zwar in der folgenden Tagebuchnotiz, die er in „Julchens Heirat“ dieselbe Juliette in ihr Tagebuch einschreiben läßt, die in der Ehe, wie wir wissen, später so sachverständig wurde. Juliette schreibt:

„Was ich über die Ehe weiß und errate, macht mich erst recht melancholisch. Und ich weiß noch nicht alles! Nur mir selbst vertraue ich an, was ich darüber weiß. Erstens muß man mit seinem Manne das Bett teilen, und das schon vom ersten Abend an. Ich habe über dieses Müssen ernst nachgedacht. Es gibt Männer, die mich anekeln würden, wenn sie zu mir ins Bett kämen.



332. Auf dem Heimweg vom Markt

Aufrichtig aber gestehe ich, daß es einige gibt, die ... ach, ich kann es unmöglich sagen oder schreiben: ich verstehe mich schon. Was macht man im selben Bett? Hierüber bin ich nicht sicher. Dennoch glaube ich, daß man sich nicht mit Küssen begnügt; ich errate beinah, um was es sich handelt. Aber keine Ahnung hab' ich, wie es geschieht, wie es zu Kindern wird. Sicheres weiß ich erst wieder von dem Augenblick an, da man in Umständen ist. Nun, aufrichtig, wenn ich, Juliette, deren Busen, deren Knie nie ein Mann gesehen hat, daran denke, daß im Januar irgend ein Herr mit mir gemeinsam solche Dinge treiben wird, so fürchte ich mich nicht gar zu arg. Es muß doch einen gewissen Reiz haben, scheint mir, wenigstens bin ich ganz ruhig. Sicher ahnt niemand, was mich dabei ärgert und traurig stimmt: nur mir selbst gesteh' ich's, so lacht mich keiner aus. Verzweifelt bin ich, daß meine arme Unschuld, an der mir im Grunde





333. Der Vielbegehrte. Farbige Lithographie. Um 1854

nicht viel gelegen ist, so rasch, nämlich in einer Nacht, geopfert werden soll . . . Ich wünschte, daß sie langsam, langsam an einer Art zärtlicher Schwindsucht stürbe; daß man alles, was man von mir verlangt, nur durch brünstiges Flehen gewinnt. Jedesmal würde ich denken: „Ja . . . Ich liebe ihn genug, um ihm auch dies noch zu gewähren“. Wochen, Monate, ein Jahr vielleicht, würde es dauern. Ich habe verheiratete Frauen gefragt, ob man von seinem Manne solch langsame Eroberung fordern könne. Sie haben mir ins Gesicht gelacht.

Nun denn, es sei! Mache dich darauf gefaßt, du meine arme Unschuld, in einer Nacht gemordet zu werden — und doch wär's dir so angenehm gewesen, dich langsam, langsam, in erwählten Armen, selbst zu töten.“

Daß die angehende Frau aber soviel und gerade das weiß, kommt daher, weil es einen gibt, der ihrer Neugierde zu Hilfe gekommen ist, der sie „aufgeklärt“ hat, wenn auch nur mit halben Worten, weil er selbst meist nur halbes weiß. Und das ist der erste Hofmacher, der meist der Vetter ist. „Am Anfang steht stets der Vetter“. Er hat dem späteren Gatten immer vorgearbeitet; mit „Aufklärungen“ leitet er seine Verführungen gewöhnlich ein, denn nach Aufklärung lechzt eine jede. Zum Vetter gesellen sich die Lektüre verbotener Bücher, erotische Bildwerke, zufällig Erlauschtes, aufgeschnappte Redensarten, kurz all die gesuchten und emsig zusammengetragenen Zufälligkeiten, die schon in dem zitierten Artikel von Hedda Droneck erwähnt sind. Auch Hans von Kahlenberg läßt diese „Aufklärungsarbeit“ in seinem „Nixchen“ zu Worte kommen. Der Leber





Liebe und Champagner

334. F. Wolf: Im Chambre séparée. Wiener Lithographie

mann Gröndahl berichtet über diese seine Erlebnisse mit dem Nixchen wie folgt:

„Und dann das Psychologische! Das ist einfach unbezahlbar. Dann wird sie Meister und ich demütiger Schüler. Ich staune, was der Balg weiß. Und woher wissen sie es? Sie lacht: „Das wissen wir Alle“. Dann erzählt sie: Es entrollt sich vor mir eine ganze soziale Unterschicht, von der wir keine Ahnung haben, eine Haremswelt, weiße Pensionsbettchen, in denen man sehr dicht aneinander schläft,

Dienstbotengeschichten, am Schlüsselloch Erlauschtes, eine spielerische, knabbernde Lüsterheit an Büchern und Eindrücken. Selbst der Humor dieser Welt hat etwas Verstecktes, Kicherndes. Heimtückisches, ein Humor von Hinterhof und Watteau-boudoir... Eine Geschichte von einer Bekannten, einer vierzigjährigen Frau und mehrfachen Mutter, die ihrem Ehemann vor der Nase mit einem Geliebten aus dem Zirkus durchging, während er mit ihrer Reisetasche und mit ihrem Regenschirm auf dem Perron stehen blieb. Dieser Regenschirm und diese Reisetasche erheiterten sie, kitzelten sie in ihrer kleinen, perfiden, unschädlichen Bestienhaftigkeit.“

Vor allem aber sind es die Spuren des Vetters, auf die der Beichtvater des Nixchens stößt. Er schreibt weiter:

„Dann hat man Brüder, Vettern... Der „Vetter“ verdiente eine Extra-Naturgeschichte. So was ist nicht mehr ganz Bruder und noch nicht ganz „fremder Mann“. Es hat Vertraulichkeiten, ohne frech werden zu brauchen. Sowas kompromittiert nicht und verpflichtet zu nichts. Die Natur scheint es ganz extra geschaffen zu haben, ein Halb- und Mittelwesen für diese delikaten, schummrigen Übergangsstadien, Eklaireur-Dienste, Terrainsondierungen... Sie ist nicht besonders explizit in diesem Punkte. Sie hat Angst vor mir. Manchmal spüre ich die Vorarbeit des „Vetters“. Irgendwo und irgendwann ist er überall mal dagewesen. Du magst noch so früh aufstehen und noch so fein deduzieren: Im Anfang war der Vetter. Ich gebe Dir das als Axiom.“

Was sich in diesen Schilderungen entrollt, ist leider nichts mehr und nichts weniger als eine Tragödie der Unwissenheit. Und solches war bis vor höchstens zwanzig Jahren der allgemeine Zustand. Heute ist es in der Tat schon etwas besser. Man hat in weiten Kreisen die Tragik dieses Zustandes erkannt, dem Millionen Ehen und Menschen jahraus, jahrein unterliegen. Man fängt an, in immer weiteren Kreisen einzusehen, daß es wie auf allen Gebieten, so auch auf dem des Geschlechtslebens keinen erfolgreicheren Schrittmacher des Lasters, des Unglücks, der tausendfachen Verzweiflung gibt, als eben die Unwissenheit. Und so steht, wie schon am Eingang dieses Abschnittes gesagt ist, das Problem der







sexuellen Pädagogik heute in den meisten Ländern — am wenigsten noch in England — im Brennpunkt der öffentlichen Diskussion. Die Artikel und Werke, die darüber geschrieben sind, zählen schon nach Legion . . .

Gewiß datiert die Einsicht in eine vernunftgemäße sexuelle Pädagogik nicht erst aus der allerjüngsten Vergangenheit. Die Gefahren der Unwissenheit wurden schon früher erkannt. Das Bürgertum bedurfte zur Erfüllung seiner historischen Mission in erster Linie einer gesunden Volkskraft, also gehörte eine von lüsterner Spekulation freie sexuelle Pädagogik auch zu seinen frühesten Aufgaben. Und am Beginn des bürgerlichen Zeitalters tauchten darum auch bereits die ersten ernst zu nehmenden pädagogischen Vorschläge in dieser Richtung auf. Als Dokument hierfür sei die folgende Randnote zitiert, mit der Christian Salzmann eine Stelle des von ihm am Ausgang des 18. Jahrhunderts übersetzten und erschienenen Werkes „Rettung der Rechte des Weibes“ von Mary Wollstonecraft, das erste Werk der modernen Frauenemanzipation, glossiert. Salzmann schreibt:

„Ich halte es nicht nur für unschädlich, sondern auch für höchst nötig, die Mädchen in der Botanik zu unterrichten und sie mit den Geschlechtsteilen der Pflanzen bekannt zu machen. Dadurch wird den Müttern der Weg gebahnt, sich mit ihnen bisweilen über die Geschlechtsteile des Menschen zu unterreden. Eine Mutter, die über diesen Punkt mit ihrer Tochter nicht sprechen kann, ist nur halbe Mutter, und setzt sie der Gefahr aus, aus Unwissenheit und Mangel an Belehrung, Gesundheit und Ehre zu verlieren. Unter allen Thorheiten der Menschen ist dies eine der größten, daß man sich scheut, gegen junge Leute von den Geschlechtsteilen und ihrer Bestimmung zu reden, und sich nicht scheut, durch allerlei Zweideutigkeiten und Wortspiele sie auf das Vergnügen aufmerksam zu machen, das mit der Befriedigung des Geschlechtstriebes verknüpft ist.“

Diese Aufgabe ist freilich, wie wir gesehen haben, nahezu ein Jahrhundert lang unerfüllt geblieben. Und zwar weil die unbeschränkte Herrschaft der Moralheuchelei eben sehr bald ein ungleich näherliegenderes Bedürfnis für die bürgerliche Gesellschaft wurde.

Wie sehr die Vernunft frommer Wunsch einzelner kluger Leute blieb, erweist aus der Praxis nichts so kraß als die Beleuchtung der offiziellen Brautstandsmoral der sogenannten besseren Klassen, auf die noch ganz besonders hinzuweisen, gerade

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*



Liebe und Champagner

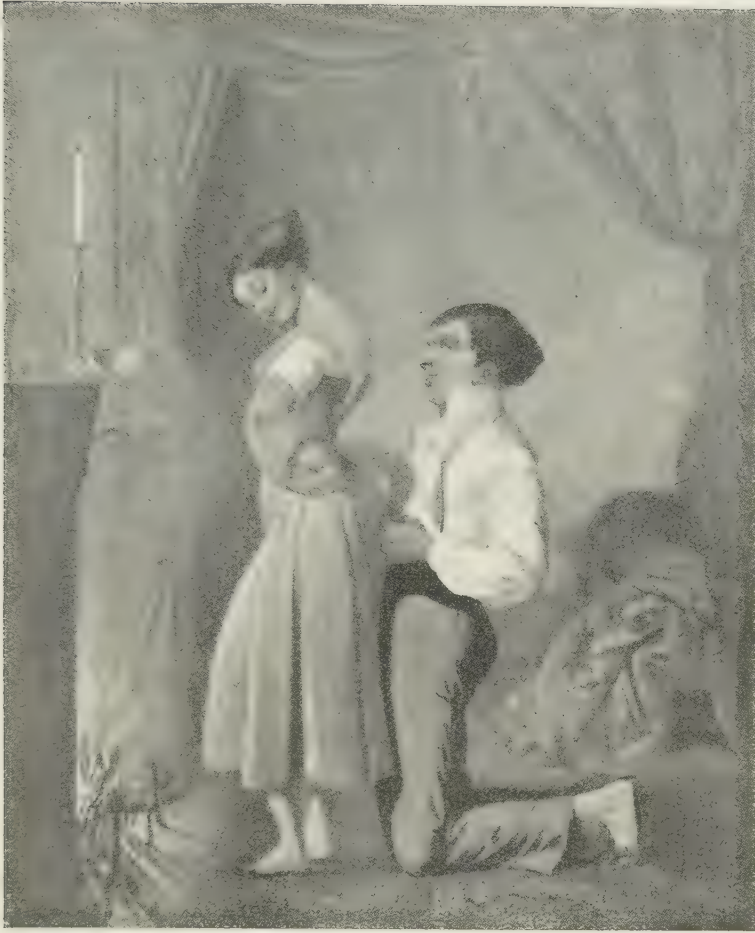
335. F. Wolf: Im Chambre séparée. Wiener Lithographie



336. Eine sehr gut verstandene Melodie. Farbige französische Lithographie

an dieser Stelle angebracht ist. Die Brautstandsmoral der besitzenden Klassen ist nämlich die widerlichste Erscheinung der seitherigen gegenseitigen Erziehung zur Ehe, d. h. der Moralheuchelei. Um das einzusehen, muß man freilich den Mut haben, die hier in Frage kommenden Dinge rückhaltslos zu entschleiern, und ihre Logik zu Ende zu denken, was bis jetzt relativ nur sehr wenige getan haben. Tut man dies aber, dann entdeckt man unweigerlich, daß man auf diesem Gebiete seither gedankenlos gerade das Allergemeinste als das Selbstverständliche hingenommen hat, und daß dies auch heute noch ziemlich ungeschmälert vom mittleren Bürgertum an aufwärts bei allen Klassen und Schichten geschieht. Oder ist diese Charakteristik vielleicht zu hart, wenn man sich klar wird, daß das Wesen der Brautstandsmoral darin besteht, daß von dem Tage der Verlobung an, wie Robert Michels in einer weitverbreiteten Broschüre über die Brautstandsmoral nicht unrichtig sagt, die beiden Ehekandidaten förmlich „zu geschlechtslosen Wesen herauf — oder herabgewürdigt werden“? Das geschieht, wie ebenfalls Michels schildert, auf die folgende groteske Weise:

Meist werden die jungen Leute in dieser Zeit, die ihrer Ehe, d. h. dem vollen Ausleben ihrer



337 Die Hochzeitsnacht. Farbige berliner Lithographie

Geschlechtsfunktionen, vorausgeht, von einem ganzen Fieer von Eltern, Verwandten und Freunden, bisweilen selbst von Bediensteten mit wahren Argusaugen bewacht und „behütet“. Es ist ihnen oft strenger oder minder streng untersagt – in diesen Dingen herrscht natürlich je nach der sozialen Stellung und Charakteranlage der die Umgebung ausmachenden Persönlichkeiten tausendfache Differenziertheit – allzuviel von Liebe zu sprechen, sich allzu stürmisch zu küssen und zu umarmen, leise miteinander zu tuscheln usw. Sie im Hause allein zu lassen, und sei es auch nur für eine Viertelstunde, erscheint vielen Wächtern wie ein wahres Verbrechen. In vielen Fällen dürfen sie selbst nicht allein ausgehen, ohne einen besonderen zu ihrer Bewachung mittrottenden „chaperon“. Dieses schöne System hat dann gemeiniglich zur Folge, dass der junge Mann und das junge Mädchen, die sich vor ihrer Verlobung – falls sie nicht überhaupt überdies noch „verlobt worden“ sind – in den meisten Fällen nicht gerade schon intim kennen gelernt haben, nun auch in ihrer Verlobungszeit selber sich seelisch nicht näher treten können. In den Ländern, in denen die Verlobungszeitmoral den mittelalterlichen Sitten noch am nächsten geblieben und infolgedessen am strengsten ist, also in Italien, Frankreich, Deutschland, sowie in den Ländern der österreichischen Monarchie, ist aber eine solche Behandlung der Brautleute die Regel, und – was noch schlimmer ist! – diese Regel wird nur von relativ sehr wenigen Ausnahmen durchbrochen.

Diese geschlechtslose Zeit wird nun ebenso „würdig“ abgeschlossen, indem am Tag des Eheschlusses der Mann ebenso fessellos auf die junge Frau, sozusagen wie ein brünstiger Stier, losgelassen wird. Und dieses brutale Schlachtfest der



Jungfrauschaft wird überdies zu einem öffentlichen gemacht. Aller Welt wird es mehrere Wochen zuvor kund und zu wissen getan, daß „in der Nacht auf den und den Tag Herr A. dem seitherigen Fräulein B. den ersten praktischen Liebesunterricht gibt, indem er dabei mit dem Letzten anfängt“. Man teilt dieses zwar in anderer Form mit, aber das ändert nichts am Wesen der Sache. Diese Methode ist unbedingt die widerlichste Profanierung des Intimsten, denn sie schaltet aus den Beziehungen der beiden Liebesleute mit brutaler Faust das Köstlichste aus und rückt an deren Stelle im günstigsten Fall die wilde Betätigung der zurückgedrängten Begierde. Aber gerade darum ist die Brautstandsmoral einer der Gipfel der Moralheuchelei. (Vgl. zu alledem: Bild 55, 56, 274, 292, 310, 315–317, 337, 375 usw.; Beilage „Das Bild des Geliebten“ und „Hallescher Stiefelknechtsgalopp“.)

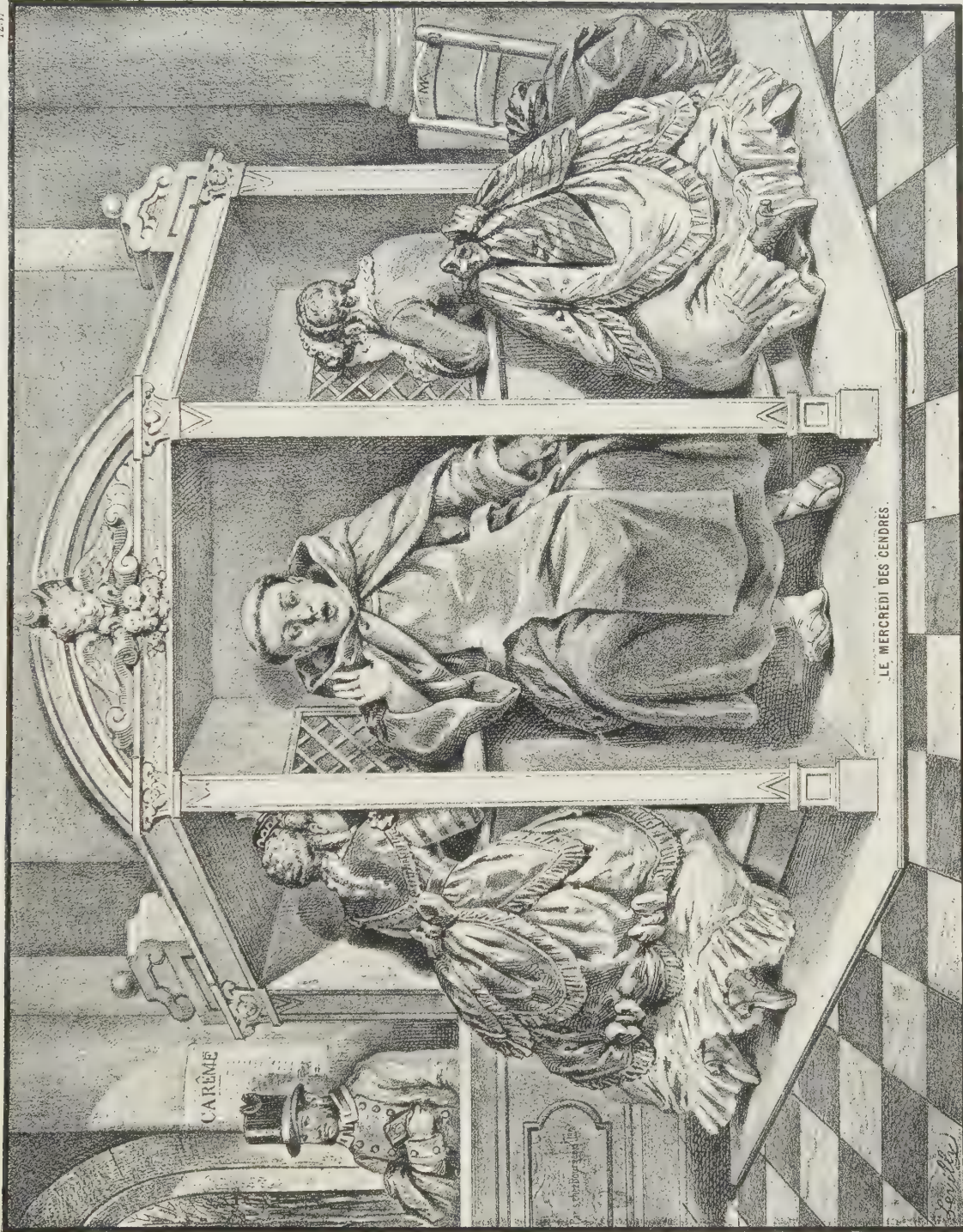
Die letzte Forderung der sexuellen Pädagogik ist die systematische Erziehung zur Liebeskunst. Nicht nur zu wissen und zu verstehen, nicht nur von Verantwortlichkeitsgefühl erfüllt zu sein, sondern in Verbindung mit alledem auch imstande zu sein, aus dem physischen Genießen ein echtes Kunstwerk zu gestalten. Diese besondere Aufgabe steht in den letzten Jahren immer häufiger im Programm der sexuellen Pädagogik. Dr. Georg Lomer schreibt in einem Artikel „Zur Ästhetik des Geschlechtstriebes“ (Geschlecht und Gesellschaft):

Freilich, den Jugendrausch der antiken Völker, die im Phallus, im Priapuskult oder im Dienste der Mylitta den unerschöpflichen Schoss der Allmutter Natur zu ehren suchten, werden wir nicht wieder aufleben sehen und wollen es auch nicht. Die Welt ist älter geworden, unser Schamgefühl hat sich verfeinert, unsere Liebesempfindung verklärt. Also nähern wir uns – und Ansätze dazu sind vorhanden – in der Tat wieder einem Zustand grösserer Nacktheit, so wird das nicht gewissermassen „grobe“ Nacktheit unserer früheren Altvorden sein, sondern der freie, aus allzulanger Kleiderschulung geborene Entschluss gesund empfindender Menschen, die sich vor Wind und Sonne nicht mehr fürchten, weil sie erkannt haben, dass hier die Wurzeln ihrer besten Kräfte liegen. So aber und nicht anders soll es auch mit dem Geschlechtsakt fortan werden. Vorurteilslose Lebenskenner wissen längst, dass zwischen Akt und Akt ein gewaltiger Unterschied bestehen kann und dass der von fanatischen Asketen solange geschmähte Körperkult, dessen intimste Blüte eben im Geschlechtsakt liegt, einer unendlichen Veredelung fähig ist.

„Liebeskunst“ ist das rechte Wort für diese Veredelung. In der Hand des Mannes, und vielleicht ebenso sehr der Frau, liegt es, den brutalen Geschlechtskampf in ein graziöses Liebespiel mit tausend Varianten zu verwandeln. Ein Liebespiel, in dem das Geschlechtsglied nicht – wie heute so oft – die Rolle eines leider unvermeidlichen Übels spielt, sondern so zur Geltung kommt, wie es dem Erwecker alles menschlichen Lebens recht eigentlich gebührt.

An sich ist die Erziehung zur Liebeskunst ja ein altes Problem. Ovids *Ars Amandi* ist ganz das gleiche. Aber gleichwohl nur scheinbar; denn es besteht im Wesen doch ein wichtiger Unterschied gegen früher. In der Antike und überhaupt bis vor kurzem war die Liebeskunst ausschließlich eine Kunst des Ehebruchs, der Erziehung zum erfolgreichsten Ehebrecher, jetzt soll sie eine Erziehung zum höchsten Eheglück, zur herrlichsten Eheerfüllung sein. Diese Kunst soll die wahre und echte Meisterschaft der Liebeskunst bedeuten. Es ist das Problem: „Wie sag' ich's meiner Frau?“, oder: „Wie sag' ich's meinem Mann?“, das man heute für ebenso wichtig hält, wie das: „Wie sag' ich's meinem Kinde?“ Und das, was man zu sagen für wichtig findet, das ist, sich und dem andern die Fähigkeit beizubringen, die Freuden der Erotik auch in der Ehe als von immer





enc. par Léon Georges, 30 rue de la



neuem reizvoll für beide Teile zu machen. Havelock Ellis sagt in seinem Buch „Geschlecht und Gesellschaft“ sehr richtig: „In den allermeisten Ehen hängt es ganz davon ab, welche Kenntnis die in sie eintretenden Gatten von der Liebeskunst haben, ob sie glücklich oder unglücklich werden.“ Der dem Bestand der Ehe so gefährliche Überdruß der beiden Ehegatten, der Interesselosigkeit gegenüber dem Geschlechtsverkehr in der Ehe, zu dem es in so unzähligen Ehen früher oder später kommt, soll dadurch vorgebeugt werden. Mit anderen Worten: Es wird die Frage gestellt, wie es vermieden werden kann, daß in einer Ehe der Zeitpunkt eintritt, oder wie es erreicht werden kann, daß der Zeitpunkt jedenfalls so spät wie irgendmöglich eintritt, wo die beiden Ehegatten gar nicht mehr neugierig aufeinander sind, weil sie sich in geschlechtlichen Dingen absolut nichts neues mehr zu sagen haben. Das Rezept, das gegen diese allgemeine Entwicklung bis jetzt am häufigsten vorgeschlagen wurde, ist jedoch nichts weniger als im-

ponierend. Es besteht darin: die Gattin zur Kokotte zu erziehen. Freilich zu einer Kokotte, die nur im Verkehr mit ihrem Gatten Kokottenmanieren kultiviert. Also sozusagen „zu einer Dirne für sich allein“. Den Frauen wiederum wird der Rat gegeben, diese Erziehung eifrig zu unterstützen und ihren Männern gegenüber, und zwar vor allem im Ehebett, gewisse Dirnenmanieren zu pflegen, denn der Mann sei durch die Dirnen verwöhnt und fände darum sehr bald die Freuden des Ehebettes langweilig und schal. Sogar Priester gaben schon solche Ratschläge den beichtenden Frauen. Die Goncourts teilen in ihrem Tagebuch den folgenden derartigen Rat mit, den ein Priester einer Frau erteilte, die sich in der Beichte darüber beklagte, daß ihr Mann anfangs, kälter und erotisch gleichgültiger zu ihr zu werden. „Mein liebes Kind,“ bemerkte der betreffende Priester, „auch die ehrenhafteste Frau muß einen kleinen Hauch einer



Liebe und Koketterie

339. Anonyme farbige Lithographie





340. Die Vergnügungsreise. Lithographie von Pingot. 1859

Halbweltlady an sich haben.“ Zola behandelte diese Theorie schon vor vierzig Jahren, aber er war so klug, diese Theorie durch eine Dirne vertreten zu lassen, und zwar durch „Nana“. Diese liest einem gräflichen Liebhaber, der mit ihr seine Frau betrügt, das folgende wohlmeinende Privatissimum:

— Was sagtest Du vorhin? fragte der Graf, entzückt über Nana's zutunliches Benehmen. Doch Nana fiel jetzt in einen brutalen Ton, sie beobachtete keinerlei Rücksicht mehr. — Ach ja, der Obsthändler und seine Frau . . . Nun denn mein Lieber, die beiden haben einander nie berührt. Sie war begreiflicherweise wütend darüber, er aber blieb ungeschickt und wusste nicht, wie zu machen. Schliesslich, da er glaubte, sie sei von Holz, hat er andere Wege aufgesucht und sich mit Dirnen abgegeben, bei welchen er dann eine saubere Schule hatte, während sie sich mit jungen Leuten tröstete, die geschickter waren als ihr Mann. Und das geht immer so, wenn ein Ehepaar sich nicht verständigt. Muffat erlebte; er begriff endlich die Anspielungen und wollte Nana zum Schweigen bringen. — Doch Diese war nun im Zuge. — Nein, lass' mich in Ruhe! Wenn Ihr nicht dumm wäret, so müsstet Ihr Euch bei Euren Frauen gerade so benehmen, wie bei uns; und wenn Eure Frauen nicht eitle Dinger wären, so würden sie sich ebenso viele Mühe geben, Euch an sich zu fesseln, wie wir, um Euch an uns zu ziehen. Alles hängt von den Manieren ab . . . Das wollte ich Dir sagen; Du kannst es einstecken. — Reden Sie nicht von den ehrbaren Frauen, sagte er hart; Sie kennen sie ja nicht. Nana richtete sich plötzlich auf den Knien empor. — Ich kenne sie nicht? rief sie . . . Sie sind ja nicht einmal rein, Euere braven Frauen; sie sind nicht rein. Ich wette, dass nicht eine Einzige es wagt, sich so zu zeigen, wie ich jetzt da bin. Geh', Du machst mich lachen mit Deinen ehrbaren Frauen.“

Marcel Prévost beschäftigte sich ebenfalls mit dieser delikaten Frage, und



Libertinage

Wenn der Schleier der Schamhaftigkeit einmal zerrissen ist . . .

341. Nach einem Bilde von G. Staal

zwar ziemlich eingehend. Aber er fand diesen Vorschlag in dieser einfachen Formulierung bedenklich, er befürchtete, daß, wer aus seiner Frau eine Dirne mache, sie nur scheinbar zur Dirne für sich allein mache. Über kurz oder lang werde sie auch zur Dirne anderer. Der betreffende Ehemann riskiere also alles. Aber Prévost glaubt einen schlaun Ausweg gefunden zu haben, indem er vorschlägt: „Man kann seine Frau als Maitresse behandeln, aber man soll nie mit ihr darüber sprechen“.

Der eine Ratschlag ist so dürftig wie der andere. Oder richtiger: im Grunde so schlecht wie der andere. Denn das ist ausschließlich die Logik der Übersättigung derer, für die die Liebe immer nur Amüsiergelegenheit war. Nein: die Liebeskunst zweier Liebenden soll im Gegenteil eine prinzipiell

andere als die sein, die der Mann im Umgang mit der Kokotte gelernt hat, und die diese ihm gegenüber praktiziert. Beide müssen, wie schon gesagt ist, die feine Kunst verstehen lernen, ihr Liebeserfüllen als ein immer neues Geschenk und damit als ein immer neues köstliches Wunder einander darzubringen. Das ist das Einzige, was niemals abstumpft, während Paprika nur zu immer kräftigeren Reizmitteln führt, wovon dann nicht bloß Kälte, sondern gegenseitiger Degout das schließliche Resultat ist. Dieses Rezept erfordert freilich Tiefe und Größe der Empfindung. Da sich aber solches nur mit der reinen Neigungsheirat, die auf tiefer Seelengemeinschaft beruht, niemals aber mit der Geldehe kombinieren läßt, so ist für die letztere tatsächlich der Paprika der einzige Ausweg. Aber er ist für sie niemals die Rettung, sondern nur die momentane Narkose. Und das Ende vom Liede — besten Falles! — Tolstoi kleidete es in der Kreutzersonate in die Worte: „Und man lebt weiter wie die Schweine“. (Bild 8, 39, 40, 85, 93, 111, 114, 115, 129, 155, 157, 160, 161, 165, 174, 204, 262, 270, 297, 298, 305, 314, 324, 327, 341 usw.)





### Die Bacchantin

Farbige französische Lithographie nach einem Bilde von Numa. 1845





Künstliche Geburtenbeschränkung. Die Besitzenden haben und hatten zu allen Zeiten und in allen Ländern stets weniger Kinder als die Armen. Das ist eine absolute Tatsache. Und daraus folgt darum unbedingt, daß die Geburtenbeschränkung die untrennbare Begleiterscheinung des Wohlstandes ist. Die Zusammenhänge dieser Erscheinung liegen auch auf der Hand. In erster Linie ist es die Sorge um den Besitz, der Wunsch, seinen Stamm immer strahlender fortgeerbt zu sehen. Dieses Ziel kann nur durch möglichste Einschränkung der Nachkommenschaft erfolgversprechend angestrebt werden. Früher hat die Tendenz, den vorhandenen Familienbesitz ungeschmälert fortzuerben, in den besitzenden Klassen, wie in den vorangegangenen Bänden

bereits geschildert ist, dazu geführt, daß häufig nur der erste Sohn erbte und die andern Kinder förmlich enterbt wurden. In katholischen Ländern wurden die zweitgeborenen Söhne geistlich, die Töchter, sofern sie sich nicht verheirateten, kamen in sogenannte Jungfernstifte. Das „geistlich werden“ des zweitgeborenen Sohnes ist auch heute noch in zahlreichen katholischen Gegenden üblich, und zwar speziell in bäuerlichen Kreisen, um dadurch die Teilung des Hofes, des Grundbesitzes zu vermeiden. Die zweite Ursache der systematischen Geburtenbeschränkung bei den besitzenden Klassen ist ebenfalls nicht schwer zu erkennen. Es ist das Interesse der Eltern, möglichst unbelästigt an der Tafel des Lebens schwelgen zu können. Man hat die materiellen Mittel, die Genüsse des Lebens sich zu verschaffen, also will man sie auch genießen. Die Frau würde daran durch nichts so sehr gehindert wie durch häufige Schwangerschaften. Denn wenn man auch die Aufzucht der Kinder schon vom ersten Tage an bezahlten Kräften übertragen kann, und das mehr oder weniger auch tut, das Austragen und Gebären der empfangenen Kinder kann man auf andere eben doch nicht abwälzen. Aber auch der Mann wäre in seinem Leben genießen durch zahlreiche Kinder gehindert, sein geselliges Leben müßte überaus eingeschränkt werden; denn seine Frau ist für ihn in den weitaus meisten Fällen vor allem auch Repräsentation. Also verhindert man auch aus diesen Gründen das häufige Schwangerwerden der Frau und begnügt sich mit höchstens zwei oder drei Kindern. Man geht jedoch in diesen Kreisen noch weiter: Selbst das zur Welt kommen dieser Höchstzahl von Kindern richtet man sich immer mehr nach seinen lebensgenießenden

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*



342. Wollüstige Träume. Wiener Lithographie. 1870

Wünschen ein. Diese Tatsache beweist der Umstand, daß überall in den besitzenden Kreisen in ganz auffälliger Weise die Zahl der Ehen zunimmt, in denen das erstgeborene Kind erst im zweiten oder dritten Jahr der Ehe sich einstellt. Das kann im einzelnen ein Zufall sein, aber niemals in seiner massenhaften Erscheinung, weil es der Natur widerspricht: darum ist es eine gewollte Erscheinung. Aber es ist auch eine sehr einfach zu erklärende Erscheinung. Immer erst in der Ehe erlangt die Frau der besitzenden Klassen ihre größte Bewegungsfreiheit. Theater, Gesellschaft, Sport, Reisen, alles winkt ihr hier deshalb doppelt verführerisch. Als verheiratete Frau darf sie sich nach dem herrschenden Moralkodex an hundert Dingen ungeniert beteiligen, die ihr im ledigen Stande überhaupt versagt sind. Also will sie diese Freiheit erst auskosten. „Nicht wahr, im ersten Jahr bekomme ich doch noch kein Kindchen? Ich möchte doch auch erst noch etwas von meinem Leben haben.“ Unzählige Bräute stellen diese Bedingung dem Bräutigam in den Stunden, die die gegenseitige Hingabe einleiten. „Lieben“ ja, aber dabei der Natur ein Schnippchen schlagen. Dieses zu verstehen ist die oberste Aufgabe eines verständigen Ehegatten. Je mehr gesellschaftliche Ablenkungen der Frau winken, um so mehr sträubt sie sich gegen eine Schwängerung. Der so häufig ins Feld geführte „Schrei der Frau nach dem Kinde“ ist diesen Wünschen gegenüber überaus verschwindend gering. Der Schrei „Kein Kind!“ ertönt von Frauenlippen hunderttausendmal so oft. Auch dokumentiert sich in



343. Glückliches Familienleben. Lithographie von Morlon. 1855





344. In der Theaterloge. Wiener Lithographie

dem „Schrei nach dem Kinde“ im Grunde etwas ganz anderes. Es ist vielmehr der Schrei der vom Geschick beiseite geschobenen Frau nach einem normalen Geschlechtsleben. Es ist die Sehnsucht der Vernachlässigten nach der eigenen Vollen- dung. Da diese bei der Frau naturgemäß im Kind gipfelt, so wird eben dieses zur Parole. Aber für unendlich viel mehr Frauen eben zur Parole für ein aus- geglichesenes und zweckvolles Leben überhaupt. Dieser Schrei nach dem Kind ist deshalb ein unvermeidliches Echo der bereits geschilderten Tatsache, daß die Ehe- möglichkeit für unendlich viel Frauen nicht nur in ein späteres Alter hinaus- gerückt ist, sondern für immermehr überhaupt schwindet. Denn unter dieser Entwicklung leidet die Frau begreiflicherweise viel mehr als der Mann. Und zwar vor allem die Frau der mittleren und höheren Schichten, weil diese die Moral- heuchelei ein etwaiges außereheliches Geschlechtsleben, wie wir wissen, überaus teuer bezahlen läßt.

Wie ernst es vielen Männern und Frauen der besitzenden Klassen mit dem Feldgeschrei „die Liebe ohne Kinder“ ist, erweist nichts drastischer als die Proze- duren, zu denen man sich in diesen Kreisen immer häufiger herbeiläßt. Viele Frauen gehen nicht selten so weit, daß sie spätestens nach dem zweiten Kind operative Eingriffe an sich vornehmen lassen, die hinfort eine Schwängerung über- haupt unmöglich machen. Es ist dies die Ausschneidung des weiblichen Eierstocks, die Ovariectomie. Nun kann man ganz sorglos lieben und braucht sich nicht immer von neuem vor etwaigen ärgerlichen Zufällen zu ängstigen. Ein solcher Zustand hat noch einen weiteren Vorzug, man braucht so nicht allzu spröde gegenüber einem Liebhaber zu sein, dessen Selbstbeherrschung man nicht sicher ist. Die



345. Danaë. Bleistiftzeichnung von Heinrich Lossow

Gefahr ist ja nun ausgeschaltet. Iwan Bloch sagt in einem seiner Werke, daß speziell bei der vornehmen Damenwelt Frankreichs die Ovariectomie als Präventivmittel sehr stark in Mode sei. Daß aber gerade dieses Mittel auch anderwärts in Mode ist, beweist die folgende Stelle in Tolstois Kreutzersonate, in der er sich gegen die systematisch betriebene Schwangerschaftsverhinderung sträubt. Er schreibt:

Der Mann will genießen und will das Naturgesetz — die Kinder — nicht kennen. Aber die Kinder kommen und bilden ein Hindernis für den ununterbrochenen Genuss, und so muss der Mann, der nur genießen will, auf Mittel sinnen, dies Hindernis zu umgehen. Und dazu hat man drei Auswege ersonnen. Der eine ist, die Gattin — nach einem Rezept der Schurken — zum Krüppel zu machen, und zwar durch ein Mittel, das stets ein Unglück für die Frau war und sein muss, durch die Unfruchtbarkeit; dann kann er unbesorgt und ununterbrochen genießen; der zweite ist die Vielweiberei; nicht die ehrbare, wie die der Mohamedaner, sondern unsere nichtswürdige europäische voll Lüge und Betrugs; der dritte Ausweg — ist eigentlich kein Ausweg, sondern eine einfache grobe unmittelbare Verletzung der Naturgesetze, die alle Männer aus dem Volke begehen und die meisten Männer in den sogenannten anständigen Familien. (Bild 346.)



Daß derartige ungeheuerliche Methoden wie die Ovariectomie tatsächlich nur bei den besitzenden Klassen in Frage kommen können und auch hier nur in Frage kommen, liegt schon an der Kostspieligkeit einer solchen Operation . . .

Aber wenn früher ausschließlich den nicht besitzenden und minderbemittelten Klassen die Repopulation überlassen blieb, so fangen auch diese längst an, sich dieser Aufgabe systematisch zu entziehen. Der unwiderlegliche Beweis dafür ist der allgemeine Geburtenrückgang in allen aufstrebenden Kulturstaaten. Was lange Zeit nur für Frankreich galt, daß die Bevölkerungsziffer höchstens stabil blieb, das fängt auch für Deutschland an, eine Tatsache zu werden. Der bis vor kurzem so starke Geburtenüberschuß Deutschlands schwindet unaufhaltsam zusammen. „Es ist Tatsache geworden“, schreibt Otto Ehinger, ein Spezialist der Bevölkerungsstatistik, „daß überall immer weitere Volkskreise, anstatt wie bisher, unbekümmert um die Folgen, einfach ihren körperlichen Bedürfnissen zu gehorchen, sich zu fragen beginnen, ob sie Kinder wollen oder nicht, und daß die Antwort meistens ‚Nein‘ lautet“. Gewiß wünschen sich die meisten Ehepaare ein, zwei oder drei Kinder, aber nur ein ganz geringer Bruchteil wünscht sich heute deren mehr. Die übergroße Mehrzahl aller Familien empfindet es als ein Pech, wenn nicht gar als einen direkten Unglücksfall, sofern es nach dem zweiten oder dritten Kind zu einer erneuten Schwangerschaft kommt. Das angeblich spezifisch französische Zweikindersystem wird immer mehr internationale Tatsache, und zwar selbst beim Proletariat. Ein untrüglicher Beweis hierfür ist die statistisch feststehende Tatsache, daß in allen Ländern unter den jährlichen Neugeburten immer mehr die Erstgeburten überwiegen. Und auch hier sind es rein ökonomische Gründe, die diese Erscheinung bestimmen, und nicht die angeblich wachsende Unsittlichkeit ist es; vor allem ist es nicht die aus den Städten auf das Land hinausgetragene Unsittlichkeit, die die allgemeine Geburtsziffer verringert. Denn gerade die Bauern sind neben den Besitzenden von jeher die Praktiker des Zweikindersystems gewesen, freilich immer nur dort, wo der Bauernstand ebenfalls über eigentlichen Grundbesitz



346. Aber du brauchst kein Baby zu befürchten! Le Boudoir. 1881



gebot. Dort wo eben „einmal der energische Wunsch sich regt, da finden sich die Mittel ganz von selbst“. Es gibt dafür keinen besseren Beweis als den, daß die Mittel der künstlichen Schwangerschaftsverhinderung selbst bei primitiven Naturvölkern entwickelt werden und in Gebrauch kommen. Der Vater dieses energischen Wunsches, die Kopfzahl der Familie einzudämmen, ist bei den Unbemittelten in erster Linie der allgemein erschwerte Unterhalt einer Familie. Der Lebensunterhalt wird im kapitalistischen Zeitalter immer komplizierter. Jedes Kind erschwert ihn mehr und jedes nachgeborene Kind kann seine Erziehung nur noch auf Kosten der vor ihm geborenen erhalten. Früher war dies anders, und zwar sowohl beim Proletariat, als auch beim Kleinbauerntum. Ein französischer Schriftsteller Nouvien sagt in einer Studie über die französische Entvölkerung:

Die Aufziehung der Kinder verursachte geringe Kosten, hingegen konnten diese vom zehnten Lebensjahr an bereits den Eltern in der Landwirtschaft wie in der Hausindustrie wirksame Hilfe leisten, die Mädchen fanden leicht Dienstplätze. Im Handwerk nahm der Vater den Sohn in die Lehre, der ihm bald den Gehilfen ersetzte, es war für den Kleinmeister ein Vorteil, nur Familienmitglieder als Arbeitskräfte zu verwenden.

So war es früher überall, nicht nur in Frankreich, und so ist es heute nirgends mehr, also ebenfalls nicht bloß in Frankreich. Und darum ist die künstliche Geburtenbeschränkung eine unvermeidliche Konsequenz und eine internationale Erscheinung davon . . .

Dieses Gesetz, daß mit der Wohlhabenheit immer eine geringere Kinderzahl



347. Verliebte Gedanken. Photographie nach dem Leben

vereint ist, resp. daß wachsender Wohlstand zu diesem Ergebnis führt, muß natürlich auch innerhalb des Proletariats selbst Ausdruck finden. Mit anderen Worten: die geringere Zahl der Kinder muß sich beim Proletariat stets in jenen Schichten finden, die zu den materiell besser gestellten zählen, die kinderreichsten Familien dagegen müssen sich in den allerärmsten Schichten finden. Und das ist denn auch tatsächlich der Fall und läßt sich mit Hilfe der Bevölkerungsstatistik für alle Länder aufzeigen. Der schon vorhin zitierte Dr. Otto Ehinger faßt seine Ergebnisse in dieser Richtung u. a. folgendermaßen zusammen:

In Frankreich und England ist die Entwicklung in dieser Beziehung weiter fortgeschritten als bei uns: die Landbevölkerung ist viel reicher und vermehrt sich kaum noch. Selbst die fromme und weltferne Bretagne, deren Elend und Fruchtbarkeit in den vier-



348. Die Konvenienzehe. Nach einem Gemälde von José Frappa

ziger Jahren sprichwörtlich war, ist wohlhabend und kinderarm geworden. Und all dies vollzog sich ohne modernen Verkehr und ohne Großstadt. Schon deshalb, weil noch heute in England und Frankreich Elend und Fruchtbarkeit des städtischen Proletariats grösser sind als die des ländlichen. Die materiellen Gründe für die Beschränkung der Geburtenzahl sind ausserdem geringer bei Gewerbetreibenden als bei Landwirten, weil das Schicksal der Kinder nicht so durchaus vom Erbe abhängt. Die zwei französischen Industriedepartements des Nordens sind denn auch die einzigen, welche noch jährlich einen sehr beträchtlichen Geburtenüberschuss aufweisen!

Wenn wirklich nicht das mit dem wachsenden Wohlstand sich verstärkende Streben nach sozialem Emporkommen, sondern das Gift der Großstadt die vielleicht beklagenswerten Früchte zeitigte, warum hätten die armen Bauern derselben Gegend im allgemeinen mehr Kinder als die reichen? Warum die ärmeren Arbeiterklassen derselben Stadt mehr als die wohlhabenderen? Warum ferner die sozial tiefer stehenden reichsdeutschen Polen mehr als ihre deutschen Mitbürger derselben Provinz? Und die unglücklichen russischen Juden mehr als selbst die fruchtbarsten Slawen, in scharfem Gegensatz zu ihren deutschen Glaubensgenossen? Warum blieben die katholischen Bezirke — und dies gehört zum merkwürdigsten — trotz der Beichte nur insoweit kinderreicher als die protestantischen, als sie auch ärmer sind (was allerdings meist der Fall ist)? Sollte man nicht doch meinen, dass der egoistische Wille des Durchschnittsmenschen die Schuld trage, welcher erwacht, sobald sich die Massen aus dem abstumpfenden materiellen Elend zu erheben vermögen?

Dieser egoistische Wille des Durchschnittsmenschen trägt tatsächlich die Schuld. Und zwar deshalb, weil wachsender Wohlstand der Massen stets von einem dementsprechenden Emporsteigen auf eine höhere Bewußtseinsform des Daseins begleitet ist. Eine höhere Bewußtseinsform drückt sich aber in erster Linie dadurch aus, daß man vorschaut, daß man nicht nur für das Heute lebt,



sondern auch für das Morgen und damit für die Zukunft überhaupt. Man erkennt, daß die Gegenwart zukünftiges Glück oder Unglück bis zu einem gewissen Grad in ihren Händen hat. Wer aber vorschaut, an die Zukunft denkt, weiß, daß von einer großen Familie der schwere Daseinskampf untrennbar ist. Er weiß weiter, daß eine große Familie nicht nur für die momentanen Ernährer, sondern auch für alle Kinder dieser Familie dauernd schwere Daseinskämpfe bedeutet. Denn diese treten unbedingt schlechter ausgerüstet ins Leben als jene aus Familien mit wenig Kindern. Dieses ist die erste Einsicht Erwachsener auf einer höheren Bewußtseinsform, und darum wird auch den Massen die Liebe ohne Kinder immer mehr zum Lebensprogramm. Schon ein einziger Blick in den Inseratenteil der Zeitungen liefert uns dafür die bestätigende Kontrolle. Jeden Tag werden neue Mittel und Verfahren, zu diesem Ziel zu gelangen, angepriesen; die verlangten Preise erweisen, daß sich die Fabrikanten und Lieferanten damit an die Massen wenden, daß es sich um Massenartikel handelt. Broschüren über diese Frage befinden sich heute zwar noch nicht in den Händen der großen Mehrzahl aller Frauen, aber jedenfalls in denen unzähliger. Und daß längst nicht nur die religionslosen Gemüter von derart „unsittlicher Neugier“ erfüllt sind, sondern auch die Gläubigen, das erweist, daß in derselben Angelegenheit ständig die Priester zu Rate gezogen werden. Der ehemalige katholische Priester Leute teilt mit, daß die katholischen Priester überaus oft im Beichtstuhl von beichtenden Frauen danach gefragt werden, wie eine Empfängnis zu verhindern sei, ohne eine Sünde zu begehen; denn nach der katholischen Kirche zählt der Gebrauch sämtlicher Präventivmittel im Geschlechtsverkehr, ebenso der vorzeitig unterbrochene Geschlechtsakt und die nachherigen Ausspülungen als Sünde. Ein anderer katho-

lischer Priester teilt sogar mit, daß dies nicht nur in der Stadt vorkomme, sondern immer häufiger auch auf den Dörfern.

Aus allen diesen Gründen ist an ein Nachlassen der Tendenz der künstlichen Kinderbeschränkung nicht zu denken, sie wird im Gegenteil in immer weitere Kreise dringen, und so ist damit sozusagen als mit einem unkorrigierbaren Naturgesetz zu rechnen. Daran vermag selbstverständlich am allerwenigsten die Moralsalbaderei etwas zu ändern, die dies für unsittlich erklärt. Um so weniger, als die Moralheuchelei — ob bewußt oder unbewußt, tut nichts zur Sache — mit ihren Forderungen ausgemacht den unsittlichsten Standpunkt, den es gegenüber dem Geschlechtsleben geben kann, propagiert. Denn es gibt in der Tat nichts tierischeres, als im Liebesleben nur den Zweck des Nachwuchses zu erblicken. Das ist eine



349. Bertall: Am Badestrand







Weisheit für Gestüte und Kar-  
nickelställe und nicht für Kultur-  
menschen. Und auch dies sehen  
erfreulicherweise immer mehr  
Menschen ein.

Weil es aber keine tierischere  
Anschauung des Liebeslebens  
gibt, als die, in der Zeugung  
allein dessen Zwecke zu erblicken,  
so steht die höhere Sittlichkeit  
unbedingt auf seiten derer, für  
die das Liebesleben noch außer-  
dem seine ebenso wichtigen in-  
dividuellen Selbstzwecke hat, und  
dieses darum mit vollem Bewußt-  
sein und ebenso großer Über-  
legung erfüllen. Und damit hört  
die künstliche Kindereinschrän-  
kung, soweit sie nicht den Zwecken  
der bloßen skrupellosen Genuß-  
sucht dient, aber auch auf, be-  
schämend für unsere Kultur zu sein,  
und wird im Gegenteil zu einer  
der wichtigsten Voraussetzungen

für die geistige und physische Höherhebung der Gesamtheit. Nur auf diesem  
Wege können z. B. gewisse Krankheiten und Entartungserscheinungen endgültig  
überwunden und aus dem Gesamtbilde des Lebens ausgeschaltet werden. Der  
Lebende hat das Recht, der Genüsse des Lebens teilhaftig zu werden, aber er soll  
auch das Bewußtsein in sich tragen, daß dies Recht durch die ausgeschalteten Kon-  
sequenzen nicht zur Last und Qual der Mitmenschen und Spätergeborenen sich  
erfüllt. Aber die gewollte Einschränkung der Kinderzahl bedeutet noch mehr,  
was ebenso wichtig ist: der von einer tieferen Einsicht geleitete Willen zur  
künstlichen Schwangerschaftsverhütung bedingt gleichzeitig den bewußten  
Willen für die Zeugung. Die kommenden Geschlechter hören auf, bloße Zu-  
fallsprodukte zu sein. Eine Schwängerung der Frau erfolgt infolgedessen immer  
häufiger nur dann, wenn die beiden Individuen auf der Höhe ihrer körperlichen,  
geistigen und seelischen Entfaltung stehen. Und das ist des Menschen einzig  
würdige Form des Reproduktionsaktes, daß mit der höchsten Form der Lebens-  
bejahung stets der höchste Grad von Verantwortlichkeitsgefühl verknüpft ist. Das  
erst macht die Zeugung zum erhabensten Vorgang des Lebens. —

Mindestens ebenso wichtig wie die Häufigkeit der künstlichen Schwanger-  
schaftsverhinderung ist die der künstlichen Fruchtabtreibung der bereits ge-

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*



350. Aus dem Hotelleben



schwängerten Frau für die richtige Beurteilung der allgemeinen sittlichen Verhältnisse. Und auch hier handelt es sich um eine Erscheinung, in der sich ebenso sehr eine Steigerung des individuellen Verantwortlichkeitsgefühls ausdrückt oder ausdrücken kann, wie das Gegenteil. Selbstverständlich sind es auch dieselben Kriterien wie bei der künstlichen Schwangerschaftsverhinderung, die bestimmen, um was es sich in dem einzelnen Fall handelt.

Eine richtige Vorstellung von dem jeweiligen Umfang der künstlichen Frucht- abtreibungen bei den verschiedenen Klassen und in den einzelnen Ländern zu bekommen, ist natürlich ganz unmöglich, weil die weitaus größere Mehrzahl aller Abtreibungen geheim bleibt. Immerhin kann man an der Hand der verschiedenen Anhaltspunkte, die sich dem Untersucher dieser Frage darbieten, ohne Übertreibung behaupten, daß die künstliche Frucht- abtreibung heute nicht viel weniger stark im Schwange ist als die künstliche Schwangerschaftsverhinderung. Oder mit anderen Worten: daß die Abtreibung heute ungleich häufiger als zu allen früheren Zeiten geübt wird, und daß diese Häufigkeit seit einigen Jahrzehnten immer mehr zunimmt. Man lese auch über diesen Punkt den Inseratenteil der gelesenen Zeitungen nach, und hundertemal wird man auf Inserate mit Stichworten wie die stoßen: „Rat und Hilfe in diskreten Angelegenheiten erteilt“, „Das beste Mittel gegen Menstruationsstockungen“ usw. Derartige Anzeigen sind durchweg nur die verhüllten Formen der Ankündigung, daß man sich bei der betreffenden Person oder durch das betreffende Mittel von einer unerwünschten Schwangerschaft wieder befreien kann. Weiter läßt sich feststellen, daß die sogenannten „weisen Frauen“ oder Ärzte, die sich aus derartigen diskreten Hilfeleistungen einen Beruf gemacht haben, in den meisten Fällen über eine Praxis verfügen, von deren Umfang man sich gemeinhin kaum eine Vorstellung machen kann. Viele

sind jahraus jahrein förmlich von Frauen überlaufen, die ihre Hilfe in Anspruch nehmen. Der englische Forscher Pisanus Fraxi schreibt in einem seiner Werke über London (zitiert nach Iwan Bloch):

„Ich kenne einen Fall, wo das Mädchen, welches zu dem Operateur, einem Arzte im Westend, ging, im Wartezimmer bereits sechs oder sieben junge Frauen antraf, die nacheinander operiert werden sollten. Das selbe passierte ihr bei zwei anderen Gelegenheiten, wo sie jenen Arzt in Anspruch nahm. Es waren hauptsächlich Ballettmädchen oder andere mit dem Theater in Verbindung stehende Frauen. Das im voraus zahlbare Honorar betrug 5 Pfund.“

Solche Konstatierungen könnten zu Dutzenden von jeder größeren Stadt gegeben werden. Das belegt auch in erschreckender Weise die Kriminalstatistik. Es wird heute kaum mehr eine Stadt geben, in der sich



Arthur Tappan, Verkaufter Mann, seine Tochter in England, 1842. (Nach dem Original in der Londoner Ausgabe.)

351. Zeichnung von A. Klic



352 und 353. Der Kirchgang. Zeichnung von Hyp. Gil Blas. 1899

nicht Prozesse wegen berufsmäßiger Kindsabtreibung mehrfach abgespielt haben. Zur Charakteristik sei auf einen einzigen derartigen Prozeß verwiesen, der sich vor einigen Jahren in Dresden abspielte, und bei dem Frauen aus allen Kreisen und Klassen kompromittiert wurden. Ein Bericht über den Verlauf dieses Prozesses lautete:

Einen bezeichnenden Beitrag zu den sittlichen Verhältnissen der sächsischen Residenzstadt liefern die Verhandlungen wegen Verbrechens gegen das keimende Leben, die sich jetzt vor dem Schwurgericht abspielen. Schon die Verhaftung von circa 65 Personen, die vor längerer Zeit erfolgte, liess ahnen, dass sich der Prozess zu einem Monstre- und Sensationsprozess gestalten wird. Diese Erwartungen wurden auch nicht getäuscht, und die Enthüllungen, die dieser Prozess bis jetzt ergeben hat, werfen ein bezeichnendes Licht auf die Dresdener Sitten. Alle Grade der Gesellschaft, vom einfachen Fabrikmädchen an bis zur Schuldirektorsgattin, haben bereits in dieser

GILLET

Parfum violent, capiteux; plein de surprise pour ceux qui le respirent sans méfiance. Fait tourner la tête et bouleverse les sens en une seconde. On éprouve en le respirant une sensation de jouissance infinie et très prolongée. Plait aux femmes de trente ans et réveille les hommes de cinquante.

KISS ME QUICK

Parfum indélicat, commun et bête, provocant et vulgaire. Choqué et écœuré les délicats. Très adopté par le demi-monde de « province » auquel le « kiss me quick » promet monts et merveilles; dont rarement ce qu'il promet. Plait aux gens mal équilibrés, aux vieillards et au trotin qui médite de sauter le pas.

©+A

Angelegenheit in den letzten Tagen die Anklagebank geziert. Rittergutsbesitzerstöchter sassen Schulter an Schulter mit gefallenem Ladenmädchen. Die Tochter eines hochangesehenen Politikers hat Selbstmord im Gefängnis begangen, um der Anklagebank zu entgehen. Während die „Hilfesuchenden“ mit kleineren oder grösseren Gefängnisstrafen davonkamen, wurden einige der „weisen Frauen“, wie die 60jährige „Krankenpflegerin“ Ernestine Karoline Eberlein, zu 10 Jahren und die Hebamme Schlotka zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt.

Die amerikanische Kriminalstatistik führt allein für Newyork pro Jahr 20000 Fälle künstlicher Abtreibungen an. In den unteren Schichten des Volkes ist es in der Mehrzahl der Fälle

OPPOPONAX

Capiteux. Irritant et malsain. Cause d'affreuses migraines et joue de mauvais tours aux plus vicieux tempéraments. Qu'il terrasse et anéantit. Plait aux cocottes à leurs débuts et aux femmes inespérées, qui lui supposent des propriétés toutes différentes de celles qu'il a en réalité.



natürlich die Not, die die Frauen zu diesem Schritt treibt. Aus dem Jahre 1890 berichtet Camille Granier in seinem Buch „Das verbrecherische Weib“ von einer weisen Frau aus einem pariser Proletarierviertel, die Tausende von armen schwangeren Frauen für wenige Franken derartigen Beistand geleistet hat. Er schreibt:

Die Brotraträgerin von Bantignolles, genannt La Mort aux Gosses, gestand, dass sie fast zweitausend Frauen unter ihren Händen gehabt hätte. Eine von ihnen sagte mit ihren an ihren Rücken hängenden sieben Kindern schluchzend: „Mein Gott! Aber diese essen schon, ohne satt zu werden“. Und das unbekannte war aus mütterlicher Liebe zu den vorhandenen geopfert worden.

Wenn früher für das Land die Häufigkeit des Kindesmordes ebenso charakteristisch war wie für die Stadt schon immer die Fruchtabtreibung, so ist in neuere Zeit die letztere dort ebenfalls in vielen Gegenden im höchsten Schwange. Bereits im Jahre 1895 wurde in Berlin eine Kupplerin festgenommen, die unter der Anklage stand, „nacheinander 200 Frauen vom Lande als Mägde in der Lehre gehabt zu haben, die bloss von ihr in den Methoden der Abtreibung unterrichtet werden wollten.“ Man denke: Zweihundert Frauen, die alle die Absicht haben, durch berufsmäßige heimliche Abtreibung ein Geschäft zu machen! Und so viele gingen aus einer einzigen „Hochschule“ dieser entsetzlichen Kunst hervor! Dabei dürfte es derartige „Hochschulen“ wohl mehrere in allen großen Städten der Welt geben. So ungeheuerlich das Bild ist, das sich schon durch diese wenigen Beispiele entrollt, so darf man trotzdem ohne Furcht vor irgendwelcher Übertreibung sagen, daß sich darin die wirklichen Verhältnisse nur ganz unvollkommen spiegeln. Vor allem gilt dies gegenüber den gerichtlich festgestellten Fällen. Diesen steht in der Wirklichkeit überall das Vielfache ihrer Zahl gegenüber. Und dies gilt vor allem gegenüber den besitzenden Kreisen, denn völlig straffrei und zugleich gefahrlos kann die künstliche Fruchtabtreibung heute nur von den Frauen der besitzenden Klassen unternommen werden.

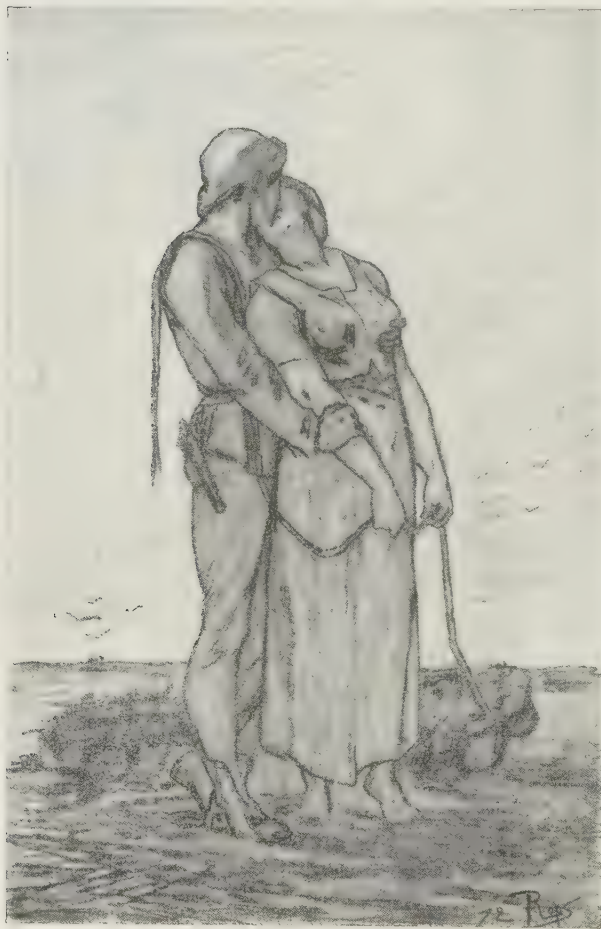
Das bürgerliche Recht gestattet nämlich seit neuerer Zeit die Unterbrechung der Schwangerschaft, wenn nach ärztlicher Überzeugung das Leben der Mutter durch Austragen der erzeugten Frucht gefährdet wird. An sich ist das zweifellos eine unendlich wichtige und segensvolle Errungenschaft. Aber es ist gleichzeitig auch der bequeme Ausweg, den täglich Tausende von Frauen aus den besitzenden Kreisen suchen und auch finden, die sehr wohl imstande wären, ohne Gefahr für ihre Gesundheit ein gesundes Kind zur Welt zu bringen und dieses sorgfältig zu erziehen, die aber einzig aus Bequemlichkeit, und um gesellschaftlich nicht belästigt zu sein, kein weiteres Kind wollen. Es wird in den besitzenden Kreisen von Tag zu Tag mehr zur Regel, nach der Geburt des ersten oder zweiten Kindes jede eintretende Schwangerschaft durch Einleitung einer Frühgeburt zu unterbrechen. Und in der Tat existieren seit langem in allen Großstädten zahlreiche



355. Flirt. Zeichnung von Bac

vornehm private Frauenkliniken ausschließlich von solcher Tätigkeit. Da die Kosten, sowohl die des operativen Eingriffs als auch die des Klinikaufenthaltes, der gewöhnlich vierzehn Tage bis drei Wochen erfordert, sehr hoch sind, so ist das nicht zu bestreitende Recht der Frau, kein Kind gegen ihren Willen gebären zu müssen, in dieser gefahrlosen Form meist nur ein Vorrecht des Reichtums.

Die eheliche Untreue. Ebenso wie das Hinausrücken des Heiratsalters und die Erschwerung der Heiratsmöglichkeiten überhaupt eine relativ größere Häufigkeit des vorehelichen Geschlechtsverkehrs bei den betreffenden Individuen und Klassen zur unabweislichen Folge hat, so muß, schon rein theoretisch angesehen, mit dem Überhandnehmen der Geld- und Konvenienzehen der außereheliche Geschlechtsverkehr der Verheirateten ebenfalls einen dementsprechend großen Umfang annehmen. Anders als theoretisch lassen sich alle diese Fragen freilich auch nicht beantworten. Nur die Formen lassen sich tatsächlich belegen; aber durch diese erweist oder widerlegt sich zugleich auch das erstere.



Auf den Feldern  
356. Radierung von Felicien Rops

Daß die Mehrzahl der Geld- und Konvenienzehen mit innerer Notwendigkeit früher oder später zur gegenseitigen Untreue führt, ist unschwer zu begründen. Nicht nur das seelische, sondern schon das rein erotische Zusammenklingen zweier Menschen verschiedenen Geschlechts ist eines der kompliziertesten Probleme. Die große Masse der Männer ist nicht gegenüber jeder Frau potent und vor allem nicht auf die Dauer. Die meisten Männer sind dies gewiß in ihrer Jugend, und wenn der Durchschnittsjüngling auch nicht von jeder Schürze irritiert wird, so doch von sehr vielen. Bei einem gewissen Alter hört dies jedoch bei den meisten auf. Aber selbst wenn die physische Potenz gegenüber jeder beliebigen Frau vorhanden ist, so ist dieser Umstand allein, obgleich er das Primäre ist, doch



357. Auf dem Weg ins Bois de Boulogne. M. Neumont

zugleich das Dürftigste an der Sache. Dies gilt, so seltsam es klingen mag, ebenso sehr von der Frau, bei der man in gewissem Sinne unbedingt ebenfalls von Potenz und Impotenz gegenüber einem bestimmten Mann reden kann. Denn es gibt Tausende von Frauen, die in der Ehe als frigid, als indifferent gegenüber dem von dem Gatten dargebotenen Geschlechtsgenuß gelten, die sich aber in den Armen eines andern Mannes oft zum Vulkan umwandeln. Nun suchen aber Mann und Frau in der geschlechtlichen Erfüllung, sei es bewußt oder unbewußt, immer von neuem den grandiosen Schlußakkord, die letzte Auslösung, das völlige sich Auflösen im andern. Die Erfüllung dieser großen Sehnsucht bleibt aber in allen diesen Fällen ungestillt und die Folge ist Unbefriedigung in der Ehe. Ständiges Unbefriedigtsein in der Ehe ist aber ein ebenso ständiger Drang, in den Armen eines andern dies große Erlebnis zu erlangen. Beide Teile suchen somit ständig, wenn man so sagen will, nach dem Erlöser. Und diese Sehnsucht ist vom Standpunkt einer Moral, die das ewige Recht des Menschen über die künstlichen Satzungen stellt, wenn nicht das Berechtigte, so zweifellos das Begreiflichste. Damit ist also allein schon in einer Gesellschaft, in der die Konvenienzehe dominiert, der Ehebruch in Permanenz und auf der ganzen Linie begründet.

Nun kommen aber noch eine ganze Reihe Momente hinzu, die speziell im Charakter der modernen Zeit begründet sind und bald den einen, bald den



andern Teil zur Untreue anreizen. Der wichtigste dieser verschiedenen Gründe ist die ungeheure Inanspruchnahme, die ständige Überreizung der Nerven im großkapitalistischen Zeitalter. Diese nervöse Überreizung drängt vor allem zahlreiche Männer dazu, nach geschlechtlichen Auslösungen zu suchen, die teils als Narkotika auf die fieberhaft aufgepeitschten Nerven wirken, teils als neue Stimulanzien (vgl. S. 83). Diese Wirkungen vermag aber der eheliche Geschlechtsverkehr vielen nur bis zu einem gewissen Grad zu verschaffen; also suchen sie diese Wirkungen anderwärts. Nicht wenige Männer streben jedoch danach auch in der Ehe, indem sie tatsächlich das schon in dem Abschnitt „Sexuelle Pädagogik“ erwähnte Rezept, die eigene Frau zur Kokotte zu erziehen, befolgen. Die Kokotte im Ehebett ist schon aus diesem Grunde in allen Ländern heute eine Massenerscheinung. (Vergleiche das Zitat aus Prévost S. 315.) Am häufigsten findet sich „die Kokotte im Gewande der ehrbaren Gattin“ naturgemäß unter den besitzenden Klassen, weil hier die günstigsten Voraussetzungen für die Frau vorhanden sind, sich in die Rolle des bloßen Genußtierchens zu finden. Damit aber ist die häufige Untreue solcher Frauen ohne weiteres provoziert. Denn die Kokotte im Ehebett wird, wie ebenfalls schon oben gesagt ist, ganz von selbst sehr bald auch die intime Freundin anderer Männer, indem Abwechslung doch der wichtigste Bestandteil im Rezept der Kokotterie ist. Aus der steten Abwechslung in der Sache, womit man anfängt, ergibt sich eines Tages von selbst der Drang nach Abwechslung auch in der Person. Den außerehelichen Geschlechtsverkehr, und zwar vor allem den der Frau, beeinflußt jedoch noch viel mehr der Umstand, daß das nervenpeitschende Erwerbsleben unzählige Männer derart aufreißt, daß sie schon in mittlerem Alter geschlechtlich „aufgebraucht“, zum mindesten abgestumpft sind. Gewiß gab es zu allen Zeiten impotente und besonders frühzeitig aufgebrauchte Männer. Aber zu einer Massenerscheinung — denn das ist es unbedingt heute! — ist es erst im Zeitalter der Elektrizität, der kapitalistischen Schnelligkeitshast geworden. Den genügenden Kommentar liefern die Inseratenseiten aller Zeitungen mit ihren dutzenden Anpreisungen von Mitteln gegen vorzeitige Nervenschwäche der Männer, wie die Sache umschrieben wird. Und ganz begreiflicherweise sind es wiederum in besonderem Maß die besitzenden Klassen, die Kreise der Intellektuellen, die dabei vornehmlich in Frage kommen. Denn geistige Überarbeitung schwächt die Sexualität des Mannes ungleich mehr als schwere körperliche Arbeit. Nun vergegenwärtige man sich aber die ungeheure Nervenkraft, die heute die Handelstätigkeit von den Kaufleuten fordert, in der Industrie von den technischen Leitern, im Verkehr von den Beamten verbraucht wird. Das sind Anforderungen, die vor der großindustriellen Entwicklung niemals auch nur in ähnlicher Weise an die Kräfte des Einzelnen, und zwar so vieler Einzelner, gestellt wurden. Es gab keine Zeit, die auch nur eine ähnliche Konzentration der Arbeit, eine solch große Verantwortung und zu alledem ein solches rasendes Tempo des Arbeitens, so wenig Ausruhen, so wenig Kräfte sammeln usw. kannte als die Epoche, in die die Menschheit seit einem halben Jahrhundert überall eingetreten ist. Früher wurde in einem Jahre von einzelnen



## Die bestrafte Neugier

Französische Lithographie nach einem Bilde von Ducrot







A propos . . . Wie heißt du denn eigentlich?

358. J. I. Forain: Gelegenheitsliebe

kaum mehr gearbeitet als heute in zwei bis drei Monaten, sofern es vorkam, handelte es sich nur um Einzellerscheinungen. Daß diese Situation die auf eine solche Weise künstlich in ihren sexuellen Bedürfnissen vernachlässigten Frauen dieser Kreise und Schichten ständig zu einer außerehelichen Ergänzung ihres Trieb- lebens reizt, liegt ohne weiteres auf der Hand. Aber der starke Drang der Frauen dieser Kreise, sich durch einen außerehelichen Geschlechtsverkehr zu entschädigen, wird geradezu als Naturnotwendigkeit begreiflich, wenn man die in der ökonomischen Situation dieser Klassen und Kreise begründete Lage der Frauen dieser Männer noch daneben rückt. So überangestrengt die Männer sind, so wenig angestrengt sind die Frauen. Der Besitz gestattet den meisten von ihnen das bequemste Leben: Die Kinder werden von Diensthofen erledigt, der Haushalt wird von Diensthofen erledigt, kurz alles wird von bezahlten Leuten erledigt. Ihre geistigen und physischen Lebensgewohnheiten sind meist so zugeschnitten, um sie förmlich zu bloß genießenden Parasiten aufzuzüchten — und damit werden sie naturgemäß sogar zu besonders starker sexueller Betätigung geeignet. Eine schriftstellernde Frau entwirft das folgende Charakterbild der mondänen Dame:

Sie hat einen einzigen Lebenszweck, schön zu sein, sich schön zu erhalten. Ruhe und Gemächlichkeit unterstützen die Erhaltung der Schönheit. Sie schläft lange des Morgens, nimmt ein Bad, hüllt sich in ein kleidsames Morgengewand und erscheint am Kaffeetisch, wenn Mann und Kinder schon längst im Amt und in der Schule sind. Dann erwartet sie ihre Friseurin usw.

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*

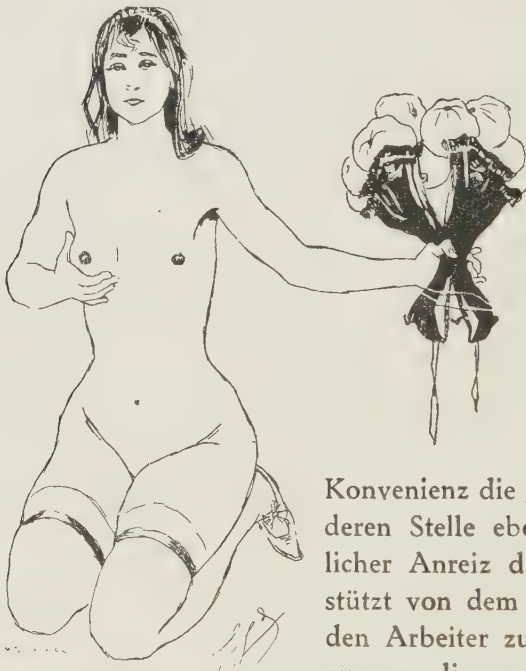
44

So geht das Tagesprogramm weiter. Keinerlei ernste Arbeit — sie sind nur selten Mitarbeiter des Mannes, all ihr Tun ist Spiel, ist Zeitvertreib — löst das aus und braucht das auf, was durch beste und reizvollste Ernährung, durch genügende Ruhe, durch die Reizungen von Lektüre, Theater und Kunst an sinnlicher Genußfähigkeit aufgespeichert wird. Das Endresultat ist also nichts anderes, als daß dem ständigen Zuwenig auf der Seite des Mannes ein ständiges Zuviel auf der der Frau gegenüber steht. Für eine solche gespannte Situation gibt es begreiflicherweise keinen andern Ausgleich, oder keine andere Reaktion, als die häufigste Untreue der Frau und — wie schon gesagt — die mehr als häufige Nachsicht des Mannes. Und wenn es auch viele derart „vernachlässigte“ Frauen gibt, die sich schließlich auf einen bloßen Flirt beschränken, und wenn es weiter nicht gerade wenige Frauen gibt, die Dank einer starken Selbstbeherrschungsfähigkeit, einer zärtlichen Liebe oder einer kaltblütigeren Natur die physische Treue bewahren, so bilden diese beiden Gruppen zusammen doch unbedingt die kleinere Minderzahl. (Bild 85, 91, 92, 97—103, 109—113, 116, 119, 130, 135, 230, 338, 341.)

In den mittleren und Arbeiterschichten ist die eheliche Treue nicht entfernt so gefährdet. Schon deshalb, weil man hier für des Lebens karge Notdurft meist so intensiv arbeiten muß, daß man in den wenigen Pausen, die die Arbeit läßt, stumpf und abgearbeitet ist. Aber auch hier ist sie heute mehr gefährdet als zu allen früheren Zeiten. Meistens wird als einer der Hauptgründe dafür genannt, daß man auch dort mehr Gelegenheit als früher hat, — es ist dies sicher ein nicht unwesentlicher Grund. Aber als der eigentlich ursächliche Grund kommt hier vor

allem die Zerstörung des Familienlebens durch den Kapitalismus in Betracht. Wenn zwei Menschen immer nur wenige kärgliche Stunden miteinander vereint sein können, und, wenn nicht gar beide, so wenigstens der eine in diesen wenigen Stunden obendrein in einem abgehetzten Zustande sich befindet, dann können sich die Seelen und Geister nicht derart ineinander verankern, daß das eine auf das andere immer als neuer Reiz wirkt. Dazu kommt, daß, wie schon oben gesagt ist, in den Arbeiterkreisen, wo die

Konvenienz die geringste Rolle beim Eheschluß spielt, an deren Stelle ebensooft ein bloß momentaner geschlechtlicher Anreiz das ausschlaggebende ist; natürlich unterstützt von dem schon erwähnten kategorischen Muß, das den Arbeiter zum heiraten zwingt. Geschlechtliche Reizungen, die von keinen starken seelischen Verknüpfungen gestützt sind, lassen aber überaus rasch nach, und „die Gewohnheit“, die sich bei so vielen einstellt, ist der



359. Louis Legrand  
Wer kauft Äpfel?



360. Louis Legrand: Frühlingserwachen

dürftigste Ersatz. Das letztere gilt natürlich nicht nur für die Arbeiter- und Kleinbürgerehen, sondern wiederum für alle Ehen. Nur daß beim Proletariat und beim Kleinbürgertum die gegenseitige Gleichgültigkeit deshalb bedrohlicher ist, weil hier weder Mann noch Frau in der Lage sind, aus der Geschlechtsliebe mehr zu machen als ein primitives animalisches Erfüllen . . .

Es ist oben gesagt worden, daß sich immer nur die Formen des außerehelichen Geschlechtsverkehrs tatsächlich belegen lassen. Nun, in diesem Punkt unterscheidet sich das bürgerliche Zeitalter ganz auffällig von der absolutistischen Vergangenheit. Selbstverständlich ist es wiederum das Gesetz der Moralheuchelei, das diese veränderten Formen diktiert. Die Moralheuchelei gestattet heute nicht mehr, daß eine Frau offiziell einen Liebhaber hat, der täglich seine Aufwartung macht, dessen Wagen demonstrativ aller Welt als Plakat stundenlang vor dem Hause hält, wie das im Ancien Régime Mode war, sie gestattet es nicht



mehr, daß sich die Frau auf Schritt und Tritt von einem Cicisbeo, einem Cavaliere servante begleiten läßt usw. Ebenso ist es dem verheirateten Mann verboten, daß er sich ähnlich wie früher offiziell eine Maitresse neben seiner legitimen Frau hält, daß er offen andere Frauen aushält, ja daß er überhaupt öffentlich anderen Frauen in auffälliger Weise den Hof macht. Dem Ledigen ist es verboten, daß er im Konkubinat lebt, usw. Und doch geschieht dies alles aus den vorhin genannten Gründen hunderttausendfach. Die Untreue ist, wie wir gesehen haben, eine allgemeine Tatsache. Und natürlich auch in den Ländern, wo äußerlich die allerkorrektesten gesellschaftlichen Formen herrschen. In einem Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom 2. Mai 1910 über die englische Prüderie sagt der deutsch-englische Schriftsteller B. Guttman:

Freilich wird die Moral in England ebenso gut verletzt wie anderswo, da das Leben dieselben Wirbel aufrührt. Aber der Respekt vor der Gesellschaftsethik sitzt doch so tief, daß außerhalb der vornehmen Lebewelt keiner so leicht als liederlich gelten will.

Und weiter:

Viele Engländer klagen ihre Nation deshalb der Heuchelei an. Ein sozialpolitischer Schriftsteller, den ich dieser Tage in einem Klub traf, sagte mir:

„Sehen Sie alle diese Männer an, die hier sitzen! Vielleicht ist nicht ein einziger darunter, der seiner Frau treu ist, jeder wird aber vor den anderen so tun, und die anderen wissen genau was diese Respektabilität wert ist.“

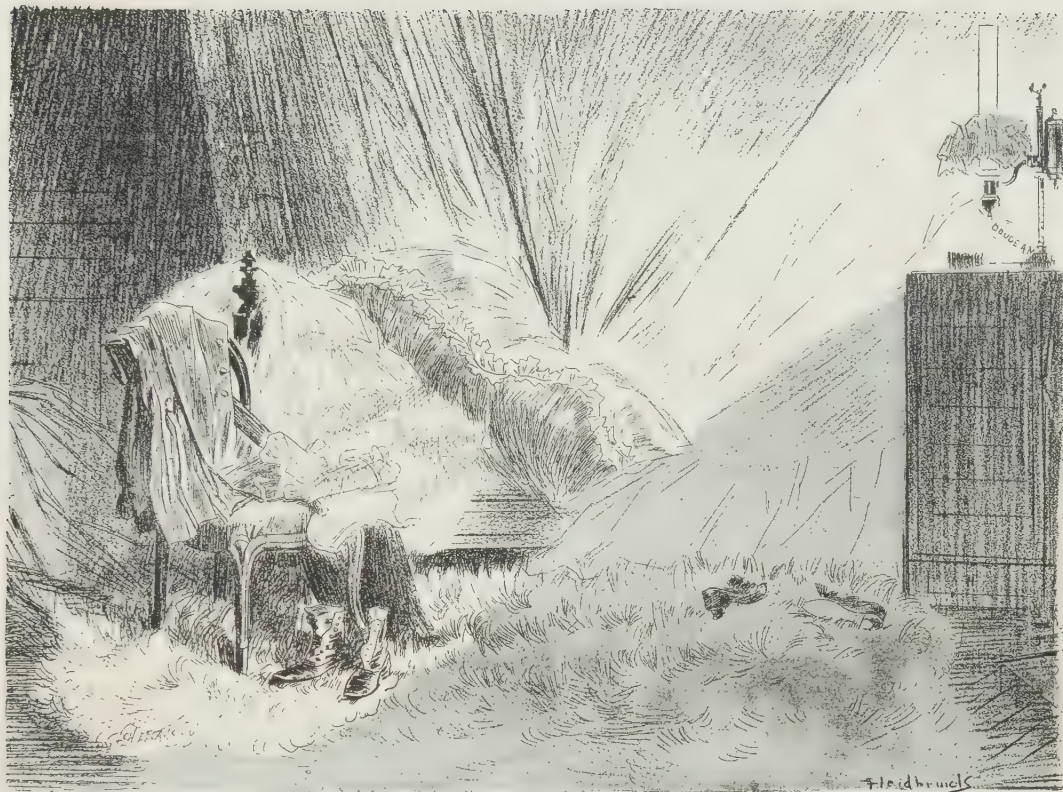


ENERVEMENT

361. F. Heidbrinck. Le courrier Français

Nun, diese Respektabilität ist sehr viel wert, sie ist unbezahlbar, weil eben die Moralheuchelei erst Anklage erhebt, wenn es zum Skandal kommt.

Der deutlichste und reichste Spiegel für diese prinzipiell veränderten Formen sind die Künste; die ernsten und die satirischen. Weder die ungetreue Frau, noch der ungetreue Mann werden jetzt mehr glorifiziert oder die Untreue im allgemeinen als der Leckerbissen an der ehelichen Tafel gepriesen; von den ausgesprochen galanten oder pornographischen Schriftstellern und Bildnern natürlich abgesehen. Die Untreue wird geschildert als Tatsache in ihren Erscheinungsformen (siehe die ausgezeichnete Beilage „Das erste Rendezvous“) und außerdem begründet, sei es aus ihren individuellen, sei es aus ihren sozialen Ursachen. Wenn die Satire den betrogenen Mann gleichwohl verhöhnt,



362. F. Heidbrinck: Frühlingsstürme

so geschieht dies in ganz anderem Sinne wie im achtzehnten Jahrhundert, es ist immer mehr der Zynismus des Anklägers, der dabei zu Worte kommt. Das ist eine Note, die die Satire des Absolutismus überhaupt nicht kannte. Von den Schilderern des modernen illegitimen Liebeslebens sind dabei besonders hervorzuheben: der elegante und galante Albert Guillaume und der unbarmherzige Zyniker J. L. Forain. Die Werke dieser beiden französischen Künstler sind ein Teil der wichtigsten und darum auch unentbehrlichsten Kommentare zur modernen Sittengeschichte. Guillaume zeigt nur die Eleganz des „Lasters“, seine Pikanterie, das für den modernen Geschmack verführerische daran. Hier gibt es aber auch keine einzige Note, die er übersieht: von der Pikanterie Zeuge zu sein, wie eine elegante Frau in einem Torgange den lose gewordenen Strumpfhalter wieder in Ordnung bringt (Bild 10), bis zu den letzten Pikanterien des Alkovens, wo die Verschämte eben nur so tut (Bild 390). Boudoir, Theater, Ballsaal, kurz: wo die Liebe sich elegant präsentiert, alles zieht vorüber, die ganze mondäne Welt, mit all ihrem blitzenden Verführungsprunk. Forain ist der absolute Gegenpol zu Guillaume. Er entkleidet die Liebe ihrer Phrasen, er enthüllt mitleidlos den Kern dieser Beziehungen, ihre Unwahrhaftigkeit, die Heuchelei, die Täuschungen, mit einem Wort: er zeigt die Dinge in ihrer Wahrheit. Das Repertoire von Forain ist darum vielleicht noch größer als bei Guillaume und bewegt sich ebenso





Illustrierte Redensart: Das **erstemal** geht es immer etwas schwer

363. Gemälde von A. Guillaume

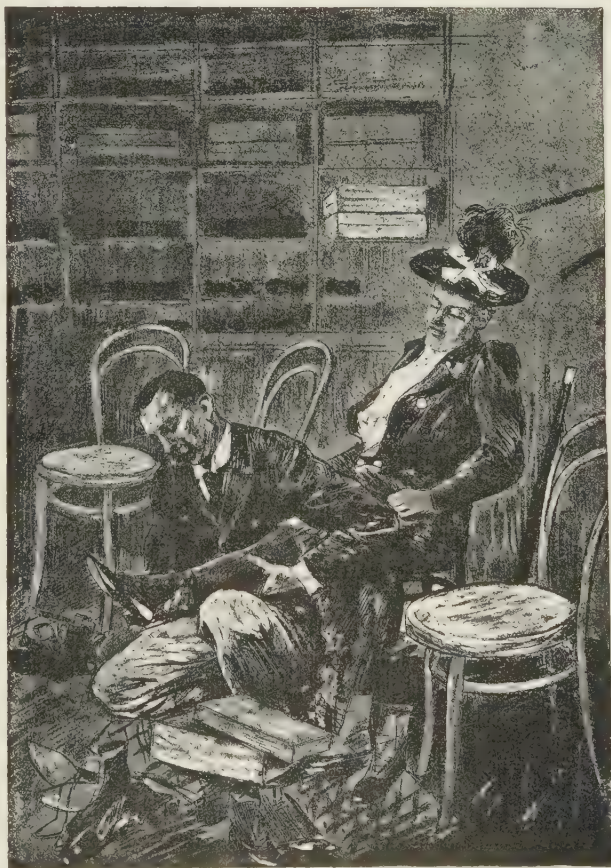
naturgemäß noch mehr auf dem Gebiete des Illegitimen. Er hat gewissermaßen eine ganze Geschichte der Lügen in der Liebe in Bildern geschrieben und jedenfalls die bedeutsamste, die es bis heutigen Tages im Bilde gibt. Neben Guillaume und Forain kommen von den modernen zeichnerischen Karikaturisten der privaten und öffentlichen Sittlichkeit vor allem noch in Betracht: Bac, Carran d'Ache, Heidbrinck, Legrand, Lunel, Pascin, Reznicek, Thöny, Widhopf und Willette. Dies sind freilich nur die Hervorstechendsten, aber darum mußten wir auch am häufigsten ihre bildlichen Kommentare heranziehen (Bild 10, 109, 110, 114, 118, 119, 121, 123–129, 133, 137, 354, 355, 357–373, 376, 377, 398). —

Die verheiratete Frau ist heute ebensoviel Angriffen auf ihre eheliche Treue ausgesetzt wie je, wenn nicht noch mehr. Es gibt keine auch nur halbwegs begehrenswerte, um nicht einmal zu sagen hübsche Frau, der nicht jahraus, jahrein illegitime Liebesanträge gemacht werden. Und zwar vom ersten Tag ihrer Ehe an. Die erste und ewige Melodie, die an ihr Ohr schlägt, lautet: „Vous me



plaisez, vous parlez à mes sens, venez partager mon lit, ou me faites partager le voutre, jusque à ce que ma fantaisie soit éteinte!“ (Viel-Castel.) Diese Melodie ertönt einer Frau bald versteckt, bald in den klarsten Worten. Es sind ihre Freunde, die Freunde ihres Gatten, Vettern, Schwäger, zufällige Bekannte, die ihr diesen Antrag machen. Aber nicht nur diese sind es. In den Großstädten wagen heute unzählige Fremde, dies bei jeder Gelegenheit gegenüber jeder Frau zu tun. Früher war das Anbieten des Regenschirms bei jäh ausbrechendem Regen oder das Aufheben eines verlorenen Gegenstandes die heißersehnte Gelegenheit, um eine Verbindung mit einem weiblichen Wesen anknüpfen zu können (Bild 294—296). Heute wartet die große Mehrzahl der auf Liebesabenteuer ausgehenden Männer gar nicht erst auf eine solche mehr oder weniger passende Gelegenheit, sondern wagt ohne weiteres, einer Frau direkt die kühnsten Anträge zu machen. In der Trambahn, in der Eisenbahn, mitten im Gewühl der Straße, im Café, im Warenhaus, kurz überall kann eine Frau halblaut zu hören bekommen: „Gnädigste, darf ich Sie begleiten?“ „Ich steige mit Ihnen aus.“ „Sie gefallen mir außerordentlich.“ „Ich erwarte Sie am nächsten Eck“. Das sind noch die anständigsten Formen der gemachten Anträge. Denn es gehört heute zu den Alltäglichkeiten in der Großstadt, daß selbst die anständigste Frau durch Obszönitäten attackiert wird. Die vielen Erfolge, die die Männer auf diese Weise erzielen, erklären freilich vollauf die frechesten derartigen Anerbietungen gegenüber anständigen Frauen. Ein Kenner stellte die folgende peinliche Statistik aus seinen persönlichen Erfahrungen zusammen:

„Von zehn wirklich anständigen Frauen, denen man auf der Straße, in der Trambahn oder im Warenhause mit den Augen zuwinkt, oder die man auch direkt anredet, fühlen sich immer höchstens zwei ehrlich beleidigt, drei bleiben, weil abgestumpft infolge der Häufigkeit solcher Anträge, gleichgültig, alle übrigen aber fühlen sich geschmeichelt, lassen sich teils sofort, teils nach einigem Zögern in ein Gespräch ein, lassen sich begleiten, zu einer Wagenfahrt oder Tasse Kaffee — „wo es sich angenehmer plaudern läßt“ — einladen und mindestens zwei sind schließ-



Illustrierte Redensart.

Er: Sie müssen auch etwas nachhelfen . . .

364. F. Lunel

lich bereit, in ein stilles Winkelchen zu folgen: — wo es sich wirklich ungeniert plaudern läßt. Aber nur auf ein Stündchen! Dieses stille Eckchen ist natürlich ein Absteigequartier . . . Ein Mann muß sich schon sehr ungeschickt anstellen, wenn er regelmäßig oder auch nur mehrere Male hintereinander abblitzt.“

Es sind die verschiedensten Gründe, die dazu führen, daß es auch in der Gegenwart wiederum gerade die verheiratete und anständige Frau ist, der man mit Vorliebe solche Anträge macht. Große Teile der Männerwelt sind in ihren Bedürfnissen anspruchsvoller geworden. Der Umgang mit einer Dirne bietet diesen zu wenig, weil er sich nur auf die Sache selbst beschränkt. Damit bescheidet sich nur der Anspruchsloseste oder der Ausgehungerte; nur diese Kategorien verzichten auf die reizvollsten Momente des Geschlechtsleben: die geistigen Nebengenüsse, und die allmähliche Verführung. Bei einer kleinen Bürgerin oder überhaupt bei einer sogenannten anständigen Frau ist der Verkehr in jeder Hinsicht vernünftlicher. Schon die Einleitung ist hier amüsanter. Man kann, und zwar vor allem in den Großstädten, ohne sich zu kompromittieren, ja ohne überhaupt aufzufallen, mit einer dem mittleren oder besseren Bürgerstande angehörigen verheirateten Frau überall sich sehen lassen, was mit einer professionellen Dirne unmöglich ist. Man kann Cafés, Restaurants, Theater und Zirkusse mit ihr besuchen, man kann mit ihr spazieren gehen, Reisen machen, sportlich verkehren usw. Aber auch der weitere Verlauf ist amüsanter. Da sich die ehrbare Frau — offiziell — immer nur aus Liebe hingibt, findet der Mann stets ungleich größere Sensationen bei ihr als bei der Dirne. Nicht unwichtig ist auch der Punkt, daß man beim Geschlechtsverkehr mit einer verheirateten Frau angeblich keine Furcht vor einer Infektion zu haben braucht. In seiner Kreutzersonate läßt Tolstoi den Erzähler sagen:

„Ich erinnere mich, wie Truchatschowskys Bruder einmal auf die Frage, ob er öffentliche Häuser besuche, meinte: ein ordentlicher Mensch gehe nicht dahin, wo man sich Krankheiten holen könne, es sei auch schmutzig und häßlich, da man doch immer eine anständige Frau finden könne.“

Gerade dieser Glauben ist freilich einer der größten Trugschlüsse. Und zwar vornehmlich gegenüber den Damen der Bourgeoisie. Der Leiter einer großen und angesehenen Berliner Frauenklinik, in der nur Damen der reichen Bourgeoisie Aufnahme suchen und finden, erklärte dem Verfasser gegenüber, daß nach seiner Kenntnis nirgends die Gefahren einer geschlechtlichen Infektion für den Mann derart große seien wie beim Verkehr mit einer sogenannten anständigen Dame des vornehmen Bürgertums. Und zwar deshalb, weil unzählige von diesen Frauen von ihren Ehemännern angesteckt seien, die meisten freilich, ohne daß beide oder eines von beiden etwas davon ahnen. Der betreffende Kliniker erklärte wörtlich:

„Der betreffende Mann hat sich in seiner Junggesellenzeit einmal infiziert. Immer hält er sich längst für geheilt. In der Ehe kommt es dann in tragischer Weise zu tage, daß dies nicht der Fall war. Die Frauen kommen eines Tages wegen irgendeines Frauenleidens zu uns, und bei der Untersuchung stellt es sich dann heraus, daß die Ursache ihres Leidens eine frühere geschlechtliche Infektion ist. Und unsere Behandlung bewegt sich darum auch meistens in dieser Richtung.“

Der betreffende Arzt fügte dann noch hinzu, daß es nach seinen Erfahrungen in den Arbeiterreihen nicht entfernt so viel geschlechtlich erkrankte Frauen gibt,





## Das erste Rendez-vous

Gemälde von Eduard Bisson. 1883





weil eben deren Männer früher weniger mit der Prostitution zu tun gehabt haben. Alle jene Frauen infizieren natürlich auch ihre Liebhaber, wenn es beim Flirt mit einem solchen zum letzten kommt.

Wenn die verheiratete Frau aus diesen Gründen der Dirne von Beruf den Rang abläuft, so aus andern Gründen ebenso oft auch der ledigen Frau. Das ledige Mädchen, das sich einem Mann hingibt, will in der Mehrzahl der Fälle geheiratet sein. Ihre Hingabe ist sehr oft der Preis dafür; also ist bei ihr nicht die Hingabe, sondern die Heirat der Hauptzweck. Das allein schon macht einen Geschlechtsverkehr mit ihr für den Mann, sofern er nur danach trachtet, ungleich begehrenswerter. Die erotischen Freuden des Verkehrs mit einer verheirateten Frau sind für den Mann bei dieser aber auch noch genußversprechender als bei der ledigen Frau, weil ihn die Furcht vor dem Schwangerwerden bei seinen verliebten Unternehmungen nicht sehr zu irritieren braucht. Wird eine verheiratete Frau, mit der man eine heimliche Liebschaft hat, schwanger — mein Gott, dann geht es eben auf

das Konto des Gatten (Bild 380). Der letzte Grund, warum der Geschlechtsverkehr der verheirateten Frau so sehr gesucht ist, besteht schließlich darin, daß ein intimer Verkehr mit ihr häufig — nicht immer, wie wir schon erfahren haben und gleich noch weiter erfahren werden — der billigste ist.

Diesen ständigen Verführungen, die infolge von alledem auf jede halbwegs hübsche Frau einstürmen, unterliegen unzählige Frauen. Natürlich ebenfalls aus den verschiedensten Gründen. Das geschlechtliche Unbefriedigtsein in der Ehe ist sicher der häufigste dieser Gründe. Er ist eingangs dieses Abschnittes bereits hinreichend begründet. Dagegen ist hier noch ein weiterer Umstand zu erwähnen, der freilich auch einer der Wichtigsten ist, nämlich der, daß die Frau im Geschlechtsgenuß, wenn nicht gerade anspruchsvoller als der Mann, so eben unter allen Umständen unermüdlicher als dieser ist. Unendlich viele Frauen gelangen

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*



Die Sünde

365. Symbolisches Gemälde von Franz v. Stuck

überdies erst bei einer Wiederholung des Geschlechtsaktes auf die Höhe des ersehnten Genusses. Dieser physiologische Unterschied macht allein schon für ungezählte Frauen, und wiederum vornehmlich für die unbeschäftigten, den heimlichen Liebhaber mindestens zur steten heimlichen Sehnsucht. Derartige heimliche Wünsche hegt aber nicht nur „die verderbte Großstädterin“, sondern auch die Kleinstädterin. Und in der Tat kommen Woche für Woche Tausende von Provinzlerinnen, die zu Hause förmlich die personifizierte Ehrbarkeit repräsentieren, mit der sehnsüchtigen Hoffnung in die Großstädte, ein galantes Abenteuer zu erleben. Die vom eigenen Mann als Kokotte behandelte Frau unterliegt, wie ebenfalls weiter oben schon gesagt ist, naturgemäß am raschesten derartigen Begierden und Gelegenheiten. (S. 316 u. 328.) Worauf jedoch an dieser Stelle besonders hingewiesen werden muß, das ist: Nicht wenige Frauen dürfen heute solche Gelegenheiten mit voller Muße suchen und anbahnen, denn sie haben dazu — sogar die Erlaubnis des Gatten. Tausende die stillschweigende, viele, viele — unendlich mehr als die Schulweisheit sich träumen läßt! — aber auch die offen ausgesprochene Erlaubnis. Der Hausfreund, der der liebesbedürftigen Gattin den



Sie: Was, noch einen Fiaker?

Er: Aber du willst doch nicht ins Hotel mitkommen,

366. Forain: Die Freuden des Ehebruchs

Liebeshunger stillt, ist heute viel mehr Männern der willkommene Erlöser von der Last der ewig schmählenden, weil sexuell unbefriedigten Gattin, als der tödlich gehaßte Nebenbuhler (Bild 382 bis 389). Wo er nicht direkt ersehnt ist, ist er ebenso oft der stillgeduldete Nebenbuhler (Bild 379). Aber der Hausfreund ist, wie gesagt, auch die offene Erlaubnis. Nicht nur, indem immer mehr Männer den Mut finden, zu der von ihrem Liebesverkehr ungenügend befriedigten Gattin zu sagen: ich gestatte dir den deiner Natur unentbehrlichen Liebhaber, oder indem sie ihr dasselbe Recht zubilligen, das sie für sich selbst in An-





Er: Wir nehmen den Wagen auf Zeit. — Sie sind doch ein verständiger Kutscher?

367. D. O. Widhopff. Cocorico

spruch nehmen, sondern die auch mit andern Männern geschlechtlich verkehrende Gattin wirkt auf sehr viel Ehemänner pikanter als die ehrbare und keusche Bettgenossin. Und viele Männer bringen darum ihrer Frau den Liebhaber selbst ins Haus, bereiten selbst die Gelegenheiten, die seine und ihre Freunde sicher zu dem von allen Teilen gewünschten Ziele führen. Der Frau ist dabei meistens nur die eine Bedingung gesetzt, dafür Sorge zu tragen, daß es zu keiner Schwängerung kommt.

Der letzte überaus wichtige Grund, der zu einer ungeheuren Häufigkeit sowohl gelegentlicher als auch regelmäßiger Ehebrüche der Frau führt, ist das zunehmende Luxusbedürfnis. Der Schriftsteller Hüttner schreibt über das England vom Ausgange des 18. Jahrhunderts:

„Ich habe mir es seit einem Jahre zum Geschäft gemacht, den Ursachen der vielen Ehebruchsprozesse nachzuforschen und gefunden, daß unter fünf Weibern, die von ihren Männern geschieden werden, immer wenigstens drei sind, die durch Luxus in Kleidern und den Mangel an Mitteln, ihn bestreiten zu können, verleitet wurden, dem Golde des Verführers aufzuopfern, was er durch seine persönlichen Reize nie von ihnen würde erlangt haben.“

Heute ist die Sucht nach Luxus sicher so groß wie nur je, und darum kommt es auch in der Gegenwart zu ganz denselben Erscheinungen. Das „standesgemäße Auftreten“, unter dem gemeinhin verstanden wird, sich äußerlich ebenso elegant und vornehm zeigen und geben zu können wie alle die, in deren gesellschaftlichen Zirkel man gehört, wird darum für immer mehr Familien ein ungemein schwieriges Problem. Wenn die Lösung dieses Problems die Männer täglich zu gewagten Spekulationen verleitet, so verleitet es vielleicht noch mehr Frauen dazu, ihre begehrte Liebesfähigkeit zu diesem Zweck zu exploitieren. Denn die Frau leidet

45\*

natürlich doppelt darunter, den äußerlichen gesellschaftlichen Ansprüchen nicht genügen zu können, weil zu dem materiellen Unvermögen des Mannes, die hochgeschraubten Luxusbedürfnisse zu erfüllen, ebenso oft ein Nichtwollen seinerseits tritt. Und die Dutzend kleinen Wünsche und Bedürfnisse, deren Befriedigung so vielen Frauen geradezu als die fundamentalste Voraussetzung alles Lebensglücks erscheint, sind es natürlich zuerst, auf die eine Frau verzichten soll: ein Schmuck, ein Hut, ein Schal, ein neues Kleid, ein bestimmtes Stück zur Ergänzung der Haushaltung, Theaterbillets usw. Was ist da für eine halbwegs hübsche und mit Skrupeln wenig behaftete Frau naheliegender, als sich diese Dinge von einem Freunde schenken zu lassen? Camille Pelletan entwirft in seiner Schilderung des zweiten französischen Kaiserreichs die folgende Skizze von diesem Frauentyp:

„Sehen Sie diese junge, schöne, auf ihrem Fauteuil ruhende Frau, welche wie die versteinerte Statue des Schmerzes erscheint. Die Träne perlt schweigend von ihrer Wange nieder und ihr konvulsivisches Schluchzen hebt und senkt die auf ihrer Brust blitzenden Diamanten, wie die Welle auf ihrer Oberfläche den Widerschein der Sterne in tausend Strahlen widerspiegelt. Warum weint sie, warum ist sie so bleich und bewegt wie Hekuba? Hat der Tod ihr den Sprößling geraubt, oder ein Erdbeben der Börse ihr Vermögen verschlungen? Nein. Ihr Gatte verweigert ihr nur einen Schmuck von Froment-Maurice und sie denkt in diesem Augenblick der Demütigung an eine andere Dame ihrer Bekanntschaft, die glücklich genug ist, zehntausend Franken für einen Kopfputz dahin geben zu können. Sie seufzt, jede Fiber ihres Körpers zittert. Sie wird indessen den ersehnten Schmuck erlangen, sie hat es gesagt und geschworen. Die Frage ist nur, wer ihn bezahlen wird.“

Man quittiert zum erstenmal mit einem Kuß. Zum andern, indem man die Zudringlichkeiten des betreffenden Freundes nicht allzusehr übel nimmt oder sich durch ein delikat dargebrachtes Geschenk versöhnen läßt, und schließlich gestattet man dem betreffenden Freund eines Tages einen Besuch, wenn der Gatte auf Stunden abwesend ist, oder man willigt auch ein, ihn selbst einmal in seiner Junggesellenwohnung zu besuchen (vgl. die Beilage Eduard Bisson „Das erste Rendezvous“).



368. A. Guillaume: Erinnerungen

Aber nicht nur die kleinen Ausgaben werden auf diese Weise bestritten, sondern auch ganz große. Ein anspruchsvoller Liebhaber, der teure Allüren hat und ewig in der Geldklemme ist, wird so ausgehalten, die eigene Verschwendungssucht wird auf diese relativ so einfache Weise befriedigt, ja sogar zahlreiche große Haushaltsbudgets werden jahraus, jahrein auf diese Weise balanciert. Daß dies keine Übertreibung ist, und daß es sich hier vor allem um keine vereinzelten Fälle handelt, sondern um eine hundertfache Übung, erweist unwiderleglich die bereits im ersten Kapitel geschilderte Institution der sogenannten





369. Wenn ich doch nur ein besseres Gedächtnis hätte!

Maisons de Rendezvous (S. 88 u. flgd.), deren Hauptzweck u. a. ja gerade darin besteht, „anständigen“ verheirateten Frauen rasch und erfolgreich derartige „Geschäfte“ zu ermöglichen.

Da es sich in der Institution der Maisons de Rendezvous sicher um eine der bezeichnendsten Erscheinungen der öffentlichen und privaten Sittlichkeit der Gegenwart handelt, so ist es unerlässlich, das, was im ersten Kapitel über diese Institution bereits gesagt ist, an dieser Stelle noch in verschiedenen Punkten zu ergänzen. Und zwar soll dies an der Hand des überaus reichen Materials geschehen, das Maurice Talmeyr in seinem diesem Gegenstand gewidmeten Buche „Das Ende einer Gesellschaft“ zusammengetragen hat.

Diese Maisons de Rendezvous befinden sich meist in der Nähe von großen Kaufhäusern. Auf diese Weise kann jede Frau unbemerkt dahin gelangen. Sie besucht offiziell das Kaufhaus und verläßt es alsbald auf der entgegengesetzten Seite.





Der Besuch des Hausherrn: Und du hast mir nie gesagt, daß du so schön gebaut bist!

370. Zeichnung von J. L. Forain

Das betreffende Haus selbst ist äußerlich absolut unauffällig, und in ebenso unauffälliger Weise ist der größere Verkehr dort ermöglicht. Es heißt über diese Punkte:

Keinerlei Kennzeichen eines schandbaren Gewerbes an der Fassade des Hauses, das ebenso wenig durch sein Aussehen auffällt. Es ist ein Haus wie jedes andere, wo jedermann, Mann oder Frau, eintreten kann, ohne sich zu kompromittieren, nach der Meinung der Behörde; es ist ein *Maison de Rendezvous*. Bürgerlich oder elegant und meistens in einer hübschen Gegend und in einer vornehmen Straße, sieht solch ein Haus aus wie ein besseres Mietshaus oder wie ein Privathotel. Man wird niemals in schlechter Umgebung hausen, ohne dessen bald inne zu werden; aber man kann zehn Jahre Tür an Tür mit einer *Maison de Rendezvous* wohnen, ohne eine Ahnung davon zu haben. Es geht dort stiller als bei einem selbst zu. Gewisse mysteriöse Mappen — mysteriös sind sie jetzt ja freilich kaum noch — laden Sie zu Ausstellungen „künstlerischer Objekte“ ein. Allerdings gilt die Versendung dieser Mappen jetzt als ein abgedroschenes Mittel, und die Vorsteherin einer guten *Maison de Rendezvous* bedient sich heute nicht mehr so plumper Zweideutigkeiten. Eine solche schickt Ihnen, ohne Sie zu kennen, sehr viel einfachere Einladungen zu: „Mme. Z..., an dem und dem Tage... zu der und der Stunde... auf eine Tasse Tee.“ — Sie gibt sogar Soireen, zu denen alles, was es an Männern in Amt und Würden, ehemaligen Präfecten und Generälen a. D. gibt, feierlichst eingeladen wird. Sie verfährt auch wohl einige Male etwas öffentlicher, um das Feld ihrer geschäftlichen Tätigkeit nicht allzusehr zu begrenzen, aber sie wird Sie dann bitten, „ihre Salons mit ihrer Anwesenheit zu beehren“, und wird sich bemühen den Ton leidlich zu wahren, oder sie wählt einen höflich geschäftlichen Stil.

Auch die Leiterinnen dieser Liebesbetriebe präsentieren sich durchaus vertrauenerweckend, so daß kein Mensch Grund hat, an ihnen Anstoß zu nehmen. Die moderne Kupplerin dieses Schlages ist stets eine elegante Dame, deren Umgang weder die Männer noch die Frauen, die ihre Dienste in Anspruch nehmen, kompromittiert. Talmeyr entwirft von der Leiterin eines solchen Instituts für profitable Gelegenheitsliebe geldbedürftiger anständiger Frauen das folgende Porträt:

Wir sind bei der J... Sie ist eine immer noch sehr hübsche Frau mit braunem Teint, etwas üppig und ganz in Spitzen gehüllt. Sie befindet sich in einem kleinen Salon, der überreich mit Portieren, Teppichen, Diwans und Libertykissen ausgestattet ist, und in dem geschmackvoll verteilte Lämpchen ein mattes Licht verbreiten, und ich bin im ersten Augenblick überrascht von der sicheren Gewandtheit, mit der sie meinen Führer und mich empfängt... Ich sehe eine Frau, der die Beobachtung der guten Formen nicht die geringste Mühe zu machen scheint. Sie zeigt sich weder unterwürfig noch vulgär; nichts an ihr wirkt abstoßend.

Mit einer Handbewegung lädt sie uns ein, Platz zu nehmen, und läßt sich selbst in einen Fauteuil sinken. Ich hatte trotz allem, was man mir gesagt hatte, erwartet, eine durch mein Vorhaben immerhin in Verwirrung gebrachte Person anzutreffen; aber nichts von alledem. Sie zeigte sich nicht im mindesten erstaunt, und aus ihrer Miene konnte ich fast entnehmen, daß ich nicht der erste war, der ein soziologisches Interesse an dem Betriebe ihres Hauses an den Tag legte.

Über die durchschnittliche Zahl der verheirateten Frauen, die diese Häuser benutzen, orientieren die beiden folgenden Auskünfte:

„Verheiratete Frauen?... Aber gewiß, viele sogar! Ich habe ungefähr fünfzig, und darunter befinden sich etwa fünfzehn Damen der Gesellschaft...“

Noch bezeichnender ist diese Antwort:

„Oh! Verheiratete Frauen!... Zu viele, zu viele...“ „Wie? Zu viele?“ „Ja, zu viell!“

Und indem sie sich an Mme. A... wandte, die soeben eingetreten war, sagte sie: „Nicht wahr, Mme. A..., wir haben zu viele davon?...“ „O ja,“ lächelte diese, „oh! die verheirateten Frauen!“ „Ja, aber in welchem Verhältnis denn zu den übrigen?“ „In welchem Verhältnis?... Mehr als ein Viertel aller übrigen...“

„Ich verbringe meine Zeit damit, Frauen aus anständigen Kreisen abzuweisen, die absolut Geschäfte machen wollen. Sie haben alle gegenwärtig die Neigung, die Kokotte zu spielen, ebenso wie sie alle die Salonkomödie spielen...“

Über den starken Prozentsatz von Damen der besseren



Sie: Bist du wenigstens vorsichtig gewesen?

371. J. L. Forain. Le Courier français





Kellner: Im Schubfach  
findet die Gnädige  
alles Nötige.

372. F. Bac: Der Flirt im Chambre séparée

Sie teilte uns mit, daß diese verheirateten Frauen nur eine Vorliebe hätten, unter Ausschluß jedes anderen Sentiments, das Geld nämlich, und daß von ihrem „Personal“ gute Manieren, eine dezente Haltung und eine gewisse Fähigkeit, Konversation zu machen, verlangt würden.

Für die sittengeschichtliche Beurteilung ist auch die Frage von großer Wichtigkeit: wer so viele Frauen diese Häuser so leicht finden läßt? Und zwar vor allem jene vielen Frauen, die täglich ihre Liebesdienste anbieten. Selbstverständlich ist es nicht der Zufall. Zahlreiche Frauen suchen nach einem derartigen Weg, und da finden sie denn eine Reihe hilfsbereiter Kräfte. Meistens ist es eine gute Freundin, von der man die Adresse erfahren hat. Aber nicht nur die Freundin rät diesen Ausweg aus der Geldklemme und gibt die Adresse, sondern sehr häufig sind es auch männliche Freunde der eigenen Kreise, die die Adressen dieser Maison de Rendezvous kennen, weil sie selbst zur Kundschaft dieser Etablissements gehören. Weiter sind es aufopferungsfähige Liebhaber, die entweder der großen Geldopfer ihrer Liebelei überdrüssig sind, oder „die der geliebten Frau gerne dauernd aus der ewigen Geldverlegerheit helfen möchten, wozu sie leider selbst nicht in der Lage sind.“ Aber damit ist die Zahl der Hilfsbereiten immer noch nicht erschöpft: nicht nur die Freundin, nicht nur der wohlwollende Freund und nicht nur der aufopferungsfähige Liebhaber ist es, sondern mitunter sogar der eigene Gatte selbst, der seine junge hübsche Frau schickt, sofern er sie nicht gar selbst einführt! Man höre als Beweis die folgende Auskunft:

„Aber was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich im Augenblick eine habe, die von ihrem Gatten geschickt worden ist? . . . „Also ein verheirateter Zuhälter?“ „Aber nicht doch . . . keine Spur, oder wenigstens nicht in diesem Sinne . . . Der verheiratete Zuhälter geht auf Erpressungen aus und lebt davon. Der hier denkt nicht daran, er nimmt selbst eine ansehnliche Stellung ein.“ „Aber was treibt er denn?“ „Er ist Architekt . . . Und ein Architekt, der wirklich tätig ist . . . Er ist selbständig, hat sein Bureau, Aufträge, Kundschaft und Personal. Er ist tatsächlich Architekt. Und doch schickt er seine Frau hierher. Er ist ganz einfach ein duldsamer Gatte, dem die Duldsamkeit etwas einbringt und der, statt sich mit Liebhabern abfinden zu müssen, die

und besten Gesellschaft gab der Leiter des Pariser Recherchendienstes die folgende Auskunft:

„Sie sprachen vorhin von polizeilichen Recherchen, und ich könnte Ihnen von einer erzählen, in einem Hause, das nicht einmal ersten Ranges war, und wo der Kommissar die Gattin eines Konsuls fand! Man kann sich die Verblüffung einfach nicht vorstellen, die das Publikum erfassen würde, wenn es erführe, was die Träger mancher Namen, auf denen nicht der Schatten eines Verdachtes ruht, auf dem Kerbholz haben. Glücklicherweise werden diese Namen ja immer geheim gehalten werden, aber man kann sich keinen Begriff davon machen, was man zu hören bekommen würde, wenn eines schönen Tages zufällig der Schleier gelüftet würde . . .

Immer und immer wieder wird bestätigt, daß die verheirateten Frauen in erster Linie kommen, um Geld zu verdienen:







Maison de Rendezvous vorzieht. Mit einem Wort, die Maison de Rendezvous ist für den Mann das Pendant zu der Etappe, die die Frau bereits erreicht hat. Die Frau, die früher einen oder mehrere Liebhaber hatte, hat diese jetzt mit der Maison de Rendezvous vertauscht. Und ebenso der Mann: Anstatt dem Liebhaber oder den Liebhabern gegenüber nachsichtig sein zu müssen, ist er es den 'Geschäften' gegenüber, und es gibt, wenn ich recht unterrichtet bin, mehr von solchen Ehemännern, als man sich gemeinhin träumen läßt... Was früher als ungehörig galt, ist heutzutage eben erlaubt... Das nennt man Evolution...

Daß dies in der Tat keine vereinzelte Ausnahme ist, belegt wiederum die folgende Auskunft, die von einer anderen Firma auf die Frage nach der männlichen Kundschaft dieser Häuser gegeben wurde. Diese Auskunft läßt die Dinge sogar noch viel ungeheurer erscheinen:

Ich fragte sie, was für Leute ihre männlichen Besucher wären, und sie antwortete mir:

„Junge Leute von Familie und viel Ausländer... In England hat man vor kurzem die Maisons de Rendezvous geschlossen und viele Engländer aus der Aristokratie, Lords und Mitg'lieder des Parlaments kommen jetzt seit jenem Verbot zu mir. Sie machen selbst die Reise ausschließlich zu diesem Zwecke... Was die jungen Leute anbetrifft, so wollen sie Mätressen von mir, aber einige von ihnen gehen mich selbst um Frauen an, weil ihre Familien ruiniert sind...“ „Frauen, um sie zu heiraten!“ „Ja, um sie zu heiraten!“ „Aber zu welchem Zwecke denn?“ „Um sich Einkünfte zu verschaffen!“ „Das ist wirklich wahr?“ „Durchaus wahr!“ „Und kommt das häufig vor?“ „Nicht gerade häufig... aber doch dann und wann...“

Also heute werden sogar Ehen auf der Basis solchen „Geschäftemachens“ geschlossen!

Dies sind durchweg Dokumente aus dem modernen Paris, und zurzeit lassen sich auch aus keinem anderen Lande ähnliche erschöpfende und gravierende Dokumente beitreiben. Aber es wäre in hohem Grade fehlerhaft, wenn man daraus den Schluß ziehen würde, daß es eben in anderen modernen Staaten keine solchen Kuppel Institute gäbe. Inkognito gibt es heute in jeder Großstadt zahlreiche derartige Institute. Und überall herrschen die gleichen Methoden und Formen. Ältere würdige Damen leiten eine Pension — die einfachste und beste Kaschierung — oder haben einen Salon, in dem die Freunde des Hauses jederzeit die Gelegenheit finden, die Bekanntschaft junger hübscher Bürgerfrauen zu machen, mit denen man sich „auf die angenehmste und freieste Weise von der Welt unterhalten kann“. Es sind stets Frauen, die momentan in großer Geldverlegenheit sind und darum notgedrungen einen „Menschenfreund“ suchen müssen, der ihnen rasch aus der Patsche hilft. Und die männlichen Besucher sind stets solche „Menschenfreunde“. Vielfach verbergen sich derartige Betriebe auch unter der Maske der Heiratsvermittlung. Dann sind es eben angeblich junge Witwen, deren Bekannt-

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*



Nicht wahr, du leihst mir für heute Abend dein transparentes Peignoir? Mein Mann bringt einen jungen Freund mit.

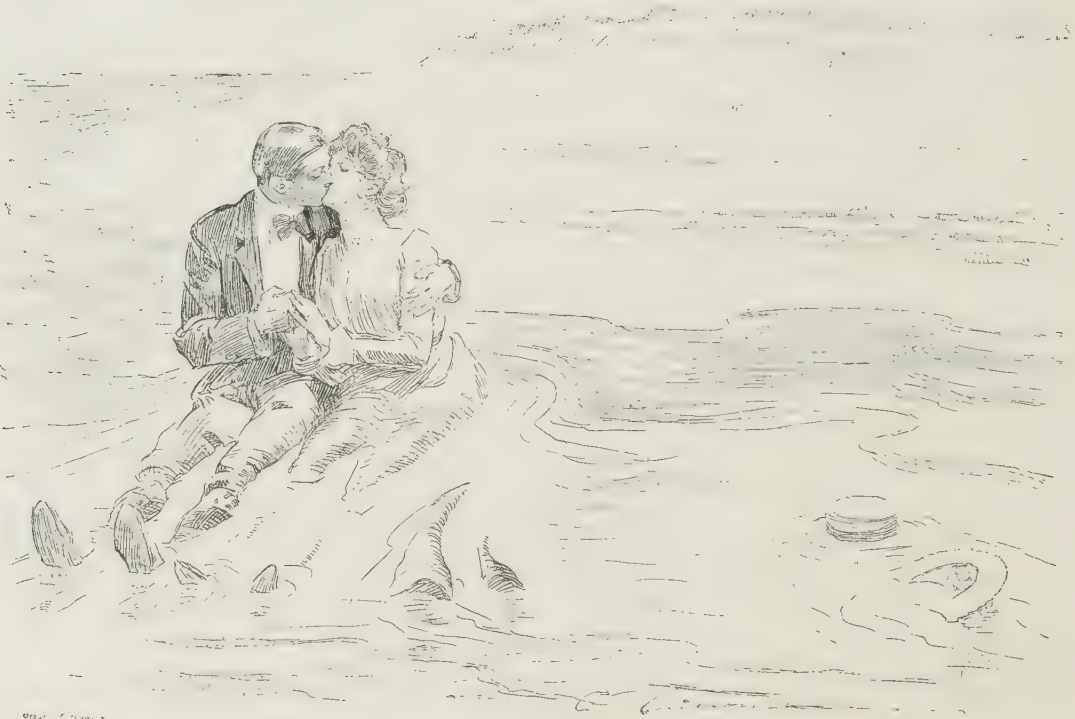
373. F. Bac



schaft vermittelt wird. Die Polizeiakten aller größeren Städte enthalten über derartige Betriebe mehr oder weniger reiches Material. Zum Einschreiten der Behörden kommt es aber gleichwohl nur in den seltensten Fällen. Schon deshalb nicht, weil, wenn auch die Polizei Kunde von einer solchen Gelegenheitsmacherin bekommt, es in den allermeisten Fällen überaus schwer wäre, der alten Dame das Delikt der Kuppelei und ihren jungen hübschen Besucherinnen, die wöchentlich eins oder zweimal bei ihr vorsprechen, die gewerbsmäßige Unzucht nachzuweisen. Andererseits fühlt die Polizei niemals und nirgends den Drang, gewisse vermögende oder angesehene Leute der Gesellschaft öffentlich zu kompromittieren. Die Prozesse, zu denen es trotzdem hin und wieder kommt, sind meist nur dadurch verschuldet, daß ein öffentlicher Skandal entstanden ist. Aber bei allen diesen Prozessen ist stets das meiste vorher oder nebenher vertuscht worden. Manchmal gewiß gegen den Willen der Behörden, aber auch unter deren stillschweigender Billigung. „Es liegt kein öffentliches Interesse vor, in dem zur Anzeige gebrachten Fall einzuschreiten“, lautet die ungefähre Formel in den verschiedensten Sprachen, mit der einlaufende Anzeigen abgelehnt oder bereits eingeleitete Untersuchungen wieder niedergeschlagen werden.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß es durchaus falsch wäre, in dieser Institution der Maisons de Rendezvous eine ausschließlich moderne Institution zu erblicken. Nur die großstilige Organisationsform ist durchaus modern.

In diesem Zusammenhang ist übrigens auch der unzähligen Fälle zu gedenken, in denen verheiratete Frauen im Interesse des Avancement ihres Gatten, der



374. Wahre Liebe. Zeichnung von C. D. Gibson. Life. New York



375. Das Glück der amerikanischen Geldehen. Von C. D. Gibson. Life. New York

Sicherung seiner oder ihrer Stellung mit ihrer Liebesgunst bezahlen (Bild 70, 381, 393–395), weiter der Schauspielerinnen, die, eine gute Kritik, oder eine effektvolle Rolle zu bekommen, mit dem gleichen Check das Bewilligte begleichen (Bild 396).

Es taucht an dieser Stelle ganz von selbst die Frage auf, was sich aus solchen und ähnlichen Tatsachen hinsichtlich der größeren oder geringeren Treue der Frau im bürgerlichen Zeitalter gegenüber der des Mannes schließen läßt. Die Antwort dürfte wohl lauten: die Untreue der Frau ist ebenso häufig wie die des Mannes und sie ist zum mindesten in den Mittelschichten des Bürgertums heute häufiger als sie dies in denselben Schichten zu allen früheren Zeiten gewesen ist. Prévost läßt einen Lebemann sagen:

„Man hat immer zu viel Frauen . . . Sie sind sich ja alle so gleich. Alle solche lüsterne kleine Tiere . . . Ich will mich verpflichten, in einer Nacht selbst die anständigste unter ihnen umzuwandeln. Ihre Keuschheit, ihre Anständigkeit hat immer nur ihre Wurzel in der Furcht vor dem Urteil der Welt, in Eitelkeit oder in Gewohnheit . . . Ihre Seele ist ein Lappen, der die Farbe erhält, welche der Mann ihr gibt. Nur ihre Körper sind verschieden . . .“

Über die Frauen der 50er bis 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts sagt Alphons Karr:

Wenn die Männer wüßten, wie alle Frauen denken, wären sie noch zehnmal kecker, als sie an und für sich schon sind.

Das sind Ausnahmen, sagen viele. Darauf erwidern die Zyniker: „Nein, es werden nur nicht alle Frauen gewollt.“ Arthur Schnitzler wiederum behauptet: alle Männer und Frauen sind in gleicher Weise untreu, und demonstriert es in



376. Ballflirt. Gemälde von A. Guillaume

seinem „Reigen“ dramatisch: Der Grat betrügt die Schauspielerin, die Schauspielerin den Dichter, der Dichter das süße Mädel, das süße Mädel den Ehegatten, der Ehegatte seine junge Frau, die junge Frau ihren Liebhaber, dieser das Stubenmädchen, das Stubenmädchen ihren Soldaten — oder umgekehrt.

Und noch eine zweite allgemeine Frage taucht in diesem Zusammenhang auf: ist die Untreue der Frau bei den einzelnen Nationen ohne weiteres größer oder geringer? Das hier vorgeführte Material stützt zweifelsohne im ersten Augenblick die so mannigfach verbreitete Meinung, die Französin sei ein ganz besonderer Ausbund von Untreue und die klassische Repräsentantin eines illegitimen Liebeslebens überhaupt.

Diese allgemein verbreitete Meinung resultiert vor allem daraus, daß, wie Karl Eugen Schmidt, einer der besten Kenner moderner französischer Sitten und Zustände, in einer Studie über Paris sehr treffend ausführt, man gemeinhin Frankreich mit



Paris verwechselt und außerdem, was ein ebenso großer Mißgriff ist, die Flaneuse der Pariser Boulevards mit der Pariserin gemeinhin. Schmidt schreibt:

„Ich glaube, daß es im Grunde mit der weiblichen Tugend in Frankreich nicht schlimmer bestellt ist als in irgendeinem andern Lande. Natürlich darf man nicht Paris mit Dinkelsbühl oder Krähwinkel vergleichen. Man vergleiche die Pariserin mit der Londonerin, Wienerin oder Berlinerin, und ich bin überzeugt, die Pariserin wird in keiner Beziehung minderwertig erscheinen. Man vergleiche die Bewohnerin von Beauvais, Chateaudun oder Poitiers mit den Damen von Augsburg, Linz oder Heilbronn, und man wird finden, daß der Unterschied äußerst gering ist. Die allermeisten Fremdlinge aber, die nach Paris kommen, sind Kleinstädter, und was sie für besondere Lasterhaftigkeit der Französin halten, kommt einfach auf Rechnung der Großstadt. Und dazu kommt dann noch, daß die Fremdlinge nur solche Französinen kennen lernen, die man an öffentlichen Plätzen kennen lernen kann: die Müllerinnen vom Moulin Rouge, die Gärtnerinnen vom Jardin de Paris, die Tänzerinnen vom Ball Bullier und die Peripatetikerinnen von den Boulevards. Daß diese von der Galanterie lebenden Damen nicht besser sind als ihr Ruf und ihre Kolleginnen vom Auslande, liegt auf der Hand. Der unbefangene Fremdling aber, der nachher sieht, daß so ziemlich alle Damen, denen er in den Straßen von Paris begegnet, ebenso auffallend gekleidet sind, wie diese Priesterinnen der Venus, wirft die ganze Gesellschaft in einen Topf und kehrt mit dem erhebenden Gefühl in die Heimat zurück, daß wir Wilde doch viel bessere und tugendhaftere Menschen sind.“

Aber auch Schmidt irrt. In Wahrheit verhält sich die Sache sogar umgekehrt: Die Masse der Französinen sticht geradezu höchst vorteilhaft in diesen Punkten von den Frauen verschiedener anderer Nationen ab. Und zwar deshalb, weil eben auch hier wie in allen derartigen Fragen, und wie schon im Einleitungskapitel des ersten Bandes eingehend begründet ist, viel mehr die Klassen als die Rassen unterscheiden, d. h. die jeweilige ökonomische Situation, welche Hemmungen schafft oder hinwegräumt. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß das spezifische Volkstempelament gar keine Rolle in diesen Dingen spielt. Nichts wäre unsinniger. Das kältere Blut ist an und für sich naturgemäß die erste Hemmung, künstliche gesellschaftliche Gesetze nicht zu überschreiten, und das heiße Blut der erste natürliche Anreiz, diese zu mißachten. Aber eben viel, viel



Die Überraschung

377. Gemälde von Henri Gervex



Schloßleben. Sie: Das ist doch was anderes als ein Jockey!

378. Zeichnung von Hermann Paul

wichtiger ist die spezifische ökonomische Situation. Sie unterstützt und hindert, je nachdem, sowohl die natürlichen Hemmungen als auch die Anreize. Sie erst schafft infolgedessen das typische Bild. Und diese spezifische ökonomische Situation Frankreichs bestimmt denn auch die relativ große Treue der Französin. Es ist jedenfalls unvermeidlich, daß sie zum mindesten wesentlich besser ist als ihr Ruf. Frankreich ist nämlich auch heute noch in der Hauptsache das Land der Kleinbürger: die große Industrie war, abgesehen von den Norddepartements, bis in die letzten Jahrzehnte noch wenig entwickelt. Also müssen bei der großen Mehrzahl der Bevölkerung auch die Kleinbürgertugenden vorherrschen. Im Kleinbürgertum herrscht aber stets die größere Treue, weil die ökonomische Voraussetzung dieser Situation (vgl. die „Renaissance“, S. 52), die größten Hemmungen gegenüber der Neigung zur Untreue aufwirft, und gegenüber der Frau naturgemäß die höchsten.

Da andererseits die geringsten Hemmungen gegenüber der Untreue stets bei der großen Bourgeoisie vorhanden sind, bei der zugleich, wie wir gesehen haben, die größten Anreize zur ständigen Untreue wirkend sind, so folgt daraus, sofern man wirklich nach Nationen unterscheiden will, daß z. B. die Untreue der Engländerin eine relativ ungleich höhere sein muß, als die der Französin. Und das scheint denn auch wirklich der Fall zu sein. Jedenfalls war in keiner Epoche des bürgerlichen Zeitalters in irgendeinem andern Land die Untreue der Frau so stark und auch so allgemein offenkundig als z. B. in England in den Jahren der



Entstehung der englischen Großbourgeoisie, also etwa vom letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts bis in die dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Nicht daß die tatsächlichen Verhältnisse später andere geworden wären, aber sie liegen später, wo die Moralheuchelei der Bourgeoisie sich als Existenznotwendigkeit herausgebildet hatte, nicht mehr so offen zu Tage. Bis dahin aber waren Ver- und Entführungen verheirateter Frauen so sehr an der Tagesordnung, daß sie eines der Hauptmotive der gesellschaftlichen Satire wurden (Bild 44). Ein freilich noch überzeugenderer Beweis für alle Formen des Ehebruchs in der damaligen englischen Bourgeoisie ist die übergroße Zahl von Ehescheidungen, die in dieser Zeit zu verzeichnen waren. Archenholtz schrieb in seinen britischen Annalen vom Jahre 1796:

Nie waren die Ehescheidungen in England in so großer Zahl wie jetzt — durch diese Vermehrung der ehelichen Trennungen wurde die sonst mit Ehestands- und Ehebruchsprozessen verbundene Schande stark vermindert. Auch fing man in England an, diese Gattung von Unsitten sehr leicht zu behandeln, so daß man im Juli (1796) den Skandal sah, daß jemand öffentlich in den Zeitungen eine Sammlung von Ehebruchsprozessen unter dem Titel ankündigte: *A general History of modern Gallantry*. Auch auf Komödienzetteln kleiner Städte las man oft die satirische Zusammenstellung der bekannten Stücke *How to get married*; *The Wedding Day* und *The Divorce*.

Wie sehr sich übrigens alles dies unter der Herrschaft der Bourgeoisie gleichgeblieben ist, erweist die moderne Ehescheidungsstatistik Amerikas. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind innerhalb der letzten zwanzig Jahre rund eine Million Ehen geschieden und in zweieinhalb Millionen Fällen die Gerichte von Ehemüden vergeblich angerufen worden. Gewiß darf man darin nicht nur einen Beweis für die ungeheure Häufigkeit der ehelichen Untreue sehen. Die Zunahme der Zahl der Ehescheidungen weist gerade heute weniger denn je nur nach unten, sondern auch nach oben: sie ist nicht zuletzt auch der Ausdruck der Zunahme der Selbständigkeit der Frau, daß sich diese immer mehr als gleichberechtigte Persönlichkeit bewußt wird. Und das letztere gilt außerdem für England und Amerika mehr als für jedes andere Land. Höchstens daß sich in der ungeheuren Zahl von Ehescheidungen das eine unbedingt erweist, nämlich ein



379. Der friedliebende Gatte. Zeichnung von Hermann Paul





Sie: Zu was warst du denn so vorsichtig? Du bist doch nicht mein Mann!

380. Die Rechte des Liebhabers

Leichtsinn beim Eheschluß überhaupt. Es erweist sich, daß der Entschluß für viele von vornherein eine leere Formel ist, zu der sie greifen, weil er zwei Menschen die bequemste Möglichkeit gibt, zueinander ins Bett zu steigen. An dem Tag, wo man dies für langweilig findet oder Lust hat, ebenso ungeniert mit jemand anderem zu Bett zu gehen, läßt man sich dann einfach wieder scheiden. Oder, wie z. B. in Amerika, nicht einmal das. Es gibt nämlich kein modernes Land, wo Bigamie ja selbst Trigamie so häufig sind wie dort.

Ganz ähnlich wie in England waren die Verhältnisse in Frankreich, als dort mit dem Sieg des Direktoriums im Jahre 1798 die moderne große Bourgeoisie zur Herrschaft gekommen war.

Ein Schriftsteller der Restauration berichtet über die Sitten des Direktoriums:

Die Ausschreitung der Sinnlichkeit, die Freiheit der Sitten in allen Formen waren die bezeichnenden Merkmale der Pariser Gesellschaft unter dem Direktorium. Der „Moniteur“ publizierte jeden Tag mehr Ehescheidungen als Eheschließungen. Die Ehe war nur ein Spaziergang zum Standesbeamten, nach welchem jeder Teil tun und lassen konnte, was er wollte. Nach den Schrecken und den Trauerspielen des Schaffots waren das Weib und die physische Liebe die vereinigte Macht, welche Frankreich regierte. „Odore di femina“ hatte den Geruch des Blutes verdrängt, von und zum Parlament führte der Weg durch das Schlafgemach.

Wenn heute erst ähnlich über Deutschland geurteilt werden kann, so deshalb, weil hier die große Bourgeoisie sich nur ganz langsam entwickelt hat, weil diese hier ganz allmählich aus dem Kleinbürgertum hervorgegangen ist und darum vor allem keine ähnliche eruptive Umwälzungsperiode, in der alle hergebrachten sittlichen Anschauungen ins Wanken kommen, ihr Geburtsdatum darstellt. In Deutschland konnte dies nur Endresultat sein. Gemäß denselben Gesetzen ist es leider dasselbe. (Vergl. zu alledem Bild 15, 26, 27, 30, 35, 42, 43, 46, 55–59, 65–67, 69, 70, 72, 77, 79, 80, 107, 204, 255–264, 266, 269–273, 275, 276, 279–293, 301–311, 314–326, 346, 347, 351–353, 356, 374, 399 und die entsprechenden Beilagen.)

\* \* \*

Massenunzucht. Vor einigen Jahren wurden eine Reihe Briefe als Beispiele der Frivolität publiziert, „mit der preußische Hof- und Adelskreise gleich dem



## Im Chambre séparée

Farbige französische Gravüre von Louis Legrand





Bürgertum das Unglück von 1807 aufnehmen“. Der preußische Geheime Staatsrat von Staegemann schrieb über das Leben und Treiben in Memel im Jahre 1807 gelegentlich des Aufenthaltes der königlichen Familie und des Besuches Kaiser Alexanders von Rußland an seine Frau das folgende:

Bartenstein, den 16. Mai 1807.

Ich schreibe Dir wieder unter der Tafelmusik der russischen Gardekapelle, die zu meinen Bartensteinschen Vergnügungen ausschließlich gehört . . . Die Warnung, daß, weil aus Königsberg 100 hübsche Mädchen nach Tapiau gebracht wären, ich ja meine Gesundheit schonen möge, hat mich wenigstens lächeln gemacht. Ein heidnisches Leben wird hier geführt, vermutlich, weil ein alter heidnischer Gott, andere sagen ein christlicher Bartel, in Stein verrückt ausgehauen, wie der Gott der Gärten, vor dem Rathause steht . . .

Ähnliches berichtete einige Wochen später der Herzog Friedrich von Holstein-Beck an dieselbe Frau aus Königsberg. Er schreibt:

Königsberg, den 30. Juni 1807.

. . . Hier in der Stadt ist man im ganzen mit den Franzosen zufriedener als man es gehofft hat. Besonders sind die Damen, am meisten die Dienstmädchen mit ihnen zufrieden, und eine Menge sollen ihren Gästen mit und ohne priesterlichen Segen gefolgt sein. Mademoiselle Kulemann hat unverzüglich das Herz des Gouverneurs Savary, den sie in Memel, auf seiner Gesandtschaftsreise nach Petersburg wird oder könnte gesehen haben, gerührt, er hat sie wollen mitnehmen und hat sich erboten, 20000 Taler für sie an ihre Eltern zu zahlen, diese aber haben 30000 Taler haben wollen und es ist nichts aus dem Handel geworden. Sie und mehrere Frauen und Mädchen aller Art sind täglich zu Savary geholt und erst spät des Morgens wieder nach Hause gefahren, es sollen Leute darunter gewesen sein, von denen man es erwartet hat, daß sie sich zu diesen Bachanalien würden kommandieren, und durch die Furcht, durch Gens d'armes geholt zu werden, würden schrecken lassen. Man hat nicht gehört, daß Lucretia hier eine Nachfolgerin gehabt, oder ein Vater wie der alte Galeotti seine Tochter mit dem Dolche der drohenden Gefahr entrissen hätte.

Diese Briefe genügen in der Tat, eine allgemeine Lockerheit der Sitten in den hier in Frage kommenden Kreisen zu erweisen.

Zur Kennzeichnung der schamlosen Sittenlosigkeit, die in Paris besonders in der Zeit des Direktoriums herrschte, ist im Laufe der Zeit eine Überfülle von Material zusammengetragen und publiziert worden. Es wird z. B. berichtet, daß es bei den

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*

CHEZ LE MINISTRE



Dessin de J.-L. Forain

\*\*\* Je vois bien que si nous ne nous en mêlons pas, ton père va encore rester sous-chef!

381. Zeichnung von J. L. Forain. Le Courier français

47

gesellschaftlichen Unterhaltungen des Direktors Barras an der Tagesordnung war, daß Barras, also einer der fünf Direktoren von Frankreich, ganz ungeniert mit irgend- einer Dame für eine Stunde in einem Nebenzimmer verschwand, um nachher ebenso ungeniert wieder auf der Bildfläche zu erscheinen. Eine solche Notiz lautet:

Eine royalistische Dame beklagt sich, daß Barras an Empfangsabenden mitunter auf eine Stunde mit Madame Tallien sich aus der Gesellschaft in die intimeren Gemächer zurückgezogen habe und nachher, den Arm um ihre Hüfte gelegt, wieder im Salon erschienen sei.

Es wird weiter in authentischer Weise berichtet, daß die damals in den vornehmen Kreisen veranstalteten Bälle und Festlichkeiten nicht selten damit endigten, daß die hübschesten Frauen sich dazu herbeiließen, völlig nackt zu tanzen; was freilich keine allzugroßen Umstände, aber auch keine allzugroßen Unterschiede machte, da die ganze Frauenkleidung, wie wir wissen, sowieso meist nur in einem Hemd bestand (S. 195). Ebenso wird von Bällen berichtet, die speziell zu diesem Zwecke arrangiert wurden, und bei denen sämtliche Teilnehmer nackt erschienen, also sogenannte Nacktbälle. Diese Bälle waren natürlich niemals sogenannte „Schönheitsfeste“, denn sie endigten stets als allgemeine Orgien.

Gleichartiges wird in noch viel stärkerem Umfang aus dem bürgerlichen England gemeldet; es gibt keine Form von Massenausschweifungen, die dort nicht an der Tagesordnung gewesen wäre; die tollsten Launen hatten auch gerade in diesem Lande ihre typischen Vertreter. Als einziges Beispiel sei der folgende kurze Dialog zitiert, den Casanova mit einem Lord Pembroke hatte:

„Am nächsten Tage empfang ich den Besuch des Lords Pembroke. — „Goddam“, sagte er, „der König wohnt nicht besser in St. James. Drei Wohnungen, das ist Überfluß! Wer hindert Sie denn, in den oberen Etagen Weiber aufzunehmen?“ — „Mylord, das ist es eben, was ich suche. Kennen Sie nicht irgendeine hübsche Frau, welche disponibel ist?“ — „Ich könnte Sie Ihnen Dutzendweise nachweisen, allein, es wäre nicht passend, daß Sie meine Überbleibsel aus meinen eigenen Händen empfangen.“ — „Sie sind also sehr wankelmütig?“ — „Ich habe nie zweimal bei derselben Frau schlafen können.“ — „Sind Sie nicht verheiratet?“ — „Darüber bin ich eben wütend. Das hindert mich übrigens nicht, als garçon zu leben. Ich sehe täglich ein neues Gesicht. Ich gebe deshalb auch ungeheuer viel aus, denn jeden Abend außerhalb zu speisen, das richtet einen zugrunde.“

In London wurden damals mehrfach von reichen Lebemännern sogenannte „erotische Klubs“ zum Zweck der gemeinsamen Ausschweifung gegründet. Über alle diese Dinge gibt es ein derart unerschöpfliches Material, daß Eugen Dühren in seinem Werk über das „Geschlechtsleben in England“ umfangreiche Kapitel damit füllen konnte.

Aber auch aus dem noch kleinbürgerlichen Deutschland wird ähnliches berichtet. Wir erfahren, daß auch hier Massenorgien in Gestalt von Nacktbällen usw. zu verzeichnen waren. Besonders aus Wien und Berlin sind Berichte über derartiges vorhanden. Viel bezeichnender für die innere Brüchigkeit der kleinbürgerlichen Zustände ist jedoch, daß nicht nur die Großstädte solche Lasterhöhlen bargen, sondern daß das Ungeheuerlichste an Ausschweifungen mitunter selbst in den Kleinstädten seinen Sitz hatte, daß dort alle Welt davon wußte, und daß Hunderte von den dabei unentbehrlichen Kuppeldiensten lebten. Für diese Behauptung gibt es ein Zeugnis, wie es klassischer nicht genannt werden kann. Es ist dies der

## LA PAIX DU FOYER



1. — Onze heures sonnent au beffroi du château. Les invités ont se coucher



2. — « Tiens, nous sommes voisins ! »



3. — *Maudit*



4. — Une heure



5. — Deux heures



6. — Trois heures



7. — Quatre heures...



8. — (Lendemain matin.) — « ... Suppose que c'eût été un autre que moi. Le général, par exemple... Quel esclandre ! ... Enfin, si le mari savait ? »  
— « Calme-toi... il le sait ! »

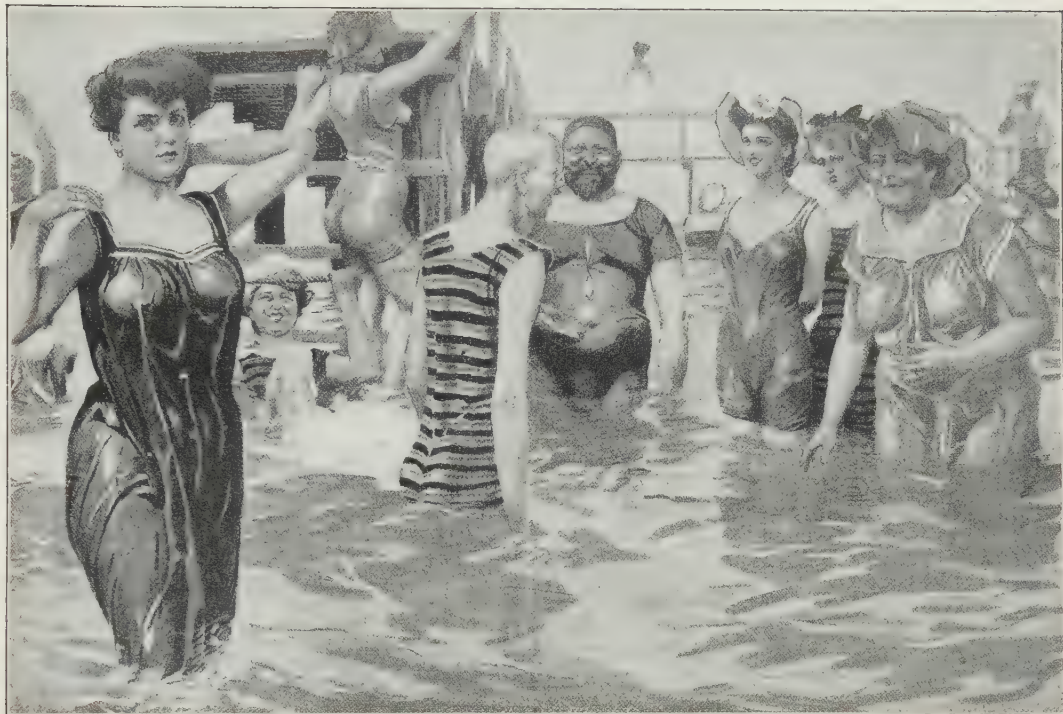


berühmte Scheidungsprozeß der Gräfin Sophie Hatzfeld gegen ihren Gatten den Grafen Edmund Hatzfeld, der in den vierziger und fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Düsseldorf sich abspielte. Dieser Prozeß ist weltberühmt geworden, weil er mit dem Namen von Ferdinand Lassalle verknüpft ist, der dieser gepeinigten und von ihrem Gatten aufs schamloseste infamierten Frau Schutz und Retter wurde. Eine genauere Kenntnis der in diesem Prozeß enthüllten Scheußlichkeiten läßt sich heute nur an der Hand der von Lassalle entworfenen Scheidungsklage, die er beim Landgericht Düsseldorf gegen den Grafen Edmund Hatzfeld einreichte, bekommen. Ein Exemplar dieser 87 engbedruckte Folioseiten umfassenden Anklageschrift liegt vor uns: sie ist bis jetzt niemals in die weitere Öffentlichkeit gedrungen und kam damals nur in die Hände der direkt am Prozesse Beteiligten, also in die der Behörden und der Mitglieder der Familie Hatzfeld, die zum Schutz der gemarterten Frau dadurch aufgerufen werden sollten. Angesichts dieses Dokumentes, das sich wegen seines großen Umfanges an dieser Stelle leider nicht einmal auszugsweise wiedergeben läßt, kann man wohl sagen: Es gibt wenig Sittendokumente von solchem Wert wie dieses, denn es enthüllt eine fast unfaßbare sittliche Verwahrlosung innerhalb dieser Gesellschaft. Keine Form des Lasters gibt es, der der Graf Edmund Hatzfeld nicht gefrönt hätte, keine Form des Ehebruchs war ihm zu gemein, kein einziges weibliches Wesen war vor ihm sicher. Die Zofen der Gattin so wenig wie die Frauen der gräflichen Freunde. Zahlreiche Kuppler und Kupplerinnen waren ständig in seinen Diensten.



393. Verschämtheit. Gemälde von A. Guillaume

Jede durch Düsseldorf reisende Dirne wurde zum Grafen ins Schloß gebracht und oft zweie zugleich, wo sie, die einen für kürzere, die anderen für längere Zeit installiert wurden. Fast immer hatten einige Dirnen Wohnung im Schloß. In den sämtlichen Bordells von Düsseldorf und Köln gab es kaum eine einzige Dirne, mit der der Graf nicht Unzucht getrieben hätte. Das weibliche Dienstpersonal wurde stets unter dem Gesichtspunkte engagiert, entweder den Harem des Grafen zu ergänzen, oder kupplerisch dafür tätig zu sein. An verheiratete Ehepaare wurden vom Grafen Stellen nur dann vergeben, wenn die Frau bereit war, dem Grafen zu jeder Stunde zu Willen zu sein. Auch nur unter dieser Bedingung bekam jemand eine



Badebekanntschaft. „Na werden Sie denn nu meine Töchter in Berlin wiedererkennen, Herr Baron?“ — „Auf der Straße — weiß ich nicht. Auf Hofbällen gewiß.“

391. F. Heilemann. Lustige Blätter

Pacht auf den großen Gütern der Familie Hatzfeld oder wurde ein Pachtvertrag verlängert. Das Bezeichnendste ist, daß diese Dinge beileibe keine verschwiegenen oder sorgfältig verdeckten Geheimnisse waren. Im Gegenteil, unter den Augen aller Welt huldigte der Graf Hatzfeld seinen Debaucherien und am ungeniertesten unter denen seiner Frau. In ihrer Gegenwart karessierte er die weiblichen Gäste oder machte ihnen nächtliche Besuche, ja er zwang seine Frau sogar förmlich mit Gewalt dazu, Zeuge seiner schweinischen Unternehmungen zu sein. Wenigstens der schamloseste Gewaltakt dieser Art sei hier mit Lassalles Worten zitiert. Es heißt auf Seite 3 der Scheidungsklage:

Dem Grafen Hatzfeld sollte die Ehre verbleiben, der Erfinder einer so atrozen und unnatürlichen Beleidigung zu sein, wie sie unter halbtierischen Wilden vielleicht noch nicht vorgekommen ist. Es war im Jahre 1823 als die Gräfin Hatzfeld zum ersten Male daniederkam. Die Entbindung war eine überaus schwere; die Ärzte trugen Bedenken für das Leben der Gräfin, das Kind mußte mit Instrumenten geholt werden und kam tot zur Welt. Noch 18 Tage nachher schwebte die Gräfin zwischen Leben und Tod und war von den Ärzten völlig aufgegeben. In der Nacht nach der Entbindung, als die junge Gräfin in den fürchterlichsten Schmerzen sich wand — vollzog — fünf Zeugen werden darüber deponieren — der Graf mit der Gräfin Nesselrode bei halb offener Tür den Beischlaf. Die in Lebensnöten ringende junge Frau bemerkte es und weinte bittere und laute Tränen. So wurde durch eine Bestialität ohne Gleichen Namen und Gestalt des Menschen geschändet.

Trotz alledem mußte aber auch die Gräfin jeden Augenblick den geilen Begierden ihres Gemahls gefügig sein, wann und wo ihn die Lust dazu ankam,



und zwar verlangte er von ihr die Erfüllung derselben ekelhaften Unzuchtspraktiken — „Genüsse so überschwenglicher, Bordellhaus entsprungener Unnatur“ heißt es in der Lassalleschen Scheidungsklage — wie er sie im Umgang mit den gemeinsten Dirnen trieb. Es ist schließlich kein Wunder, daß der Herr Graf seine Frau auch mehrmals mit den ekelhaftesten Geschlechtskrankheiten infizierte.

Man mag einwenden, daß der Graf Edmund Hatzfeld eben ein pathologisches Monstrum von Geilheit und Gemeinheit gewesen sei, und darum gewiß nicht typisch für seine Klasse. Aber wenn dieser Einspruch auch richtig ist, so raubt er dem sittengeschichtlichen Wert der Lassalleschen Scheidungsklage auch nicht einen Deut. Denn diese belegt eben noch viel mehr: daß nämlich Hunderte in Dorf und Stadt sich willig in den Dienst dieser gräflichen Debaucherien stellen mußten, um sie möglich zu machen, weiter: daß die ganze feudale Verwandtschaft, eingeschlossen die eigenen Brüder der Gräfin, nicht einen Finger rührten, um die arme Frau aus den Klauen dieses Wüstlings zu entreißen, trotzdem sie alle diese Schandtaten kannten, denn sie wurden ihnen mitgeteilt. Das Ungeheuerlichste an Debaucherien durfte sich der gräfliche Stammherr der Familie Hatzfeld öffentlich herausnehmen, eine ganze Provinz sittlich korrumpieren, ohne daß ernstlich ein Finger gegen ihn gerührt wurde, über alles wurde hinweggesehen, den Behörden fiel es nicht ein einziges Mal ein, einzuschreiten, obgleich sie dutzend bestbegründete Anlässe dazu hatten. Diese Gründe sind es, warum man getrost behaupten darf, daß der Hatzfeldprozeß nicht nur die individuellen Exzesse eines einzelnen Ungeheuers illustriert, sondern im besonderen ebenso die feudalen Vorrechte und die feudale Korruption im vormärzlichen Deutschland überhaupt.

Daß unter dem zweiten Kaiserreich, und zwar speziell in Frankreich, die Massenausweifung wieder in verstärktem Maße in Erscheinung trat, war damals eine allgemein bekannte Tatsache. Und jeder, der sich heute mit dieser Zeit auch nur oberflächlich beschäftigt, findet noch reichlich Belege dafür. Textlich und bildlich (vgl. Bild 74, 75, 82—85, 92, 93, 111, 115, 205, 327, 331, 334, 335, 338—344. Beilage „Die Vergnügungsreise“). Diese Tatsache wird darum auch nur selten bestritten. Worauf aber von den einsichtsvollen Schilderern gegenwärtiger Zeiten heute im Anschluß an diese wegen ihrer unbeschränkten Herrschaft der Königin Kokotte immer als besonders sittenlos verschrienen Zeit mit Recht hingewiesen wird, ist, daß es ein großer Irrtum wäre, anzunehmen: solche Sittenzustände seien heute endgültig ausgemerzt. Die Gegenwart ist in der Tat nicht nur unschuldsvoller, sondern im Gegenteil: vieles von dem, was ehemals das größte Aufsehen machte, wird heute als Bagatelle belächelt und in einigen Tagen vergessen. Und weder das eine noch das andere ist verwunderlich, geschweige denn unfassbar, sondern unvermeidlich.

Von einer Zeit, die den Begriff des Reichtums in einer Weise gesteigert hat, wie ihn, nicht einmal annähernd, keine frühere Zeit kannte, und wo es überdies außerordentlich große Kreise sind, die über ungeheure Mittel verfügen, — von einer solchen Zeit ist die höchste Zügellosigkeit im geschlechtlichen Genießen einfach untrennbar. Ebenso untrennbar ist freilich aus den schon hinreichend





Er: „Wir sind ganz ungestört, ich habe Ihrem Mann eine zweistündige Liegekur verordnet.“

392. Der Flirt im Sanatorium. Assiette au beurre

entwickelten Gründen, daß die großen Laster heute stets nur hinter zehnfach verschlossenen und verhangenen Türen und Fenstern sich austoben dürfen. Darum aber haben auch so wenig Menschen eine wirkliche Vorstellung von den Ungeheuerlichkeiten, die sich auf geschlechtlichem Gebiete heute noch Tag für Tag in jeder Großstadt abspielen. Freilich erweisen schon die zahlreichen knappen Notizen, die ununterbrochen in der Presse auftauchen, welche Schlammfluten sich unterirdisch dahinwälzen. Man lese als Probe den folgenden Bericht aus Krakau, der allerneuesten Datums ist:

Krakau, 19. April. (P. C.) Die hiesige Polizei ist einer Gesellschaft auf die Spur gekommen, die seit längerer Zeit Nacktabende und unsittliche Orgien veranstaltete. Der Vereinigung gehörten etwa 300 junge Männer und 50 junge Mädchen alle aus den ersten Gesellschaftskreisen, an. Die Gesellschaft hatte sich in der Stadt ein eigenes Haus gemietet, in dem die Exzesse begangen wurden.



*C'est pour votre papa..... Passez donc dans mon cabinet.*

393. Zeichnung von Felix Vallotton

Zahlreiche Insassen hiesiger Mädchenpensionate sind in die Geschichte verwickelt. Nur durch einen Zufall kam der Skandal ans Tageslicht. Bei einem der Mädchen fand die Polizei einen hektographierten Aufruf, der eine Einladung zum Beitritt in den Verein enthielt. Diesem Aufruf war ein Prospekt beigelegt, der über die Tätigkeit der Vereinigung nähere Aufschlüsse gab. Die Polizei ließ das Vereinshaus sofort schließen. Das Abzeichen der Mitglieder bestand aus einer silbernen Spinne. Die Affäre erregt in hiesigen Gesellschaftskreisen das peinlichste Aufsehen.

Und solche Berichte tauchen Woche für Woche bald aus dieser, bald aus jener Stadt auf. Viele dieser Fälle werden von den Behörden in aller Stille eingeschmuggelt, so daß man dann nichts weiter mehr von der betreffenden Sache hört. Noch mehr Fälle werden freilich erfolgreich vertuscht, noch bevor sie überhaupt offiziell den Behörden bekannt werden; denn die Vertuschung des Lasters ist heute, im Zeit-

alter der planmäßigen Organisation, eben genau so vortrefflich organisiert wie das Laster selbst. (Vergleiche zu alledem die Beilagen: Dutailly „Die Antike als Ideal“; Berthier „Die Anbetung des Priap“; J. Northcote „Die arbeitsame und die liederliche Magd“; Henry Richter „Die unerwünschte Rückkehr des Gatten“; Debu-court „Im Hyde-Park“; „Die unliebsame Überraschung“; Gavarni „Plakat zu Balzacs Philosophie de la vie conjugale“; Ducrot „Die bestrafte Neugier“; Gavarni „Ein Souper im Maison d'or“; Numa „Die Bacchantin“; J. Lindner „Die Vergnügungsreise“; W. Leibl „Die Pariserin“; Louis Legrand „Im Chambre séparée“; J. Grün „Souperstimmung im Chambre séparée“)

\*     \*     \*

Das Repertoire der sexuellen Perversitäten ist so ziemlich zu allen Zeiten gleich. Obenan stehen der Flagellantismus und der homosexuelle Verkehr. Weiter gehören dazu: geschlechtlicher Mißbrauch von Kindern, Deflorationsmanie, gewisse Formen von Kolonialgreueln, Exhibitionismus, Sodomie usw. Aber die Verbreitung der einzelnen Laster ist zweifelsohne sehr verschieden zu allen Zeiten. Daraus folgt, daß, wenn es sich auch bei den meisten dieser Formen von Geschlechtsbefriedigung um pathologische Erscheinungen handelt, die speziellen All-







gemeinzustände dennoch steigernd oder vermindernd wirken können. Damit aber wird der Krankheitsfall zum Laster und gehört nicht nur vor den Arzt, sondern auch vor das Forum der Sittengeschichte.

Als wichtigste Tatsache ist zu konstatieren, daß alle diese Anomalien gerade in der modernsten Zeit wieder eine auffallend starke Verbreitung haben; sie treten überall wieder als Massenerscheinung auf. Infolgedessen werden auch die Gelegenheiten zu ihrer Befriedigung sozusagen großindustriell betrieben und organisiert. Aus dieser Zunahme in der Gegenwart folgt natürlich dasselbe, was schon im Zeitalter des Absolutismus als die zeugende Ursache solcher Zustände genannt ist (siehe Die galante Zeit S. 380), daß die natürlichen Reizungen in weiten Kreisen durch Überreize ihre Reizkraft verloren haben. Diese weiten Kreise sind vornehmlich die besitzende Lebewelt.

Das meiste Aufsehen hat in den letzten Jahren die ungeheure Verbreitung der Homosexualität gemacht; und zwar die der Männer. Es steht heute unbestritten fest, daß in jedem Lande Zehntausende von Männern dem Kultus dieser perversen Form der Geschlechtsbefriedigung zuneigen. Freilich muß gerade gegenüber diesem „Laster“ zugegeben werden, daß die direkt krankhafte Veranlagung hier die Hauptrolle spielt und die erworbene Neigung nur in ganz untergeordneter Weise in Frage kommen dürfte. Aber trotz alledem ist auch diese geschlechtliche Anomalie ein wichtiger Bestandteil der spezifisch modernen Sittenzustände. Denn darin, daß immer und immer wieder homosexuelle Massenorgien von Männern und Knaben in den letzten Jahren bekannt werden, dokumentiert sich eben auch nichts anderes als was die im vorigen Abschnitt angeführten orgiastischen Ausschweifungen normalgeschlechtlicher Art an den Tag bringen — einen allgemeinen Sittenzerfall in bestimmten Kreisen. Von der anscheinend ebenfalls in starker Zunahme begriffenen Homosexualität der Frauen gilt ähnliches. Andererseits darf gerade gegenüber der homosexuellen Betätigung der Frauen nicht übersehen werden, daß sie viel häufiger der heim-



„Immer Aufbesserung! Ja, zu was verwenden Sie denn Ihre Abende?“

394. Jacques Villon. L'Assiette au beurre

Fuchs, Sittengeschichte \*\*\*

48



Kommentar zu einer Fabrikordnung:  
Es ist den weiblichen Angestellten verboten sich  
zu setzen — ausgenommen auf den Schoß des Chefs  
395. Zeichnung von A. Willette

liche Ausdruck für vorhandene Geschlechtsnöte ist, der Ersatz für einen durch die sozialen Verhältnisse verhinderten natürlichen männlichen Geschlechtsverkehr (Bild 64, 108).

Um etwas wesentlich anderes handelt es sich bei allen andern Anomalien des Geschlechtslebens, weil diese vorwiegend Stimulanzmittel sind. Obenan steht dabei die Flagellation. In welchem Maße die Flagellation heute in allen Ländern Massenerscheinung ist, erweist nichts deutlicher als die Massenhaftigkeit der Institute, unter deren Deckmantel die Befriedigung dieses Lasters zu einem förmlichen Geschäftsbetrieb gemacht wird, nämlich die Masseusen. In Deutschland konnte bis vor wenigen Jahren jeder, der zu lesen verstand — in Österreich, Frankreich

und England kann man es auch heute noch — aus jeder Nummer einer größeren Zeitung Dutzende von Adressen herausschreiben, wo Männlein und Weiblein zu jeder beliebigen Tagesstunde das Vergnügen haben konnten, zur Befriedigung ihrer erotischen Sehnsüchte sich auspeitschen zu lassen oder zum selben Zwecke andere auspeitschen zu dürfen. Denn mehr als die Hälfte aller Masseusen oder Privatmassageinstitute dienen ausschließlich diesen Zwecken. Aus dieser Tatsache ergibt sich ein ganz ungeheures Bedürfnis auf diesem Gebiet und damit ein ebenso hoher Grad allgemeiner sexueller Abstumpfung; Unzählige bedürfen demnach des künstlich gesteigerten Überreizes, um überhaupt noch einen Reiz zu empfinden.

Auf denselben Untergründen wuchern übrigens auch die Auspeitschungen und Mißhandlungen von Negern in Afrika, die in den schaudererregenden Kolonialgreueln gipfeln und in unserer Gegenwart für Deutschland in den Namen Leist, Wehlau, Arenberg ihre unvergänglichen menschlichen Schandsäulen gefunden haben. Wer andere auspeitschen läßt, ist stets ein Sadist. Weiter ist ganz zweifellos, daß die Mehrzahl der enragierten Vertreter der Prügelstrafe zum mindesten sadistisch veranlagt ist, und daß auch viele von ihnen heimlich mehr oder weniger derartigen Neigungen huldigen.



Eine noch empörendere Entartungserscheinung, die ebenfalls meist die Folge von Übersättigung am normalen Geschlechtsverkehr ist, ist die Unzucht mit Kindern, wozu auch die bereits im ersten Kapitel als besonderes Charakteristikum unserer Zeit hervorgehobene Deflorationsmanie gehört (S. 92 u. flgd.). Die Gefahren, denen die Kinder in dieser Richtung ausgesetzt sind, sind kaum zu überstreichen. In jeder Großstadt gibt es unzählige männlicher Lüstlinge, die ihre niederträchtigen Begierden einzig auf die unreife Jugend richten und auch an dieser befriedigen. Auf Weg und Steg werden heute Kinder zu unsittlichen Zwecken verlockt. Ein leitender Beamter der pariser Sittenpolizei gab darüber das folgende Urteil ab:

„Aber was sehr allgemein geworden ist, das ist die wilde Leidenschaft der Männer, Minderjährigen nachzustellen, und besonders sind es die Minderjährigen, die das Schutzalter noch nicht überschritten haben, die ihre Wollust erregen. Das ist grauenerregend, ja; aber es ist so. Sie können mit Herren zusammentreffen, deren Aussehen vortrefflich ist, an denen niemand etwas Verdächtiges entdecken kann, und die zu observieren einem Polizisten gar nicht einfallen würde. Und dabei könnten Sie leicht beobachten, wie diese Kerle auf offener Straße Mütter und Bonnen in Begleitung von Kindern belästigen, indem sie mit Bezug auf die Kinder Anerbieten, und zwar die ungeheuerlichsten Anerbieten, machen. So ein Abenteuer ist kürzlich der Gattin eines Beamten widerfahren. Sie promenierte mit ihrem Töchterchen, und da hat sich ihr ein Mann auf dieselbe Weise und mit den unglaublichsten Ausdrücken genähert.“

Am meisten drohen diese Gefahren der Proletarierjugend. Und diesen Gefahren unterliegen auch unzählige Kinder. Zur Charakteristik sei der folgende, am 15. August 1910 von der „Welt am Montag“ publizierte Brief mitgeteilt, der in krassester Weise derartige Vorkommnisse auf der Insel Helgoland enthüllt. Der Brief stammt von einem Helgoländer Gendarmen und war an einen ihm befreundeten Herrn gerichtet, der ihn dem genannten Blatt zur Publikation übergab:

Helgoland, den 3./8. 10.  
Hochverehrter Herr G . . .

Was sagen Sie zu der Angelegenheit Beckers? Er unterhielt seit ca. 7 Jahren mit schulpflichtigen Kindern Verkehr; einige waren erst 8 Jahre. Ein 13jähriges Mädchen kam in anderen Umständen. Der Vater des Kindes erstattete mir Anzeige; hierdurch war ich gezwungen, ihn



„Du siehst meine Kleine, daß ein lobendes Feuilleton sehr leicht verdient ist!“

396. Theaterkritik. Zeichnung von M. Radiguet

48\*

festzunehmen, zumal er am selben Tage die Insel verlassen wollte. Leicht ist mir dieses nun gerade nicht geworden. — Er war kaum eine Stunde in Haft, dann hatte er sich mit Zyankali vergiftet. Er ist dann an der Kirchhofsmauer ohne Sang und Klang beerdigt . . . . Ich kann Ihnen ja gerne anvertrauen, daß ich ihn im vorigen Sommer bereits gewarnt habe. Er hätte sich auch längst vor der Katastrophe entfernen können. Im Laufe der Ermittlungen deckte ich dann noch vieles auf. Außer Beckers sind in der Sache ein Oberleutnant, 1 Oberstabsarzt L . . . , 1 Obermaat, 1 Maat, E . . . , und 5 Helgoländer. 7 Mädchen im Alter von 7—14 Jahren. Mündlich können wir besser darüber reden. Sonst ist hier alles beim Alten. Die Fremden werden noch genau so rasiert wie früher.

Zur Erläuterung dieses Briefes sei noch ein Teil der Anmerkung hinzugefügt, die die Redaktion im Interesse der Aufhellung dieser Scheusäligkeiten zu machen für nötig fand:

Bei den in diesem Briefe benannten Personen, deren Namen ausgeschrieben, und nur von uns punktiert sind, handelt es sich gleichfalls, wie bei den durch Titel bezeichneten, um Angestellte der Marine; der eine ist Marine-Zahlmeister (zurzeit fort von der Insel), der andere Marine-Ingenieur. Von dem Namen der hier mit E. bezeichneten Person sind im Briefe die ersten vier Buchstaben ausgeschrieben; diese aber lassen keinen Zweifel daran, daß der Briefschreiber einen Namen meint, der genau derselbe ist wie der des früheren Kommandanten der Insel, eines Admirals, der im vorigen Herbst seinen Abschied nahm — wie man damals meinte: wegen seiner Ehescheidung.

Allgemein bekannt, aber noch lange nicht genug in ihrem großen Umfange erkannt, sind die Fälle, wo Lehrer und Priester ihre Macht über die ihrem Schutze empfohlenen Kinder in dieser furchtbaren Weise mißbrauchen. Leider kommt es gerade hier nur in den allerseltensten Fällen zur gerichtlichen Verfolgung der Schuldigen. Viele Eltern fürchten die Kompromittierung ihres Kindes fürs ganze Leben. Blieb es gar erst beim Versuch, so scheuen, ebenso begreiflicherweise, viele Eltern die Gefahr, daß das noch unwissende Kind durch eine gerichtliche Vernehmung überhaupt erst auf die Sache gestoßen wird, die von ihm in seinem Wesen zuerst gar nicht begriffen worden ist.

In den oben geschilderten pariser Maisons de Rendezvous werden von der Kundschaft neben der verheirateten Frau sehr häufig auch unreife Kinder verlangt. Und zwar sollen es vornehmlich Engländer sein, die diese Anforderungen stellen und extra zu diesem Zweck von London nach Paris kommen. Das ist allbekannt, und darum bieten sich nicht nur Ehefrauen diesen Kupplerinnen an, sondern es werden ihnen ununterbrochen auch Minderjährige zugeführt. Die Leiterin eines solchen Hauses gab auf die Frage, ob sie auch Ausländer unter ihrer männlichen Kundschaft zähle, der Polizei die folgende Auskunft:

„Viele, und besonders Engländer. In London sind die Maisons de rendez-vous verboten worden, und darum kommen sie gegenwärtig alle nach Paris. Die Reise dauert nicht lange, und es geht ja auch schnell . . . Nur wollen sie immer Minderjährige, und die kann ich ihnen nicht besorgen.“ „Die nehmen Sie nicht auf?“ „Niemals.“ „Aber kommen denn keine, um sich anzubieten?“ „Jetzt nicht mehr . . . Sie wissen, daß ich sie abweise, und darum kommen sie nicht mehr. Aber es ist noch nicht so lange her, da kamen sie noch und selbst Mütter suchten mich auf, um mir ihre kleinen Töchter anzubieten.“ „Viele?“ „Gerade genug.“ „Und aus welchen Kreisen stammten sie?“ „Meist aus der galanten Welt . . . Aber es sind nicht immer nur Kokotten, die mir ihre Kinder bringen, auch Arbeiterfrauen und selbst Frauen aus einigermaßen guten Verhältnissen . . .“ „Frauen aus guter Familie, die Ihnen ihre Kinder anbieten?“ „Oh, aber gewiß . . . ! Mütter, die in Not geraten sind . . . nach dem Verlust des Vermögens . . . ruinierte Wittwen . . . Das passiert nicht oft, aber es kommt doch vor.“





307. Die Hochzeitsnacht. Adolf Willette. 1906

Diese Antwort beweist natürlich am allerwenigsten, daß derartige infame Wünsche in diesen Häusern auch wirklich verweigert werden; denn daß man der Polizei gegenüber die Erfüllung bestreitet, liegt auf der Hand. In England selbst wird die Verführung oder richtiger die Vergewaltigung unreifer Mädchen, wie bereits im ersten Kapitel dargelegt wurde (S. 92 u. flgd.), geradezu im großen betrieben. Was dort über diesen Punkt gesagt ist, bedarf hier jedoch noch einiger Ergänzungen. Über die Methoden des Einfangens der armen Opfer bezeichnete William Stead, der Entlarver dieser Scheusäligkeiten, die folgende als eine der abgefeimtesten — es ist zugleich auch eine seit altersher (siehe „Galante Zeit“, S. 427) überaus gebräuliche Methode:



Eine der abgefeimtesten und teuflischsten Arten des Fanges besteht darin, daß man ein Weib, welches als barmherzige Schwester gekleidet ist, zum Köder benutzt. Dies wird, wie mir in dem Geschäfte wohl bewanderte Frauenzimmer versichert haben, bei den Armen mit großem Erfolge angewandt. Das irische katholische Mädchen wird bei ihrer Ankunft in Euston von irgend einer barmherzigen Schwester angesprochen. Man sagt ihr, daß die Oberin sie gesandt habe, um armen katholischen Mädchen gutes Logis zu verschaffen, von wo sie sich nach einer Stelle umsehen kann. Das Mädchen folgt selbstverständlich ihrer Führerin, und nach einer schnellen Fahrt in geschlossener Droschke langt sie in einem verrufenen Hause an. Nachdem man ihr ihr Schlafzimmer gezeigt hatte, verschwindet die barmherzige Schwester und das Terrain ist geebnet zu ihrem Untergange. Das Mädchen hat keine Idee, wo sie ist. Jedermann ist gut gegen sie. Die Kupplerin gewinnt ihr Vertrauen. Vielleicht findet sich eine Stelle in einem andern Hause, das demselben Geschäfte gehört, denn einige Bordellbesitzerinnen haben verschiedene Häuser. Getränk steht fortwährend zu ihrer Verfügung; sie wird mit in's Theater und zum Ball genommen. In einer Nacht wird dann plötzlich, wenn sie müde und halbbetrunken ist, ihre Schlafzimmertür geöffnet — denn die Türen können, obwohl von innen verschlossen, durch Druck von außen geöffnet werden — und ihr Verderben ist vollendet.

Auf welche Weise es verhindert wird, daß die Lüstlinge bei ihrem Treiben irgendwie gestört werden könnten, erläutern die folgenden Konstatierungen Steads:

An diesem Punkte meiner Untersuchungen stieß mir die Schwierigkeit auf, wie es möglich sei, daß diese Schändungen unentdeckt stattfinden könnten. Die Hebamme, welche ich befragte,



BROUILLARD DE TOUSSAINT

38. Geteilter Schmerz. Adolf Willette

erklärte, daß keine Gefahr vorhanden sei. Einige Häuser seien mit einem Kellerzimmer ausgestattet, aus dem kein Laut hervordringen könne, und de facto sei noch Niemand entdeckt worden. Die Wahrheit betreffs des unterirdischen Raumes ist schwer festzustellen. „In meinem Hause,“ sagte mir eine sehr respectable Dame, Besitzerin einer Villa im westlichen London, „können Sie das Geschrei der Mädchen anhören, und Sie können sicher sein, daß kein Anderer außer Ihnen es hört. Aber um das Geschrei eines unreifen Kindes ungestört zu hören, braucht man kein gepolstertes Zimmer, kein Zimmer mit doppelten Türen oder eine unterirdische Kammer zu haben.“ „Hier,“ sagte mir die Aufseherin einer angesehenen Villa, indem sie ihren Besuch durch die nobel ausgestatteten Zimmer führte, „hier, wo in früheren Zeiten ein Prinz von Geblüt eine seiner zahlreichen Maitressen verwahrt haben soll, hier ist ein Zimmer, wo Sie ganz sicher sind. Die Mauern sind stark, und auf dem Flur ist ein doppelter Teppich. Das einzige Fenster, welches auf den Garten geht, ist doppelt gesichert, einmal mit Fensterläden und dann mit schweren Vorhängen. Man verschließt die Tür und kann dann anfangen, was einem gefällt. Das Mädchen mag Zetermordio schreien, man hört keinen Ton. Die Diener pflegen im entgegengesetzten Teile des Schlosses zu sein. Ich allein werde dafür sorgen, daß alles ruhig ist.“ Welche Möglichkeit ist denn, daß der schwache, furchtsame Schrei des verlockten Kindes durch die

geschlossenen, mit Vorhängen versehenen Fenster dringt, oder an das Ohr des bestechlichen Wächters schlägt — des Frauenzimmers, dessen Aufgabe es ja ist, für vollständige Sicherheit des Klienten zu sorgen? Man hat Mittel, den Schrei zu unterdrücken, — ein Kissen, ein Bettuch oder einfach ein Taschentuch — kurz, da ist gar keine Gefahr. Für einige Leute jedoch ist der Angstschrei die Hauptwollust, und sie würden durch kein Zeichen den Schrei hindern, dem sie zuhören.“

Daß ein derartiger Großbetrieb aber auch in andern Ländern zu verzeichnen ist, beweist eine in allerjüngster Zeit entdeckte derartige Lasterhöhle in Lodz. Das Berliner Tageblatt vom 15. März 1912 berichtet über diesen Fall das folgende:

Auf der Straße Nikolajewska in Lodz in den Hinterräumen der Konditorei Müller wurde, wie uns

ein Privattelegramm aus Warschau meldet, ein verschlossenes Zimmer entdeckt, in dem über vierzig minderjährige Mädchen vergewaltigt wurden. Außerdem ist man auf die Spuren eines ähnlichen Quartiers in der Petrikauer Straße gekommen, wo kleine, sogar neunjährige Mädchen durch eine Kupplerin hineingelockt wurden. In beiden Fällen handelt es sich um reiche Lodzer Fabrikanten und Hausbesitzer, von denen einige sofort verhaftet, jedoch nach Hinterlegung einer hohen Kautions freigelassen wurden. Eine strenge Untersuchung ist im Gange. Die Entdeckung erfolgte durch einen Zufall. Einem Lebemann wurde das Portefeuille mit vielem Geld von einer Zwölfjährigen gestohlen. Der Bestohlene erstattete der Polizei Anzeige von dem Diebstahl, wodurch die Angelegenheit an das Tageslicht kam.

Zu den ebenfalls nicht seltenen Anomalien des Geschlechtslebens gehört auch die Sodomie, an der zwar beide Geschlechter beteiligt sind, aber in diesem Falle die Frauen zweifelsohne mehr als die Männer. Dieser Unterschied kommt daher, weil die Sodomie bei den Frauen, ähnlich wie deren gleichgeschlechtlicher Verkehr, in der Hauptsache aus Geschlechtsnöten, aus mangelnder Gelegenheit an natürlicher Geschlechtsbefriedigung herrühren dürfte. In dieser Lage ist vor allem die vornehme Dame ungleich häufiger als der Mann. Meist ist es — wie auch in vergangenen Jahrhunderten — das Schoßhündchen, das die Rolle des Befriedigers spielt. Mantegazza sagt:

Mehr als einmal beten reizende Damen in den höchsten Sphären der gebildeten Gesellschaft ihren Schoßhund aus Gründen an, die sie keiner lebenden Seele gestehen würden. Seltener ist der Hund kein Schoßhündchen, und dann ist die Verirrung nur noch niedriger und verwerflicher und statt eines tierischen Tribadismus haben wir ein Beispiel von tierischem Koitus, von



399. Die Witwe. Amerikanische Zeichnung



einem schmachvollen, ruchlosen Zusammenleben des schönsten der Geschöpfe mit dem häßlichsten, übelriechendsten aller Haustiere.

Aber der intime Verkehr mit Tieren ist außerdem auch ein Ausfluß des sexuellen Raffinements. In südlichen Ländern, in Italien und in Griechenland kann der Reisende jederzeit erleben, daß ihm Tiere zum Geschlechtsgenuß angeboten werden. Vornehmlich Ziegen und Kapaunen. Dem Verfasser sind vor zwanzig Jahren auf dem Corso in Neapel an einem einzigen Abend der Reihe nach ein Knabe von acht Jahren, ein Mädchen im Alter von neun Jahren, eine Ziege und ein Truthahn zu Unzuchtszwecken angeboten worden. Hypergeile Frauen finden ein besonderes Vergnügen daran, nicht nur große Hunde, sondern vor allem auch Pferde zärtlich zu liebkosen und erleben dabei die ersehnten wollüstigen Sensationen. In Octave Mirbeaus „Badereise eines Neurasthenikers“ (Budapest 1902) wird eine solche Szene beschrieben. Es heißt dort:

„Die Prinzessin Karagnine ist eine heißblütige, bewegliche Frau mit bildschönen, wilden Augen, die eine eigene Leidenschaft für Tiere besitzt. Sie verbringt einen Teil ihrer Zeit im Stall, inmitten der Hengste, deren biegsame Flanken und deren leuchtendes Fell sie streichelt. Sie hat in ihrem Gefolge stets sechs riesige Jagdhunde, die hell, stark und reißend wie Tiger aussehen . . . Heute Morgen sah ich sie, wie sie nach ihrem gewohnten Ritt vom Pferde stieg. So wie sie sich auf dem Boden befand, raffte sie mit einer lebhaften Bewegung ihr Kleid auf, schob die Reitpeitsche unter die Achselhöhle und küßte das dampfende Maul des Hengstes. Und da von diesem Kuß ein wenig Schaum von dem Tier an ihren Lippen geblieben war, verschlang sie ihn mit einem Zungenschlage, mit einer Art wollüstiger Gier. Und ich glaubte in ihren hellen Augen das wilde Gelüst der Pasiphaë aufleuchten zu sehen.“

Diese Szene ist auch bildlich dargestellt worden. Man sieht sie seit einigen Jahren als teuren Farbstich in den Schaufenstern aller Bilderhändler. Da das Bild demnach geradezu zu den modischen Sujets gehört, so ergibt sich daraus, wie weitverbreitet dieser „vornehme“ Instinkt ist.

Bis zu welchem Grade weibliche Hypergeilheit sich mitunter steigert und wie häufig man auf diese gerade in unserer Gegenwart stößt, beweist das skandalöse Verhalten der vornehmen Damenwelt bei allen Sensationsprozessen. Der blutgierige Verbrecher wird für die erotische Phantasie der hypersensiblen Dame zu einem begehrten Leckerbissen. Vor allem sind es Lustmörder, die die Geilheit dieser Kreise aufreizen. Zahlreiche Lustmörder werden im Gefängnis geradezu mit Liebesbriefen überschüttet, sie erhalten große Mengen von Leckerbissen und Geld zugeschickt. Und bei den betreffenden Gerichtsverhandlungen kommt es mitunter zu förmlichen Schlägereien zwischen den eleganten Damen um Eintritt in den Gerichtssaal und um einen guten Platz. Als einziges Beispiel dieser Art sei auf einen der jüngsten derartigen Fälle, den Prozeß des pariser Lustmörders Solleiland verwiesen, der ein kleines Mädchen, Martha Erbeling, erst vergewaltigt und dann ermordet hatte. Zahlreiche vornehme Damen nahmen in der Gerichtsverhandlung offen für dieses Scheusal Partei. Ein Bericht der Vossischen Zeitung mag zeigen, wie sich die eleganten Damen dabei aufführten. Diese schrieb:

Der Gerichtssaal war so voll, daß keine Stecknadel zu Boden fallen konnte. Man sah nichts als elegante Sommertoiletten, hochmoderne Hüte, kostbare Fächer. Die holden Damen füllten alle Sitze, hockten auf den Schranken, erstürmten schamlos die Bühne, die dem Gerichtshof und den als Zuschauer anwesenden Richtern vorbehalten ist, und konnten nur mit größter Mühe von den





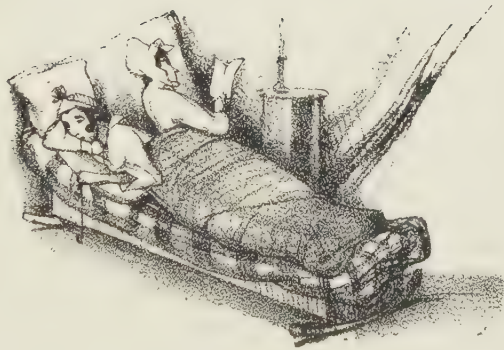
## Liebeshandel

Französischer Schabstich aus der Zeit der französischen Revolution



Armlehnen der Richterstühle entfernt werden, auf die sie sich setzen wollten. Sie fächelten sich raschelnd, knabberten dirnenhaft schmatzend Bonbons und verschlangen den Angeklagten durch langstielige Lorgnetten mit den Blicken. Von Zeit zu Zeit störten sie die Verhandlung, indem sie einander wegen eines Sitzplatzes wie Hallenweiber in die kunstvollen Frisuren fielen oder einer besonders unverschämten Person, die auf ihren Stuhl stieg, um besser zu sehen, von allen Seiten stürmisch: „Niedersitzen!“ zuriefen. In den Verhandlungspausen kam es zwischen jungen Rechtsanwälten, die ihr freies Benehmen kühn gemacht hatte, und ihnen zu Handgreiflichkeiten, wie man sie höchstens beim Ball „des quatzarts“ öffentlich zu beobachten Gelegenheit hat. Sodom und Gomorrha waren entfesselt, und niemand dachte daran, die wie von einem bestialisch erotischen Taumel ergriffenen Weiber zur Besinnung, zur gewöhnlichen Schamhaftigkeit, zur Achtung des Ortes zurückzurufen. Die Blätter übten die Rücksicht, die Weltdamen, die sich zu dieser Orgie von Sadismus und Brunst drängten, nicht mit Namen aufzuführen, nannten aber ganz unbedenklich die Bühnenheldinnen, die sich auf diesem Sabbat durch mänadische Wildheit hervortaten.

Eine pharisäerhafte Selbstüberhebung in der Weise: Solche Szenen sind nur in Frankreich möglich, wäre leider nirgends weniger angebracht als gegenüber derartigen Ausbrüchen weiblicher Geilheit. Denn in England und Deutschland hat man ähnliches auch schon erlebt.



400. Vignette von Gavarni. 1830





401. Straßendirnen. Deutscher Holzschnitt um 1800

## V

### Die Liebe im Stücklohn

Eine einzige Erscheinung vermag die Moralheuchelei trotz aller Mühen, die sie darauf verwendet, den Blicken nicht zu kaschieren, das ist die Prostitution. Und wo es ihr wirklich einmal scheinbar gelingt, hält der Erfolg immer nur für einen Tag vor. Die eine verbotene und unterdrückte Form des Detailhandels mit Liebe löst immer drei neue aus. Die Dirne ist im bürgerlichen Zeitalter immer und überall auf dem Weg. Aber es ist auch alle Welt mit ihr liiert, alle Welt lebt von ihr, zahlreiche Industrien arbeiten nur für sie, ja noch viel mehr, sie machen gerade ihre allerbesten Geschäfte mit ihr, und nicht wenige holen die rentabelsten Inspirationen ausschließlich von ihr. Keine einzige Industrie beschäftigt so viel Arbeiterinnen im Detailhandel wie Frau Venus.

Diese Situation entspricht dem ungeheuren Bedürfnis nach jederzeit käuflicher Liebe. Daß die im Stücklohn erhandelte Liebesgunst der Frau heute noch mehr als in früheren Epochen ein allgemeines Bedürfnis ist, bedarf an dieser Stelle keiner umfangreicheren Begründung mehr, denn diese ist bereits in den voran-

gegangenen Kapiteln gegeben. Von dem dort Gesagten würde sogar die eine festgestellte Tatsache, nämlich die Hinausschiebung des Heiratsalters bei großen Schichten, vollauf genügen, dieses große Bedürfnis zu erklären. Nur zwei Umstände, die die stete Möglichkeit, den Geschlechtsgenuß käuflich zu erlangen, in der Neuzeit ebenfalls stark gesteigert haben, müssen noch besonders erwähnt werden. Es ist dies erstens das Aufhören der Seßhaftigkeit zahlreicher Erwerbsgruppen. Indem die Internationalität im Warenaustausch das Gesetz der Produktion geworden ist, ist der stete Verkehr von Stadt zu Stadt, von Land zu Land die Basis der gesamten Existenz aller Völker. Damit aber wurden Millionen von Menschen der verschiedensten Berufe zu Nomaden, für die der Begriff Heimat völlig aufgehört hat, die heute hier, morgen dort sind, die jeden Tag wo anders sein müssen, infolgedessen gar keinen festen Haushalt gründen können oder von diesem den größten Teil des Jahres abwesend sind. Es sind geradezu ganze Heere derartiger Nomaden, von denen jede Großstadt der Welt täglich überschwemmt wird. Da diese Nomaden nun meistens aus Männern bestehen, und außerdem aus Männern im kräftigsten Mannesalter, so ist für die meisten dieser modernen Nomaden die jede Minute zur Verfügung stehende Dirnenliebe fast die einzige Befriedigungsmöglichkeit ihrer geschlechtlichen Bedürfnisse. Der zweite Umstand, dessen hier zu gedenken ist, ist die Umwandlung des geselligen Lebens der Massen. Das gesellige Leben hat aufgehört, sich auf das Haus zu beschränken, und ist zu einem Massengenuß geworden, bei dem Massenbedürfnisse zu befriedigen sind. Die dabei unentbehrliche erotische Stimulanz, sei es im einzelnen oder sei es in Masse, kann natürlich nur von der Dirne ausgehen, denn nur sie ist ein gleichfalls unpersönlicher Begriff, jene Person, die gewissermaßen unterschiedlos jedem zur Verfügung ist, der von ihr stimuliert sein will. Weil aber stets Massen genießen, Massen im einzelnen und im ganzen stimuliert sein wollen, so sind vor allem in jeder größeren Stadt geradezu ganze Dirnenheere nötig, um diesen erotischen Stimulanz- und Auslösungsbedürfnissen zu genügen.



402. Vornehme englische Dirnen auf dem Korso. 1795



Aber so groß diese Bedürfnisse sind, noch ungleich größer ist das Angebot, diese Bedürfnisse zu stillen. Das war immer so, aber es ist im neunzehnten Jahrhundert in unendlich stärkerem Maße der Fall als früher. Und damit kommen wir zur wichtigsten Erscheinung. Diese Erscheinung besteht darin, daß sich in der Zusammensetzung der Prostitutionsheere sehr wichtige Umwandlungen gegenüber der Vergangenheit vollzogen haben. Wenn früher die Bordelle zwar niemals alle, aber immer doch „die große Mehrzahl der Frauen beherbergten, die sich dem geschlechtlichen Bedürfnis der Männer zur Verfügung stellten, so enthalten diese jetzt eine ständig abnehmende Minorität“, und die freie Prostitution ist heute gegenüber der kasernierten stark im Übergewicht. Das ist die eine Verschiebung, die stattgefunden hat. Noch wichtiger und einschneidender ist jedoch eine zweite: Die gesamte Zahl der offen das Dirnenhandwerk ausübenden Frauen ist zwar nicht positiv, aber relativ außerordentlich stark gegenüber früheren Jahrhunderten zurückgegangen. Das erweist jeder genauere Vergleich. Wenn nun trotzdem der ungeheuren Nachfrage nach Liebe im Stücklohn ein noch viel größeres Angebot an Liebesware gegenübersteht, so folgt daraus, daß die verschleierte Prostitution, die Prostitution unter dem Deckmantel der Ehrbarkeit im bürgerlichen Zeitalter Dimensionen angenommen haben muß, wie sie annähernd keine frühere Epoche kannte. Und das ist auch tatsächlich der Fall.

Auf diesem Umweg kommen wir übrigens auch der Lösung des Problems der die Prostitution zeugenden Ursachen näher, als wenn man die professionelle Prostitution daraufhin allein anschaut. Daß nämlich die entscheidenden Untergründe rein wirtschaftlicher Art sind, ist bei der verschleierte Prostitution geradezu in die Augen springend. Man erinnere sich als einziges Beispiel nur an die Gründe, die so viel Frauen in die *Maisons de rendez-vous* treiben: es sind die im Zeitalter des Großkapitalismus verzehnfachten wirtschaftlichen Nöte, die vervielfachten wirtschaftlichen Komplikationen, in die das Dasein jedes einzelnen wie das der großen Massen unlösbar verstrickt ist, die das Heer der prostitutionsbereiten Frauen so lawinenartig anschwellen läßt. Freilich den Leuten, die den „Hunger“ derart primitiv auffassen, daß sie einen solchen nur zugeben, wenn man nicht einmal Brot zu seiner Stillung hat, und die den ökonomischen Zwang negieren, wenn ein Dienstmädchen auf die Straße geht, trotzdem sie immer wieder als Dienstmädchen hätte eine Stelle finden können, — allen



Straßendirne

403. Französischer Kupferstich. 1793





404. Debaucherie. Farbiger französischer Kupferstich von Augustin Le Grand. 1810

diesen werden dies freilich „böhmische Dörfer“ bleiben. Diese naiven Menschen übersehen, daß „Notlage“ stets ein relativer Begriff ist, daß die Lage, in der man sich selbst befindet, ihren Maßstab nicht in sich selbst hat, sondern ihn vor allem durch die Lage derer bekommt, mit denen man durch den Arbeitsprozeß ver- kuppelt ist. Die Arbeiterin, die luxuriöse Toiletten herzustellen hat und selbst nur in einem einfachen Kleidchen einhergehen muß, empfindet diesen Zustand als Not, auch wenn sie genug zu essen hat. Und gerade aus solcher Not entspringt sehr leicht der Gedanke, daß ein seidener Jupon unter Umständen doch noch leichter zu verdienen ist, als ein einfacher wollener Unterrock. Solches und ähn- liches aber sind wirtschaftliche Ursachen (Bild 125, 359, 360 und 369).

\*     \*

Die Straßenprostitution. Was im siebzehnten und achtzehnten Jahr- hundert nur für die Klein- und Mittelstädte galt: daß die auf der Straße ihrem Erwerb nachgehende Dirne sich in das unauffällige Gewand der Ehrbarkeit kleiden mußte, das ihr in der Renaissance streng verboten war, wurde im bürger- lichen Zeitalter auch die kategorische Bedingung für sämtliche Großstädte. Weil die Moralheuchelei den offiziellen Verkehr mit der Prostituierten verfeimt, muß diese die Formen der anständigen Dame annehmen. Wenigstens muß für

den oberflächlichen Blick ihre Erwerbstätigkeit kaschiert sein. Heine hat dafür die treffende Charakterisierung in seinem berühmten Vierzeiler geprägt: „Blamier mich nicht, mein schönes Kind, Und grüß mich nicht Unter den Linden. Wenn wir nachher zu Hause sind, wird sich schon alles finden.“ Von dem, wodurch sich die Dirne im Äußeren gleichwohl von der wirklichen honetten Tugend noch unterscheidet, blieb schließlich nur die etwas auffallendere Machart der jeweiligen Mode übrig, die provozierende Art, wie sie die Röcke zu schürzen versteht, die animierenden Blicke, und die bei passender Gelegenheit angewandten mehr oder minder lauten Aufforderungen oder Anerbietungen zur Begleitung. Diese Umwälzung trat wie die meisten ähnlichen Erscheinungen nur allmählich ein, und auch erst mit dem offiziellen Beginn der Ära der Moralheuchelei. Während des ganzen Verlaufs der großen französischen Revolution z. B., also in den Jugendentagen der französischen Bourgeoisie, dominierte die Dirne im Straßenbild von Paris nicht nur in derselben ungeheuerlichen Weise wie im Ancien Régime, sondern in diesen turbulenten Zeiten erlebte der Zynismus ihres öffentlichen Auftretens vielleicht sogar seine höchste Entfaltung. Kaum daß die Tage des Direktoriums angebrochen waren, wurden die Hauptverkehrszentren von Paris zu einem einzigen ewig hin und her flutenden Hurenkorso, auf dem überhaupt nur die Dirne den Ton angab. Und zwar den frechtesten und schamlosesten, den man sich denken kann. Obszöne Zurufe klangen damals gleich laut von Männern wie von Frauenlippen. Die Oberkleider so tief als nur irgend möglich ausgeschnitten und die Gewänder möglichst bis über die Knie emporgerafft, repräsentierten sich die Liebespriesterinnen bis tief in die Nacht hinein aller Welt. Der Beginn dieser galanten Massenaufzüge, wie ihn Debucourt in seinem berühmten Kupfer „Die Promenade im Garten des Palais Royal“ vom Jahre 1793 zeigte (siehe Beilage), ist noch relativ anständig im Vergleich zu den Zuständen, wie sich die Dinge später entwickelten, wo jeder Mann unter ein wahres Kreuzfeuer von Blicken und Zurufen von den flanierenden Dirnen genommen wurde, natürlich animiert von den Männern selbst (vgl. Bild 401, 403 und Beilage „Auf dem Boulevard de Coblenz“, und „Promenade du Boulevard Italien“). Das gleiche Bild bot auch London um diese Zeit. Auch hier gipfelte damals die derbe Turbulenz auf den öffentlichen Liebesmärkten. Stolz zu Wagen und zu Pferd zogen die vornehmeren Dirnen durch den Hyde Park und die anderen Korsotraßen des öffentlichen Lebens (Bild 402). Aber auch zahlreiche kleinere Städte — und zwar gilt dies ebenso für Deutschland — boten damals im Wesen dasselbe Bild; nur konnte es hier nicht so turbulent zugehen, weil die dazu unerläßliche große Masse fehlte (Bild 30, 33, 282, 401).

In den zwanziger und dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts war dieser wilde Trubel ziemlich verebbt. Aber er setzte sehr bald wieder von neuem ein, und zwar am stärksten in den Zeiten des zweiten französischen Kaiserreichs, also in den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts. Damals entstand jene Physiognomie der Straßen und damit des vagierenden Dirnentums, wie sie im Wesen auch heute noch fast allen größeren Städten eigentümlich ist.





405. Aus „Der Tag einer vornehmen Kurtisane“. Kupferstich von Girard

Der Publizist Theodor Mundt schreibt in seinem Werk über das Paris des zweiten Kaiserreiches — es gilt ähnliches auch für das viktorinische London usw. —:

Die Boulevards sind das unaufhörlich sich schüttelnde Kaleidoskop des französischen Charakters geworden. Unter der konstitutionellen Monarchie Louis Philippes, unter der Republik und unter dem neunapoleonischen Kaisertum hatte sich der Lebensaufwand der Boulevards kaum auf irgend eine charakteristische Weise verändert. Nur in der öffentlichen Sittlichkeit haben die beiden letzten Regimes unleugbare Fortschritte gemacht; denn obwohl das Bürgerkönigtum die Bravheit und Rechtlichkeit zu ihrem eigentlichen Aushängeschild genommen, so war es doch nachsichtiger in einer gewissen öffentlichen Duldung der Prostitution, die in dieser Zeit mit abenteuerlicher Wildheit auf den Boulevards umherraste und dort in den grotesksten Gestalten ein förmliches Lager aufgeschlagen hatte. Louis Philipp hatte zwar den alten Augiasstall des Palais Royal von seinen nacktbusigen Besucherinnen reinfegen lassen, und namentlich die Galerie-Orleans, in welcher der alte dynastische Schmutz des Ancien Régime so üppig fortgewuchert hatte, den in den Nachtstunden umherschweifenden Priesterinnen gesperrt . . . Die Polizei Louis Philipps jagte aber nun den ganzen Schwarm auf die Boulevards, wo die Prostitution nun zu gewissen Stunden in unübersehbaren Kolonnen anrückte . . . Diese Figuren verschwanden schon aus dem sich plötzlich versittlicherenden Straßentreiben der Republik von 1848. Diese Republik . . . nahm doch einen



Augenblick lang einen Ansatz, auch mit einer im Prinzip der Republik entsprechenden Sittlichkeit zu debütieren. Wenn die Republik aber zuerst ein nüchternes und von seinen anstößigsten Elementen gereinigtes Straßenleben zu erzeugen anfieng, so bezeichnete sich damit eigentlich nur der Wendepunkt, auf dem die schlechten und verworfenen Stoffe der Gesellschaft sich auf das Innerste des sozialen Lebens zurückzutreiben anfiengen, um in dem gesellschaftlichen Organismus selbst ihre den Kern anfressende Stelle zu gewinnen. Das neue Kaisertum hat dieser eigentümlichen Reaktion zum vollständigsten Durchbruch geholfen. Es ist dies eine Reaktion, durch welche Prostitution und Courtisanentum, die früher nur vor den Barrieren der eigentlichen Gesellschaft umherschweiften . . . in ihre innerste Mitte vorgedrungen und in einem Grade, wie es bisher noch nie der Fall gewesen.

Daß es in der Tat heute noch genau so ist wie vor fünfzig Jahren, beweist auch die folgende Schilderung, die Zola in seinem Roman „Nana“ von dem Treiben der Straßendirnen aus der Zeit des zweiten französischen Kaiserreichs gibt, die gerade so gut von unserer modernsten Gegenwart abgeschrieben sein könnte und wiederum auf alle möglichen Großstädte paßt. Zola schreibt:

Nach dem Diner gegen neun Uhr traten sie gewöhnlich ihren Marsch an. Auf den Trottoirs der Rue Notre-Dame de Lorette zogen zwei endlose Reihen von Mädchen dahin, die alle sehr geschäftig, die Röcke aufgeschürzt, den Boulevards zueilten. Es war die hungrige Schar des Quartier Breda, die mit der Abenddämmerung auf Beute auszieht. Nana und Satin gingen immer die Kirche entlang, durch die Rue Le Peletier. Hundert Schritt vom Café Riche, sobald sie sich dem Schauplatz ihrer Manöver näherten, ließen sie die Schleppe ihrer Kleider fallen, die

sie bisher in der Hand getragen, und nun ging der Marsch an durch Staub und Kot; vor den Kaffeehäusern wurde der Gang noch verlangsamt. Da befanden sie sich in ihrem Elemente. Sie trugen die Köpfe hoch und plauderten mit lautem Gelächter und blickten von Zeit zu Zeit auf die Herren zurück, die ihnen folgten. Die Heiterkeit hielt bis elf Uhr an und ward nur hie und da durch ein „Schmutziges Vieh“ unterbrochen, das sie einem Ungeschickten an den Kopf warfen, der so ungeschickt war, sie zu stoßen oder ihnen auf die Hacken zu treten. Zuweilen ließen sie sich an dem Tische eines Kaffeehauses nieder, tauschten mit den Kellnern familiäre Grüße aus und akzeptierten von dem ersten Besten eine Erfrischung, was ihnen eine Gelegenheit bot, sich niederzulassen und den Schluß der Theater abzuwarten. Doch wenn die Nachtzeit vorrückte und sie nicht einen oder zwei Abstecher in der Rue La Rochefoucauld gemacht hatten, da ward die Jagd eine erbitterte. Im Dunkel der Bäume der leeren Boulevards spielten sich häßliche Szenen ab; man feilschte mit den Männern, derbe Worte und harte Püffe fielen, während ehrbare Familien, Vater, Mutter und Töchter, an derlei Begegnungen gewöhnt, ruhig vorbeizogen. Wenn sie dann zehnmals die Tour von der Oper bis zum Theater Gymnase gemacht hatten und die Männer immer seltener wurden, so stellten Nana und Satin



406. Feilschende englische Dirne. 1796







*Dessiné par C. P. Delvaux*

# *Promenade du*



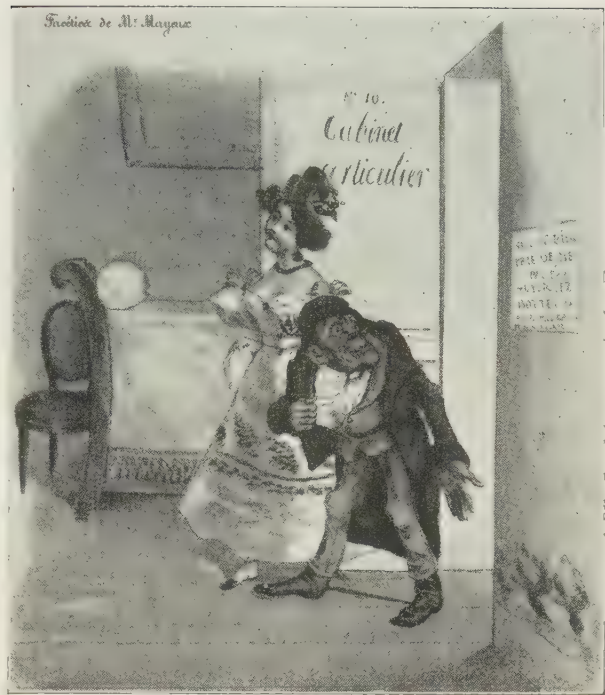


*devant l'Italien. (avril 1797).*





sich auf den Boulevards der Rue Faubourg-Montmartre auf. Hier waren bis zwei Uhr nachts Restaurants, Schänken und Charcuterien offen und beleuchtet; vor den Kaffeehäusern drängten sich die Frauenzimmer. Es war dies der letzte beleuchtete und lebendige Winkel des nächtlichen Paris, der letzte offene Markt für den Handel auf eine Nacht, wo das Geschäft unter den Gruppen laut und ungeniert abgemacht wurde. So ging es von einem Ende der Straße bis zum andern, wie in dem offenen Korridor eines öffentlichen Hauses. Die Rue de Notre-Dame de Lorette streckte sich lang und öde dahin; nur hie und da sah man den Schatten eines Frauenzimmers dahin gleiten. Es war die späte Heimkehr des Quartiers; arme Mädchen, verzweifelt über eine Nacht ohne Verdienst, zankten mit rauher Stimme mit irgend einem verspäteten Trunkenbold, den sie an einer Straßenecke anhielten. Doch kamen auch ergiebigere Abende vor. Nicht selten erhaschten sie Louis-d'ors von feineren Herren, die, ihre Dekorationen in die Tasche steckend, mit ihnen gingen. Satin hatte für diese Gattung eine feine Spürnase. An regnerischen Abenden, wenn Paris feucht und fad war, da suchten diese Herren — wie sie wußte — die dunklen Winkel der Stadt auf. Und sie spürte den am besten Gekleideten nach; sie erkannte das an ihren matten Blicken. Eine wahre Wut nach fleischlichem Genuß schien an solchen Abenden über die Stadt zu kommen. Wohl fürchtete sie diese Klasse ein wenig, denn die nobelsten Herren waren die ekelhaftesten. Der Lack war bald abgestreift und es kam das wilde Tier zum Vorschein mit abscheulichen Gelüsten und einem Raffinement des Lasters. Satin hatte denn auch gar keinen Respekt vor den Herren, die im Wagen daherkamen; sie sagte, ihre Kutscher seien anständiger, weil sie die Weiber nicht mit Ideen von der anderen Welt umbringen.



Kellner! Trüffel! Zum Donnerwetter! so viele,  
als wenn es solche regnen würde!

407. Farbige Lithographie von D. J. Traviès. 1830

In Deutschland nennt man diese Art Geschäfte suchen der Dirne „auf den Strich gehen“ und den „Straßenpendel“ (Bild 118, 212, 213, 412, 414–417, 419, 423, 425–427, 432, 433, 435. Beilagen: „Liebeshandel“, „Die Kokotte“, „Auf dem Anstand“).

Die Straßendirne hat zumeist ihre Privatwohnung, in der der auf der Straße abgeschlossene Liebeshandel realisiert wird. Hat sie keine geeignete Wohnung, so ist sie auch zur Begleitung des Mannes bereit, sei es in dessen Wohnung, sei es in ein von ihm oder ihr vorgeschlagenes Absteigequartier, deren es in jeder größeren Stadt unzählige gibt. Zu den Absteigequartieren zählen auch die Nebengasse der Restaurants, die Chambres séparées, die ausschließlich der Gelegenheitsliebe dienen, und deren es ebenfalls in fast allen Ländern, nicht nur in den Großstädten sondern auch in den mittleren Provinzstädten, wo es meist ein stilles Hinterstübchen eines Weinrestaurants ist, gibt. Natürlich dienen





Morgenbesuch: „Wenn's ein Herr ist, lassen Sie ihn eintreten . . .“

408. Farbige berliner Lithographie. 1840

alle diese Orte außer dem Liebesverkehr mit Dirnen, in fast ebenso häufigen Fällen auch den Galanerien sonstiger legitimer und illegitimer Liebespärchen, die zu Hause keine Gelegenheit haben, oder die im Anschluß an Konzert- oder Theaterbesuche ein heimliches Liebesfest feiern wollen (Bild 84, 327, 334, 335, 372, 404, 407–410, 420. Beilagen: „Aus dem Junggesellenleben“, „Le gandin ivre“, „Souperstimmung“ und „Im Chambre séparée“).

Die peinlichste Erscheinung im Bilde der Straßenprostitution der Großstädte bilden die Unmündigen. Denn auch sie werden sehr häufig direkt auf der Straße verkuppelt. Als Beleg mag der folgende Prozeßbericht vom 8. September 1910 über eine Verhandlung am Berliner Landgericht gelten, wo gegen eine ihre unmündigen Töchter verkuppelnde Mutter verhandelt wurde. Der Anklage lag im einzelnen folgendes zugrunde:

Eine Frau Amtsgerichtsrat Helene Schönemann hatte in der Elsasserstraße 49, dann in der Friedrichstraße 131 und zuletzt in der Oranienburgerstraße 32 eine mit einer gewissen Eleganz möblierte Wohnung inne, in der es, nach den Beobachtungen der Kriminalpolizei, wie in einem Taubenschlag zugegangen sein sollte. Wie die Anklage behauptet, sollen sich in der Wohnung

häufig die tollsten Orgien abgespielt haben, an denen auch die beiden vierzehn- und sechzehnjährigen Töchter Melanie und Hildegard teilgenommen haben sollen. Den in der Friedrichstraße und Unter den Linden postierten Beamten fiel wiederholt Frau Schönemann auf, die in Begleitung der beiden Mädchen dort nächtliche Spaziergänge unternahm. Beide Mädchen waren stets sehr sorgfältig gekleidet, sie trugen Pelzjackets und Pelzmützen und trotz der strengsten Winterkälte nur halbe Wadenstrümpfe. Von den Beamten wurde beobachtet, daß die Angeklagte sich in auffälliger Weise an Herren herandrängte, einige Worte sprach und dann plötzlich verschwand. Die Herren bestiegen dann mit den Mädchen eine Droschke, mit der sie eine längere Fahrt durch den Tiergarten unternahmen. Wiederholt endeten diese Fahrten auch in der Wohnung der Frau Schönemann. Wie aus beschlagnahmten Briefen hervorgeht, hatte die Angeklagte das unsittliche Treiben ihrer Kinder nicht nur gekannt, sondern ihm sogar Vorschub geleistet.

Derartige Fälle werden von allen genaueren Kennern der Verhältnisse als geradezu erschreckend häufig bezeichnet. In dem Prozeß der so verdienstvollen Mainzer Polizeiasistentin Frau Dr. Schapiro gegen einen sie verleumdenden Redakteur mußte ein Mainzer Medizinalrat unter seinem Eid aussagen, daß unter den aufgegriffenen jugendlichen Dirnen besonders viel Bürgerstöchter sich befinden. In England soll die Kinderprostitution in ständiger Zunahme begriffen sein, und zwar nicht bloß nach dem Urteil von schwarzmalenden Sittenpredigern, sondern sogar nach Ansicht der Kommission des Oberhauses, die im Jahre 1885 speziell zu dem Zweck eingesetzt wurde, die genaueren Verhältnisse in der Frage der Kinderprostitution zu untersuchen. Der Bericht der Kommission des Oberhauses sagt:

Es herrscht für die Kommission kein Zweifel, daß jugendliche Prostitution in fast unglaublich frühem Lebensalter sich in erschreckendem Maße in England und besonders in London vermehrt. Sie (die Kommission) vermag nicht ihre Ansicht über die Größe des Übels in moralischer und physischer Beziehung zu äußern, und sich über die Notwendigkeit strenger Maßregeln zu dessen Bekämpfung auszusprechen. Leider ist das Übel nach der Meinung der Gefängnisgeistlichen eher im Wachsen begriffen, als umgekehrt. Die Opfer sind größtenteils 13, 14 und 15 Jahre alt.



409. Bäuerliche Dirne. Farbige berliner Lithographie



Daß sich diese scheußlichen Laster aber nicht bloß auf die Großstädte beschränken, erweist wiederum der Helgoländer Fall, über den bereits im vorigen Kapitel näher berichtet ist (siehe dort S. 379). Am häufigsten sind es natürlich die Kinder von Dirnen, die der Kinderprostitution zugeführt werden, und hier ist es ebenfalls meist die eigene Mutter, die die Geschäfte vermittelt, die Kinder den betreffenden perversen Lüstlingen zuführt und den Lohn einstreicht. Aber es gibt auch nicht wenige unmündige Mädchen, die schon mit 12 und 13 Jahren auf eigene Rechnung und Gefahr der Prostitution obliegen. London wimmelte jahrzehntelang förmlich von diesen armen Geschöpfen, die aus den Tiefen des Lumpenproletariats stammten. Und da sie keine Wohnung hatten, sondern stets in dunklen Winkeln, Schuppen, auf Lagerplätzen und unter Brücken nächtigten, so schlugen sie hier auch ihr Liebeslager auf, d. h. sie gaben sich jedem Käufer im nächsten Winkel, unter jeder Torfahrt oder Hausflur preis, sofern sie nicht in die Wohnung mitgenommen werden. Heute ist es vor allem noch Spanien, wo diese Form der Kinderprostitution schamlos vor aller Augen getrieben wird.

Von der Straßendirne ist der Zuhälter untrennbar. Es gibt nur selten eine Straßendirne, die nicht ihren „Louis“ oder „Lude“ hätte, wie man in Deutschland, oder ihren „Alphons“, wie man in Frankreich sagt. Man hat im Zuhälter sehr lange hauptsächlich den unentbehrlichen Geschäftskompagnon der Dirne gesehen, der der ihn aushaltenden Dirne die Kunden zutreibt, der deren ertragreichste Ausplünderung ermöglicht, und der seiner Dirne vor allem als stets aktionsbereiter Beschützer in den vielen Gefahren, denen sie bei ihrer Dirnentätigkeit ausgesetzt ist, zur Seite steht. Es ist zweifellos, daß der Zuhälter alle diese und ähnliche Funktionen auch erfüllt, aber gleichwohl besteht darin nicht seine oberste Funktion an der Seite der ihn aushaltenden Dirne. Im Hauptberuf ist der Zuhälter der Liebhaber der Dirne. Er ist der einzige Mann, den die Dirne sich wählt, der ihr Liebesbedürfnis stillt, im Gegensatz zu allen andern Männern, von denen sie gewählt wird und deren Liebesbedürfnis sie stillt. Denn dies ist einer der größten Irrtümer, dem man gegenüber der Beurteilung der Dirnentätigkeit verfallen kann, daß auf der Seite der Dirne auch nur eine Spur sexuellen Mitempfindens vorhanden ist, wenn sie ihren Beruf ausübt. Dieses aber müßte unbedingt vorhanden sein, wenn die Dirne aus Liebe zur Sache, also aus überstarkem sinnlichen Drange sich der Prostitution ergeben hätte. Daß in der Mehrzahl der Fälle dies nicht der Fall ist, erweist gerade der Umstand, daß jede Straßendirne ihren eigentlichen Liebhaber in der Person des Zuhälters hat. „Er befriedigt das Menschliche in ihr“, wie mit Recht vielfach gesagt wird. In dem von Margarete Böhme herausgegebenen „Tagebuch einer Verlorenen“ heißt es:

Das Verhältnis der Männer und Mädchen zueinander denken sich die Leute, die keinen tieferen Einblick in diese Kreise haben, auch meist anders, wie es in Wirklichkeit ist. Ich hatte mir unter einem Louis auch nur einen Menschen vorgestellt, der den Mädeln die Kunden zuführt, sie beschützt, rabiate oder zahlungsfaule Klienten mit sanfter Gewalt auf ihre Berappungspflicht aufmerksam macht und im übrigen im Verhältnis eines Sklavenhalters zu den Mädchen steht. Das alles kommt ja auch gewiß vor, aber meistens ist das Verhältnis der Mädchen zu diesen so





Die Lorette

410. Lithographie von Gavarni. 1850

genannten Zuhältern das natürliche eines Mädels zu seinem Liebhaber. Es ist ja auch erklärlich. In jedem Mädchen steckt doch das Weib mit seinem Anlehnungsbedürfnis, seiner Liebessehnsucht, die in der rein geschäftsmäßigen Handhabung des geschlechtlichen Verkehrs keine Befriedigung findet. Mir selber geht es so: Was würde ich darum geben, wenn ich einen, nur einen einzigen Menschen in der Welt hätte, der zu mir gehörte, an den ich mich anschließen könnte, von dem ich wüßte: er ist für mich da und ich für ihn.

Gerade daraus aber wird die andere typische Erscheinung so klar, daß die Dirne ihren Zuhälter nicht nur aushält — Halbpart an ihrem Verdienst wäre nur eine begreifliche geschäftliche Rechnung, wenn seine Hauptfunktion in der Kundenbeschaffung und im Schutz bestünde — sondern daß sie ihn so oft geradezu mit Geld überschüttet, ja daß unter den Straßendirnen ein förmlicher Wettstreit darin besteht, wer seinem Louis das meiste Geld „zuschant“. O. Usinger, der in diesen Kreisen lebte, sagt in einer Studie „Der Zuhälter“ über diesen Punkt:

Bemerkenswert ist auch der Wettkampf, der unter den Dirnen ausgefochten wird, und der darin besteht, daß jede dem Geliebten das meiste Geld bringen will. Der Zuhälter unterstützt ein solches Bestreben aus naheliegenden Gründen natürlich. Er hat es in materieller Hinsicht meist sehr gut. Junge bessere Dirnen bringen Hunderte, ja oft Tausende in einer Woche. Aber auch die heruntergekommenste Dirne, la marmite pour dix sous, wird ihrem Geliebten noch zehn, zwölf Mark pro Tag bringen.

Diese vornehmlich parasitäre Rolle des Zuhälters ist es natürlich in erster



„Ein seidener Unterrock ist doch leichter zu verdienen als ein Paar baumwollene Strümpfe“

411. Lithographie von Gavarni

Linie, die ihn so tief rangiert, daß er die vielleicht widerlichste menschliche Erscheinung darstellt, die es gibt, und daß es immer nur die verworfensten Subjekte sind, die sich zu diesem Berufe hergeben. Es gibt keine Klasse, aus der nicht Zuhälter hervorgingen, und wenn naturgemäß die meisten aus den Tiefen des Lumpenproletariats stammen, so gibt es unter den Zuhältern doch auch zahlreiche Deklassierte aus der Intelligenz, der Bourgeoisie und vor allem dem Adel. Vornehme Kokotten haben nicht selten wirkliche Barone und Grafen zu Zuhältern, die auch als solche leben. Und daß sie dieses vermögen, ist eben der besondere Stolz der betreffenden Kokotte. Bemerkenswert ist auch, daß in allen Ländern zahlreiche Schutzleute und Unteroffiziere — Sous offs



Wo werden wir heute zu Nacht speisen?

412. Farbige berliner Lithographie. 1845

—, die Zuhältereie als Nebenberuf betreiben, d. h. hieraus dann ihre Haupteinkünfte beziehen.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß der Zuhälter das eigentliche Bindeglied zwischen der Prostitution und dem Verbrechen darstellt. Der Zuhälter ist in den meisten Fällen zugleich Verbrecher. In erster Linie und darum besonders oft Erpresser. Das ist freilich so folgerichtig, daß es gar keiner besonderen Begründung bedarf (Bild 429 und 431).

\* \* \*

Das Leben und Treiben in den niederen Dirnenquartieren, wie sie heute am ausgesprochensten noch die Hafenstädte aufweisen, spottet fast überall aller





Zeichensprache

413. Holzschnitt nach Gavarni. 1841

Beschreibung. In den unbeschreiblichsten kostümlichen Aufzügen, die meist an Variété- oder Zirkuskostüme erinnern, aber durch ihren reduzierten Zustand alle einander gleich sind, stehen die Dirnen zu Dutzenden unter den offenen Türen der meist engen Straßen und locken die promenierenden Männer zum Eintritt. Die Wirkung des höchst indezenten Kostüms, das die Brüste durchweg stark entblößt und die in grellfarbenen Strümpfen steckenden Beine bis zu den Knien zeigt, wird außerdem so viel als möglich durch schamlose Gesten und Zurufe gesteigert (Bild 21, 406, 413, 421). Es ist etwas allgemein Übliches, daß die Dirnen vor jedem Passanten in schamloser Weise die Röcke emporheben, die nackten Brüste ostentativ weisen, oder daß sie die männlichen Passanten umringen, mit schamlosen

Griffen attackieren und ihnen die Hüte zu rauben suchen, um sie dadurch zu zwingen, ihnen in die Wohnung zu folgen, wohin sie mit dem erbeuteten Hut eilen. Solches war bis vor wenigen Jahren in St. Pauli, dem Hamburger Dirnenquartier niedersten Ranges, ein ewiges Schauspiel und ist es heute noch in Marseille und in zahlreichen anderen französischen und englischen Hafenstädten. Da es sich in diesen Dirnenquartieren, wie gesagt, meist um enge, winklige Gassen handelt, und um die ärmlichste Sorte der Lohnhuren, so ist alles so primitiv wie möglich und man kann dutzendemal direkt von der Straße aus Zeuge von den Vorgängen im Innern der Häuser sein. Das Leben und Treiben ist also in jeder Weise das denkbar schamloseste und kann deshalb nur die niedersten Instinkte sexuell ausgehungelter Matrosen oder Bauern befriedigen und außerdem nur noch die Neugier verlocken. Weiteres über diese Dinge zu sagen erübrigt sich, denn es ist im Wesen dasselbe Bild, wie es schon das achtzehnte Jahrhundert z. B. in London aufwies und das bereits in dem Bande „Die galante Zeit“ geschildert ist (vgl. dort S. 412 u. flg.). Erwähnt mag nur noch sein, daß in Spanien dieses schamlose Treiben heute sogar in vielen vornehmen Straßen noch anzutreffen ist. In einem Bericht über die spanische Polizei vom 24. Juli 1900 heißt es (zitiert nach de Quiros „Verbrechertum und Prostitution in Madrid“):

Es existieren in Madrid viele Häuser in vornehmen Gegenden, wo man von neun Uhr morgens an mit dem großen Zynismus, der großen Unverschämtheit „die Tür in der Hand hat“. Dort erblickt man die Huespadas mit ihrem „aufgefrischten“ Gesicht, mit den dunklen Farbstrichen unter den Augen, so tief ausgeschnitten, daß man die ganzen Brüste sehen kann, mit der Zigarette ständig im Munde. Sie halten jeden Passanten an und werden oft beleidigend.







In France

(Aoh! Ce gros Français)

Farbige französische Lithographie





beaucoup moa.)  
ilde von J. Linder. 1860



In den Dirnenquartieren, die vom zahlungsfähigen Publikum frequentiert werden, ist die äußere Physiognomie heute natürlich eine durchaus andere. Hier wird auf eine direkte Anlockung durch die Dirnen verzichtet. Das höchste ist, daß die Türschließerin die vorübergehenden und promenierenden Männer durch einen leisen Zuruf zum Eintritt ermuntert. Aber meist wird auch darauf verzichtet, und nur eine rote Laterne oder auffällig herabgelassene Jalousien orientieren den „Liebe“ suchenden Mann. Durch diese äußere Wohlanständigkeit soll das öffentliche Ärgernis vermieden werden. Als man im Jahre 1851 in Berlin die eine Zeitlang aufgehobenen Bordelle wieder zuließ, wurde diese Form von der Polizei gefordert. Ein zeitgenössischer Schriftsteller schrieb:

Man war nämlich genötigt, das Laster von außen, d. h. seinen Sitz, zum Schein zu verhüllen. Man ging noch weiter, als nötig war, man steckte es förmlich in ein Mysterium. Die Bordelle, von außen elegant, schienen wie verzaubert, die Fenster verhangen, kein menschliches Wesen sichtbar, die mysteriösen Klapptüren, alles war geeignet, die Neugierde zu reizen, oder doch einen passenden Vorwand für den Besuch derselben an die Hand zu geben. Die Türen sollten und mußten nämlich auch bei Tage verschlossen gehalten werden.

Aber gerade deshalb sind die besseren Bordelle doppelt auf die Reklame angewiesen, die nun unter der Hand betrieben wird. Es geschieht zum Teil durch Verteilung von Handzetteln, die den Männern an den Straßenecken in die Hand gedrückt oder als Beilage in einem an sich harmlosen Prospekt irgendeines Geschäfts zugesteckt oder überreicht werden. Des weiteren durch Dirnenkataloge, die nicht selten mit pikanten Bildern illustriert sind und in teils offener, teils versteckter Weise von den den Besucher erwartenden Herrlichkeiten erzählen. Bis in die fünfziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts war es üblich, lithographierte Adreßkarten zu verteilen, die eine erotische Szene zeigten und darunter die Adresse eines Bordells oder einer bestimmten Dirne trugen. Heute gibt es solche Kataloge nur noch in Italien. In Paris sind heute noch sogenannte Bordellmünzen üblich, die auf der einen Seite einen Frauenkopf oder eine pikant entblößte Frauengestalt zeigen, auf der andern die Adresse eines Bordells oder einer Dirne angeben. Eine solche Münze pariser Ursprungs liegt vor uns, der darauf befindliche Frauenkopf ist von der Inschrift umrahmt: Arts d'Agrément. Auf der Rückseite liest man: Mme. Julia, Artiste und die Adresse (Bild 11–13, 172, 173, 413).

In allen Ländern gibt es heute noch in zahlreichen größeren Städten Bordelle. Und zwar zählen diese nicht selten nach Dutzenden, ja mitunter sogar nach Hunderten. Madrid zählte um 1895 rund 300 Bor-



414. Putzmacherin auf der Suche nach Liebesabenteurer. 1842





Lerette. Die ansehende Löwin

415. — (aus dem Buch: „Das Leben in der Bordell“)

delle; in einem einzigen Jahre hatten sich 127 neue eintragen lassen. In Deutschland zählen zu den Hochburgen des Bordellbetriebes: Köln, Hamburg, Frankfurt a. M., Lübeck, Kiel, Dortmund, Essen, Bremen, Mannheim und Nürnberg. Von den deutschen Universitätsstädten sind vor allem Greifswald, das katholische Freiburg und Leipzig zu nennen. In mehreren dieser Städte sind ganze Bordellstraßen, z. B. in Frankfurt, Bremen und vor allem in Hamburg. Jedem Fremden werden diese Straßen von den Hotelportiers als besondere Sehenswürdigkeiten genannt. Macht der Reisende einen besonders wohlhabenden Eindruck, so wird ihm in Hamburg die Ulrikusgasse genannt, ist er Geschäftsreisender oder gehört er dem mittleren Bürgertum an, so nennt

man ihm die Klefleckergasse, und wer eine „wüste Hetze“ sehen will, der wird nach St. Pauli geschickt. Gerade in St. Pauli ist jedoch in den letzten Jahren äußerlich viel gesäubert worden (Bild 428).

An dem Leben und Treiben innerhalb der Bordelle hat sich im Wesen gegen früher nichts geändert, nur daß eben auch hier die Betriebe rationeller geworden sind, noch geschäftsmäßiger als früher; in den mittleren, das ist in den meisten Bordellen, ist heute alles auf Massenabfertigung eingerichtet. Man macht sich gemeinhin kaum eine Ahnung, welche Anforderungen dabei an die einzelnen Mädchen gestellt werden. In einem gut besuchten Bordell ist es die Regel, daß jedes der Mädchen tagaus tagein zwischen zehn und zwanzig Männer zu empfangen und deren Sexualbedürfnis zu stillen hat. Bei Volks- und Sängereisen verdoppelt und verdreifacht sich sogar diese Zahl. So hat z. B. Professor Landé, der Bürgermeister von Bordeaux, festgestellt, daß eine einzige Prostituierte bis zu zweiundachtzig Männer an einem solchen Tage empfangen mußte. In Kiel bilden solche Tage die Kieler Woche, in Köln und sonstigen katholischen Städten die Katholikentage. In welcher brutal-geschäftsmäßigen Form sich bei einer solchen Massenabfertigung der Geschlechtsverkehr im einzelnen vollzieht, daß hier keine einzige feinere Linie, auch nicht eine Spur von Werbung und Verführung in Frage kommen kann, liegt ohne weiteres auf der Hand. Dagegen kommt es um so häufiger zu den wüstesten Szenen. So gehört es in jedem Bordell zum Beispiel zu den Alltäglichkeiten, daß gleich eine ganze Gruppe von Männern ein einzelnes Mädchen in Beschlag nimmt und insgesamt auf deren Zimmer zieht, wo diese dann der Reihe nach jedem in Gegenwart aller andern zu Willen sein muß. Besonders häufig

kommt dies in Universitätsstädten vor, wo oft ganze Korps gemeinsam in ein Bordell ziehen und sich auf diese Weise „vergnügen“ (Bild 434. Beilage „Tanzende Dirnen in einem pariser Bordell“).

In den besseren Bordells, wo die Preise höhere sind und immer nur mit wenigen zahlungsfähigen Besuchern gerechnet wird und darum auch höhere Ansprüche von den Männern gestellt werden, sind die Formen des Verkehrs natürlich umständlicher. Hier herrscht zumeist der Brauch, daß sich die sämtlichen Mädchen, die momentan unbeschäftigt sind, in dem sogenannten Salon jedem Gaste vorstellen, mit diesem schäkern, ihre Reize zur Geltung bringen, sodaß der Besucher mit Muße seine Wahl treffen kann. In Ungarn und Frankreich sind die Mädchen bei diesen Gelegenheiten nur mit Strümpfen, Pantöffelchen und einem vorne offenen Spitzenhemd bekleidet, das sie nach dem Grad der Koketterie mehr oder weniger zusammenhalten oder vor den Blicken des Gastes, um dessen Gunst sie buhlen, auseinanderfalten.

Die Durchschnittsbordelle sind meist sehr primitiv eingerichtet; höchstens, daß die Wände des Empfangsraumes und der Zimmer mit galanten oder erotischen Reproduktionen geziert sind. In diesen mittleren Bordellen ist auch stets ein Wirtschaftsbetrieb mit dem Bordellbetrieb verknüpft, sodaß die Besucher sich darauf beschränken können, gegen teures Geld eine Flasche Wein, Bier oder Liköre in Gesellschaft der Mädchen zu trinken und mit diesen handgreiflich zu schäkern und zu zoten, ohne aber sich schließlich mit einem Mädchen auf dessen Zimmer begeben zu müssen. In den meisten deutschen Bordells herrscht dieser Brauch. Die vornehmeren Bordells sind dagegen nicht selten auf das Luxuriöseste eingerichtet. Mit kostbarem, wenn auch geschmacklosem Prunk, Spiegelwänden, bequemen Polstermöbeln, Bibelots, eleganten Toiletten, teurem Eßgeschirr und an den Wänden große erotische Gemälde, die hin und wieder sogar von der Hand tüchtiger Künstler stammen. In Paris und London gibt es derartige Häuser, wo von geschickten Künstlern in Form von lebensgroßen Gemälden alle möglichen Stellungen des Geschlechtsaktes und auch die üblichsten widernatürlichen Formen als Wandgemälde angebracht sind. Die „Bekleidung“ der Mädchen ist



Kokotte

416. Holzschnitt nach Constantin Guys. 1860

51\*



in diesen Häusern natürlich ebenfalls die denkbar kostbarste. In diesen feineren Bordells ist auch allen Sonderwünschen der Ausschweifung Rechnung getragen. Denn die Befriedigung widernatürlicher und depravierter Laster wird in den vornehmen Häusern viel häufiger von den Mädchen gefordert als die natürliche Form der Geschlechtsausübung: „Dazu geht man nicht ins Bordell“ erklären alte Bordellgäste. In London kann man um den Preis von ein Pfund an aufwärts jede gewünschte Perversität sofort befriedigt bekommen. Es wäre höchst naiv, zu glauben, daß es auch nur ein einziges Bordell gäbe, in dem es relativ anständig zugehe, sofern man damit nicht die bescheidensten Ansprüche verknüpft.

Eine untrennbare Folge von alledem ist, daß speziell das Los der Bordell-dirnen das traurigste und elendeste ist, das sich nur denken läßt. Sie sind unendlich schlechter daran als die Straßendirnen. Die Bordell-dirne ist in neunzig von hundert Fällen der absolute Sklave des Bordellhalters. Vom Mädchenhändler an diesen verschachert oder auf sonstige Weise ins Bordell verschlagen, steckt sie vom ersten Tag an beim Bordellwirt tief in Schulden. Dieser übernimmt gewöhnlich ihre früheren Schulden und liefert ihr außerdem die nötige Toilette, der sie für die wirkungsvolle Ausübung ihres Gewerbes bedarf. Da alle diese Dinge, ebenso ihre Wohnung und Beköstigung, der Dirne mit geradezu ungeheuerlichen Summen angekreidet werden, so bleiben die meisten Mädchen trotz des mitunter hohen Verdienstes ständig in den Klauen dieser Vampyre. Man muß nämlich auch bedenken, daß mit einem solchen Leben, das rein auf Genußsucht gestellt ist, die Verschwendung unvermeidlich verknüpft ist, die von den Bordellinhabern im Interesse des eigenen Geldbeutels natürlich obendrein aufs Raffinierteste unterstützt und ausgebeutet wird. Dadurch aber befinden sich diese Mädchen in der empörendsten Abhängigkeit und sind jeder Laune sowohl der Bordellinhaber wie der männlichen Besucher schlankweg ausgeliefert. Die Straßendirne kann gewisse allergemeinste Anforderungen — man lese die Kapitel der *Psychopathia sexualis* bei Krafft-Ebing nach, um zu erfahren, welcherlei Forderungen an die Dirnen gestellt werden — ablehnen, die Bordell-dirne kann es nur in den allerseltensten Fällen, denn der Bordellinhaber will auf keinen Profit verzichten, und mag er aus dem widerlichsten Laster, das es geben kann, herrühren. Die Bordell-dirne hat aber niemand, der sie schützen könnte, sie ist völlig rechtlos. Und einer etwaigen Flucht beugt der Wirt dadurch vor, daß er ihre Straßenkleider ständig in eigener und sicherster Verwahrung hat. Bei Ausgängen muß sie sich die Begleitung einer in dieser Richtung zuverlässigen andern Dirne oder Dienerin gefallen lassen. Es gibt darum nur ganz wenige Bordellmädchen, die ihrem Los nicht binnen kurzem fluchen, auch wenn sie freiwillig und aus eigenem Antrieb sich in das Bordell gemeldet haben. Und jene Lustigkeit, mit der die Dirnen die männlichen Bordellbesucher unterhalten, ist ebenfalls deshalb eine durchaus künstliche, so fern es nicht — und das ist es freilich noch häufiger — der Ausbruch jener Vertierung ist, zu der dieser Beruf fast alle Bordell-dirnen in kürzester Zeit herabdrückt: man überlege, was das bedeutet, täglich mit einem Dutzend und mehr Männern geschlechtlichen Verkehr, und zwar zum Teil in dessen





417. Vornehme Kokotten auf dem Korso. Lithographie von Doré. 1860

allerscheußlichsten Formen zu pflegen. Das führt unweigerlich zu einer Vertierung, der schließlich alles gleichgültig ist, und ihr ist der Schmutz sogar das natürliche.

Weil infolge von alledem „immer häufiger nur die hilflosesten oder die stupidesten Prostituierten willens sind, die Sklaverei des Bordells hinzunehmen,“ so erklärt sich daraus allein schon der oben hervorgehobene Rückgang der Zahl der Bordelle in den meisten Ländern. Es sind jedoch noch eine Reihe anderer Ursachen vorhanden, die diese Erscheinung ebenso stark beeinflussen. Deren wichtigste ist die ebenfalls schon konstatierte ungeheure Konkurrenz der verschleierten Prostitution, die zahllosen Café chantants, die Tanzsäle, die Maisons de Rendezvous — mit einem Wort: die unkonzessionierten Bordelle, die aber den meisten Männern ungleich pikantere Genüsse bieten oder wenigstens versprechen als die wirklichen, die konzessionierten Bordelle.



Die Mädchenhändler. Das Bordell bedarf des professionierten Mädchenhändlers als ständiger Mittelsperson zur steten Ergänzung seines Dirnenbestandes; denn in den meisten Bordells herrscht ein starker Mädchenverbrauch und infolgedessen ein ebenso starker Wechsel. Das eben geschilderte Bordelleben begründet dies gewiß schon hinreichend. Es kommt aber noch hinzu, daß das Vorhandensein von immer „frischer Ware“ die stärkste Zugkraft für ein Bordell ausübt. Also sehen die Bordellwirte sowieso darauf, ihren Gästen so oft wie möglich neue Gesichter zeigen zu können und dafür die verbrauchten abzuhalftern. Dieses Bestreben ist um so stärker, je zahlungsfähiger die Kreise sind, mit denen ein Bordell rechnet. Es gibt Häuser, die die höchsten Ansprüche an Körper und Jugendfülle ihrer „Damen“ stellen. Speziell in Frankreich gab und gibt es noch vornehme Bordelle, in denen von den fünfzehn bis zwanzig vorhandenen Mädchen keines mehr als höchstens zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahre zählt und jede über einen absolut tadellos gewachsenen, ja mitunter sogar auffallend schönen Körper verfügt. An dem Tag, an dem der Busen eines Mädchens auch nur das Geringste seiner ursprünglichen Festigkeit und Elastizität verliert, wird das betreffende Mädchen an eine weniger anspruchsvolle Bordellfirma abgetreten, richtiger, weiterverkauft. Andererseits wird jedes neueingetretene Mädchen erst sämtlichen Honoratioren und Stammgästen des Hauses vorbehalten, bevor es zur „freien Wahl“, wie man sagt, für gelegentliche Besucher und Fremde freigegeben wird. Hübsche Neuankömmlinge sind nicht selten zum voraus für Wochen vergeben.

Da mit allen diesen geschlechtlichen Exzessen stets ebenso starke alkoholische Exzesse verbunden sind, so muß einem solchen Leben binnen kurzem auch der kräftigste Körper unterliegen, d. h. er muß zum mindesten seine Frische verlieren, und zwar selbst dann, wenn das betreffende Mädchen durch Zufall längere Zeit von Ansteckung verschont bleibt. So ist es denn die Regel, daß in solchen vornehmen Bordells ein Mädchen selten länger als höchstens ein bis zwei Jahre behalten wird. Den somit umfangreichen nötigen Ersatz an „frischer“ und zugleich verlockender „Ware“ vermögen naturgemäß nur professionelle Mädchen



Cocottes très haut placées  
418. Farbige Lithographie von J. Linder. 1865

händler zu beschaffen, weil, wie schon gesagt, nur die unselbständigsten Frauencharaktere freiwillig ins Bordell gehen. Am seltensten beginnen junge und schöne Mädchen ihre Dirnenlaufbahn mit dem freiwilligen Eintritt in ein Bordell. Aus demselben Grunde vermag sich der Mädchenhändler seine Opfer in der Mehrzahl der Fälle nur durch Betrug und verbrecherische Täuschung zu verschaffen, indem er sich an hübsche Zimmermädchen, Zofen, Ladnerinnen usw. heranmacht, diesen gute Stellungen im Auslande, ja sogar die Ehe verspricht und sie veranlaßt, mit ihm dahin zu reisen, wo die Dupierten dann zu spät entdecken, daß



sie einem Verbrechen zum Opfer gefallen sind. Auf dem Wege des Inserates: „Kammermädchen oder Sekretärin für vornehme Dame ins Ausland gesucht“ etc. werden ebenfalls zahlreiche Mädchen in die unentrinnbaren Klauen von Mädchenhändlern und Bordellhaltern gelockt.

\* \* \*

Die vornehme Dirne unterscheidet sich von der Masse der Prostituierten nur dadurch, daß sie einen höheren Preis für ihre Gunstbezeugungen zu erlangen versteht und darum jeweils nur von einem bestimmten Mann oder nur von einigen wenigen ausgehalten wird. Aus diesem Grunde vermag sie sich auch der polizeilichen Überwachung zu entziehen. Die Zahl der derart ausgehaltenen Frauen ist heute außerordentlich groß, vor allem im Gegensatz zum Zeitalter des fürstlichen Absolutismus, wo meist nur Fürsten und wenige reiche Finanzleute sich diesen Luxus leisten konnten. Heute dagegen gibt es infolge der ungeheuren Kapitalanhäufung unzählige Plutokraten, von denen viele sich den Luxus einer kostspieligen „Freundin“ leisten, die sie teils vorübergehend, teils jahrelang aushalten.

Die vornehme Kokotte ist, wie schon in einem früheren Kapitel gezeigt wurde, in erster Linie tonangebend für die Moden; sie verleiht aber auch dem gesellschaftlichen Leben vielfach ihre Signatur. Vor allem erhält das Leben und Treiben in ganz bestimmten exklusiven Kreisen der Großstädte durch sie seine charakteristische Physiognomie. Und in einer Reihe von Luxusbädern und sonstigen Sammelpunkten der vornehmen Lebewelt, von denen nur Monte Carlo genannt zu werden braucht, ist sie überhaupt das Zentrum und der Angelpunkt des gesamten Lebens. Auf die luxuriösen Bedürfnisse der vornehmen Kokotte ist dort

alles eingestellt. So groß jedoch die Rolle der vornehmen femme entretenue auch heute noch ist, so ist sie doch nicht mehr die Königin von ehemals, mit der sich alles beschäftigte, die stets alle Blicke auf sich lenkte und ob der man alles andere vergaß. Diese Rolle hatte sie z. B. noch bis in die Zeiten des zweiten französischen Kaiserreichs. Pelletan schrieb im Jahre 1855:

Ich wohnte vor kurzer Zeit einer Aufführung der Charlotte Corday bei. Im erhebendsten Momente des Dramas, als Alles vor innerer Bewegung schweigt, entsteht plötzlich im Theater ein Geräusch; man wendet die Köpfe, flüstert und richtet endlich die fliegende Artillerie der Ferngläser auf einen Punkt. Was giebt es denn? Die Löwin erscheint. Kennen Sie sie? Es ist die Dame, welche mit Goldstaub die Räder ihrer Kutsche bestreut und welche schon mehr als einen hoffnungsvollen Sohn ruiniert hat! Ruhig und mutig unter dem Kreuzfeuer der Blicke und Lorgnetten betrachtet sie aber die ihr zu Teil werdende Aufmerksamkeit als einen pflichtschuldigen ihrer Schönheit, ihrer Berühmtheit gezollten Tribut und indem sie eine aus ihrem Schwanenmantel gerissene Feder zerrupft, scheint sie der Herrenwelt zuzurufen: So habe ich auch mit Euch verfahren!

Gegenüber dieser Herrscherrolle der Grande Cocotte



La cocodette de la mer.— Joli yacht de plaisance, gare au tangage !

419. Französische Karikatur einer Kokotte. 1870





## Die Kokotte

Farbige Lithographie nach einem Gemälde von Gustave Doré. Um 1860







420. Bei Kroll. Berliner Lithographie. 1865

und der, die sie heute spielt, könnte man fast von einer Entthronung sprechen. Diese Entthronung hat sich jedoch nicht infolge einer sich durchsetzenden strengeren Sittlichkeit dieser Kreise vollzogen, wodurch die Kokotte aus dem Brennpunkt des allgemeinen Interesses verdrängt wurde, wie manche vielleicht wähnen könnten, sondern vielmehr infolge der großen Konkurrenz, die der Kokotte in der Frau der besitzenden Klassen entstanden ist. Sie ist in den Hintergrund gedrängt worden, weil ihre Lebensformen allmählich auch von den Frauen der besitzenden Klassen akzeptiert wurden. Heute sind diese fast sämtlich aus dem Schatten ihrer Häuslichkeit herausgetreten, sie treiben denselben aberwitzigen Luxus in allem und jedem, sie haben in ihrem Auftreten dieselben extravaganten Formen angenommen, sie sind mit einem Wort ebenso mondän in allem geworden, wie es ehemals, bis vor zwanzig und dreißig Jahren, nur die Grande Cocotte war. Die wirkliche Dame ist von der Kokotte in unzähligen Fällen tatsächlich nicht mehr zu unterscheiden. Auch der umgekehrte Fall erweist dies. Wilhelm Leibl malte im Jahre 1869 die beste Darstellung der pariser Dame und nannte das Bild „Pariserin“



Dirne im Bordell

421. Photographie nach der Natur

(Beilage). Das Publikum nannte das Bild „Die Kokotte“, und diesen Namen behielt es. Damit aber vermag die Kokotte nicht mehr als etwas Besonderes aufzufallen, was die Voraussetzung ihrer Erfolge war. Und deshalb unterlag sie. Die Kokotte wurde entthront, weil sie auf der ganzen Linie gesiegt hatte (Bild 82, 83, 85, 92, 109, 111, 236, 330, 351, 405, 409, 418, 430. Beilagen: „Im Ball Mabille“, „Kokottenball“, „Die Vergnügungsreise“).

\* \* \*

Die verschleierte Prostitution. Es ist kaum zuviel behauptet, wenn man sagt, daß der Umfang der verschleierten Prostitution das mehrfache der offenen und unverhüllten bedeutet. Und gerade darin besteht, wie eingangs gesagt ist, der Unterschied gegen früher: während die offene Prostitution wenn nicht positiv so doch relativ abgenommen hat, so hat der verschleierte

Detailliebeshandel positiv und relativ in einer Weise zugenommen, die beinahe jeder Vorstellung spottet.

In erster Linie kommen die sogenannten „Halbseidenen“ in Frage. Das sind diejenigen Frauen und Mädchen, die zwar ausschließlich von der Prostitution leben, aber ihr Prostitutionsgewerbe hinter einem Scheinberuf wie Sprachlehrerin oder Modistin verbergen und es auf diese Weise verstehen, sich der polizeilichen Kontrolle zu entziehen. Es gibt sogar förmliche in dieser Art kaschierte Bordelle; Modistinnen- und Schneiderinnenateliers, hinter denen niemand etwas anderes vermutet und wo nur die Eingeweihten wissen, daß die „Arbeiterinnen“, die beim Eintritt anscheinend so ernsthaft mit der Nadel beschäftigt sind, mehr männliche als weibliche Kunden bedienen. Von Turin berichtet Robert Michels in seinem Buche „Die Grenzen der Geschlechtmoral“, daß es hier mehrfach Schneiderinnenateliers gibt mit 20 oder 30 Arbeiterinnen, die alle heimlich der Prostitution obliegen und zwar in den betreffenden Häusern selbst. Michels schreibt:

„Weiter gibt es — ich spreche hier aus eigener, aus sexueller und sexualethischer Neugier gesammelter Erfahrung — vielerorts, z. B. in Turin, Schneidereien, Nähstuben, meist im zweiten oder dritten Stock stark bewohnter Häuser gelegen. Nichts unterscheidet sie äußerlich von allen andern Ateliers ihrer Gattung. Die dort beschäftigten Mädchen sind auch in der Tat dem Beruf nach Schneiderinnen bzw. Modistinnen. Sie üben diesen Beruf wirklich aus. Wer jene Stuben betritt, wird die Mädchen stets bei der Arbeit antreffen, ja, in die Arbeit versenkt und voller





422. Wiener Kaffeehausleben. Wiener Lithographie. Um 1875

Zucht und Sitte finden. Diese Schneiderinnen nehmen auch Arbeit entgegen. Nur wer vorher informiert und eingeführt ist, weiß, daß die Schneiderei schlechterdings lediglich die eine Seite des Betriebes darstellt, die andere aber in der Ausübung eines ganz anderen Berufes besteht. In jenen Betrieben findet eine korrupte, fast ausschließlich bereits in sicheren Lebensstellungen befindliche, über die allererste Jugend hinaus gealterte Männerwelt der höheren Stände das, was sie sucht: geheimen, nicht kompromittierenden Geschlechtsverkehr mit „anständigen Mädchen“; und eine Reihe von Mädchen ihrerseits das, dessen sie bedarf: relativ hohen Verdienst, ohne der Schande preisgegeben zu sein. Ich habe mir die Mühe gegeben, mehrere dieser Mädchen über ihre ökonomische und soziale Lage zu interpellieren. Während, wenn sie nur ihrem Näherinnenberuf nachgingen, ihr durchschnittlicher Monatsverdienst 90 Lire betrug, verdienen sie mit dem kombinierten System über 200 Lire pro Monat. Sozial aber bewahren sie sich ihren Ruf als unbescholtene Mädchen. Möglich, wenn nicht wahrscheinlich, daß ein Teil der Eltern über den Berufsdualismus ihrer Töchter und die Herkunft des Geldes, das sie ihnen am Abend mit nach Hause bringen, sehr wohl Bescheid weiß. Überwiegend ist das nicht der Fall. Eine der Sartine, mit der ich darauf zu sprechen kam – ein hübsches, etwas blasses Ding von anständigem Benehmen und keuschen Bewegungen – hob, wie zu wissenschaftlicher Beweisführung, die Röcke in die Höhe und zeigte mir ihre Unterkleider. Sie trug lange, dicke, schwarze Wollstrümpfe und geschlossene Beinkleider. „Wehe,“ sagte sie mir, „wenn ich durch meine Kleider die Eltern abends erraten ließe, was ich den Tag über treibe! Es würde mir schlecht gehen.“ Wie dem auch sei, diese Halbdirnen führen äußerlich durchaus das Leben ihrer Kolleginnen. Sie haben alle Tage ihre Mittagspause, die sie größtenteils zu Hause zubringen. Sie gehen abends nach Hause schlafen. Sie arbeiten Sonntags nicht und gehen, das Brüderchen an der Hand, womöglich den Bräutigam am Arm, mit ihren Angehörigen spazieren. Außer dem engen Kreis ihrer Benutzer ahnt niemand etwas von ihrer doppelten gesellschaftlichen Funktion.“

Solche kaschierte Bordelle gibt es auch sehr viele in England.



Noch größer ist freilich die Zahl der beruflich beschäftigten Frauen, für die die Prostituierung nur einen Nebenverdienst bildet; jene Form, wodurch man das sonst zu magere Budget erhöht, die vorhandenen Luxusbedürfnisse befriedigt, ja sich sogar die Aussteuer verdient oder erspart. Auch hierfür findet sich in dem eben zitierten Buche von Robert Michels eine spezifische Schilderung derartiger Zustände, und zwar handelt es sich in diesem Falle um Rom. Die betreffende Schilderung lautet:

Die Mutter, die Aufseherin des Ateliers, oder, je nachdem, die Besitzerin des Ladens, in dem sie arbeiten, schicken sie zu Kommissionen. Da eilen dann die jungen Dinger auf eine Stunde, eine halbe Stunde, ja, eine Viertelstunde, in einen Ballsaal. Dort treffen sie häufig ihren Schatz. Noch häufiger ist es aber ein Unbekannter, der erste beste, der sich einstellt und sie einladet, am Büffet ein Glas Wein zu trinken und mit ihm einmal herumzutanzten. Im Vorzimmer der Garderobe liegt ein unübersehbarer Haufen von Paketen, Schachteln, Taschen, Büchermappen. Diese letzteren gehören einigen jungen Lehrerinnen. Neben dem Büffet liegt noch ein anderes Zimmer, so eine Art von Hinterstübchen, wie man es bisweilen hinter den Läden sieht. Dorthin flüchten sich die Tänzer und die Tänzerinnen gern, „um sich wieder aufzufrischen“, und vergnügen sich damit, das Gas auszudrehen. Dann eilt der Portier, ein würdiger Mann mit einem langen Bart, als strenger Hüter der Ordnung und der Moral an diesem Ort, herbei, um das Gas wieder anzuzünden. Aller Augenblicks ertönt seine heisere Stimme: „Aber, zum Donnerwetter, wo glaubt ihr euch denn zu befinden?“ — Oft zieht sich die Tanzerei lange hin, gar bis zur Wohnung des unternehmenden Kavaliers, und dann können die Mütter, Aufseherinnen usw. lange warten, bis die weiße Taube wieder nach Hause fliegt. Was treibt alle diese Mädchen zum Besuch dieser Ballhäuser an? Nicht etwa die Manie des Tanzens an sich. Es handelt sich vielmehr um eine anständigere, reinlichere Art der Prostitution. Da trifft man Frauen aus dem Mittelstand, mit Hut Handschuhen und Mantel. Während der unselige Ehemann im Bureau sitzt und sich am Schreibtisch abarbeitet, geht die Frau „tanzen“, um das häusliche Budget, das durch ihren Luxus in Unordnung geraten ist, und dem der Mann mit seiner Arbeit nicht mehr aufhelfen kann, zu sanieren. Die Mehrzahl der Besucherinnen jener Orte aber besteht aus jungen Mädchen. Mit ihnen kann man sich viel erlauben. Vor ihrem Erröten braucht niemand Angst zu haben. Da ist jedes galante

Wort gern gehört, auch der obszöne Witz wird nicht verargt, und wer den günstigen Moment abpaßt, kann ruhig einen Kuß, einen Kniff, einen unkeuschen Griff riskieren, er wird ihm nicht übelgenommen. Im übrigen Hands off! Diese Mädchen erblicken ihr „großes Geschäft“ alle in der Ehe, die sie außerhalb jener Orte suchen und finden. Auf dem Ballsaal haschen sie nur nach dem Abschluß kleiner Geschäfte. Dabei setzen sie nichts zu, verlieren nichts. Sie gehen bis zu einem bestimmten Punkt — dann halten sie ein. Sie haben alle, oder doch fast alle, einen Bräutigam in Sicht und werden zu Hause für kleine Heilige angesehen. Wer sie auf der Straße trifft, sieht sie mit solchem Anstand und solcher Keuschheit auftreten, daß er geneigt ist, jede einzelne von ihnen für eine Lukretia oder Susanna zu halten.

Es gibt heute tatsächlich kaum einen Frauenberuf, bei dem nicht zahllose der darin beschäftigten Frauen und Mädchen nebenher geschäftlich in Liebe machen. Obenan stehen Kellnerinnen, Ladnerinnen und Dienstmädchen. Der spanische Schriftsteller Eslava konstatiert bezüglich der Dienstmädchen Madrids: „Ein mir



Kupplerin mit Dirne  
423. Zeichnung von Bertall

REDACTION & ADMINISTRATION  
25 rue de Provence, Paris

ABONNEMENTS :  
GIL BLAS Quotidien

Trois mois : Paris 13 fr. 50  
Département 15 fr. »

Prix du Numéro :

Paris et Province : 0 fr. 10

# GIL BLAS

ILLUSTRÉ HEBDOMADAIRE

Amuser les gens qui passent, leur plaire aujourd'hui et reconnaître  
le lendemain. — J. Laver, gérant de Gil Blas.

REDACTION & ADMINISTRATION  
25 rue de Provence, Paris

Toute la Correspondance des abonnés  
adresser à l'Administrateur.

ABONNEMENTS :

GIL BLAS Illustré

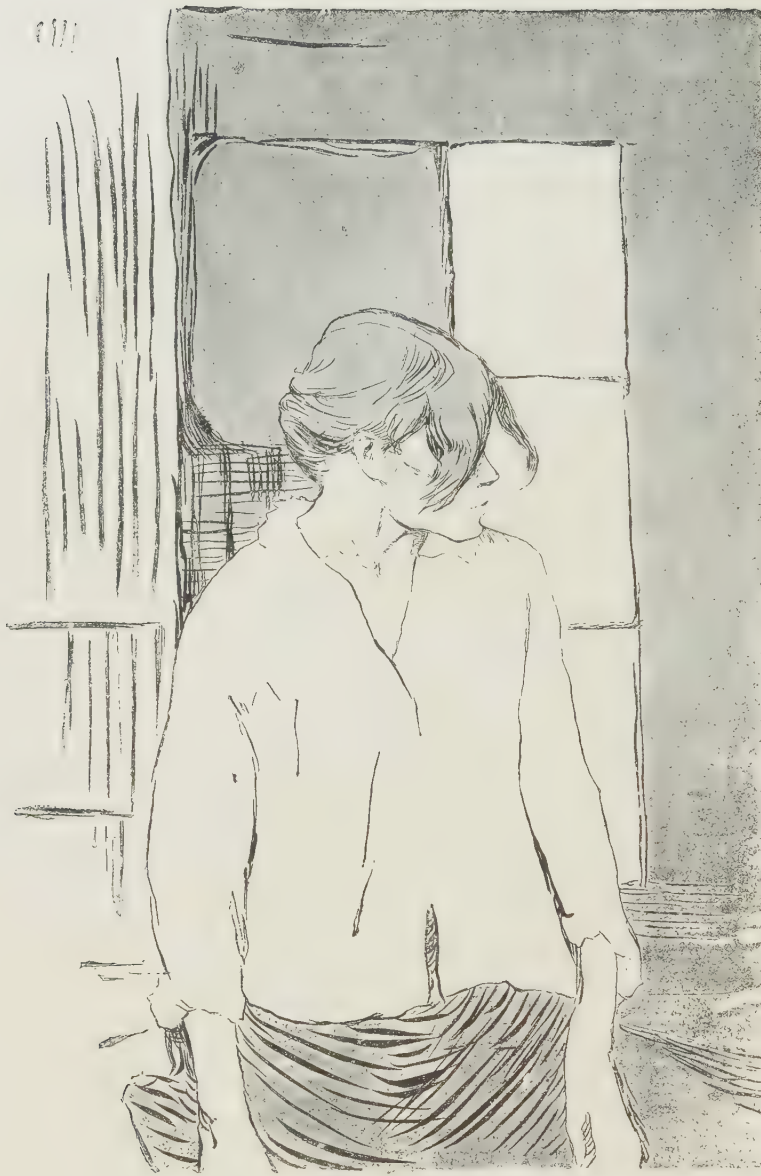
Trois mois : Paris 13 fr. 50  
Département 15 fr. »  
Paris et Province : 0 fr. 10

ON DEMANDE DES PETITES FEMMES!... par LUCIEN PUECH



424. Steinlen: Beim Theateragenten. Titelseite des Gil Blas

bekanntes Absteigequartier, das gegenwärtig noch existiert, hat an einem einzigen Sonntag während der Promenadenzeit nicht weniger als zweiundneunzig Dienstmädchen Gelegenheit gegeben, sich zu prostituieren.“ Hier mag auch eingeschaltet sein, daß die offizielle Prostitution den größten Teil ihres ständigen Nachschubs in allen Ländern überhaupt aus den Reihen der Dienstmädchen erhält. In allen Großstädten gibt es weiter viele Hunderte von Ladenmädchen, die allabendlich in der Hoffnung ausschwärmen, von einem Herren zum Mitgehen aufgefordert zu werden. Wenn sich viele auf diesem Wege einen Zuschuß an Geld zu ihrem regulären Einkommen verschaffen, so begnügen sich freilich sehr viele derartige Mädchen auch damit, auf diese Weise zu einem besseren Abendbrot, ins Theater oder zu sonstigen Genüssen zu kommen; wieder andere rechnen als Dank für



Vorstadtdirne

425. Zeichnung von Toulouse-Lautrec. 1895

ihre Liebesbereitschaft mit einem Geschenk an Schmuck und dergleichen.

Die Stellenvermittler männlichen und weiblichen Geschlechts sind in gleicher Weise sehr häufig nichts anderes als heimliche Kuppler. Viele haben als besondere Spezialität den Nachweis von Sekretärinnen, Gesellschafterinnen, Empfangsdamen für allein stehende Herren. Das höhere Gehalt, das in den von solchen Stellenvermittlern nachgewiesenen und besorgten Stellen bezahlt wird, hat zur Voraussetzung, daß die betreffenden weiblichen Stellesuchenden bereit sind, „des Nachts ihre Schlafzimmertüre nicht zuzuriegeln“, wie eine Stellenvermittlerin an eine Bewerberin schrieb. Eine andere war noch deutlicher, indem sie an ein junges Mädchen schrieb, das sich um die Stelle einer Privatsekretärin bewarb:

„Teilen Sie mir Näheres über Ihren Busen und ihre sonstigen Formen mit. Wenn Sie einen schönen und vor allem festen Busen haben, kann ich Ihnen sofort mehrere höchst angenehme Stellen zu durchweg distinguierten Herren vermitteln. Auch möchte ich wissen, ob Sie einen Scherz verstehen und entsprechend zu erwidern imstande sind.“

Zahlreiche, selbst bessere Restaurants in fast allen Städten des In- und Auslandes engagieren prinzipiell nicht nur bloß hübsche Kellnerinnen, sondern auch nur solche, die ohne weiteres bereit sind, sich die Zudringlichkeiten der sämtlichen Gäste, oder zum mindesten der Stammgäste gefallen zu lassen. Vor allem ist



dies in Provinzstädten der Brauch. Hier gilt es nicht selten für selbstverständlich, und wird vom Wirt geradezu erwartet, daß eine seinen Stammgästen sympathische Kellnerin diesen sogar insoweit gefällig ist, daß sie ihnen auch nächtliche Besuche in ihrer Kammer gestattet. Die Stellenvermittler sind wiederum so skrupellos, daß sie diese erwarteten besonderen Dienstleistungen in nicht mißzuverstehender Weise andeuten. Vor einiger Zeit machte durch eine Reihe bayrischer Zeitungen das folgende Inserat die Runde: „30 Kellnerinnen gesucht. mon. 300 Mk. garant. Auch Anfängerinnen. Off. mit Bild unter ‚Saison‘, Kissingen.“ Den Bewerberinnen, die auf dieses verlockende Angebot hereinfließen, ist darauf vom „Stellenvermittlungsbureau Schweinfurt“ folgende hektographisch vervielfältigte Antwort zugegangen:

„Sehr geehrtes Fräulein! Wir bestätigen den Eingang Ihrer Offerte unter ‚Saison‘ nach Kissingen und teilen Ihnen mit, daß wir noch mehrere unbesetzte Stellen haben. Eine besonders gute haben wir vorläufig für Sie reserviert, bitten aber noch um Einsendung eines Bildes oder um ganz genaue Beschreibung Ihres Aussehens, Wesens, Größe, Alter, Figur, Stärke, Zartheit, Busen usw., kurz Beschreibung Ihrer Person und Formen.

Für unsere Mühe verlangen wir 20 Mark, welche in zwei Raten gezahlt werden dürfen. 5 Mark sind sofort in Papiergeld oder Briefmarken der Antwort beizufügen, der Rest in vier Wochen nach Antritt der Stelle zu zahlen. Die Reise wird in den meisten Fällen vergütet. Legen Sie mehr Wert auf schnellen Antritt oder auf Güte der Stelle, wenn auch diese erst in zwei bis vier Wochen anzutreten sein sollte? Welche Art von Lokalen ist Ihnen am liebsten? Wären Sie bei telegraphischer Mitteilung bereit, sofort abzufahren?“

Unverhüllter kann der Handel mit Menschenfleisch nicht betrieben werden (Bild 74, 208, 370, 422).

Dasselbe Entgegenkommen gegenüber der männlichen Kundschaft wird auf vielen kleinen Provinz- oder Variétébühnen von den Sängerinnen, Tänzerinnen und Statistinnen erwartet, wenn nicht gar direkt verlangt. Es ist oft eine direkte Engagementsbedingung, daß die betreffenden Frauen einer Einladung eines Gastes nach Schluß der Vorstellung zu einem Glase Wein oder Sekt unbedingt Folge leisten müssen. Bei Engagements von Variétékünstlerinnen nach Rußland, Polen und den Balkanstaaten ist die erste und stereotypische Frage der betreffenden Kommissionäre an die Bewerberinnen stets: „Haben Sie Busen? Haben Sie schöne Waden?“ „Können Sie mir nicht ein Aktbild von sich geben, oder wenigstens Halbakt?“ Die Bühnenkünstlerinnen sind auf diesen Bühnen tatsächlich nur die Lockvögel für den Unternehmer und das Freiwild für jeden zahlungsfähigen Theaterbesucher (Bild 424). Sind das „barbarische“ Sitten, so ist an mitteleuropäischen Bühnen zum mindesten der Freund, der die Toiletten bezahlt, die unentbehrliche Begleiterscheinung für unzählige Künstlerinnen. Man lese die Beichte der Odilon, der Helene Scharfenstein und anderer. Und auch das ist nichts anderes als Dirnengeschäft — verschleierte Prostitution.



426 Straßendirne

Nichts anderes als verschleierte Prostitution ist es natürlich auch, wenn die sogenannte „anständige“ verheiratete Frau oder Dame der Gesellschaft im *Maison de Rendezvous* Geldgeschäfte macht, wie es ausführlich bereits früher gezeigt ist. Alles was dort angeführt ist, gehört ebenso sehr in das Kapitel der verschleierten Prostitution. Und wie die Mütter, so sind auch viele Töchter anständiger Familien. So ungeheuerlich es nämlich klingt, so wahr ist es gleichwohl, daß unter den sogenannten *demi vierges* eines jeden Landes ein großer Bruchteil sich befindet, der mit „der Liebe zur Sache“ einen ebenso ausgeprägten Geschäftssinn verknüpft, der Anleihen bei Freunden zu machen versteht, bei denen von vornherein die Absicht besteht, zu vergessen, sie zurückzuzahlen, und andere ähnliche Methoden. Der weiter oben schon zitierte Spanier Eslava sagt: „Ich habe durch gewissenhaftes Studium und persönliche Anschauung festgestellt, daß 80 Prozent der Stiftschülerinnen *Madridssich* in leichtsinnigster Weise prostituierten.“ Des weiteren sei an die bereits oben (S. 395) gemachte Feststellung des Oberarztes Dr. Kurschmann-Mainz in dem Prozeß gegen die Polizeiassistentin Frau Dr. Schapiro erinnert, wonach nach seinen Erfahrungen besonders viele Bürgertöchter heimlich der Prostitution obliegen. Die Liebe enthüllt ihren Warencharakter eben schon den Novizen des Lebens durch die Dialektik der intensiv gesteigerten Lebensbedürfnisse.

Eine andere Form der verschleierten Prostitution ist weiter oben (S. 362) ebenfalls schon erwähnt worden und muß hier nur nochmals unterstrichen werden, nämlich die Liebesgefälligkeit unzähliger Frauen im Interesse der Karriere, sei es der eigenen oder der des Mannes. Unzählige Fabrikarbeiterinnen sind dem Vor-



Auf der Jagd

427. Zeichnung von Felix Vallotton

arbeiter gefällig, damit sie bei der Arbeitsverteilung immer möglichst lohnende Arbeit zugewiesen bekommen, oder daß bei ihrer Arbeit die Kontrolle nicht so peinlich geübt wird. Ebenso viele Ladnerinnen gestatten dem Chef Zärtlichkeiten, die sich in *Avancement*, höheres Gehalt, größere Bewegungsfreiheit usw. umsetzen. Es gibt Fabriken und Geschäftsbetriebe, in denen jedes weibliche Wesen als *Freiwild* für die Vorgesetzten gilt und die sämtlichen weiblichen Angestellten sogar tatsächlich den Harem des Leiters oder Chefs bilden, in dem dieser ganz nach Belieben wählen kann. Relativ am traurigsten ist in dieser Beziehung wiederum die Situation der weiblichen Theatermitglieder. Die Bühnenlaufbahn beginnt nicht selten mit Prostitution und jede Etappe hat diese ebenfalls als Grundbedingung. Viele Theateragenten sind einer hübschen Novize erst dienstbereit, wenn diese gewillt ist, auch im Bett ihre künstlerischen Talente zu erweisen.







Tanzende Dirnen

Getuschte Federzeichn



Parisian Bordell

Martin Guys 1860





Mancher einflußreiche Regisseur wird erst durch eine intime Probe gnädig gestimmt, und durch ein Gastspiel im Bett des Direktors werden nicht selten erst die erfolgreichen Rollen endgültig errungen. Die verherrlichende Kritik des Zeitungskritikers wird wiederum nicht bloß vor der Rampe sondern viel häufiger ebenfalls im Alkoven oder im Chambre séparée verdient. Dazu kommt dann noch der schon erwähnte unentbehrliche Freund, der die teuren Toiletten zu bezahlen hat. Es gibt angesehene Bühnensterne, die ihren Weg zum Erfolg über alle diese Betten machen mußten.



Dirne im Bordell

428. Radierung von Felicien Rops

Es gibt aber auch nicht wenige Frauen am Theater, die nur deshalb niemals an die Sonnenseite kamen, weil sie diesen empörenden Weg verschmähten oder weil stets hübschere Konkurrentinnen vorhanden waren, die ihnen den Rang abliefen. Was viele auf diese Weise für die eigene Karriere tun, das tun, wie gesagt, nicht wenige für die des Gatten. Eine galante hübsche Frau ist für Tausende von Beamten, vom niederen Anwärter bis hinauf in die höchsten Rangstufen in allen Ländern der hauptsächliche Befähigungsnachweis für eine begehrte höhere Stellung. Über diese Wege zum Glück kann es natürlich keine zahlenmäßigen Belege geben, aber die gesamte historische Situation erweist, daß die nachweisbaren Einzelfälle nur die Symptome für eine Massenerscheinung sind (Bild 70, 381, 393–396.)

\* \* \*

Die Polizei und die Prostitution. Das Verhalten der Polizei, die hier als Personifikation der Staatsgewalt zu gelten hat, gegenüber der Prostitution war immer ein zweideutiges. Und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil sich die Duldung und der davon untrennbare Schutz der Prostitution unmöglich harmonisch in den Rahmen der Idee einer in der Monogamie gipfelnden „sittlichen Weltordnung“ einfügen läßt, ohne damit diese Fiktion selbst zu verhöhnen. Andererseits war die Logik der Tatsachen, also in diesem Fall die Unentbehrlichkeit der Prostitution als Korrelat der monogamischen Ehe, stets zu stark, als daß es zu mehr als komischen Versuchen kommen konnte, „das Übel der Prostitution“ durch ein einfaches kategorisches Verbot und durch rigorose Bestrafung der mit ihrer Liebesfähigkeit handeltreibenden Frauen sowie deren kupplerischen Helfer, helfer aus der Welt zu schaffen.



429. Zuhälter und Dirne. Ihr tägliches Brot. Radierung von Louis Legrand

Am offensten und einfachsten hat sich, wie wir seinerzeit gesehen haben, die Renaissance mit diesem Dilemma abgefunden, am widerspruchsvollsten muß sich, wie man auf Schritt und Tritt sehen kann, die moderne bürgerliche Gesellschaft mit der Prostitution auseinandersetzen. Daraus resultiert denn auch nicht zum wenigsten, daß die meisten Maßnahmen der Behörden gegenüber der Prostitution als Brutalität und Mißbrauch wirken. Und daß die Polizeibehörden wie die einzelnen Polizeiorgane auch in der Tat so häufig Mißbrauch mit der in ihren Händen vereinigten Macht gegenüber den Prostituierten treiben. —

Die männlichen Nutznießer der Prostitution vor den gesundheitlichen Gefahren des Verkehrs mit der Prostitution zu schützen, ist seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts der wichtigste Leitgedanke bei den behördlichen Maßnahmen. Dem entspringt das Einregistrieren der Dirnen, das unter Kontrolle stellen, die regelmäßige polizeiärztliche Untersuchung der Dirnen, ihre Kasernierung in Bordelle oder in bestimmte Viertel, das Verbot des Promenierens auf bestimmten Straßen, die Razzien nach vagabondierenden Dirnen usw. Die soziale Stellung der Dirnen ist durch alles dies natürlich aufs tiefste herabgedrückt worden und trotz allen Verordnungen, die angeblich auch in ihrem Interesse erlassen werden, stand die behördlich abgestempelte Dirne sozial niemals so tief als im modernen bürgerlichen Zeitalter.



Mit der vollständigen Vernichtung der Menschenwürde beginnt stets die polizeiliche Abstempelung zur Dirne und zwar durch den Zwang einer ärztlichen Untersuchung. Damit wird die Dirne zur willenlosen Sache. Und in Form einer förmlichen Vergewaltigung vollzieht sich obendrein dieser erste Akt in zahlreichen Ländern. Die Frau, die in den Verdacht der „gewerbsmäßigen Unzucht“ kommt und auf der Polizei vorgeführt wird, wird gewöhnlich einer infamen körperlichen Untersuchung durch den Polizeiarzt unterworfen. Sehr häufig gegen ihren Willen, und ohne daß erst ein richterliches Urteil dazu Voraussetzung ist. Das Zeugnis oder die Anzeige eines Schutzmanns genügt, um dazu zu führen und damit die Seele so vieler Frauen für immer mit einem unauslöschlichen Schatten zu verdüstern. Die polizeiärztliche Untersuchung ist es übrigens auch, was sehr vielen Dirnen ständig Schauer einflößt, daß sie gerade dafür niemals „abgebrüht“ werden; und zwar gilt dies selbst von solchen Dirnen, die sonst jeder erotischen Laune gefällig sind. Daß sie hier eben aufhören Mensch zu sein und zur völlig willenlosen Sache werden, das ist es, was ihnen nirgends so sehr zum Bewußtsein kommt. Das Tragischste an der ganzen Institution ist jedoch, daß der gewollte Zweck, die gesundheitliche Sicherstellung der Nutznießer der Prostitution, obendrein auf diese Weise gar nicht erreicht wird. Heute weiß man, daß die Infektionsgefahr bei den derart kontrollierten Dirnen genau so groß ist, als bei den Nichtkontrollierten. Denn es gibt keinen wirksamen Schutz gegen Infektion, sofern nicht auch jeder Mann ebenfalls einer ärztlichen Untersuchung unterworfen wird, bevor ihm von einer Dirne der Geschlechtsverkehr gestattet wird. Und das ist das unlösliche Problem. Und darum ist es auch noch nicht gelungen, den ungeheuren Umfang der Geschlechtskrankheiten auch nur einigermaßen einzudämmen. Die Zahl der Geschlechtserkrankungen spielt heute sogar eine größere Rolle denn je. Wobei freilich zu konstatieren ist, daß die Erkrankungen heute nicht



Zwischen 5 und 6. Besuch bei einer vornehmen Kokotte

450. Gemälde von Henri Gervex

53\*



mehr dieselbe Heftigkeit aufweisen wie früher — dank wohl der allgemeinen Syphilisation.

Die vogelfreie Stellung der Dirne innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft illustrieren besonders kraß die polizeilichen Razzien, die in allen Großstädten von Zeit zu Zeit vorgenommen werden, und bei denen ganze Stadtviertel umstellt und alles an flanierenden Frauen zusammengetrieben und aufgehoben wird, was bei dieser Gelegenheit betroffen wird, um unterschiedslos auf die Polizei transportiert zu werden. Hier wird dann jede einzeln kontrolliert, und wer sich nicht zuverlässig ausweisen kann, wird in Haft genommen. In gleicher Weise erstrecken sich diese Razzien auch auf bestimmte Häuser und Absteigequartiere; wo dann ebenfalls alle Frauen, die sich nicht sofort auszuweisen vermögen, sistiert werden. Vor solchen Razzien haben die Prostituierten stets die meiste Angst, die größte natürlich jene, die es bis dahin vermeiden konnten, unter polizeiliche Kontrolle zu kommen, oder die in verschleierte Weise das Gewerbe der Prostitution ausüben. Von dieser ewigen Furcht und der Art, wie es bei einer solchen Straßentreibjagd auf weibliches Freiwild zugeht, hat Emil Zola in seinem Roman „Nana“ ein überaus plastisches Bild entworfen. Er schildert diese Dinge so



Zuhälter und Dirne

431. Zeichnung von Heidbrinck

Auch flößte Satin der Nana eine heillose Furcht vor der Polizei ein, sie war unerschöpflich in Geschichten über diesen Gegenstand. Ehemals schief sie mit einem Agenten der Sittenpolizei, um von dieser Seite Ruhe zu haben. Zweimal hatte er sie davor gerettet, ergriffen zu werden. Jetzt lebte sie in fortwährender Angst, denn wenn sie noch einmal erwischt wird, ist sie verloren. Um Belohnungen zu bekommen, fangen die Agenten so viel Frauen als möglich zusammen; wenn die Ärmsten schreien, so bekommen sie Ohrfeigen, die Agenten wissen, daß die Polizei sie unterstützt und belohnt, selbst wenn sie unter der Menge von ungefähr eine rechtschaffene Frau abfassen. Zur Sommerszeit besetzen ihrer zwölf bis fünfzehn die Boulevards und fangen an einem Abend bis dreißig Mädchen zusammen. Allein, Satin kannte schon die Plätze genau: sobald sie nur die Nasenspitze eines Agenten erblickte, verschwand sie unter der Menge. Es herrschte eine solche Angst vor dem Gesetz, ein solcher Schrecken vor der Polizei-Präfektur, daß manche dieser Mädchen wie gelähmt vor den Türen der Kaffeehäuser stehen blieben. Noch mehr fürchtete Satin die Denunziationen. Ihr Pastetenhändler war gemein genug, ihr, als sie ihn verließ, zu



„Jetzt ziehe ich mich heute gerade zum zwölftenmal an . . .“

432. Zeichnung von J. Forain. *Le Courrier français*

drohen, daß er sie angeben werde. Jawohl, es gibt Männer, die mit dieser Drohung ihre Mädchen zwingen, sie auszuhalten. Dann die Weiber, die aus purem Neide gleich bereit sind, Jede, die ein hübsches Gesicht hat, zu denunzieren. Nana vernahm diese Dinge mit wachsendem Entsetzen. Sie hatte immer vor dem Gesetz gezittert, vor dieser unbekannten Macht, dieser Rache der Männer, die sie vernichten konnte, ohne daß jemand in der Welt sie zu schützen vermochte. Saint-Lazare schwebte ihr vor wie eine Grube, wie ein finsternes Loch, in das die Frauen lebendig hineingeworfen werden, nachdem man ihnen vorher die Haare abgeschnitten. Sie sagte sich wohl, daß sie nur von Fontan zu lassen brauchte, um Beschützer zu finden: vergebens sagte ihr Satin, daß die Agenten der Sittenpolizei eine Liste von Frauen nebst den betreffenden Photographien mit sich führten, und daß sie diese Frauen nicht berühren dürfen. Sie zitterte dennoch vor der Polizei; sie sah sich fortwährend bei den Haaren fortgeschleppt, am folgenden Tage zum Verhör gebracht und untersucht. Besonders diese Untersuchung flößte ihr eine furchtbare Angst ein, — ihr, die sie hundertmal ihr Hemd in die Luft geschleudert hat. An einem September-Abend, als sie mit Satin auf dem Boulevard Poissonniere umherspazierte, da begann Satin plötzlich zu laufen, indem sie ihr zurief: — Die Polizei-Agenten! fort! fort! Eine tolle Flucht entstand in der Menge; die Röcke flogen, so manche wurden zerrissen. Da gab es Püffe und Geschrei. Ein Weib fiel zu Boden. Die Menge schaute mit rohem Gelächter zu, wie die Polizei-Agenten den Ring enger schlossen. Inzwischen hatte Nana Satin aus den Augen verloren. Sie bebte am ganzen Körper und lief Gefahr, arretiert zu werden. Da näherte sich ihr ein Mann, nahm sie unter den Arm





Vornehme Kokotten auf den pariser Boulevards

433. Gemäldefries von A. Guillaume

und führte sie vor den Augen der wütenden Polizisten weg. Es war Prulliere, der sie mitten in der Hetze erkannt hatte. Ohne ein Wort zu reden, bog er mit ihr in die Rue Rougemont ab, die um jene Zeit ganz verlassen war.

Unter solchen Umständen liegt es auf der Hand, daß die Dirnen nichts unversucht lassen, die Vollzugsorgane der Polizei zu ihren Freunden zu machen. Sie erreichen dies teils durch ständige Bestechungen, teils dadurch, daß sie sich, wie es schon das eben angeführte Zola'sche Zitat belegt hat, in die spezielle Leibesknenschaft der unteren Polizeiorgane begeben, von denen sie dafür rechtzeitig gewarnt werden, wenn Gefahr im Anzuge ist. Daß viele Straßendirnen Schutzleute, Policemen, sich zu Zuhältern nehmen, wie weiter oben (S. 398) schon konstatiert wurde, entspringt ebenfalls fast einzig der Überzeugung der betreffenden Dirnen, sich auf diese Weise am zuverlässigsten gegen die Polizei selbst, d. h. gegen die ewig drohenden Gefahren der Sittenkontrolle zu sichern. Über die dementsprechenden Verhältnisse in London heißt es ausführlich in der Broschüre „Die Mädchenopferung im modernen Babylon“:

Die Polizeimacht über Straßendirnen ist augenblicklich eine sehr weit verzweigte und ausgedehnte: dieselbe erstreckt sich nicht allein darauf, die Ordnung aufrecht zu erhalten, Unanständigkeiten und Belästigungen zu verhindern, sondern auch oft darauf, gegen Unglückliche falsche Anschuldigungen zu erheben. Von einem Geistlichen eines der Gefängnisse wird mir mitgeteilt, — und derselbe hat gewiß mehr Gelegenheit, mit diesen Weibern zu reden, als jeder andere im Reich, — daß die Mädchen wenn sie die Polizei nicht „schmieren“, „eingebracht“ werden.

Von der höchsten bis zur niedrigsten der Dirnen sagten sie dem Geistlichen, daß der Konstabler bezahlt werden müsse, sonst käme man in Ungelegenheiten; diese Bezahlung bilde eine anerkannte Notwendigkeit ihrer Profession. Die Bestechung der Polizei ist eine immerwährende Taktik der Straßendirnen. Einige zahlen mit Geld, andere mit ihrer Person, — viele arme Elende mit beidem. Es gibt gute Polizeileute, die von einer öffentlichen Dirne kein Geld nehmen und nicht mit ihr trinken, aber es gibt auch eine große Anzahl, die diese Dinge als zugehörige



Sporteln ihres Amtes betrachtet und nach diesem Glauben handelt. Der Polizeimann besitzt über die Straßendirne eine despotische, unbeschränkte Gewalt und die Redensart jener Dirnen, „wenn du mit einem Polizeimann streitest, bist du geliefert“, ist nicht weit von der Wahrheit entfernt.

Wenn ein Polizeimann sich wegen eines Treubruchs rächen will, so bedarf es keiner großen Deutung, um Stellung und Zukunft des Mädchens zu schädigen, ohne absolut etwas Übles dabei zu tun. Der Polizeimann braucht nur nachzuforschen, wenn ein Handel mit einem Kunden abgebrochen worden und es ist ihm, angespornt durch seinen Sinn für die öffentliche Pflichterfüllung möglich, soviel zu entdecken, um eine Androhung der Verhafteten zu rechtfertigen.

Daß aber solche Zustände in der Tat etwas allgemeines sind, beweist weiter die Tatsache, daß in Berlin im August 1911 gleich auf einmal nicht weniger als sechs Kriminalbeamte vom Dienste suspendiert wurden, weil an den Tag kam, daß sie sich teils in intimen Verkehr mit Dirnen eingelassen hatten, teils Subventionen in Gestalt von Geschenken von solchen bezogen hatten. Die Bordellinhaber schützen sich auf dieselbe Weise, denn sie sind in der gleichen Abhänglichkeit von der Polizei. Von zahlreichen Städten, in denen es Bordellbetriebe gibt, ist es aufs krasseste bekannt geworden, daß die Polizeibeamten ständig von den Bordellhaltern mit Geld subventioniert werden und daß ihnen außerdem kostenloser Besuch der Bordelle gestattet wird. In London war dies zuzeiten in solch starkem Maße der Fall, daß eine förmliche Allianz zwischen Bordellbesitzern und den Polizeiorganen entstand, wie William Head an der Hand des von ihm gesammelten Materials konstatieren mußte. Er schreibt:

„Das unvermeidliche Resultat ist: Jedes Bordell wird mehr oder weniger eine Einnahmequelle für die Polizei! „Die Polizei ist des Bordellhalters bester Freund,“ sagte mir ein alter Besitzer ernstlich, „weil sie die Sache verschwiegen halten, und umgekehrt ist der Bordellbesitzer der Polizei bester Freund, weil er sie bezahlt.“ „Wie viel bezahlten Sie der Polizei?“ fragte ich. „Drei Pfund Strl. die Woche jahraus und ein, und mein Haus ist nur ein kleines Bordell. Es ist mir aber gesagt worden, daß ein berühmtes Haus am Ostende der Polizei jährlich 500 Pfund Strl. zahlt, abgesehen von freiem Quartier für Konstabler und Detektives, wenn es verlangt wird.“

Was ist das Resultat dieser Zustände? Es besteht eine Allianz zwischen den Bordellbesitzern und den Konstablern.“

In Amerika sind derartige Zustände in zahlreichen Städten die Regel, wie verschiedene Skandalprozesse der letzten Jahrzehnte erwiesen. Die wichtigste Vorsichtsmaßregel der Vereine, die ernstlich um die Rettung armer unmündiger Opfer aus den Klauen der unmensch-



Soldaten im Bordell

434. Radierung von J. Veber

lichen Bordellbesitzer sich mühen, muß darum häufig darin bestehen, vor allem der Polizei ihre Rettungsabsichten zu verheimlichen. Head konstatiert:

„Eine in Rettungswerken geübte Dame, die in der Lage ist, als Autorität zu sprechen, sagte mir, daß ihre größte Sorge, wenn sie ein Mädchen vor einem schlechten Hause in Westend bewahren wolle, darin bestehe, daß von ihrer Absicht die Polizei nichts erfahre. „Wenn ich es tue, finde ich beinahe immer, daß der Bordellbesitzer eine Warnung erhalten hat, und daß das arme Mädchen weiter weg in ein anderes Haus dirigiert worden ist. Es ist besser im Osten als im Westen; wenn Sie wünschen, die Mädchen von den Lastern zu retten, dann sagen Sie der Polizei nichts.“

Die Polizei als Schutzengel der heiligsten Rechte der Bordellhalter ist wirklich ein würdiges Symbol der Moralheuchelei!



Kupplerin mit frischer Ware

435. Symbolische Zeichnung von Max Fröhlich



### Auf dem Anstand

Farbige Gravüre nach Felicien Rops. Um 1880







436. Newton: Englisches Gesellschaftstanz. Um 1800

## VI

### Der bürgerliche Vergnügungskalender

So primitiver Art die geselligen Freuden der großen Masse der Bevölkerung im Zeitalter des fürstlichen Absolutismus waren, so reich gegliedert wurden sie im bürgerlichen Zeitalter, denn sie sind, genau wie alles andere dem Gesetze der Wirtschaftsentwicklung folgend, jetzt ebenfalls in ganz besonderem Maße ein Objekt der kapitalistischen Exploitation geworden. Weil der Kapitalismus auf allen Gebieten nur durch Massenkonsum rentabel wird, so wurde auch für die geschäftsmäßige Exploitation des geselligen Lebens die Heranziehung der Massen das Hauptobjekt und Hauptziel. Dadurch aber erhielt das gesellige Leben des neunzehnten Jahrhunderts auch seine spezifische Note: es wurde demokratisiert. Von neuem demokratisiert. Denn es war dies schon in der Renaissance. Aber jetzt wurde es dies in ganz anderem Sinne. In der Renaissance kannte sich meist alle Welt, selbst bei großen öffentlichen Festen kannte sich die Mehrzahl der Teilnehmer untereinander. Und deshalb waren damals alle geselligen Vergnügungen im gewissen Sinne immer erweiterte Familienfeste. Eine natürliche Folge hiervon war, daß alle Teilnehmer mehr oder weniger zugleich Mitwirkende bei der



437. Die italienische Schauspielerin Angelica Catalani in der Rolle der Semiramis

erwarteten Unterhaltung waren. Heute kennen sich immer nur wenige. Die Hauptformen des geselligen Lebens gliedern sich nicht mehr in ähnlicher Weise wie früher an die Familie an, also fühlt man sich auch nicht mehr solidarisch beim Schaffen des Vergnügens. Das Vergnügen schafft man sich nicht mehr selbst, man läßt es sich schaffen. Dieses ist jetzt die selbständige Aufgabe unzähliger kapitalistischer Unternehmer geworden. Damit wurde die Masse aber immer mehr vom Mitwirkenden zum Zuschauer. Das ist einer der Hauptzüge des Wesens der geselligen Massenabfütterung von heute gegen das wahrhaft gesellige Leben von früher.

Was das gesellige Vergnügen an Intimität und Familiarität gegen früher verloren hat, hat es jedoch in anderer Hinsicht mehrfach gewonnen. Die Qualität

der hauptsächlichsten geselligen Vergnügungen ist in ganz außerordentlichem Grade gegen früher gesteigert worden. Man denke zum Beispiel nur an die öffentlichen, das heißt aller Welt zugänglichen Schaubietungen. Diese stehen heute auf einer Höhe, gegenüber der alles früher darin gebotene, und selbst das, was nur den exklusiven Kreisen der Höfe geboten worden war, geradezu zwerghaft erscheint. Denn alle Errungenschaften von Wissenschaft und Technik sind nicht weniger in den Dienst des geselligen Vergnügungsprogramms gestellt worden wie in den aller andern Lebensgebiete. Noch wichtiger ist jedoch der Umstand, daß die geselligen Vergnügungen gemeinhin heute nicht nur künstlerisch und technisch höher stehen als ehemals, sondern daß das gesellige Leben in seiner Allgemeinheit auch außerdem einen imponierenden Zug bekommen hat; wenigstens nach einer Richtung. Das gesellige Leben hat allmählich ungeheuer starke politische und geistige Einflüsse bekommen. Die Pflege von Politik, Wissenschaft und Kunst ist nicht mehr bloß, wie für alle früheren Epochen konstatiert werden mußte, eine spielerische Nebenbeschäftigung der besitzenden und herrschenden Klassen, sondern sie bildet heute den andauernden Hauptinhalt des Denkens und Fühlens der wirklichen Massen, nämlich des arbeitenden Volkes. Gerade dadurch aber ist das gesellige Leben von heute hoch über das aller früheren Zeiten emporgestiegen. Und das hat auch die Betätigungsformen des Geschlechtlichen wesentlich beeinflußt. Einesteils sind dadurch die rohesten Formen verschwunden, andernteils hat es jedoch auch zu einer Konzentration und einem Raffinement geführt, demgegenüber alle früheren Zeiten als geradezu naiv erscheinen.



Noch mehr wie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert (vgl. „Galante Zeit“, S. 438 u. flg.) rückte im bürgerlichen Zeitalter das Wirtshaus in den Mittelpunkt des geselligen Lebens, ja, es wurde vielfach zum Mittelpunkt des Lebens der großen Masse überhaupt. Zu diesem letzteren Resultat kam es freilich nicht deshalb, weil, wie die billigste Traktätchenweisheit augenverdrehend vorlügt, die große Masse der Völker derart verroht sei, daß ihr aller Sinn für Familie und intimes Familienleben abgehe und sie sich nur im Qualm der Wirtsstube hinter Schnaps und Bierglas wohlfühle. Leider sind es andere, schwerer zu überwindende Ursachen, die die Massen in so starkem Maße an die Wirtsstuben fesseln. Um ein Familienleben führen zu können, muß man Zeit und eine menschenwürdige Wohnung haben. Weder über das eine noch über das andere verfügt aber heute die große Masse des Proletariats (S. 65–82). Darum allein sind unzählige Massen unbarmherzig zur Strafe des täglichen Wirtshausbesuches verurteilt; bis heute und schmerzlicher Weise wohl noch lange. Das Wirtshaus ist für sie der einzige Ort, wo sie eine relative Bewegungsmöglichkeit vorfinden, und außerdem das unentbehrliche zeitweilige Vergessen von der „Idylle“ ihres Familienglücks, die sich bei Millionen zusammensetzt aus Abgespanntheit, Armseligkeit, schlechter Luft, Poesielosigkeit, Krankheit und steter, nie abbrechender Sorge. Das Wirtshaus ist demgegenüber ihre Erholung, weil es ihre Ablenkung ist; dies ist es aber zu einem gewissen Teil auch in einem wirklich erhebenden Sinne, indem die Masse eben auch im Wirtshaus den wichtigsten Teil ihrer Emanzipationskämpfe führt, die sie eines Tages empor zum Licht, heraus aus der Strafe des unentbehrlichen Wirtshausbesuches führen sollen. Mit dieser Bedeutung des Wirtshauslebens für die allgemeinen Interessen ist die Rolle des Wirtshauses im Rahmen der öffentlichen geschlechtlichen Moral naturgemäß auch eine dementsprechend edlere gegen früher geworden. Es ist nicht mehr bloß ein allgemeiner Rammelplatz für gesprochene und betätigte Zoten. Dieser



MASQUERADING.

438. Thomas Rowlandson: Maskenball. 1804

54\*



439. Englisches Menuett, getanzt in dem

Funktion dienen heute in ungeschwächter Weise nur noch die Spelunken des Lumpenproletariats, gewisse Bauernschenken und die Tanzlokale, die in verschiedenen Ländern in starkem Maße dem Wirtshausbetrieb angegliedert worden sind.

Das selbständige öffentliche Tanzlokal ist gewiß nicht erst eine moderne Errungenschaft. Seit Jahrhunderten wird allsonntäglich in vielen Ländern im Krug getanzt (Siehe Beilage „Die Bastringue“). Einst geschah dies beim Klang eines einzelnen Querpfeifers, Fiedlers oder Zitherspielers, allmählich wurde eine ganze Kapelle daraus, sofern diese nicht durch ein mechanisch betriebenes Grammophon oder markerschütterndes Orchestrion ersetzt wurde.

Der Gesellschaftstanz ist, wie schon in den früheren Bänden gezeigt wurde, von jeher der erfolgreichste Kuppler gewesen; er blieb dies natürlich auch im bürgerlichen Zeitalter. Und die öffentlichen Tanzlokale sind in der Tat auch heute meist nichts anderes als öffentliche Balzplätze. Die öffentlichen Tanzlokale werden von Männlein und Weiblein hauptsächlich deshalb so stark frequentiert, um sich nach dieser Richtung austoben zu können. Im Jahre 1711 brachte der Engländer Addison in seinem „Spektator“ einen fingierten Brief eines „angesehenen Handelsmannes“, in dem sich dieser über die freie Art des damaligen Tanzens entsetzt, „wie frey und familiär seine Tochter von den jungen Herren gehandhabt wurde“ und wie sie sich wiederum mit diesen „herumriß“. Nun, wer das heutige Treiben auf den öffentlichen Tanzböden kennt, weiß, daß auch jetzt noch fast überall ein ähnlicher Betrieb herrscht. Wer diese Ausgelassenheit jedoch nicht kennt, dem wird sie schon durch die meisten der üblichen Tanzmelodien begreiflich. Zur Charakteristik seien hier einige der populärsten berliner modernen Tanzlieder (nach Hans Ostwald „Das Berliner Dirnentum“) angeführt. Die Melodien tragen alle den Namen bestimmter berliner Vororte, in denen sich vielbesuchte Tanzsäle befinden. In Rummelsburg singt man:

Heute bin ich kreuzfidel, meiner Seel, juchhel  
Heute geht's nach Rummelsburg, am Rummels-  
burger See.

Ja, ich freu mich und warum? Euch sei's anver-  
traut:

„: In Rimmel, Rammel, Rummelsburg,  
Da hab ich meine Braut. „:  
Ach, die ist so süß, ach, so zuckersüß,  
Schick und adrett ist Bi=ba=bu=ba=bett,  
Tanz ich mit ihr, macht man Spalier,





deort Bath. Kupferstich nach H. Bunbury. 1794

Alles ruft: Die Eleganz, wie sie himmlisch tanzt!  
Heute bin ich kreuzfidel, meiner Seel, iuchhe!  
Heute geht's nach Rummelsburg, am Rummels-  
burger See.

Ja, ich freu mich und warum? Euch sei's anver-  
traut:

,: In Rimmel, Rammel, Rummelsburg,  
Da hab ich meine Braut. ::

In Rummelsburg, in Rummelsburg, da fängt der  
Rummel an,

In Rummelsburg, da gibt's auch die größte Kaffee-  
kann.

In Rimmel, Rammel, Rummelsburg,  
Da wohnt mein Liebchen nett,

In Rummelsburg kennt jedermann die Bi-ba-bu-  
ba-bett.

Ri di ri di rullala, di rullala, die rullalal

Ri di ri di rullala, di rullala la la!

Ach! — ach! didel, didel, dum,

Ach! ach! 's ist ein Gaudium,

Ach! Ach! das Tanzen hat sie weg,

Bi-bu-ba-bettchen tanzt mit Schmelz und mit Avec.

Ri di ri di rullala, di rullala, di rullala,

Ri di ri di rullala, di rullala la la!

Am populärsten und geradezu weltbekannt ist das in Pankow übliche Tanz-  
lied geworden, das nur in einem einzigen immer wiederholten vierzeiligen Vers  
besteht:

Komm Karlineken, komm Karlineken, komm!  
Wir woll'n nach Pankow jehn,  
Da ist es wunderschön!

Pankow, Pankow, Pankow, kille, kille, Pankow;  
kille, kille, hopsal! —

Daß in allen diesen Tanzarten die jungen Leute im Tanze vornehmlich eine  
Gelegenheit zum handgreiflichsten Flirt und zu dementsprechender Fortsetzung  
suchen, belegen ohne jeden weiteren Kommentar auch die folgenden vier Zeilen:

Siehste woll, du sieße Fee,  
So lebt man an der Oberspreel

Erst gerudert, dann gesegelt, rasch ein Tanz —  
Knietsche, knutsche, knietsche — Mondesglanz —

Von solchem Treiben machen auch die sogenannten feineren Tanzlokale  
der Großstadt, wo statt Bier nur Sekt getrunken wird, keine prinzipielle Aus-  
nahme. Auch diese sind nur öffentliche Balzplätze. Nur daß eben die Formen  
des erotischen Genießens und Stimulierens hier raffinierter sind, aber Zweck und  
Ziele sind durchaus die gleichen. —

Walzer, Cancan und Schiebetänze. Mit welcher bewußter Absichtlichkeit  
der Tanz ständig zum Kuppler gemacht wird, beweist überaus klar die Entwick-  
lung der modernen Tanzkunst. Zur Kontrolle dieser Behauptung, daß auch das  
bürgerliche Zeitalter hier prinzipiell dieselben Wege gewandelt und dieselben  
Ziele verfolgt hat, genügt es, die wichtigsten neuentstandenen Haupttypen des



Tanzens heranzuziehen und kurz zu charakterisieren. Als die erste und wichtigste Tanzkreation des bürgerlichen Zeitalters muß der deutsche Walzer angesprochen werden. Dieser kann jedoch hier übergangen werden, weil dessen raffinierte Ausnutzung in dieser Richtung bereits in dem Bande „Die galante Zeit“ (S. 458 und 459) hinreichend begründet und belegt wurde. Die nächste spezifisch neue Tanzschöpfung brachte der erste Kulminationspunkt des bürgerlichen Genußlebens. Es war dies, wie bekannt, die Zeit des zweiten Kaiserreichs. Die spezifische Tanzschöpfung dieser Epoche ist der Cancan. Der Cancan ist einer der wildesten und schamlosesten Tänze, die jemals erfunden wurden. Ihm gegenüber verblassen die spanischen und italienischen Nationaltänze Fandango und Tarantella förmlich zu Harmlosigkeiten; weshalb diese auch edlere Tanzformen darstellen. Der Cancan ist die getanzte Zote. Aber gerade darum ist er das echte Produkt seiner Zeit. Diese lebte in ihm, diese spiegelt er in all ihrer skrupellosen Wildheit, für die es in ihren Begierden kein Maß und kein Ziel gab, die aber auch gar keine Ideale kannte, höchstens dieses: alles Edle, Reine und Vornehme zu brüskieren und zu verhöhnen. Alles dies vergegenständlicht der Cancan.

Wie pikant, einer schönen Frau die Röcke zu lüften! Um wieviel pikanter aber ist es erst, wenn eine schöne Frau in ausgelassener Weise dieses selbst tut! Dir, nein Dutzenden und Hunderten zugleich zur Augenweide. Und zwar nicht hervorgerufen durch gewollte Zufälligkeiten, sondern beabsichtigt und derart planmäßig, daß jeder Zuschauer ja alles und jedes sieht. Nicht bloß die weißen



Die Teilung des Raubes: In St. Giles (londoner Verbrecherviertel)

440. Englische Karikatur von Isac Cruikshanc. 1796



Die Teilung des Raubes: In St. James (bei Hofe)

441. Englische Karikatur von Isaac Cruikshank. 1796

Spitzenröcke, nicht bloß den schönen Strumpf, die hübschen Waden, das kokette Strumpfband, nein, auch die Höschen, in denen die strammen Schenkel stecken, und vor allem auch möglichst viel nacktes Fleisch, zum mindesten das Knie und einige Handbreit darüber. Als das allerpikanteste erscheint der aufgegeilten Phantasie natürlich, wenn eine Frau sich mit wahrer Wollust von unten nach oben vor den Blicken ihres männlichen Partners dekolletiert, wenn sie sich schließlich mit förmlicher Raserei vor ihm entblößt, so daß sie ihm mit den schamlosesten Gesten, die deutlicher als alle Worte sind, hundertfach zuruft: Schau doch! schau doch! alles kannst du sehen, worauf du so neugierig bist! Und es macht mir ja selbst das größte Vergnügen dir alle meine Heimlichkeiten zu enthüllen, denn nicht einmal, nein, dutzendemal raffe ich meine Röcke vor dir in die Höhe . . . Ich werfe meine Beine bis zu deiner Nasenspitze und halte die Röcke eine Zeitlang zurück, daß sie ja nicht zu früh hinabgleiten. Ich wirble vor dir herum und zeige mich vor dir von allen Seiten, daß dir auch nicht eine einzige Nuance entgeht. — Alles dies, bis zum Wahnwitz gesteigert, das ist der Cancan.

Da der Cancan in der Tat der echtste Ausdruck der Zeit wurde, die ihn erfand, so ist es kein Wunder, daß er unter den tanzlustigen Frauen damals wahre Cancanerien hervorbrachte. Ein solches war unter vielen anderen die berühmte Tänzerin Rigolboche. Diese hat einmal ihre Sensationen beim Cancantanzn niedergeschrieben, in denen sie alles dies bestätigt. Sie schreibt u. a.:

Für den Cancan gibt es nur einen einzigen synonymen Ausdruck — die Wut. Die Gelehrten,



welche überall Ableitungen suchen, haben behauptet, der Cancan komme vom Tanze der Neger her. Dies ist aber ein Irrtum. Die Neger gestikulieren, aber sie tanzen keinen Cancan. Der Cancan ist ein wesentlich französischer Tanz. Er wird zuletzt noch der Nationaltanz werden. Er ist die verkörperte Pariser Phantasie. Der Cancan vernachlässigt, verschmäh und verachtet alles, was an Regel, Regelmäßigkeit und Methode erinnert. Ein liberaler Geist, der zur Zahl meiner Freunde gehört, behauptet, auch der Cancan sei ein Produkt von 1789. In der Tat ist er vor allem ein freier Tanz . . . Um den Cancan zu tanzen, muß man ein ganz besonderes Talent, einen exzeptionellen Geist besitzen. Das Gemüt des Tänzers muß ebenso phantastisch sein als seine Beine, denn es handelt sich hier nicht darum, etwas Hergebrachtes, Geregelter zu produzieren. Es gilt vielmehr zu erfinden und zu schaffen — und zwar augenblicklich zu schaffen. Das rechte Bein darf, sozusagen, nicht wissen, was das linke tut. In einem gegebenen Augenblick und ohne zu wissen warum, muß man düster, melancholisch und trübsinnig sein, um mit einem Male wahnwitzig zu werden, zu rasen und zu toben. Im Notfall muß man alles dies zu gleicher Zeit tun. Man muß sich traurig und aufgeräumt, ernst und ausgelassen, gleichgültig und leidenschaftlich zeigen. Man muß mit einem Worte rigolbochieren. Die Italiener, sagt man, haben die Tarantelstiche erfunden, und die Gestikulationen, welche darauf folgen, haben allerdings einige Ähnlichkeit mit dem Cancan. Aber es ist immer noch nicht das. Der Cancan ist alles oder nichts. Er ist eine Welt oder ein Dorf, eine Tragödie oder ein Liedchen. Er ist der Wahnsinn der Beine.

Wie sehr dieser Tanz ständig zu den denkbar größten Schamlosigkeiten verleitete — zahlreiche ausgelassene Tänzerinnen gefielen sich z. B. darin, diesen verwegenen Tanz ohne Beinkleider zu tanzen! —, erweist nichts besser als die damals in Paris erlassene Polizeiverfügung, daß inmitten eines jeden öffentlichen Tanzlokales ein Sergeant de ville postiert wurde, der das Ärgste zu verhüten hatte, indem er jede tanzende Dame, die sich zu allzukühnen Verwegenheiten beim Cancan hinreißen ließ, aus dem Saale verwies. Der schon mehrmals zitierte deutschfranzösische Schriftsteller Theodor Mundt schreibt in seinem Buch über das zweite französische Kaiserreich zu diesen Punkt:

Die Anwesenheit des Sergeant erscheint doch jedenfalls erforderlich, um die größte Kreditunternehmung des Platzes, nämlich den Cancan, in seinen jeden Augenblick Gefahr drohenden Ueberschreitungen zu wachen. Sobald bei dieser Unternehmung unerlaubte Mittel angewandt werden, die Aktien zu sehr in die Höhe zu treiben, winkt dieser Polizeibeamte die schlimmsten Spekulanten mitten aus dem Cancan hinweg, und sie müssen die Börse verlassen, indem sie für diesen Abend um das Recht kommen, ihre Geschäfte vollständig abwickeln zu können.

Um die schönen Spekulantinnen von den gewagtesten Coups abzuhalten, würde er kaum nötig sein, da diese sich im allgemeinen mit mehr Takt selbst disziplinieren, als vielleicht der erklärtesten Tugend in einem ähnlichen Strudel der Aufregung möglich sein würde.

Die Tatsache, daß diese im Dienste wildester Erotik entfesselte „Wut der Beine“ einen Siegeszug über die ganze Welt machte, genau so wie die spezielle Modeschöpfung des zweiten Kaiserreichs, die Krinoline, erweist aufs deutlichste, wie sehr sie dem allgemeinen Zeitcharakter entsprach. Dieser Umstand wird auch dadurch noch bekräftigt, daß der Cancan nicht bloß in öffentlichen Tanzlokalen getanzt wurde, sondern daß ihm damals auch bei Familienfestlichkeiten des guten und besten Bürgertums mit frenetischer Begeisterung gefrönt wurde. (Bild 456, 457, 462 und Beilagen „Cancan“, „Kokottenball“.)

Mit dem Ausgang der sechziger Jahre ließ die allgemeine Begeisterung für den Cancan allmählich nach, er trat gewissermaßen mit der politischen Situation, deren gesellschaftlichem Wesen er entsprungen war, vom Schauplatz. Daß er damit aber nicht entgültig erledigt war, erweist die fröhliche Auferstehung, die





## Die Bastringue (Der Schenkentanz)

Französischer Schabstich aus der Zeit der französischen Revolution





442. Pariser Volksbelustigungen. Um 1815

er im Anfang der neunziger Jahre auf den Brettern des Variété erlebte. Der Tanz der fünf Sister Barrisons und der ihrer zahlreichen Nachahmerinnen war nur eine neue Cancanvariation, bei der wiederum in erster Linie mit der raffinierten Wirkung der Dessous, mit deren jäh und zugleich groteskester Enthüllung vor den Blicken der Zuschauer spekuliert wurde. Eine wichtige Unterstützung bildeten diesmal außerdem die raffinierten Farbenkontraste, die man unterdessen als stärkste erotische Stimulantien ausgekügelt hatte: Die Pikanterie, wie aus den dunklen Obergewändern jäh der blendende Gischt wirbelnder weißer Spitzenröcke und Spitzenhöschen auftauchte und aus diesem wiederum ein elegant geformtes schwarzbestrumpftes Bein hervorschoß und vor den Augen der Zuschauer die raffiniertesten Zuckungen ausführte. Die Eleganz, die die Barrisons entfalteten, und damit auch das dementsprechende Raffinement war dem Cancan der sechziger Jahre zu erreichen noch nicht beschieden gewesen. Darum auch die erneute Sensation. Keine einzige neuere Tanzerfindung hat die erotische Wut der Männer so aufgepeischt wie diese neue raffinierte Form des Cancan. Es war die kühnste öffentliche Aufgeilung der männlichen Sinne der Neuzeit. Und um diese Aufgeilung zu erleben und durchzukosten, strömten die Massen zu den Aufführungen der Barrisons usw., raufte sie sich um die Plätze und die reichen Nichtstuer schließlich ebenso besessen um die persönliche Gunst der einzelnen Tänzerinnen (Bild 466 und Beilage „Cancan“ von Reznicek). Übrigens war die Urform des Cancan überhaupt niemals völlig ausgestorben, in Paris ist sie in den Tanzlokalen von Moulin Rouge, Moulin la Galette usw., immer wieder getanzt worden und





Vornehmer Engländer und Buffetdame in einem pariser Restaurant

443. Kupferstich von Queverdo. 1815

wird es auch heute noch (Bild 469 und 475).

Wenn die Tanzschöpfungen der letzten Jahrzehnte auch nicht zu denselben unbestrittenen, alle Welt umspannenden, d. h. alle Welt in Atem haltenden Folgen führten, wie es der Cancan immer wieder vermocht hat, so haben die letzten Jahre eine Reihe anderer Tänze gezeitigt, die in ihrer Art doch wiederum das raffinierteste an erotischer Eindeutigkeit und darum an kupplerischer Wirkung darstellen, was eine mit solchen Ideen gesättigte Phantasie sich überhaupt vorzustellen vermag. Es sind das die sogenannten Schiebetänze. Wir nennen als klassische Beispiele den Matchiche, der aus Spanien kam, den

Cake-walk, der aus Amerika importiert wurde, den Frankreich der Welt beschert hat, und schließlich die spezifisch deutsche Bearbeitung aller dieser Tänze in der Form der deutschen Schiebetänze. Alle diese Tänze wurden sehr bald in hohem Maße in allen Schichten populäre Gesellschaftstänze und sind es dies zum Teil auch heute noch. Wenn der Cake-walk und der Apachentanz durch eine Verbindung mit Roheit und höchster Brutalität ihre faszinierende Wirkung erlangten, so die deutschen Schiebetänze durch ihre kaum übertreibbaren erotisch-pornographischen Tricks. Jeder Tanz ist, wie man immer wiederholen muß, in seinem Grundcharakter erotisch, denn er symbolisiert Werbung und Verführung und zärtliche Hingabe, ja noch mehr: mitunter den Geschlechtsakt selbst. Wenn jedoch das Letztere in den meisten anderen Gesellschaftstänzen ganz verschleiert geschieht, so in den Schiebetänzen völlig unverschleiert. Diese sind nichts anderes als eine möglichst getreue Nachahmung der spezifischen Bewegungen des Geschlechtsaktes in der Form des Tanzrhythmus. Der Tanz beginnt mit innigster Umschlingung der beiden Tanzenden und endet in einer Art aufgelöster Verschmelztheit, ähnlich der wie sie nach einer wirklich vollzogenen Umarmung zweier Liebenden

sich einstellt. Beim Tanzen öffnet die Frau die Schenkel, erst leise, dann immer mehr; in gleicher Weise drängt der Mann ein Bein zwischen die Schenkel seiner Partnerin. In derselben Steigerung pressen sich die Leiber der beiden Tanzenden aneinander, wobei die Frau, um ihr Verlangen nach einer Begattung zu symbolisieren, ihrem Tänzer möglichst auffallend ihren Unterleib entgegendrängt, während sie sich ebenso stark mit dem Oberkörper nach rückwärts neigt; der gedämpfte Rhythmus der Bewegungen, besonders der der deutschen Schiebetänze, symbolisiert schließlich den gegenseitigen Vollzug des Geschlechtsaktes. Wenn man die Gesichter der Tanzenden aufmerksam beobachtet, die halbgeschlossenen Augen bei vielen, das girrende sich Dehnen und Recken, so kann einem auch gar kein Zweifel übrig bleiben, daß sehr viele beim Tanzen dieser Tänze tatsächlich die der symbolisierten Wirklichkeit entsprechenden Sensationen auch erleben. Ein brünstigeres Tanzen, richtiger eine pornographischere Form, ist also wohl kaum denkbar. Und es ist daher sehr wichtig, wiederholt darauf hinzuweisen, daß die Popularität dieser Tänze sich nicht bloß auf die Vorstadttanzsäle beschränkte, auf den „Salon de Schwoof“ des gewöhnlichen Volkes, sondern auch auf die vornehmsten Tanzlokale der reichen Lebewelt sich erstreckte. Ja noch mehr, daß diese Tänze mit größter Hingabe auch bei zahlreichen privaten Tanzveranstaltungen des besseren Bürgertums nicht nur einst getanzt wurden, sondern daß sie gerade hier heute noch sehr in Mode sind. Denn an der Tür der Privatgesellschaften



444. Bäuerliche Galanterie. Treiben bei einem ländlichen Ball. Französischer Kupferstich. 1816



hat die Polizeimacht ihr Ende. Von den öffentlichen Tanzsalons konnte die Polizei die pornographischsten Formen durch Strafandrohungen verbannen, wie dies in Berlin neuerdings geschehen ist, im Privatsalon hat sie nichts zu sagen, und darum kümmert man sich hier auch nicht um ihre Verdikte. —

Im Zusammenhang mit der Darstellung der Entwicklung des Gesellschaftstanzes ist auch der besonderen Festlichkeiten des geselligen Lebens zu gedenken, da deren vergnüglicher Höhepunkt doch stets im Tanz erreicht und auch gesucht wird. Es sind dies die Bälle, die sich in den meisten Ländern heute in der Hauptsache auf den Winter erstrecken und vielerorts in besonderer Weise an den Karneval angliedern.

Nur noch in wenigen Städten, in Deutschland vor allem in der Rheinprovinz, in Köln, Mainz, Düsseldorf, und außerdem in München vollzieht sich das Karnevalstreiben auf der Straße. Aber auch in diesen Städten nur zum kleinen Teil, in den wenigen Tagen der eigentlichen Fastnacht selbst. Die Hauptfeier ist auch hier in die geschlossenen Lokale verlegt, wo sich das Ball- und Karnevalstreiben nicht bloß auf wenige Tage beschränkt, sondern meist über mehrere Wochen ausdehnt. Des Fastnachtstreibens auf den Straßen sei gleichwohl zuerst gedacht. Dieses Treiben ist auch heute nichts weniger als erbaulich, geschweige denn, daß es höheren Ansprüchen an eine edle Form öffentlichen Festefeiern genügen würde;



445. Solotänzerin. Der Fandango

es genügt nicht einmal bescheidenen Ansprüchen. Denn es ist eine durchaus forcierte Lustigkeit, die sich als Stimulantien teils überaus banaler teils ebenso roher Mittel bedient. Freude und Fröhlichkeit wird gemeinhin in wüstem Lärmen und albernster Ausgelassenheit gefunden. Den Höhepunkt aller Vergnüglichkeit findet man überall in einem wahllosen Attakieren aller Frauen und Mädchen, in einem gegenseitigen ausgelassenen Abküssen und in ebenfalls gegenseitigen kecken obszönen Griffen. Eine Frau, die sich dessen verwahrt, wird als dumme Gans und alberne Spielverderberin angesehen. Mit dem Beginn der Dunkelheit artet dieses Straßentreiben stets in wüste und abstoßende Orgien allgemeinsten Balgereien zwischen





446. Beim Champagner. Lithographie von Gavarni

Männlein und Weiblein aus, das sich schließlich von der Straße in den Lokalen fortsetzt, wo man sich noch ungenierter gegenseitig abgreift; hier kann man ja auch ungleich mehr wagen, denn hier kann die weibliche Zimperlichkeit nicht mehr entwischen und die derbste Handgreiflichkeit im allgemeinen Trubel sehr leicht kaschiert werden (Bild 464 und 465). Es ist so oft auf die Notwendigkeit hingewiesen worden, gerade diese Formen der Fastnachtsfeiern zu veredeln. Und es sind auch schon Versuche in dieser Richtung gemacht worden. Aber stets mit sehr bescheidenem Erfolg. Und daran wird sich auch nichts ändern, solange die Masse sonst in politischer und sozialer Gebundenheit lebt, so dass sie in solchen Festen nur die ihr zugestandenen Gelegenheiten zum schrankenlosen Austoben erblickt. Eine Veredelung ist erst dann möglich, wenn die allgemeine soziale und damit auch politische Gebundenheit aufgehört hat. Denn erst damit vermag der gesamte Horizont sich zu erweitern, was die Voraussetzung dafür ist, daß nicht nur das öffentliche erotische Genießen in höheren Formen sich vollzieht, sondern daß dieses auch nicht mehr bloß den einzigen Angelpunkt geselliger Freuden darstellt. Dort wo es übrigens politisch geläuterte Massen gibt, vollziehen sich derartige Feste auch in viel weniger anstößigen Formen. Bei den Festen des organisierten Proletariats findet man niemals ein solch wüstes Austoben.

Die Dirne spielt bei all diesen Gelegenheiten, vornehmlich bei den öffentlichen Bällen, eine überaus große Rolle. Aber ihr Verhalten ist heute gleichwohl ein durchaus anderes als in den Zeiten der Renaissance. Heute ist die Dirne meistens die Zurückhaltendere, während die anständige Dame die extravagantere ist. Das was oben in dem Zitat von Th. Mundt über den Unterschied im Maßhalten der offiziellen Liebeshändlerin und dem Nichtmaßhalten der Frau der Ge-



*Après le débaucheur, la fin du monde*  
Weibliches Ballkostüm um 1840  
447. Holzschnitt von Gavarni

sellschaft beim Cancan gesagt ist (S. 432), ist eine typische, im bürgerlichen Zeitalter allgemein gültige Erscheinung geworden. Die Kokotten betragen sich bei öffentlichen Bällen durchaus anständiger als die sogenannten anständigen Frauen, und darum sind auch die eigentlichen Kokottenbälle stets die anständigsten der jeweiligen Ballsaison. Wenn eine schicke Kokotte tanzt und flirtet, bekommen die Zuschauer gewiß konstant viel zu sehen, aber niemals soviel, als man in anständiger Gesellschaft hin und wieder sehen und erleben kann. Dieser Unterschied ist jedoch ganz greiflich, sowie man die verschiedenen Zwecke erwägt, die die anständige Frau und die Kokotte bei solchen Gelegenheiten verfolgen. Für viele anständige Frauen sind die Bälle die günstigste und für ebensoviele die einzige Möglichkeit, sich nach Herzenslust auszutoben, dem heimlichen Drange nach-

zugeben, sich abküssen und „abknutschen“ zu lassen. Die Ballfreiheit gestattet und ermöglicht es ihnen. Die anständige Frau will und muß also diese Gelegenheit nutzen. Das führt zu den charakteristischen Szenen auf den Münchener Redouten und Armenbällen, den entsprechenden berliner Veranstaltungen (Ball „der bösen Buben“ und ähnliche), den pariser Künstlerbällen usw. Ganz anders ist die Situation der Kokotte, diese hat dieses allgemeine Bedürfnis nach „abgeknutscht werden“ nicht, für sie ist der Ball heute nur die günstige Gelegenheit, eine Geschäftsverbindung anzuknüpfen, die sowieso erst nach Schluß des Balles realisiert werden kann. Sie hat es also nicht so eilig. Und nach dem Flirt als Selbstzweck hat sie überhaupt keine innere Sehnsucht. Das ist die ebenso einfache wie natürliche Ursache, daß in diesem besonderen Falle die Kokotte sich gewissermaßen anständiger gebärdet.

Wie weit die Kühnheit bei Künstlerfesten und Künstlerredouten heute sich mitunter versteigt, mögen als klassische Beispiele die Bälle der „Quat's arts“ der pariser Montmartrekünstler erweisen. Bei diesen Festen ist es von jeher allgemeine Regel, daß sich die Damen durch ein übergroßes Defizit an Bekleidung auszeichnen. Daß man einen schönen Busen und schöne Beine niemals unziemlich bedeckt, gehört geradezu zu den Selbstverständlichkeiten. Aber einigemal kam es sogar vor, daß eine Reihe besonders schöner Frauen überhaupt auf jede Verhüllung ihrer Nacktheit verzichteten. Das heißt: völlig nackt waren sie ja



nicht, „dessen würden sie sich schämen“. In einem Prozeß, der sich an einen dieser Bälle knüpfte, erklärte eine Dame allen Ernstes, sie sei absolut nicht nackt gewesen, — denn sie trug oberhalb des rechten Knies ein kokettes, drei zentimeterbreites Band mit flatternder Schleife und an den Zehen goldene Ringe. „Wie kann man denn da von Nacktheit reden?“ Bild 468 und 472 zeigen einige der auf diesen Bällen getragenen Kostüme. Nun kann man ja einwenden, daß es sich bei den meisten derart negativ bekleideten Damen um Künstlermodelle handelte, aber es befanden sich auch legitime Künstlerfrauen darunter und außerdem ist stets „tout Paris“, sofern man darunter das reiche und vornehme männliche und weibliche Nichtstuertum versteht, Zuschauer dieser Feste in den Logen, in die sich nachher die sämtlichen Mitwirkenden ebenfalls ergießen.

Wenn man solche und ähnliche Feste (Bild 473) anschaut, kann man fast an eine Wiederkehr der Promiskuität der Geschlechter für den Moment glauben. Ein wildes Durcheinander, bei dem zu einem großen Teil auf das schamloseste nach allen Seiten und von beiden Geschlechtern geflirt wird, ist die allgemeine Signatur. Durch die erotisch pikanteste Kostümierung kommen auf fast allen derartigen Bällen die meisten Frauen dieser Entwicklung entgegen. Gewiß ist dies keine spezifische moderne Erscheinung, was schon die früheren Kapitel belegen. Die Bälle zur Zeit des Direktoriums und des ersten Kaiserreichs in Frankreich, sowie die Englands derselben Epoche ließen an Zügellosigkeit wahrlich auch nichts zu wünschen übrig. Damals kam auch zum erstenmal der Brauch in Blüte, daß die Frauen sich besonders gern als Männer kostümierten.



448. Ballorgie. Aus der Zeit des zweiten französischen Kaiserreichs





449. Die Tänzerin Pepita den El ole tanzend

(Bild 438). Dann folgte eine Zeit der größeren Zurückhaltung, als das naturgemäß prüdere Kleinbürgertum den Ton angab. Aber schon die Generation von 1830, die das erneute siegreiche Auftreten der Bourgeoisie bedeutete, brachte wieder einen Umschwung. Und speziell die Künstler feste dieser Zeit erkletterten die höchsten Gipfel bacchantischer Ausgelassenheit. In Paris herrschte damals viele Jahre von neuem die Mode, daß die Frau in Männerkleidung auf den Ball ging. Die Männertracht soll die zwangloseste Form der geselligen Unterhaltung ermöglichen, denn die meisten Männer sind angeblich doch nur in Gegenwart von Frauen zurückhaltend, während sie sich in einem Kreise, in dem nur Männer beisammen

sind, absolut zwanglos geben. Also schaltete man die Frau aus, indem diese sich zum Manne wandelte. Und daß sie tatsächlich „Mannes genug“ geworden ist, beweist sie obendrein dadurch, daß sie sich häufig am allermännlichsten gebärdet. Damit ist die Frau von den von ihr so begehrten Genüssen nicht mehr ausgeschlossen. Die reiche Bilderfülle, die die schöpferische Zeit des Vormärzes hervorgebracht hat, ermöglicht uns die plastische Vorstellung von dem die damaligen Vergnügungen kennzeichnenden Tohuwabohu (Bild 327, 334, 335, 446, 447, 451 und Beilage „Der Maskenball“, „Ein Souper im Maison d'or“). Nicht übersehen darf jedoch werden, daß dieses turbulente Treiben sich damals speziell auf die künstlerischen Kreise konzentrierte und von diesen darin wiederum zum Teil als ein Protest gegen die kleinbürgerliche Philisterei aufgefaßt wurde. Allgemein wurden solche Ausgelassenheiten erst in den fünfziger Jahren. Jetzt war die große Bourgeoisie selbst auf den Plan getreten und darum debordierten jetzt auch alle Kreise; jetzt trat sogar der Künstler geradezu in den Hintergrund und alles erhielt gleichzeitig einen rohen, ja teilweise sogar viehischen Ton (Bild 448). Der Parvenü beherrschte mit seinen stets peinlichen Allüren die gesellschaftliche Situation genau so wie er die politische Situation beherrschte. In dieser Zeit findet selbst die Frau des Bürgertums den höchsten Geschmack daran, bei den Bällen mit ihrer Nacktheit zu prunken. Zuerst auf dem Wege der Dekolletage, die um diese Zeit ihre tiefste Tiefe erreichte; selbst am englischen Hofe dekolletierte man sich damals bei Bällen so stark, daß fast der ganze Busen entblößt wurde. Außerdem aber wählte man bei den Maskenbällen häufig mit besonderer Vorliebe solche klassische Kostüme, die in möglichster Kostümlosigkeit bestanden. Als





Ein Souper  
Farbige Lithographie









Beispiel sei das Kostüm erwähnt, in dem die schöne Gräfin Castiglione, die intime Freundin Napoleon III., einmal einen Hofball besuchte. In einem zeitgenössischen Bericht heißt es:

Auf dem letzten Kostümball des Hofes . . . hatte die schöne, besonders wegen der Ueppigkeit ihrer Formen berühmte Gräfin Castiglione (gest. 1905) das Kostüm der Tissé aus Flauberts neuestem Roman Salambo gewählt . . . Die Gräfin erschien hochgeschürzt, mit Sandalen, und auf jeder Zehe des wundervoll modellierten Fusses von blendendem Weiß einen Brillantring, über dem linken Knie eine köstliche Beinspange mit Brillanten und Smaragden.

Von nun an gab es kein Nachlassen mehr, und die bereits geschilderte Gegenwart ist sicher der Gipfel. Und hiergegen vermögen natürlich auch Polizeiverordnungen sehr wenig, die z. B. den Unternehmern öffentlicher Bälle und Redouten die Errichtung künstlicher Lauben verbieten, in denen sich verliebte Paare ungestört „ausleben“ können, oder die Erniedrigung der Höhe der trennenden Wände der einzelnen „Boxen“ — wie in München im Jahre 1910 — auf 1,40 m. Da flüchten sich Unternehmungslustige eben für einige Zeit, bis der Moralkoller wieder verebbt ist, in die Räume des eigenen Heims und toben sich dort aus. Und wer die Formen der heutigen Geselligkeit in den Kreisen der vornehmen Lebewelt auch nur halbwegs kennt, weiß, daß man hier häufig keine höhere Leidenschaft kennt, als sich bei solchen Gelegenheiten in den unflätigsten Unanständigkeiten zu gefallen. Man ist ja unter sich . . . wie reizend, sich einmal ganz ungeniert gehen lassen zu können! Mit dem Vortrag des neuesten erotisch-eindeutigen Schlagers irgendeines Kabarett beginnt es gewöhnlich; und nicht selten ist es eine Dame, die die betreffenden Verse am besten auswendig weiß und sich auch nicht lange nötigen läßt, sie zur allgemeinen Belustigung mit vollem Verständnis aller Pointen vorzutragen. Schließlich kommt's zum Tanz. Und warum soll man sich da nicht ebenso gehen lassen? Wenn die feinsten Damen des zweiten Empire bei ihren Hausbällen es sehr oft den wildesten Cancaneusen des Bal mabille gleich-taten, so wetteiferte man in denselben Kreisen der neunziger Jahre ebenso eifrig mit den Barrisons, — man trug ja doch ebenso pikante Dessous. Und heute? Nun da tanzt man wie schon gesagt wurde, die Schiebetänze mit solch hingebender Inbrunst, wie sie öffentlich kaum ein Zuhälter mit seiner Dirne zu tanzen wagen würde. Das ist ein international ganz gleichartiges Bild. Dort wo die Demi-vierge floriert, glaubt eine junge Dame ihre



La femme du monde

450. Holzschnitt von Eugen Lami. 1842





91. Eine lustige Ballnacht. Wiener Lithographie von Hoffmann

...um zu zeigen, wie sehr sie zu können, als daß sie damit anfängt, zu tanzen und sich zu bewegen. Prevost hat einmal eine solche Scene beschrieben. Er schildert:

„Sie springt auf den Klavierstuhl und fing an zu präludiviren, ehe Maud, der dies mißfiel, sie unterbrechen konnte. Sie betonte die zweideutigen Verse mit einem überraschend talentvollen Vortrag. Die Herren applaudirten das Lied, das in Wirklichkeit einen tieferen Eindruck auf sie machte, als sie es sich vorstellen wollten. Der Gegensatz zwischen den Unanständigkeiten des Textes und den ungemeinen Lippen, die es vortrugen, den Mädchenohren, die dabei zu hören, ließen in ihren Herzen die leichtestregten Wallungen der Begierde aufsteigen. Auch die jungen Mädchen, diese Demavirges, hatten sich im perlenden Schaum des gewagten Liedes einen Genuß getrunken. Ihr Lachen klang unnatürlich abgebrochen, und sie lehnten sich noch schwach zurück zu den Arm ihrer Herren.“

Viele Männer dieser Kreise finden die größte Ehre darin, eine Frau zu haben, die für alles ihres Sinns und Verstandes hat; das ist schick. Gott, was schadet es denn, wenn sie sich bei einer solchen Gelegenheit einmal auch von einem jungen Mann küssen läßt, oder wenn sie mit diesem oder jenem mit vorgehaltenem Blick spricht? Ebenfalls unterhält er sich mit seiner Partnerin ja auf die gleiche Weise. Und wenn sie bei einem ausgelassenen Tanz einmal mehr als der Anstand gebietet, das Bein und das Höschen der allgemeinen Neugier preisgibt,

so tröstet er sich damit, daß er sogar laut erklärt: — „sie sind so hübsch, die Beine und die Höschen, sie kann sie sehen lassen“ . . .

Dort wo das Kleinbürgertum nach wie vor herrscht, also vor allem in kleinen und mittleren Städten, kann es zu solchen Extravaganzen des „Savoir vivre“ niemals kommen; hier tobt sich die öffentlich verhaltene Lüsternheit der Männer höchstens in den Hinterstübchen eines Absteigequartiers aus, oder bei „geschäftlich unaufschiebbaren“ Reisen in der nächsten Großstadt, während die Frauen zu Hause die naive Unwissenheit zu spielen gezwungen sind.

\*     \*     \*

**Spiel und Sport.** Weil die meisten Vergnügungen über den Rahmen des Familiären hinausgegangen sind, deshalb haben die Unterhaltungsspiele heute im geselligen Leben nicht mehr dieselbe große Rolle inne wie ehemals. Jedenfalls spielen sie im Leben der Erwachsenen heute eine untergeordnete Rolle und kommen fast nur noch für das Backfisch- und Jünglingsalter in Betracht. Soweit aber noch Gesellschaftsspiele üblich sind, sind diese ungleich dezenter als wie sie z. B. in der Renaissance üblich waren. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß das geschlechtliche Element überhaupt ausgeschaltet worden wäre. Einen erotischen Grundton haben noch unzählige Gesellschaftsspiele Erwachsener. Das Rätseln, das Pfänderspielen usw. läuft alles noch darauf hinaus, Gelegenheiten zum gegenseitigen Küssen zu geben.

**Die Wandlung zum Dezenteren** ist natürlich eng verbunden mit der Entwicklung zur Moralheuchelei. Denn im öffentlichen Gebaren mußten sich in erster Linie, wie schon oft gesagt ist, zurückhaltendere, also dezentere Manieren entwickeln. Wenn wir deshalb vor diese Zeiten zurückgehen, in die ersten Jahrzehnte des bürgerlichen Zeitalters, wo alles gährte und brodelte, finden wir in den Gesellschaftsspielen ähnliche derbe Formen, wie man sie einst in so kräftigen Zeiten wie die Renaissance liebte. Gesellschaftsspiele waren auch da günstige Gelegenheiten, daß Männlein und Weiblein zum Zwecke gegenseitiger erotischer Stimulanz herzhaft miteinander rauften und sich herumbalgten. Denn bei solchen Gelegenheiten kann man am Ungeniertesten zugreifen. Auch Entblößungen der



452. Die Tänzerin Taglioni als Sylphide  
56\*

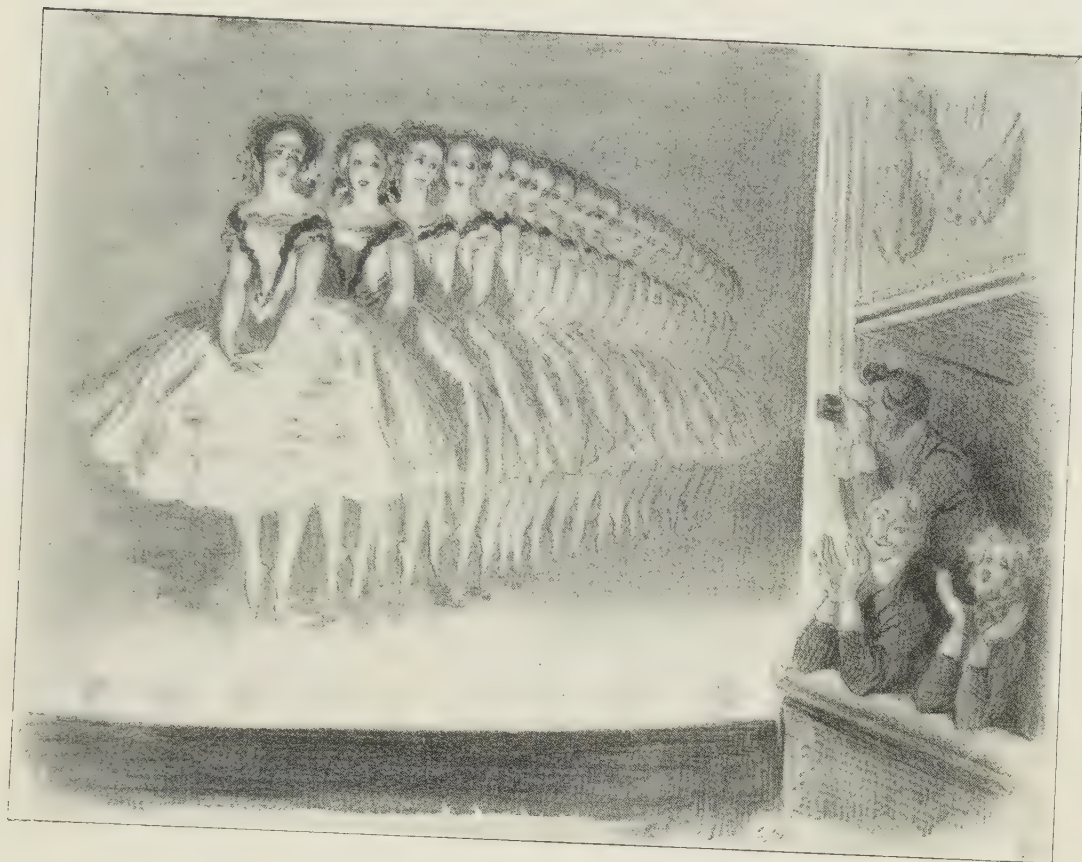


453. Die Ballettprobe. Wiener Lithographie von Hoffmann

teilnehmenden weiblichen Wesen konnten „in harmloser Weise“ herbeigeführt und wiederum ebenso verziehen werden. Und ähnliches mehr. Besonders interessantes und für unsere heutigen Vorstellungen verblüffendes Material haben wir in dieser Richtung aus Belgien und noch mehr aus England. Aus diesen Ländern haben wir bildliche und textliche Dokumente, die uns eine derart derbe Unge-  
niertheit bei den Gesellschaftsspielen aufweisen, daß die Renaissance sogar nur ebenbürtig darin erscheint. Handgreiflichkeiten allerkünster Art waren das selbstverständliche. Diese Kongruenz mit der Renaissance ist nun freilich nicht verwunderlich, sondern ganz begreiflich, weil eben auch im Aufkommen der modernen bürgerlichen Gesellschaft, wie wir wissen, ein Sieg stärkster und ge-  
sündester Potenzen sich vollzog, und für diese ist ungezügelter Derbheit im An-  
fang stets der natürlichste Ausdruck (Bild 442 und 444).

Heute sind die meisten Spiele zum Sport geworden. Der Sport ist freilich ein mehrfaches. Er ist zugleich die rationelle Form des durch die Moralheuchelei revidierten und durch die höhere Einsicht in den hygienischen Zweck der geselligen Unterhaltung geläuterten ehemaligen Gesellschaftsspieles. Für uns kommen natür-  
lich nur jene Sportbetätigungen in Frage, an denen beide Geschlechter gemeinsam  
sich beteiligen.





454. Das Ballett. Lithographie von Gustav Doré

Der Sport. Im Sport erfüllt sich zweifelsohne seit etwa fünfzehn bis zwanzig Jahren ein Hauptteil des modernen gesellschaftlichen Lebens. War dies eine Zeitlang überall der Radfahrersport (Bild 81 und 357), so ist es heute in erster Linie im Sommer das Tennisspiel, im Winter das Rodeln, Skilaufen und Bobsleighfahren, dazu kommt dann noch in beschränktem Maße das Schlittschuhlaufen, das früher der einzige gesellschaftliche Wintersport überhaupt war (Beilagen: „Kühnheit“ und „Die Freuden des Eislaufs“). Mit diesen Formen der Sportbetätigung sind gewiß nur die wichtigsten genannt. Aber gerade sie kommen auch vornehmlich hinsichtlich der Beurteilung der privaten und öffentlichen Sittlichkeit in Frage. Sie sind sogar zu deren Charakteristik sehr wichtig. Der Sport soll offiziell in erster Linie der Gesundheit dienen, der Kräftigung der Nerven, der Abhärtung, der Entfettung usw. Gewiß ist dies nicht nur ein vorgeschobener Zweck, aber dadurch, daß die genannten Sportarten zugleich die günstigsten Flirtgelegenheiten bilden, werden sie nicht nur planmäßig, sondern deshalb vor allem auch so fanatisch betrieben; die vorteilhafte Flirtgelegenheit, die die genannten Sportarten bieten, ist der Kitt, der die einzelnen Spielpaare, Riegen oder Mannschaften zusammenhält. Und die Erfahrung hat darum längst die richtigen Konsequenzen daraus gezogen. Während früher die Mütter heiratsfähiger Töchter diese von Ball zu

Ball schleiften, schicken sie sie jetzt auf den Tennisplatz oder nach den Orten, wo der Wintersport in großem Umfange betrieben wird. Oberhof, St. Moritz und Dutzende von anderen Winterkurorten sind heute die internationalen Heiratsbörsen. Des Sommers ist es jeder Tennisplatz einer Großstadt. (Vgl. auch S. 283.)

\* \* \*

Seebad und Freibadewesen. An Stelle des früheren Badehauslebens und der sogenannten Badefahrten ist seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts der Besuch der Seebäder getreten und in neuester Zeit das Freibadewesen in den großen Städten, wie es sich vielleicht am ausgesprochensten in Berlin entwickelt hat. Auch in diesem Falle kommen für unsere Zwecke nur jene Orte in Betracht, wo die beiden Geschlechter gemeinsam baden. Das ist in großen Seebädern Frankreichs, Belgiens und Italiens schon längst der Brauch, in Deutschland dagegen erst in sehr wenigen. Und auch in diesen meist nur in der einschränkenden, aber für Liebespaare leicht zu umgehenden Form des Familienbades.

Gewiß dient der Besuch des Seebades und auch der des Flußbades in gleich hohem Maße wie ein vernünftig betriebener Sport der Gesundheit, aber auch hier sind dieselben Zusammenhänge zu konstatieren. Die günstige Flirtgelegenheit, die ein gemeinsames Baden beider Geschlechter bietet, hat, wenn nicht heute, so doch einst, als der Besuch der internationalen Seebäder, wir nennen nur Biarritz, Trouville, Ostende und Bath, nur ein Sport der reichen Leute war, in erster Linie zu der Organisation des gemeinsamen Badens geführt. Durch das prallanliegende Badekostüm konnte die fürsorgende Mama aller Welt die anscheinend zuverlässigste weil intimste Kenntnis von den körperlichen Vorzügen der heiratsfähigen Töchter verschaffen. Die lebenslustige und liebesehnende Frau konnte wiederum dadurch aufs überzeugendste einem großen Männerkreise erweisen, daß „man“ noch lange nicht „passée“ ist, ja daß man überhaupt erst auf der Höhe ist, und darum sehr wohl würdig der eifrigsten Huldigungen. „Bitte überzeugen Sie sich doch: Habe ich nicht ein Paar wunderschöner Beine?“, „Ist meine Büste nicht überaus vollkommen oder in besonderer Weise pikant?“ „Habe ich nicht eine edle Rückenlinie?“ usw. Das prallanliegende Badekostüm läßt alles dieses nicht nur scheinbar einwandfrei feststellen, sondern — und das ist das wichtigste — das mit Verständnis angefertigte Badekostüm schafft sogar gerade erst die gewollte Linie. Weil das Badekostüm den Körper nämlich bis zu einem gewissen Grad zusammenschnürt, verleiht es ihm Elastizität und Rasse, die er in völlig nacktem Zustand oft nicht einmal haben würde. Diese Wirkung kann obendrein durch den Schnitt oder den mit Verständnis gewählten Stoff überaus verstärkt werden. Der klug ausgedachte Schnitt ist nicht selten eine raffinierte Gußform des Körpers. Wo die Aufgabe zu schwer zu lösen ist, kommen Badekorsetts usw. zu Hilfe. Andererseits wählt man das dünnste Seidentrikot, das den Körper wie eine zweite, überaus zarte Haut umschließt, oder man wählt transparente Trikots, die es gestatten, auch mit der Delikatesse der Körperbehaarung zu spekulieren.





455. Englische Volksbelustigungen. Holzschnitt von R. Doyle





Tanzfigur des Cancan

456. Berliner Lithographie. 1865

Hier ist auch darauf hinzuweisen, daß trotz aller Ablehnungen im einzelnen und trotzdem es sich die wenigsten bewußt werden, es doch ein in sehr vielen Menschen stark wirkendes Gesetz sein dürfte, sich nackt zur Schau zu stellen. Und zwar erotisch nackt. In der Nacktkultur wirkt teilweise dasselbe Gesetz. Für das vornehme Seebadeleben beweist diese Tatsache unumstößlich die erotisch spekulative Form des Badekostüms. Würde man nämlich bei diesen Gelegenheiten dem Körperlichen indifferent gegenüberstehen, so würde dies auch zu einer dementsprechenden, das heißt ebenfalls indifferenten Badebekleidung geführt haben. Das luxuriöse Seebadeleben, wie es sich in den fünfziger Jahren des verflorenen Jahrhunderts entwickelte,

ist darum im Kerne nicht zuletzt die gesellschaftliche Form, die diesen erotischen Exhibitionsdrang im Rahmen der bürgerlichen Moral ermöglicht, ohne diesen zu sprengen. Dabei ist nicht zu vergessen, daß speziell die vornehmen Seebäder durchwegs auch die Sammelpunkte der gesamten eleganten Demimonde sind, für die es auf Grund des eben Gesagten in der Tat auch kaum eine bessere Gelegenheit geben kann, alle Welt — das heißt die zahlungsfähigste Welt — auf jene körperlichen Qualitäten aufmerksam zu machen, die den höchsten Kurs haben. Ebenso darf nicht vergessen werden, daß aus denselben Gründen Seebäder wie Trouville, Ostende auch stets die Mittelpunkte eines raffinierten erotischen Lebensgenusses waren und geblieben sind (Bild 9, 42, 95, 96, 103, 131, 156, 168, 169, 226, 349, 391, Beilage „Das erste Seebad“).

\*   \*   \*

Das Theater hat seit der Antike niemals eine so umfassende Rolle im Geistesleben gespielt wie im ganzen Verlauf des bürgerlichen Zeitalters. Es war der erste Kampfplatz der bürgerlichen Ideen, hier wurden sie im achtzehnten Jahrhundert zuerst propagiert, und immer wenn seitdem neue gesellschaftliche Probleme auftauchten, so waren die Bretter der Bühne stets ein wichtiger Kampfboden. Das gesamte bürgerliche Leben erlebte seine Auferstehung auf der Bühne! Diese Seite der Frage kommt jedoch hier weniger in Betracht, dagegen um so mehr die damit in Zusammenhang stehende Tatsache, daß das Theater im ganzen



## Cancan

Anonyme berliner Lithographie. 1865





neunzehnten Jahrhundert zugleich eine der wichtigsten geistigen Unterhaltungsformen der Massen darstellt. Dadurch spielt es in der Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit eine überaus große Rolle, denn noch mehr als den ernsten Kämpfen der Zeit hat es den wüsten Spekulationen der mit allen Mitteln arbeitenden Geschäftemacher gedient. Das war und ist möglich, weil nur die wenigsten Menschen im Theater aufgeklärt, belehrt und angespornt werden wollen, weil nur ein kleiner Teil auf höhere geistige Weise künstlerisch unterhalten sein will, dagegen um so mehr Besucher pikant amüsiert zu werden wünschen. Wer diesen Neigungen Rechnung trägt, macht die besten Geschäfte; Autor und Direktor. Das schuf den spezifischen Inhalt der Posse und der Operette und veranlaßte unzählige Schriftsteller, unter dem Deckmantel der ernsten Komödie und des Sittenstücks gleichzeitig eifrig auf die Geschlechtsnerven der Zuschauer zu spekulieren. Natürlich darf mit solchen Spekulationen niemals der Mut jener Dichter verwechselt oder auf dieselbe Stufe gestellt werden, die in ernster Weise die geschlechtlichen Probleme des Lebens aufgriffen und auf die Bühne brachten; das wäre ein Muckertrick. Und insofern als die mutige Analyse der geschlechtlichen Beziehungen der Menschen untereinander in dramatischer Form immer mehr zugenommen hat, können wir auch von einem größeren Verantwortlichkeitsgefühl der Gesamtheit gegenüber diesen wichtigen Fragen reden, als dies früher der Fall war. Das gilt in gleicher Weise, ob diese Motive ernst, satirisch oder auch heiter angepackt wurden. Aber da es immer leichter ist, mit dem Stofflichen allein zu wirken, als das Stoffliche durch die künstlerische Gestaltung zu überwinden und so die Gestaltung jedes Stoffes zu rechtfertigen, so ist dieses Verfahren auch um so verlockender, weil es sehr häufig zugleich auch rentabler ist. Diesen Verlockungen offen nachzugeben, war nur wenig möglich zu der Zeit, als die herrschenden Klassen in der Bühne noch eine wichtige Erziehungsanstalt, eine Kanzel öffentlicher Moral erblickten, ebenso wenig war es möglich, damit im Rahmen kleinbürgerlicher Kreise und Zustände zu operieren. Um die Möglichkeiten des Theaters in dieser Richtung skrupellos ausbeuten zu können, mußte das Theater erst zu einem bloßen Vergnügungsetablissemment degradiert sein, und außerdem mußten großstädtische

Fuchs, Sittengeschichte \* \* \*



Tanzfigur des Cancan

457. Berliner Lithographie. Um 1865

57

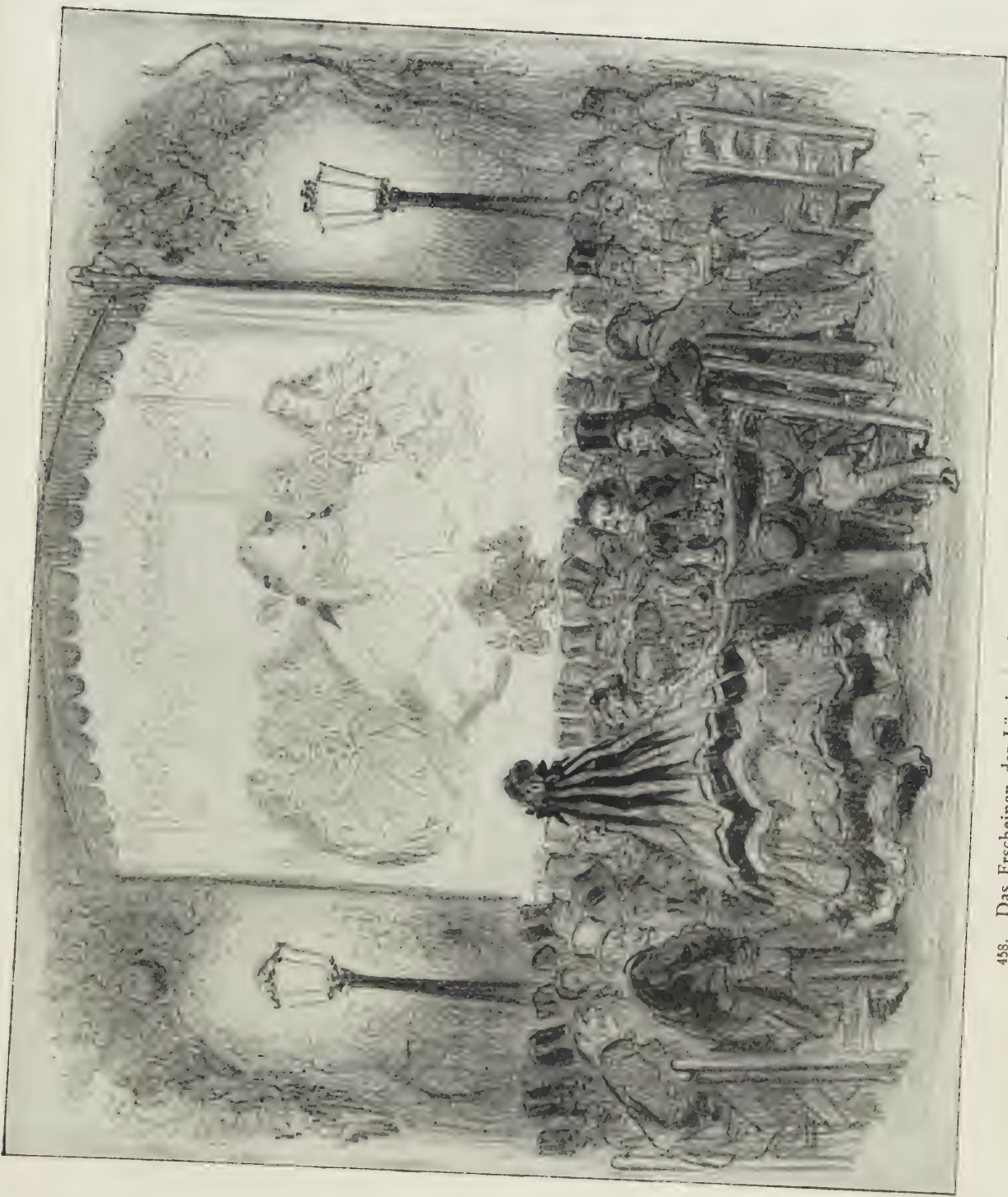
Verhältnisse sich entwickelt haben. Beides war von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an der Fall. Und damit setzte auch die Rolle des Theaters als Propagandist und ertragreichster Ausbeuter pornographischer Spekulation ein. Den Ausgangspunkt mußte wie in allen andern Dingen auch in diesem Falle Paris bilden, weil eben hier die beiden eben genannten unentbehrlichen Voraussetzungen zuerst gegeben waren.

Auf die geistig dürftigste Weise wurde die Erfüllung dieses Programms begonnen. Man dramatisierte Entkleidungsszenen von Liebespaaren, die man einzig dadurch etwas komplizierter gestaltete, daß nicht nur das eigentliche Publikum Zeuge wurde, sondern daß die sich entkleidenden Liebenden auch auf der Bühne selbst ihre Zeugen hatten. Da man gleich mit dem stärksten anfang, lag es in der Natur der Sache, daß es nicht viel Steigerungen gab, höchstens Variationen. Der Höhepunkt, zu dem man auch sofort gelangte, war, daß man gleich zwei Schlafzimmer nebeneinander auf die Bühne stellte, mit zwei Liebespaaren, und daß die *Musique de chambre* des einen Schlafzimmers die Sinne der Benützer des andern in Aufregung bringt, das natürlich obendrein ein älteres Ehepaar ist. Solches ist z. B. der Inhalt des Stückes „Ehewinter“, das in den fünfziger Jahren lange Zeit brechend volle Häuser machte. Ein zeitgenössischer Referent gibt von diesem Stück die folgende spezielle Beschreibung:

Bei geteiltem Bühnenraum sieht man gleichzeitig in die Geheimnisse eines jungen, eben vermählten Ehepaares, und eines andern, das schon durch Zeit und Gewohnheit gegeneinander erkältet worden, hinein. Die beiden Paare nebeneinander reizen und stimmen sich gegenseitig durch das Geräusch und Bettstellen-Geknarre, welches das eine vom andern nachbarlich vernimmt, und das alte Ehepaar, das sich augenblicklich durch eine Verstimmung entfremdet war, sucht sich jetzt an dem Glück des jungen Paares zu befeuern. Es kommt zu vollständigen Auskleideszenen, man geht vor den Augen des ganzen Publikums völlig ungeniert zu Bett, und offenbart eine so vollendete physische Harmlosigkeit der Sitten, daß man fast einen in Szene gesetzten Katechismus für Neuvermählte vor sich abgespielt zu sehen glaubt. . . . Man glaubt fast immer einem Spiel der Wilden zuzusehen, die zur Feier einer Hochzeit in ihrem Stamme alle ihre barbarischen Gebräuche und Zeremonien zu einem Feststück zusammengestellt haben.

Vom Geschäftssinn getrieben, kam man allmählich noch auf einige weitere pikante Nuancen und Tricks, vor allem beutete man die so naheliegende Pikanterie der Verwechslungen aus. Und wenn auch, wie das in den meisten pornographischen Literaturwerken der Fall ist, am Schluß immer die Tugend siegte, so waren alle derartigen Stücke doch im Grunde eine Verherrlichung dessen, was nach offiziellen Begriffen unmoralisch ist. Diese Verherrlichung geschieht immer in der Weise, daß eben alles Illegitime so reizvoll und verführerisch wie nur möglich dargestellt wird. Nach dieser Methode verfährt man bis auf den heutigen Tag und erzielt damit auch bis auf den heutigen Tag dieselben billigen und großen Erfolge. Ein wichtiger Bundesgenosse ist dabei stets die Musik gewesen und geblieben. Denn die Musik ermöglicht mit ihren Mitteln, das geschlechtlich Intimste nicht nur anzudeuten, sondern es obendrein in einer Weise auszumalen, wie es die Sprache niemals vermag, der sogar die Worte dafür fehlen. Die Oper wandelte sich zur Operette, mit der man eine Reihe der pikantesten Wirkungen erzielte; sie war niemals etwas anderes als eine Verherrlichung des erotisch Pikanten.





458. Das Erscheinen der Löwin im Sommertheater Lithographie von Gustav Doré





Viele Operettenkomponisten sind sogar nichts anderes als Zotenkomponisten. Freilich muß man auch hier sehr zu unterscheiden wissen. Man muß sich gleichzeitig darüber klar sein, daß es der Musik andererseits ebenso sehr gegeben ist, erotische Steigerungen, die in erträglichen Worten nicht zu sagen sind, in einer Weise in Tönen auszudrücken, daß sie ebenso erhebend und befreiend wirken können. Man kann weiter das Erotische in Tönen derart geistreich ausdrücken, daß dadurch selbst das Kühnste Existenzberechtigung bekommt. Darum rubrizieren Komponisten wie Offenbach und Johann Strauß eben niemals unter die Pornographen. Ein weiterer Bundesgenosse, der das Laszive auf der Bühne mit Gewalt zu erzielen strebte, wurde das Ballett, das ebenfalls im 19. Jahrhundert seine höchste Entfaltung erlebte; doch auf dieses kommen wir noch in einem besonderen Abschnitt zu sprechen. Hier muß nur erwähnt werden, daß die Pikanterie des Balletts auf der Bühne derart kategorisch vom Publikum begehrt wurde, daß es schließlich dazu kam, daß das Ballett als Massen- oder Einzeltanz jeder Oper eingefügt wurde. Bis zum Auftreten Richard Wagners, der u. a. auch gegen diese Erniedrigung des Theaters Front machte, war eine Opernaufführung ohne Balletteinlage einfach undenkbar. Daraus ergibt sich denn auch, daß Dichter und Komponisten nur indirekt die Verführer sind, in Wahrheit sind sie nur die mehr oder minder verständigen Erfüller des Willens des Publikums. Das Publikum diktiert. Pelletan sagt sehr richtig über diesen Punkt, als er den Niedergang des Theaters unter der Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs schilderte:

Doch trägt der dramatische Dichter nicht allein die Verantwortung für die Verderbtheit des Theaters. Er hat immer einen Mitarbeiter, also einen Schuldgenossen. Ich will vom Publikum sprechen. Das Publikum gibt ihm immer mehr oder weniger den Geist des Stückes ein, es will immer im Schauspiel sein eigenes Werk sehen. Ich kenne und könnte mehr als einen talentvollen Schriftsteller nennen, welcher mit dem Strome ringt, aber, mit wenigen Ausnahmen, Dramaturgen und Vaudevillisten suchen einander in Erfindung solcher Zoten und Gemeinheiten zu überbieten, konkurrieren miteinander, um auf den Tisch des Publikums das am meisten gepfefferte Ragout zu setzen. Man betrachtet das Stück, die Handlung, schon als eine überflüssige Zugabe; man schreibt nur für die Waden der Schauspielerinnen, um die geheimen Schönheiten ihrer Beine und Kniee ins rechte Licht zu setzen. Man nennt das Frauenstücke, welche bestimmt sind, die Bazare des Orients dem im Parterre sitzenden blasierten Sultan zu ersetzen. Ein Geist der Demut hatte während der Restauration die Röcke der Tänzerinnen um ein Bedeutendes verlängert, der Geist unserer Zeit hebt sie wieder bis zur Hüfte empor, wodurch das schläfrig gewordene Interesse für das Ballett wieder belebt wurde.

Mit anderen Worten: die allgemeine historische Situation entscheidet auch in diesem Falle allein, ob das Theater sich zum Propagandainstitut der menschlichen Ideale erhebt oder zum Mistbeet der Pornographie wird. Diese ist es auch, die zuzeiten den Darsteller so sehr vor das Werk rückt, daß das Hauptinteresse

dem Vermittler statt dem Gedanken zuteil wird. Es gilt das vornehmlich für jene Zeiten, in denen man sich mit der Pose der Tat begnügt, um damit der Tat selbst aus dem Wege zu gehen. Und solche Zeiten erleben wir z. B. heute. Heute reduziert man alles aufs Aesthetische, dieses ist aber zu einem großen Teil stets an die Person des Vermittlers gebunden. Daher der aberwitzige Kultus des Schauspielers. Man glaubt in solchen Situationen revolutionär, zum mindesten überaus kühn zu sein, wenn man mit den alten Traditionen der Form bricht und angeblich die Prüderie überwindet. Eine derartige „revolutionäre Tat“ leistete man sich, indem Monna Vanna auf das Trikot verzichtete und beim Auseinanderfalten ihres Oberkleides tatsächlich ihre nackten Brüste dem Zuschauer zeigte, weiter, indem Judith oder Salome ebenfalls ohne Trikot auftraten, so daß auch ihre Körper zur Hälfte nackt sind. In Wahrheit sind solche Dinge jedoch nur Spekulantenkünfte, die von der großen Linie auf das pikante Detail ablenken wollen. Der entblößte Busen der Monna Vanna und der nackte Oberleib der Salome werden auf diese Weise zum Mittelpunkt gemacht, während dies doch nur eine einzige Geste sein sollte. Daß diese geile Pikanterie tatsächlich als Hauptattraktion gedacht ist, beweist schließlich nichts klarer als der Umstand, daß es eine Zeitlang förmlich zur Manie geworden war, daß hübsche Darstellerinnen dieser Rollen sich mit Vorliebe in diesen speziellen Situationen — Monna Vanna, wie sie das Kleid auseinanderfaltet und ihren Busen zeigt usw. — photographieren ließen und sich so aller Welt in den Schaukästen der Kunsthändler preisgaben. Die nächste Konsequenz hiervon wurde es, daß dies das einzige war, was die große Masse von dem betreffenden Stück erfuhr, und daß es also damit vor allem zum Besuch verlockt wurde (Vgl. auch „Renaissance“ S. 30). Was ergibt sich aus alledem? Nun das eine: Alle Teile sind abgestumpft, Darsteller und Zuschauer, also fordern beide die Sensation: der Darsteller im Geben, der Zuschauer im Empfangen. Und mit der Phrase von dem Mut zur Wahrheit werden diese Sensationen kaschiert und zu rechtfertigen gesucht. Diese Rechtfertigung ist aber ebenso stichhaltig wie die, daß die große Masse bei ihren offen vor aller Welt geübten Derbheiten „sich nichts Böses“ denkt. Nun sie denkt sich dabei aber auch nichts Erstrebenswertes, nichts Bewundernswertes, und darum reicht dieses Manko gerade aus, ein verdammendes Urteil darüber zu fällen. In dem einen wie in dem andern Falle (Bild 437, 476 und 477).



459 und 460. Die Bauernkirchweih. Münchner Bilderbogen. Holzschnitt

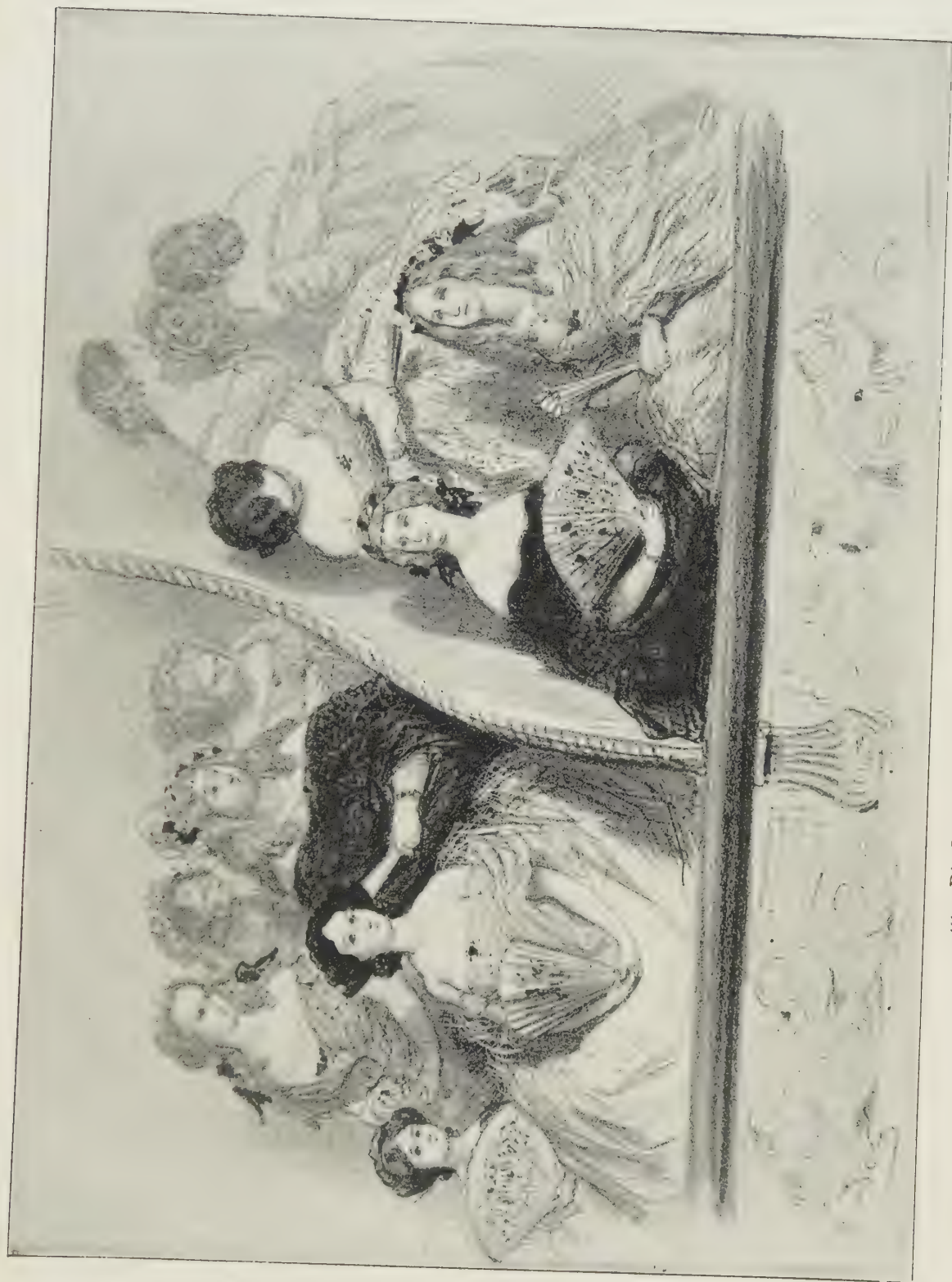


Solotanz und Ballett. Der Tanz als Schauspiel, als Schaustück im Gegensatz zum Gesellschaftstanz, an dem sich ein jeder beteiligen kann, ist, wie schon hervorgehoben wurde, natürlich eine Sache für sich. Freilich nur für die historische Würdigung. Denn im Wesen sind beide dasselbe. Jede Art Tanz ist sinnliche Ekstase, sinnlicher Rauschzustand, gebunden an solche rhythmische Bewegungen, die dem wirklichen Erleben dieser Gefühle konform sind. Nur daß sie zur großen Linie gesteigert sind. Auf diesen Zusammenhängen beruht die Begeisterung am Mittanzen und das stets vorhandene allgemeine Interesse am Ballett und Solotanz.

Daß man beim Tanz und durch den Tanz die höchsten sinnlichen Sensationen erleben und andern einflößen kann, ist in diesem Wesen begründet und mehrfach auch schon erwähnt. Darum aber ist der Tanz auch stets mit Vorliebe in den Dienst der großkapitalistisch betriebenen sexuellen Massenverführung gestellt worden. Im Zusammenhang damit mußte natürlich der Charakter des Balletts und auch der des Solotanzes im bürgerlichen Zeitalter ein durchaus anderer werden, als er es in beiden Fällen unter dem Ancien Régime war. Die starre Form von ehemals, die dem Wesen des Absolutismus entsprach, mußte gesprengt und an seine Stelle die bacchantische Wildheit, die die Zügellosigkeit im Genießen symbolisiert, gesetzt werden. Dieser Umschwung trat freilich schon im 18. Jahrhundert ein, denn hier kamen ja längst alle Dinge ins Wanken, und so zog auch die Turbulenz im Ballett und Solotanz damals schon ein. Die berühmte Camargo war die erste bedeutende Vertreterin dieses neuen Tempos. Sie gehörte auch zu jenen, die den vom Publikum so begehrten Trick gerne übten, ohne Beinkleider zu tanzen, weil dadurch die erotische Neugier der Zuschauer aufs höchste gesteigert wurde; freilich nicht zum wenigsten deshalb, indem diese Neugier auch niemals gestillt wurde. Weil der Tanz zu den stärksten Spekulationen auf die Sinnlichkeit des Beschauers gehört, war das öffentliche Interesse für die großen Tanzsterne meist ein derart ungeheures, daß es in den betreffenden Kreisen nicht selten förmlich in Wahnsinn ausartete. Früher glaubten selbst die angesehensten Zeitungen keine wichtigere Aufgabe zu haben, als diesen Wahnsinn zu präparieren. Als am Ende des achtzehnten Jahrhunderts im londoner Drury-Lane-Theater die Tänzerinnen Parisot, Madame de Caro und Miß de Camp ihre Triumphe feierten, erschien in der in Weimar erscheinenden Zeitschrift „London und Paris“ der folgende Hymnus:

Diese drei Grazien, alle drei Favoriten des Publikums, und alle vorzüglich in ihrer Kunst, konnten kaum einen Schritt tun, ohne den ausgelassensten Beifall hervorzurufen... Man weiß, daß den Franzosen im Tanzen der Preis gebührt. Auch Mlle. Parisot verleugnet ihre Nation nicht. Eine schlanke, zartgebaute Figur, Füße, Hände und Arme von dem Ebenmaße einer Marmorstatue; schmachtende Augen und jene sanften Übergänge aus einer reizenden Stellung in die andere, die in Frankreich zu Hause sind, gibt den Bewegungen dieser großen Tänzerin eine Gewalt über die Sinne der Zuschauer, welche selbst den hartnervigen Hans Bull in der oberen Galerie erschüttert. Beschreiber kommt sich hier sehr lächerlich vor, da er mit Worten schildern will, was höchstens der Maler darstellen könnte. Wenn die Parisot aus den Händen ihrer beiden Gefährtinnen hervorkam, um allein zu figurieren, so war es, als ob sie sich in die Arme der entzückten Zuschauer werfen wollte. Schwebend, verlangend, mit grazienhafter streng berechneter Krümmung der Arme





461. Die Löwinnen in der Loge. Lithographie von Gustav Doré

bewegte sie den Körper in Attitüden, die die kälteste Einbildung erwärmen mußten. Und wenn sie nun die beiden andern umschlang, was für Zauber, Schmachten, Seele war in der Umarmung! Die Schlingungen der Arme, die Neckereien, die überraschenden Verschränkungen, die schnellen Wechsel der Stellung, alles das muß man sehen, um es gehörig zu schätzen.

Dem Fortgang der französischen Revolution wurden kaum mehr Zeilen gewidmet. Zu den Alltäglichkeiten zählte es früher, wenn verrückte Schwärmer bei einer berühmten Tänzerin um einen alten abgelegten Tanzschuh bettelten, mit der Versicherung, ihn wie ein Heiligtum zu verehren, oder wenn man sich, wie es mehrmals vorkam, um einen Schuh, der einer Tänzerin vom Fuß ins Parterre geflogen war, mit einer derartigen Wut balgte, daß es verschiedene Rippen-, Arm- und Beinbrüche gab, und man sich solange nicht beruhigte, bis der Schuh in hundert Fetzen zerrissen war und jeder Teilnehmer an dieser Balgerei wenigstens einen dieser Fetzen als Trophäe sein eigen nennen konnte. Die kostbarsten Stiche wurden von den berühmten Tanzgrößen in Handel gebracht (Beilage „Made-moiselle Parisot“). Diese Tollwut hielt sehr lange an. Über die „Begeisterungsausbrüche“ beim Auftreten einer Fanny Elsler, „der Tänzerin beider Welten“, einer Taglioni, einer Pepita, und wie diese Tanzgrößen alle heißen, könnten ähnliche, fast gleichlautende Berichte angeführt werden, wie über das Auftreten der Parisot. Jeder ihrer Schritte wurde registriert, jeder Erfolg verzeichnet, die riesigen Honorare wurden triumphierend in die Welt hinausposaunt. „Als Fanny Elsler zum erstenmal in Richmond auftreten sollte, wurde ihre Ankunft mit Kanonenschüssen angekündigt. Ihr Einzug in die Stadt war ein wahrer Triumphzug; ein langer Zug, in dem sich alle Behörden der Stadt, der Bürgermeister, die Ratsherren, die Staatsräte, die Richter und so weiter befanden, geleitete die Tänzerin“ (Bild 445, 449, 452).

Gegenüber solchen Berichten ist man heute sehr rasch mit der Erklärung zur Hand, daß dieser Kultus, der bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts mit allen tanzenden und singenden Theatergrößen getrieben wurde, jetzt erfreulicherweise außer Brauch sei, und man folgert daraus, daß dieses Aufhören eines der



La chahutense. — Le dernier mot de l'art pour une femme qui a du lingé

462. Zeichnung von Hadol. Aus La Lune. 1870

Zeugnisse unserer höheren Kultur sei. Diese Anschauung ist falsch und ist richtig. Sie ist falsch hinsichtlich der Qualität. Der heutige Kultus, der den Damen Otero, Cleo de Merode und ähnlichen Berühmtheiten von dem gelbwestigen Nichtstuertum entgegengebracht wird, ist für diese Damen ebenso rentabel. Die Nachprüfungen der Bankkonti dieser Damen würde verblüffend ergeben, daß die Honorare, welche „Größen“ wie la belle Otero von ihren Gönnern bezogen haben und beziehen, sogar ein vielfaches von dem sind, was zum Beispiel „die glutäugige Andalusierin“ Lola Montez insgesamt einst aus Ludwigs I. Privatschatulle bezogen hat. Also







Ko

Farbige französisc









wenn man in der qualitativen Richtung von einer Änderung des Kultus spricht, ist es falsch, von einer Besserung zu reden. Da muß man sogar eine Steigerung konstatieren. Richtig dagegen ist die Konstatierung einer Abnahme des allgemeinen öffentlichen Kultus. In dieser Richtung ist tatsächlich ein großer Kulturfortschritt zu konstatieren. Heute schwärmen nur noch ganz exklusive Kreise für die Tricks berühmter Tänzerinnen in einer Weise, als ob es sich darin um der Menschheit wichtigste Probleme handle. Das Auftreten geschickter Tänzerinnen ist längst nicht mehr ein öffentliches Ereignis, dem das allgemeine Interesse gilt (Bild 249).

Ähnliches gilt gegenüber der Entwicklung des Balletts. Der Zweck seiner Verwendung war erotische Stimulanz der Theaterbesucher: möglichst viel Frauenfleisch auf pikante Weise zu zeigen, ein paar Dutzend tief dekollettierte

Frauenbusen und doppelt soviel trikotbekleidete elegante Frauenbeine und stramme Frauenschänkel, — darauf beruht die Zugkraft der meisten Ballette. Und Unzählige gingen einzig dieses die Geschlechtsnerven irritierenden Anblickes wegen in die Oper, deren es, wie schon erwähnt (S. 452), bis weit in unsere Gegenwart herein keine gab ohne eine teils mehr, teils minder geschickt eingefügte Balletteinlage. Wenn es heute in dieser Richtung wesentlich besser ist, so darf dies freilich nicht nur auf das Konto einer allgemeinen künstlerischen Hebung des Theaters gesetzt werden, sondern noch mehr darauf, daß das Theater heute nicht mehr allein die Schaulust der Augen befriedigt, indem heute Institute existieren, die diese Form der Stimulanz noch viel raffinierter lösen als es einst das Theater tat, und zu denen darum das Ballett ebenso abgeschwenkt ist wie der Solotanz; es ist dies vor allem das Variété (Bild 453, 454).

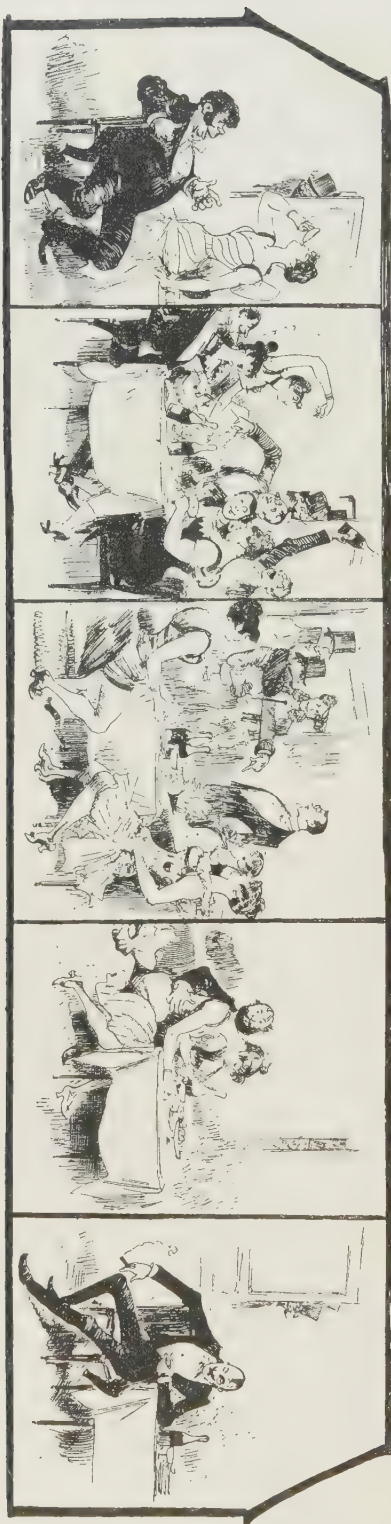
\* \* \*

Tingeltangel und Variété. Das Zeitalter des fürstlichen Absolutismus hat die Oper erfunden. Das bürgerliche Zeitalter hat sie demokratisiert; erst in der Operette, dann im Variété. Demokratisierung bedeutete in diesem Falle Ausgestaltung zum reinen, hauptsächlich auf groben erotischen Reizen aufgebauten Vergnügungsetablisement. Nichts irritiert die erotische Reaktionsfähigkeit des Menschen physiologisch so stark wie Zote. Nichts stößt ihn so ab, oder zieht ihn



Balltoilette der vornehmen Dame

463. Gezeichnet von Bertall. 1875



so sehr an — je nachdem — wie die Zote. Sie im letzteren Sinne auszubeuten, ist das im Variété gelöste Problem. Die einzige Programmnummer des Variété ist daher die ästhetisierte Zote. Die Zote in Wort, Musik, Tanz, Kleidung, Farbe, kurz in allem. Und auch in allen Steigerungen. Von der plumpsten Derbheit bis zur höchst gesteigerten Kunstfertigkeit. Das Variété, wie es seit einigen Jahrzehnten existiert, ist das raffinierteste Meisterwerk in dieser Richtung. Alles ist ausgeschaltet, was auf die Zotenwirkung hemmend wirken könnte, alles wird andererseits ununterbrochen gesteigert, was diese zu vergrößern vermag. Gerade darum aber ist keine einzige Form der heutigen öffentlichen Schaulust so bezeichnend für unsere Zeit wie diese. Der erste Anfang dieser öffentlichen erotischen Vergnügsform, bei der die Zote als Schau- oder Hörstück in Aktion gesetzt und inszeniert wurde, geht freilich weit zurück. Er ist in den primitiven Singspiel- und Musikhallen zu suchen, die bereits im achtzehnten Jahrhundert aufkamen, und bei denen Musikstücke und Liedervorträge, zu denen später dann auch der Tanz kam, das einfache Programm bildeten. Auch damals schon wurde immer das frivole Genre bevorzugt, der Vortrag zweideutiger Lieder, die Vorführung von erotisch besonders pointierten Tänzen. Aber so alt diese im Wesen gleichen öffentlichen Schaulustbieten auch sind, ihre eigentliche Erfindung fällt doch erst in unsere Zeit herein, und zwar in die fünfziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts. Hier erst kam das eigentliche Tingeltangel auf, der Vorläufer des Variété und dessen primitive Nebenform bis auf den heutigen Tag. Die Geburtsstätte ist auch in diesem Fall das Paris des zweiten Kaiserreichs, das für alle Formen des Genußlebens den ersten Kulminationspunkt bildete. Es dauerte jedoch nicht lange, und derartige Unternehmungen tauchten überall auf und fanden überall das gleiche begeisterte Publikum. In Deutschland war es naturgemäß zuerst die



neue Metropole Berlin. Hier kam das Tingeltangel besonders nach dem Jahre 1870 stark in Mode. Und bald zählte man in Berlin deren viele Dutzende. „Es waren Bierlokale, in deren einer Ecke auf einem kleinen Podium stark dekolletierte Frauen in kurzen bunten Kostümen schlüpferige Verse sangen.“ Ein Jahrzehnt später gab es überhaupt keine einzige größere Stadt der Welt mehr, die nicht eines oder mehrere solche, meist stark besuchte Vergnügungslokale aufwies, in den größeren Städten, vornehmlich in den Hafenstädten, gab es sogar deren Dutzende, ja Hunderte. Und wiederum in allen dominierte ausnahmslos die Zote. Bereits im Jahre 1879 konnte Arnold Lindwurm in seinem Buche „Über die Geschlechtsliebe in sozial-ethischer Beziehung“ die folgende Charakteristik der Rolle des Tingeltangel für die öffentliche Moral in Deutschland geben:

Als ganz besonders und charakteristisch nachteilig haben wir deshalb den Tingeltangel, den Café chantant zu bezeichnen. Derselbe verkörpert in sich die Eigentümlichkeit eben der Entartung, welche die Liederlichkeit unserer Zeit von derjenigen früherer Jahrhunderte unterscheidet. Nicht die Unbezähmbarkeit übersprudelnder Leidenschaften, nicht eine großartige Wildheit urwüchsiger Temperamentsgewalt, die sich gewittergleich durch pygmäenhafte Schranken konventioneller Sitte Bahn bricht, ist das, was unsern Tagen eigen ist. Dies ist vielleicht weit eher das Charakteristikon der unsittlichen Zeiten des späteren Mittelalters. Nein, das was unsere Zeit nachteilig von allen früheren Jahrhunderten unterscheidet, ist die Charakterverseichung; man fehlt nicht so sehr darin, daß man ruchlos gegen die festesten Satzungen der Moral verstoße; als darin, daß man schwachsinnig alle Satzungen fester Moral in allgemeiner Gleichgültigkeit gegen jedwede sozial-sittliche Grundlage untergehen läßt. Deshalb hat die Zote Tingeltangel so freies Spiel. Es gehört gleichsam zum guten Tone, sie gewähren zu lassen. Denn wenn in nichts anderem, so hat sie in der sozialcharakteristischen Hinsicht, nämlich in bezug auf eben jene Gleichgültigkeit gegen feste sittliche, den Halt und die Grundlage des sozialen Wesens bildende Satzungen, die öffentliche Meinung für sich. Es wird diese Gleichgültigkeit, das ärgste Gift für die sozialen Zustände unserer Zeit, fälschlich für Freisinnigkeit gehalten. Jeder Philister, der es über sich zu gewinnen vermag, mit stoischer Ruhe die größten Zoten,



464 und 465. Pariser Karnevalstreiben. Gezeichnet von A. Robida. 1885





466. Die fünf Geschwister Barrison

die schmutzigsten Anspielungen anzuhören, bildet sich ein, auf der Höhe der Zeitkultur zu stehen, und wie das Weib in allem, das der Mann tut, bildsam wie Wachs folgt, so sind wir jetzt, nach Jahrzehnte langer Unterwerfung der öffentlichen Meinung unter jene Herrschaft, bereits so weit gelangt, selbst deutsche Frauen und Mädchen in der Kunst schamlosen Ertragens der ärgsten Zoten und unverblümtesten Zweideutigkeiten exzellieren zu sehen; ja, unsere ersten Theater kultivieren diesen Genre; man hat für ihn eigens Stücke geschrieben; es ist die Zote eine Spezialität dafür spezifisch veranlagter Künstler geworden, und man hat es verstanden, im Publikum eine ziemlich allgemeine Liebhaberei dafür zu wecken und jedenfalls eine fast ausnahmslose Konnivenz dafür zu erlangen.

Das Rezept, nach dem man ursprünglich und auf lange hinaus verfuhr, war das von Paris gelieferte. Die Franzosen hielt man für unübertreffliche Meister auf diesem Gebiete, weshalb auf allen Programmen stets als größte Attraktionsnummer zu lesen stand: Auftreten der berühmten pariser Coupletsängerin Made-moiselle Soundso. Erst in den letzten Jahrzehnten, seit dem Ende der neunziger Jahre, entdeckte man in den meisten Ländern, daß man in der selbstgezüchteten Zote den Franzosen durchaus ebenbürtig ist.

Die wichtigste Programmnummer des Tingeltangel war sehr lange Zeit, wie gesagt, das Couplet, das mehr oder minder schlecht gesungene zweideutige Lied. Zweideutig, oder richtiger eindeutig, freilich nur für die Kenner. Denn darin besteht das Geheimnis der öffentlich vorgetragenen Zote, daß sie meist im harmlosen Gewande auftritt. Das Zotenhafte liegt im geheimen Doppelsinn der geschickt gewählten Worte, in den ebenso raffinierten Pausen, Unterstreichungen und mimischen Bewegungen des Vortragenden bei bestimmten Worten und Wendungen. Der harmlose Zuhörer wird zum Beispiel das nachfolgende Tingeltangel lied, das in den siebziger Jahren nach der Melodie „Als ich noch im Flügelkleide“ gesungen wurde, höchstens für sehr albern halten — was es ja außerdem ist —:

Mädchen deine schwarze große  
Augen sind der Männer Freud,  
Ach! zeig mir doch deine bloße  
Liebe ohne Eitelkeit.

Sieh schon stehet mir der dicke  
Todesnebel vor dem Blicke

Und schon rinnt mir tropfenweis  
Von der Stirn der Todesschweiß.

Mädchen, wird er einmal hangen,  
Der Gedank am kühlen Grab,  
Sieh, dann schneid ich mir den langen  
Lebensfaden selber ab, usw.

Die Kenner dagegen werden vor Vergnügen gemeckert haben, weil vor einzelnen Worten von dem Vortragenden eine Pause gemacht und dadurch aufs deutlichste angedeutet wurde, daß nun eigentlich ein obszönes Wort kommen müßte. Wenn das Lied gar von Frauenmund vorgetragen wurde, dürften die Kenner geradezu vor Entzücken gebrüllt haben. Dieses Gedicht ist typisch für diese Methode.

Es ist ja gewiß ziemlich starkes Kaliber und dürfte nur in gewöhnlichen Lokalen beliebt und vorgetragen worden sein, aber der Unterschied zwischen den besseren und gewöhnlichen Betrieben bestand nicht darin, daß man in den ersteren weniger zotisch war, sondern daß hier nur etwas mehr Geist und größere Abwechslung verlangt wurde.

Mit der Zote im Wort verbündete sich, wie die schon erwähnte Art des Vortrags erweist, die Zote in der Geste. Alles wird durch entsprechende Gesten aufs erotische Gebiet hinübergespielt und dieses damit gleichzeitig zum pornographischen gewandelt. Beim Tanzlied, und beim Tanz überhaupt, konnte diese Absicht am wirkungsvollsten ausgebeutet werden, denn hier trat ja auch noch der stärkste Bundesgenosse der Zote hinzu, die Musik. Ohne die Musik, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in ganz außerordentlichem Grade in den Dienst der Zote gestellt wurde, wäre die große Rolle des Tingeltangel und des Variété ganz undenkbar. Der Musik ist, wie schon weiter oben gesagt wurde, die Fähigkeit gegeben, durch Töne das allgermeinste und schlüpfrigste zu sagen und es außerdem so breit und so plastisch wie möglich auszumalen. Und gerade diese Möglichkeit in der Musik wurde seit Jahrzehnten für das Variété aufs planmäßigste ausgebeutet. Die raffiniertausmalende Musik begleitete hier Wort und Geste und führte die Phantasie dort weiter, wo Wort und Geste unübersteigliche Grenzen gezogen waren. Keine Kunst ist daher derart öffentlich ungeniert mit der Zote liiert wie die Variétémusik.



Variétékünstlerin

467. Gemälde von Louis Chalon



Der Zote durch die Kleidung zu dienen, wurde von Anfang an nicht versäumt. Zwar nicht ausschließlich, aber doch vornehmlich kommt hier das weibliche Kostüm in Frage. Die primitive Form war, daß die Coupletsängerinnen stets in kurzen Kleidern das Podium oder die Bühne betraten, so daß das Publikum zum mindesten die Waden und bei gewissen Schlenkerbewegungen des Kleides noch etliches mehr zu sehen bekam. Zu der Knappheit von unten gesellte sich als nächste Steigerung eine ebenso große Freigebigkeit von oben. Und mit diesen Defiziten in der Kleidung wurde dann das Defizit im Gesang und in der Kunst des Vortrags ausgeglichen. Welchen Ausgleich der größte Teil des Publikums sich auch gerne gefallen ließ. Die große Masse zog stets das Sehen dem Hören vor, und immer nur wenige protestierten dagegen, wenn der Gesang einer Liedersängerin nur die Möglichkeit bieten sollte, den Augen der Zuhörer ein erotisch pikantes Schauspiel zu entrollen. Jedenfalls war das Umgekehrte nie der Fall: durch einen schönen Gesang oder guten Vortrag fühlte man sich immer nur notdürftig für Dezenz in der Kleidung entschädigt. Dieser Umstand hat allmählich zu einem Raffinement in der Kleidung geführt, das heute gewissermaßen allen Begriffen spottet. Jede Farbe und jede Nuance ist darauf eingestellt, die Sinne des Beschauers erotisch aufzustacheln. Das gilt selbst von den Programmnummern, wo es sich um die Vorführung solcher Dinge handelt, die an sich absolut unerotisch sind, also bei der Vorführung von Jongleuren, Dressuren und ähnlichen Künsten, von turnerischen und athletischen Leistungen usw. Die Kostüme dieser Künstler sind ebenfalls



468. Kostüm  
von einem  
pariser  
Künstlerball

in dieser Richtung gestaltet. Die faszinierendsten Wirkungen konnten in dieser Richtung naturgemäß wiederum mit Hilfe des Tanzes erreicht werden. Nicht nur, daß dieser schon an sich stets sinnlich ist, sondern es konnte durch seine exzentrische Ausgestaltung außerdem mit dem ganzen Raffinement jäher Enthüllungen pikanter Dessous gearbeitet und gewirkt werden. Die sämtlichen Variété Tänze sind deshalb auch fast einzig daraufhin inszeniert, der Tänzerin möglichst viel Gelegenheit zu geben, die Spitzenwolken ihrer Röcke und Höschen vor den Augen der Zuschauer zu enthüllen und dadurch natürlich auch das, was sie eigentlich verhüllen sollten (Bild 448, 449, 462, 466, 467, 469, 470, 475).

Mit diesen Wirkungen arbeitet das Variété nun nahezu ein halbes Jahrhundert. Aber natürlich nicht nur damit. Der Gaumen der Zuschauer verlangt nicht nur Steigerung im einzelnen, er verlangt auch Abwechslung, immer neue Tricks, immer neue noch nie gesehene, noch nie gehörte Zoten. Und er bekam sie geliefert.



Eine der beklatschtesten Attraktionen wurden z. B. die schon in einem früheren Kapitel erwähnten weiblichen Entkleidungsszenen auf offener Bühne. Kann es etwas Pikantes geben, als der intimen Toilette einer vornehmen Dame beizuwohnen? Nein. Also machte man diese Dinge nicht nur zum Mittelpunkt eines Theaterstücks, sondern kurzerhand zu einer raffinierten mimischen Szene für sich allein. Der Vorgang ist gewöhnlich dieser: Eine elegante Dame betritt abends ihr Schlafzimmer in Gesellschaftstoilette und beginnt sich zu entkleiden, langsam und bedächtig. Erst kommen die Handschuhe daran, dann der Mantel, dann der Hut, dann die Knopfstiefel. Bei den letzteren beginnt die besondere Aufmerksamkeit des Publikums, denn nun bekommt es zum erstenmal „etwas“ zu sehen.

Dieses „etwas“ sind die Waden und die pikanten Unterröcke und Beinkleider, wenn die Dame in harmloser Ungeniertheit ein Bein über das andere schlägt, um so möglichst bequem ihre Schuhe aufknöpfen zu können. Dann folgt das Mieder oder die Bluse; das führt zu einer neuen Steigerung der erotischen Neugier des Publikums, denn nun wird der Busen der Dame sichtbar. Und da auf seinen Anblick das Publikum naturgemäß ganz besonders begierig ist, hat die Dame gewöhnlich einen oder auch mehrere Gründe, sich zu bücken, um dadurch ihre Büste wie zufällig so viel als möglich aus dem Hemd oder Korsett herauszudrängen. Nach dem Mieder fällt der Rock usw. Von Etappe zu Etappe wird die Situation pikanter, bis vor dem pikantesten Moment die Dame dann plötzlich ins Bett steigt und das Licht verlöscht. Hie und da wurde auch umgekehrt verfahren (Bild 240–247, auch 250–252, S. 229 und 230).

Eine andere Attraktion wurde die Schaustellung der erotischen weiblichen Nacktheit überhaupt. Auf diesen Trick verfiel man schon sehr früh, bereits in den sechziger Jahren. Emil Zola hat diesen Trick und seine Wirkung auf das Publikum in dem Einleitungskapitel seines Romans „Nana“ mit geradezu grotesker Plastik beschrieben. Aus diesem ersten Kapitel zitieren wir hier die folgende Stelle:

Die Claque applaudierte die Dekoration. Es war dies eine Grotte im Berge Ätna, mitten in eine Silbermine gegraben. Die Wände schimmerten wie frisch geprägte Taler. Im Hintergrunde



REFORMES

*Je suis une fille de famille,  
Ayant été qu'une jeune femme,  
J'ai été parquée et puis l'air  
Que j'ai fait, j'ai pu le voir  
Mais j'ai vu par là en m'air,  
L'air, l'air, l'air, l'air, l'air,  
Que par là, l'air, l'air, l'air,  
L'air, l'air, l'air, l'air, l'air,*

*Le point est la parangone  
Que, effrayée, on me l'a  
On, on, on, on, on, on,  
On, on, on, on, on, on,  
On, on, on, on, on, on,  
On, on, on, on, on, on,  
On, on, on, on, on, on,  
On, on, on, on, on, on,*

*Je n'ai pas de pitié pour mes parents,  
Le moment trop délicate  
Le moment trop délicate  
Le moment trop délicate  
Le moment trop délicate  
Le moment trop délicate  
Le moment trop délicate  
Le moment trop délicate*

*Je n'ai pas de pitié pour mes parents,  
Le moment trop délicate  
Le moment trop délicate  
Le moment trop délicate  
Le moment trop délicate  
Le moment trop délicate  
Le moment trop délicate  
Le moment trop délicate*

*Et comme j'ai vu que l'air, l'air, l'air,  
Fait que l'air, l'air, l'air, l'air,  
Fait que l'air, l'air, l'air, l'air,  
Fait que l'air, l'air, l'air, l'air,  
Fait que l'air, l'air, l'air, l'air,  
Fait que l'air, l'air, l'air, l'air,  
Fait que l'air, l'air, l'air, l'air,  
Fait que l'air, l'air, l'air, l'air,*

*Mais à quel point j'ai vu que l'air, l'air, l'air,  
Fait que l'air, l'air, l'air, l'air,  
Fait que l'air, l'air, l'air, l'air,  
Fait que l'air, l'air, l'air, l'air,  
Fait que l'air, l'air, l'air, l'air,  
Fait que l'air, l'air, l'air, l'air,  
Fait que l'air, l'air, l'air, l'air,  
Fait que l'air, l'air, l'air, l'air,*

AVIS

*Notre avis, nous qui sommes les premiers  
à nous en occuper, nous qui sommes les premiers  
à nous en occuper, nous qui sommes les premiers  
à nous en occuper, nous qui sommes les premiers  
à nous en occuper, nous qui sommes les premiers  
à nous en occuper, nous qui sommes les premiers  
à nous en occuper, nous qui sommes les premiers*

LE CONCOURS DU 19 MARS

*Pour tous mettre en valeur sous un genre de beauté  
Que l'on a vu, que l'on a vu, que l'on a vu,  
Que l'on a vu, que l'on a vu, que l'on a vu,  
Que l'on a vu, que l'on a vu, que l'on a vu,  
Que l'on a vu, que l'on a vu, que l'on a vu,  
Que l'on a vu, que l'on a vu, que l'on a vu,  
Que l'on a vu, que l'on a vu, que l'on a vu,  
Que l'on a vu, que l'on a vu, que l'on a vu,*

Der Tanz vom Fin de siècle  
469. Gezeichnet von Louis Legrand



Variétékünstlerin

470. Aufnahme nach der Natur

sah man die Esse Vulkans. In der zweiten Szene verabredete Diana mit Vulkan, daß dieser eine Reise vorschützen sollte, um Venus und Mars den Platz frei zu machen. Kaum befand sich Diana allein, als Venus eintraf. Ein Frösteln ging durch den Saal. Nana war nackt. Sie war nackt mit einer ruhigen Kühnheit, der Allmacht ihres Fleisches sicher. Sie war in einfache Gazeschleier gehüllt. Ihre runden Schultern, ihre Amazonenbrust, deren rosige Spitzen aufrecht und fest standen wie die Lanzenspitzen, ihre breiten, sich wollüstig wiegenden Hüften: ihre Schenkel — diese Schenkel einer üppigen Blondine; kurz, ihr ganzer Körper war unter dieser leichten Hülle in seiner Schaumweiße zu sehen. Es war Venus, die den Fluten entsteigt und keine andere Hülle hatte als ihr Haar. Wenn Nana die Arme emporhob, sah man bei dem Lampenlichte die Goldhärchen unter ihren Achselhöhlen. Niemand applaudierte, niemand lachte. Die Gesichter der Männer verlängerten sich und wurden ernst; die Nase zog sich zusammen, der Mund bebte, die Lippen wurden trocken. Ein leiser Lufthauch, eine dumpfe Drohung enthaltend, schien über die Versammlung zu gehen. In dem gutmütigen Ding, das man in Nana bisher gesehen, richtete plötzlich das Weib sich auf, — das Weib, das Unruhe verursacht, die Torheit für sein Geschlecht, das Unbekannte der Begierden erweckt.

So früh gerade diese raffinierte Attraktion aufkam, so lange blieb sie populär, sie ist es heute noch. Als Beleg sei ein Bericht aus Mailand vom September 1907 zitiert, wo eine Schauspielerin Borelli in einer ähnlichen Weise wie Nana auftrat. In diesem Falle — er gehört zu den seltensten — entrüstete sich freilich das Publikum über die allzugroße Genügsamkeit der betreffenden Dame an Kleidungsstücken. Der betreffende Bericht lautet:

Im hiesigen Olympiathater glänzt seit einiger Zeit die bildschöne Schauspielerin Lyda Borelli als „Primadonna“. Die Dame hat die freundliche Gewohnheit, aus ihren körperlichen Vorzügen kein Geheimnis zu machen, und tritt in den leichtgeschürzten französischen Schwänken stets so leichtgeschürzt wie möglich auf. Das Publikum der besagten Bühne ist natürlich durchaus nicht prüde, da es weiß, daß ihm Backfischschwänke dort nicht serviert werden. Dennoch tat die schöne Signora in der letzten Premiere, die dem französischen Schwanke „Amor und Co.“ galt, selbst ihren Verehrern des „Guten“ zu viel. Schon als Fräulein Borelli sich im ersten Akte aus dem für derartige pariser Importen neuerdings obligatorischem Bette erhob und nichts an hatte, als ein noch dazu durchsichtiges sehr intimes Kleidungsstück, gab es ein leichtes Gemurmel des Erstaunens an Stelle des erwarteten Beifalls. Der dritte Akt, der im Badezimmer spielt, zeigte dann Fräulein Borelli in der Badewanne, umringt von ihren Mitspielern in recht dürftigem Badekostüm. Als Fräulein Borelli, die offenbar nicht einmal ein solches angelegt hatte, Miene machte, in der Wanne aufzustehen, erscholl heftiges Zischen und ein Herr rief dröhnend: „Signora, insultieren Sie nicht das Publikum!“ Allgemeiner Beifall folgte diesen pathetischen Donnerworten, und die verblüffte Schauspielerin blieb — wahrscheinlich zum erstenmal in ihrem lustigen Leben — wirklich sitzen.









## Cancan

Gezeichnet von E. v. Reznicek (Simplicissimus)





Da aber das Stück mit dieser Seßhaftigkeit seiner Hauptdarstellerin nicht gerechnet hatte, so mußte der Vorhang fallen, und man entfernte sich, ohne die Schlußkapriolen von „Amor und Co.“ gesehen zu haben.

Schließlich begnügte sich das Publikum auch damit nicht mehr, es wollte gleich ganze Massensehen, Massen von Frauenwaden und Frauenschenkeln, von nackten pikant zur Schau gestellten Frauenbrüsten und in allen nur denkbaren Kombinationen. Das schuf die zahllosen Revuen, die seit einem Jahrzehnt über die großen Variétébühnen der Welt ziehen, und in denen nun der Zotencharakter des Variété kulminiert, denn in ihnen hat der Zuschauer alles vereint: die Zote im Wort, im Gesang,



471. Variété. Gezeichnet von John Jack Vrieslander

im Tanz, in der Musik, in der Kleidung, in der Geste, kurzum in allem. Das ist bis heute das höchste, das non plus ultra. Aber die Zukunft wird wohl erweisen, daß es immer noch neue Steigerungen gibt — solange als ein Bedürfnis dafür vorhanden ist. Und dieses Bedürfnis ist vorhanden, solange die Hetzjagd der privatkapitalistischen Arbeitsmethode zu ebenso raffinierten Nervenstimulanzien drängt. Und darum partizipieren auch von jeher alle Schichten der Bevölkerung am Besuch dieser Vergnügungsstätten.

Die höchste Spitze der Gesellschaft gab ihnen sogar seinerzeit die Sanktion. Die Kaiserin Eugenie machte die erste moderne pariser Brettldiva, die damals so berühmte Chansonette Mademoiselle Therese, aus Begeisterung für ihre so schick vorgetragenen Chansons zu ihrer erklärten Freundin; desgleichen war Mademoiselle Therese die innige Freundin der Fürstin Metternich, Eugeniens erster Hofdame. Arnold Lindwurm schrieb über diesen Punkt:

Wir sehen daher ja auch in den Tingeltangeln die bürgerliche Ehefrau, das eben erwachsene Schulkind neben der Straßenhure Platz nehmen. Und dies geschah, wie wir schon erwähnten, wieder nicht zuerst im Mittelstande. Das erste Beispiel dazu wurde an dem Kaiserhofe gegeben, dessen Regiment sich überhaupt den zweifelhaften Ruhm der Erhebung des Tingeltangel zurechnen darf: Die Kaiserin Eugenie und deren Freundin, die Fürstin Metternich, waren es, welche die moderne, die in Musik gesetzte Zote unter ihre Obhut, unter die Fittiche ihres hohen Schutzes nahmen.

Für Nana interessierte sich „Tout Paris“. Zola referierte über „Nanas“ erstes Debut:

Paris war da, das Paris der Wissenschaften, der Finanzen und des Vergnügens, viele Journalisten, einige Schriftsteller, Börsenaner, mehr Mädchen als anständige Frauen — eine eigentümlich

gemischte Welt, durch alle Genien gebildet, durch alle Laster verdorben, in der die nämlichen Begierden und die nämliche Langeweile sich auf allen Gesichtern abspiegelten.

Über das Verständnis des Publikums für die auf der Bühne gemimten Zoten, über dessen begeistertes Mitgehen schreibt Zola in seiner Nana:

Man griff die Zweideutigkeiten auf und fügte noch Zoten hinzu; die harmloseren Scherze wurden durch die Zwischenrufe aus dem Orchester ihres Sinnes entkleidet. Seit langer Zeit hatte in keinem Theater das Publikum sich der Betise mit solchem Behagen hingegeben. Unter Torheiten dieser Art nahm die Handlung des Stückes ihren Fortgang. Vulkan als „fescher Jüngling“, ganz gelb gekleidet, mit gelben Handschuhen, das Monokel ins Auge geklemmt, lief immerfort hinter der Venus einher, die als Poissarde erschien, mit einem Tüchel auf dem Kopfe, Brust und Hals entblößt und mit allerlei Goldschmuck behängt. Nana war so weiß und so wohl geformt, so natürlich in dieser an Hüften und Büsten starken Figur, daß sie sofort den ganzen Saal für sich einnahm. Man vergaß neben ihr vollständig Rosa Mignon, ein reizendes Bebe in kurzem Musselinkleide, das die Klagen der Diana in rührendem Tone vortrug. Die andere, dieses große und starke Mädchen, das sich auf die Schenkel schlug und gluckste wie eine Henne, verbreitete einen Duft des Lebens, der Allmacht des Weibes um sich her, der das Publikum berauschte. Von diesem zweiten Akt angefangen, war ihr alles erlaubt: die schlechte Haltung auf der Bühne, das Falschsingen, die Unkenntnis der Rolle. Sie brauchte sich nur umzuwenden und zu lachen, um Beifall zu ernten. Als sie die famose Hüftenbewegung machte, geriet das Orchester in Feuer, die Hitze stieg von Rang zu Rang bis zum Plafond hinauf.

Diesen Weiberfleischorgien gegenüber verhielt sich immer nur das Kleinbürgertum reserviert. Denn in die strenge Kleinbürgermoral läßt sich die so wenig verhüllte Zote nicht so ohne weiteres eingliedern. Das Kleinbürgertum entrüstete sich auch vielfach über diese Schamlosigkeit und protestierte offen dagegen. Nicht selten verließ es sogar ostentativ den Schauplatz, wenn es ahnungslos in ein solches Lokal geraten war. Die schon zitierte pariser Cancantänzerin Rigolboche schrieb unter anderem über das Publikum des Theaters, in dem sie ihre Triumphe feierte:

Nur selten sieht man in diesem Theater sogenannte solide Familien. Wenn sie sich einmal hierher verirren, dann wird Rolland, der Kontrolleur, sehr heiter. Er weiß, daß sie nach dem Prolog, durch die Reden ihrer Nachbarn genötigt, unfehlbar wieder fortgehen werden, und daß er ihre Logen dann nochmals verkaufen kann. Das ist ein doppelter Gewinn.

Solches kann man auch heute noch erleben. Auch heute partizipiert das kleine Bürgertum und neben diesem das korrekte Beamtentum am wenigsten an der Zahl der Besucher dieser Orte. Dabei kommen freilich auch die teuren Eintrittspreise in allen besseren Variétébühnen wesentlich in Betracht. Diese schließen auch die Arbeitermassen kategorisch aus, so daß diesen nur die kleinen Singspielhallen ihrer speziellen Stadtviertel bleiben, wo der Eintritt selten mehr als fünfzig Pfennig kostet. Immerhin kommen auch aus diesen Kreisen heute schon manche Besucher.

Schließlich ist noch hervorzuheben, daß



Kostüm vom pariser Künstlerball  
Quat's arts

472. Entworfen von Ad. Guillaume





Am 14. Juli. Pariser Boulevardszene

473. Wandgemälde von Ad. Willette

die sämtlichen Tingeltangel und Variétés zugleich die besuchtesten Prostitutionsmärkte sind. In den Tingeltangel niederen Grades trifft man meist auf solche Frauen und Mädchen, für die die Prostitution den Nebenerwerb bildet, in den vornehmeren Variétés dominiert dagegen die wirkliche Prostituierte, und zwar die bessere zum Preise von zwanzig Mark aufwärts für den Liebesdienst. Zu Dutzenden sitzen und promenieren sie in den Kouloirs und Foyers. Und sie bilden eine Attraktion mehr für das betreffende Etablissement, wenn sie in raffiniertester Toilette teils ihren ganzen Körper zur Schau stellen, teils einige besondere Reize, indem sie mit kühn übergeschlagenen Beinen dasitzen und allen Promenierenden die vorteilhafte Gelegenheit geben, Studien darüber zu machen, wie pikant sich ein eleganter Seidenstrumpf an eine volle Wade anschließt, und wie graziös ein feiner Knöchel durch eine kokette goldene Fußspange gehoben wird usw. Viele Habitués gehen überhaupt fast nur dieses Dirnenkorsos wegen täglich zu den Variétévorstellungen. Das wissen die Herren Unternehmer sehr genau, und so haben die schönsten Kokotten nicht nur freien Eintritt, sondern sie bekommen sogar Gewinnanteil an den Getränken, die auf ihre Veranlassung getrunken werden.

\* \* \*



Das Kabarett. Daß das Varieté aus dem täglichen Vergnügungsprogramm nicht mehr auszuschalten ist, ist aller Welt klar. Man konnte es also höchstens veredeln, eine feinere Form an seine Stelle in den Vordergrund drängen. Dieser Versuch wurde ziemlich gleichzeitig teils durch die Gründung von Kabaretts teils durch die vom Drang nach reiner Schönheit inspirierten Tanzreformen der letzten Jahre angestrebt. Beide Reformen haben, wie gleich vorangeschickt werden muß, vollständiges Fiasko gemacht. Siegerin ist die unverfälschte Pornographie geblieben.

Mit der Tanzreform wurde begonnen. Der übliche Ballettanz, die Zehenspitzenakrobatik, sei es als Solotanz, sei es als Ballett, wurde als unästhetisch, unwahr und vor allem auch als schamlos gekennzeichnet. Zur Begründung des letzteren Vorwurfes wurde hervorgehoben, daß es sich bei der Demonstration der trikotierten Waden und Schenkel im letzten Grunde eben nur um eine erotische Spekulation handle. Daß dies zum Teil stimmt, ist schon in den vorhergehenden Abschnitten dargelegt worden. An Stelle der Trikotbeine setzte man zuerst den Barfußanzug der Madame Isadora Duncan, dann kamen der Reihe nach die Charaktertänzerinnen, von denen nur die hervorragendsten Vertreterinnen, die Schwestern Wiesenenthal, die Rita Sacchetto, die Sulamitz-Rahu und die Ruth St. Denis genannt sein mögen. Alle diese verzichteten kategorisch auf das Trikot. Während die ersteren die alten Griechen, Strauß, Chopin usw. tanzten, mimten

die letzteren ägyptische und indische Tänze (Bild 134 und 474). Es ist gar nicht zu bestreiten, daß damit eine Reihe neuer und zum Teil auch starker ästhetischer Reize geschaffen wurde. Aber das Trikotbein und die Gazeröckchen vermochten sie eben doch nicht zu verdrängen, diese erwiesen sich als „zu stark in der Psyche des Publikums verankert.“ Die neuen Tanzsterne blieben vorübergehende Tanzmoden, während die alten Tanzgottheiten zwar nicht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht bildeten, aber doch die Pole, die gerade durch ihre faszinierende Unruhe allen moralischen und ästhetischen Einwänden standhielten, so daß heute ihr Triumph so unbestritten wie je ist. Wobei freilich hinzukam, daß in ihnen meist auch die größere Kunst siegte, man denke nur an das russische Ballett und dabei vor allem an die Tänzerin Pawlowa. Damit ist natürlich auch schon gesagt, daß die höchste Form der Emanzipation von Gaze-



Die indische Tänzerin Ruth St. Denis

474. Photographie



Der Gruß. Moderne Cancanpose

475. Radierung von Louis Legrand

rock und Trikot, der Nackttanz, den die letzten Jahre vor die Öffentlichkeit brachten, in seiner reformierenden Wirkung ebenfalls versagte. Mit dem Nackttanz, wie ihn die meistgenannten Nackttänzerinnen Olga Desmond und Villa Villanyi vorführten, sollte freilich noch ein zweites erwiesen und erreicht werden. Neben der Keuschheit des schönen und nackten Körpers im Vergleich zu dem erotisch stimulierenden bekleideten Körper der Tänzerin sollte außerdem für die unverbildete körperliche Schönheit propagiert werden. An der Reinheit dieser Absichten kann nicht gezweifelt werden. Dagegen ist an der Reinheit der meisten Besucher dieser sogenannten „Schönheitsabende“, bei denen die Nackttänze in Deutschland vorgeführt wurden, jeder Zweifel erlaubt. Das geben auch zahlreiche Referenten dieser Veranstaltungen zu; um freilich an der entgegengesetzten Wirkung auf die



476. Die Schauspielerin Lotte Sarrow in der Rolle der Monna Vanna

Beschauer, indem die vom Publikum erhoffte höchste erotische Sensation ausblieb, die Richtigkeit der Thesen der Veranstalter zu erweisen. So schrieb die deutsche „St. Petersburger Zeitung“, seinerzeit im Anschluß an einen 1908 in Petersburg abgehaltenen „Schönheitsabend“ unter anderem das folgende:

Wenn man nach der großen Anzahl der Besucher und den großen Geldopfern, die bei den hohen Preisen (3–15 Rubel Parterre und Logen bis zu 60 Rubel) am Schönheitsabend des 27. Juni dargebracht wurden, urteilen wollte, müßte man ein ganz kolossales ästhetisches Bedürfnis beim Petersburger Publikum voraussetzen. Wer aber unser Publikum kennt — es war fast ausschließlich die Pluto- und Aristokratie, Herren und Damen, vertreten — der weiß, daß die Sensation des nackten Frauenkörpers wohl die Hauptattraktion der Schönheitsvorstellung bildete. Das Gros des Publikums erwartete eine Sensation, hohe sinnliche Erregung — und wird enttäuscht oder eines besseren durch die künstlerisch und ästhetisch einwandsfreien Demonstrationen belehrt worden sein. Belehrt — das ist der Ausdruck dafür, was man als Ergebnis, als Errungenschaft von dieser künstlerisch-ernst gebotenen Anschauung unverhüllter menschlicher Körper

davonträgt: die Fähigkeit künstlerisch-objektiver Betrachtung des Schönen.

Und trotzdem ist dies ein fataler Trugschluß. Gewiß, die erotische Sensation bleibt beim nackten Körper unbedingt aus, weil immer nur das Detail erotisch wirkt und niemals die große allgemeine Linie, die Distanz hebt aber die Detailwirkung auf und läßt nur die große Linie zur Geltung kommen. Erst auf dem Umwege der rekonstruierenden Phantasie könnten beim Zuschauer sexuelle Irritierungen durch die Nackttänze entstehen, aber eben auch nur das erste und zweitemal. Dagegen beim drittenmal würde auch dies versagen. Es gibt ja nichts mehr zu erraten — das letzte Geheimnis aller erotischen Stimulanzien. Damit wären aber auch die Besucher mit der Zeit ausgeblieben, denn mit der Enttäuschung wäre die Gleichgültigkeit gekommen und Hand in Hand mit dieser die Langeweile, die bekanntlich alles tötet. Man, d. h. die große Masse derer, die zehn, fünfzehn, zwanzig und mehr Mark für eine solche Attraktion zahlen können, will ja gar nicht aufgeklärt, gar nicht auf ein höheres ästhetisches Niveau gehoben werden, sie will gerade das Gegenteil, sie will sich pikant amüsieren, sie will ihre Nerven aufgepeitscht haben. Und dabei ist die Zote unentbehrlich, also triumphierte nur diese.

An der Langeweile, die sie sehr bald auslösten, starben auch die anderen



Reformen, mit denen man im Kabarett das Variété zu veredeln trachtete. Die traurigen Reste, die es heute noch von der ehemaligen Kabarettmode gibt, vermögen daher auch nur noch dadurch weiter zu vegetieren, daß sie keine Skrupel scheuen und sich ebenfalls mit der plumpsten Zote verbrüdernd. Der Feind, gegen den man einst zu Felde zog, ist somit zum brünstig umworbenen Nothelfer geworden.

Das gilt gleicherweise für Frankreich wie für Deutschland, die beiden Länder, wo die sogenannten Künstlerkabaretts aufkamen. Deutschland hat freilich eine wichtige Entschuldigung für sich, die ihm zu gute geschrieben werden muß und nicht übersehen werden darf, und das ist, daß die polizeiliche Bevormundung des öffentlichen Geistes in Deutschland überhaupt jeden wirklichen Höhenflug von vornherein verhindert hat. Also konnte auch das beste Kabarett gar nicht die vorhandenen regenerierenden Kräfte voll entfalten und mußte sich alle Zeit mit der Halbheit begnügen. Aber daraus ergibt sich wieder die alte Logik: daß die gesamte historische Situation das Entscheidende ist. Eine bürgerliche Masse, denn um diese handelt es sich hier, die den Polizeidiener als Schulmeister willig erträgt, will nämlich gar nicht ernstlich eine Regeneration, weder am Haupt noch an einzelnen Gliedern. Mit dem sogenannten Ernst ist es deshalb erst ernst, wenn mit der Ausschaltung des Schutzmanns begonnen wird.

\*     \*     \*

Kinematographentheater. Mit wenigen Worten sei schließlich noch der neuesten Errungenschaft auf dem Gebiete der öffentlichen Schaustellungen gedacht, des Kino. Es war naheliegend und darum selbstverständlich, daß auch hier alsbald mit der Zote gearbeitet wurde. Am offensten geschah dies in Frankreich und Italien. Entkleidungsszenen, Liebesszenen, Verführungen in zahllosen Variationen wurden mit großer Vorliebe dem Programm beigelegt, und diese Nummern bildeten in diesen Ländern auch heute noch einen Teil der stärksten Anziehungskräfte des Kino. Die Verführungsgefahr dieser Demonstrationen ist um so größer, weil das Kino einen großen Teil seiner Besucher aus der Jugend rekrutiert und im abge-



471. Die Schauspielerin Sutter in der Rolle der Salome

dunkelten Raum der vorgegaukelte Schein alsbald in „handgreifliche“ Wirklichkeit übertragen werden kann. Was denn auch überall die Regel wurde; zahlreiche Gerichtsverhandlungen haben dies bestätigt und bestätigen es tagtäglich von Neuem. In Deutschland hat die Zensur aus diesen und anderen Gründen die irgendwie erotischen Films sehr bald unterdrückt, aber geblieben ist die lüstern verlogene Rührseligkeit des Vorder- und Hintertreppenromans, der bei der Jugend nicht viel weniger stark die Geschlechtszentren irritiert.



Nach dem Ball

478. Zeichnung von Bertall

Le Numéro : 40 Centimes.

14 Juillet 1889. 6<sup>e</sup> Année. N° 28.

# LE COURRIER FRANÇAIS

ILLUSTRÉ PARAISSANT TOUS LES SAMEDIS

Littérature + Beaux-Arts + Théâtres + Médecine + Finance

## ABONNEMENTS PARIS & DÉPARTEMENTS

SIX MOIS... 10 Fr. — UN AN..... 20 Fr.

## ÉTRANGER (donts Postale)

SIX MOIS... 15 Fr. — UN AN..... 30 Fr.

Envoyer le montant en un Mandat ou bon Postal.

## BUREAUX & ADMINISTRATION

14, rue Séguier, Paris

Directeur : JULES ROQUES

Les MANUSCRITS non lusés ne sont pas rendus.

## POUR LA PUBLICITÉ

S'adresser aux bureaux du COURRIER FRANÇAIS

ou à l'Agence AUBREY & Co, 18, Place de la Bourse.

ANNONCES..... 3 Fr. LA LIGNE.

RÉCLAMES..... 6 Fr. —

FAITS DIVERS..... 10 Fr. —



LES DÉCORATIONS DU 14 JUILLET

Dessin de Louis LEGRAND.

.... Celle que je préfère!

Titelseite des pariser Künstlerblattes „Le Courier Français“. 1889







479. Die Zensur und die galante Presse. Zeichnung von J. S. Bach

## VII

### Presse und Reklame

Obgleich die Geburt der periodischen Zeitung mindestens schon in den Beginn des siebzehnten Jahrhunderts zu setzen ist, wenn nicht noch weiter zurück, so kann man die periodische Zeitung dennoch als das ureigentliche Erzeugnis des bürgerlichen Zeitalters ansprechen. Denn erst in diesem erhielt sie ihre spezifische Physiognomie und wurde mehr als eine primitive Nachrichtenvermittlungsform, was sie bis dahin war, jetzt wurde sie förmlich der Atem der Zeit.

In dem Augenblick, wo das moderne bürgerliche Zeitalter ernstlich um seinen Herrschaftsantritt rang, entwickelte es auch alsbald die Zeitung im modernen



480 und 481. Galante Titelvignette und Titelblatt von Tonny Johannot

Sinne. Sie wurde das wichtigste Propaganda- und Kampfmittel seiner Ideen, das Instrument, durch das die Massen geistig zusammengehalten, informiert und dirigiert wurden. Und diese Rolle behielt die periodische Zeitung bis auf den heutigen Tag. Es ist dies die größte, die sich denken läßt. Und sie wuchs in demselben Maße, wie das Interesse des einzelnen Landes, der einzelnen Stadt, ja des einzelnen Individuums durch die allgemeine Entwicklung immer mehr mit den Interessen der sämtlichen Völker und Erdteile verknüpft wurde. Weil es heute auch nicht die kleinste menschliche Gemeinschaft mehr gibt, die von sich sagen könnte, sie sei auf sich allein gestellt oder könne sich auf sich allein stellen, darum sind, im großen gesprochen, alle mit allen verknüpft. Das geistige Band, das alle umschlingt, indem es allen ermöglicht, in stete Beziehung zum Weltganzen zu treten und in dauernder Beziehung mit ihm zu bleiben, wird gewissermaßen von der periodischen Zeitung gebildet. Diese bedeutsame Funktion der Presse ist es in erster Linie, die ihr die ungeheure Macht schafft.

Zur Presse bekommt man jedoch so lange keine richtige Stellung, als man sich nicht über die Voraussetzung klar ist, der sie im einzelnen Falle ihre Entstehung verdankt. Die eben genannte Funktion der periodischen Zeitung rein im Dienste der Freiheit und des Fortschritts der menschheitlichen Entwicklung auszuüben, wäre die selbstverständliche ideale Pflicht der Presse. Aber — die Herausgabe einer Zeitung ist in den weitaus meisten Fällen in erster Linie ein Geschäft; um hier nur diese eine, aber auch fundamentale Voraussetzung zu nennen. Indem die Zeitung zum Geschäft gemacht wird, treten auch ihr gegenüber die



spezifischen Gesetze des Geschäftemachens in Aktion. Der Inhalt der Zeitung bekommt einen reinen Warencharakter, und das bedeutet bekanntlich die Umkehrung des Ideals. Es wird in ihren Spalten das „gehandelt“, was für den oder die Herausgeber das beste Geschäft bedeutet, und das sind gemeinhin nicht der Menschheit große Gegenstände. Diesem Gesetz unterliegen bis zu einem gewissen Grade selbst die meisten großen politischen Zeitungen, denn auch bei ihnen wollen die Verleger zum mindesten „auf ihre Kosten“ kommen. Nur ganz vereinzelt Zeitungsorgane wurden und werden von der unbestechlichen Absicht gegründet und erhalten, ohne jede Rücksicht auf Gewinn selbstlos hohen menschlichen Idealen zu dienen. (Vgl. auch S. 6.)

Ist die Presse aus den zuerst genannten Gründen überhaupt ein wichtiger Faktor im Rahmen der öffentlichen geschlechtlichen Sittlichkeit, so ist sie aus den letztgenannten, weil sie immer mehr ein reines Geschäft geworden ist, freilich auch einer der verderblichsten. Die Presse kann die Gesetze der individuellen Moral am wirkungsvollsten propagieren, sie kann das Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen steigern und dadurch die allgemeinen sittlichen Zustände stark heben. Sie kann aber auch die Phantasie systematisch in einer Weise vergiften, die jeder Beschreibung spottet.

Heute haben wir gewiß eine ganze Anzahl Preßorgane, die sich bewußt und mit Ernst in den wichtigen Dienst der sittlichen Erziehung der Massen stellen. Aber dieses ist erst ein Ergebnis ungefähr der letzten vierzig Jahre. Bis dahin dominierte ausschließlich die spießbürgerliche Kleinlichkeit in der Tagespresse. Man ging stillschweigend und vertuschend über alles Geschlechtliche hinweg. Von den großen Konflikten, die die Liebe im Leben so Unzähliger tagtäglich unerbittlich aufwirft, erfuhr man höchstens in der Form von trockenen oder moralsalbadernden Mitteilungen. Die sogenannten anständigen Zeitungen brachten meistens gar nichts, gemäß dem Diktum der Moralheuchelei: wovon man nicht redet, das existiert nicht.

In den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts wurde dies anders. Damals kam jene Presse auf, die auch hier mutig zugriff und kühn die Schleier selbst von dem Intimsten lüftete. Aber — und hier kommt ein ganz fatales Aber — dieses mutige Zugreifen geschah nicht so sehr im Interesse der öffentlichen Moral, sondern ebenfalls in dem des Geschäfts. Die allgemeine Situation hatte es allmählich ermöglicht, mit solchen Dingen nicht nur Geschäfte zu machen, sondern sogar besonders gute. Das zeitigte die sogenannte Klatsch- oder Skandalpresse; jene Presse, die sich darauf verlegte, Sensationen der verschiedensten Art, und unter diesen vornehmlich solche sexueller Art, mit größter Breite der Öffentlichkeit zu servieren. Man brachte pikante Mitteilungen darüber, daß diese oder jene weiteren



482. Holzschnittillustration zu einem Gedicht  
„Der Floh“



483. Lithographierter Kalender für das Jahr 1838

Kreisen bekannte Dame angeblich die besondere Gunst von dem und jenem genieße, man berichtete ausführlich über geplante und aufgegebene Heiraten, man erfuhr alle Details bei Entführungen und Ehebrüchen und hatte ständige Rubriken für Ehescheidungsprozesse. Mit servilster Gemeinheit stöberte man speziell in Prinzen- und Prinzessinnenbetten; den Tag, an dem vornehme Damen, vornehmlich die gegenwärtige oder zukünftige Landesmutter eines jeden Staates, in die Wochen kommen, weiß man schon acht Monate zuvor, und ehrfurchtsvoll wird die freudige Aussicht der sensationshungrigen Masse verkündet. Hier ist nämlich einzuschalten, daß die Klatsch- oder Sensationspresse ausnahmslos „gutgesinnt und patriotisch“ ist, sie ist meist um so patriotischer, je schmieriger sie sonst ist,

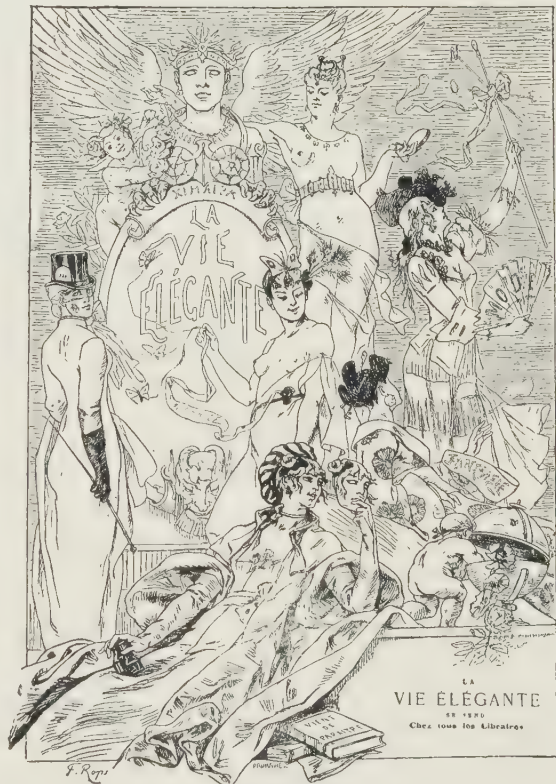


damit verschafft sie sich das Passepartout gegenüber den Behörden. Heute haben alle größeren Städte der Welt solche Klatschblätter. In Amerika ist überhaupt fast die gesamte Presse auf diesen Ton gestimmt. Und die Enthüllungen von intimen Familiengeschichten werden hier in wirklich großem Stile organisiert. Als Beweis hierfür mag nach der Londoner Times (Januar 1912) der folgende Brief angeführt sein, den der Redakteur einer amerikanischen Zeitung an einen Herren richtete, der Hausmeister in vornehmen englischen Häusern war und sich nun durch ein Inserat nach einer neuen Stellung umsah:

„Werter Herr! Mit Bezug auf Ihre Annonce in der ‚Morning Post‘ sollte es mich freuen, zu hören, ob Sie an einem oder zwei Tagen in der Woche eine halbe Stunde Zeit übrig haben, die Sie zu Ihrem Profit ausnutzen wollen, indem Sie mir einen langen Plauderbrief über bekannte Personen der englischen Gesellschaft schreiben, die in den Häusern, in denen Sie beschäftigt werden, zu Besuch weilen. Ich bezahle gut und immer zu Anfang eines Monats. Ich schreibe für einige amerikanische Blätter, deren Leser aktuellen Gesellschaftsklatsch über bekannte Londoner Persönlichkeiten wünschen. Ich kaufe regelmäßig große Quantitäten derartiger Briefe. Wenn Sie Ihr Einkommen verdoppeln oder sogar verdreifachen wollen, schreiben Sie mir einen Probestbrief, damit ich beurteilen kann, was Sie leisten können, und ich werde Ihnen dann nähere Einzelheiten mitteilen. Um Ihnen eine Idee von dem zu geben, was ich brauche, verweise ich Sie nur auf Lady Gerard und die De Forests hin, von denen alles wegen des bevorstehenden Beleidigungsprozesses gedruckt wird. Auch der Dillon Jockey mit Rücksicht auf die Scheidungsklage Marie Lloyd und auch Lord Howard de Waldens, Lady Gerards, Baron de Forests, Sir Thomas Liptons, Sir Ernest Cassels, Mrs. George Keppels, Sir Archibald Edmondstones oder auch Mrs. Leeds Angelegenheiten sind von Interesse. P. S. Haben Sie einige Freunde unter den Bedienten irgendeines führenden Londoner Klubs, wie z. B. Turfs, Whites, Marlboroughs oder Junggesellen-Klub oder erstklassigen Restaurants, wie z. B. Claridge, Savoy, Gaiety oder Waldorf?“

Wie sehr mit solchem Lesestoff die große Masse an der richtigen Stelle gepackt ist, erweist die Tatsache, daß allmählich derartige Vorkommnisse auch in den meisten sogenannten anständigen Zeitungen Europas eine stehende Rubrik geworden sind. Mit der angeblichen Chronistenpflicht wird hier die Mitteilung solcher Dinge heuchlerisch begründet. In Wahrheit spekuliert man damit doch nebenher auf die niedrigsten Instinkte der Masse.

An dieser Stelle muß auch die besondere Methode der englischen Presse in dieser Richtung hervorgehoben werden. Diese löste das schwierige



Titelblatt der Zeitung „La vie élégante“

484. Gezeichnet von F. Rops





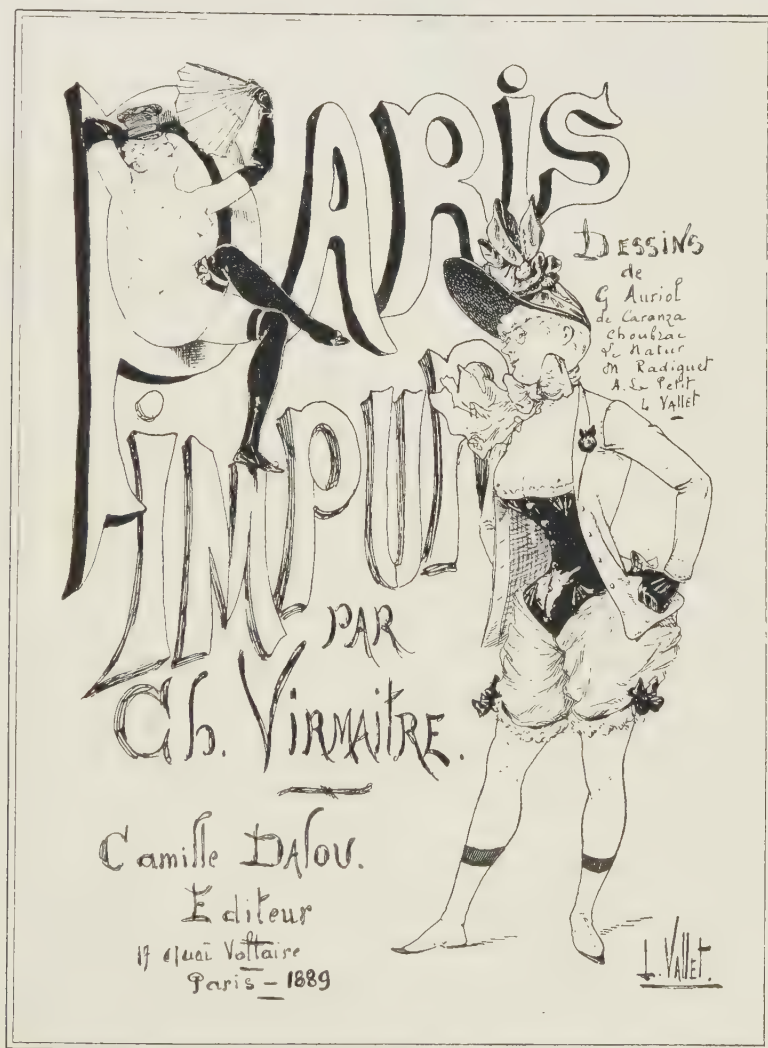
Canaille, tant qu'on voudra ; mauvais genre, jamais ! (GAVARNI.)

485. Titelblatt des pariser Kokottenjournals Le Boudoir. 1880

Problem: den steifsten Anstand mit aller Art Ausschweifung zu koalieren und dabei doch in den Augen der Welt „respectable“ zu bleiben, nämlich von jeher auf besonders raffinierte Weise. Die englische Presse brachte dies fertig auf dem Wege der objektiven Gerichtsberichterstattung. Das englische Recht hat den großen Vorzug der absolut öffentlichen Gerichtsverhandlung. Die englische Presse wiederum empfindet die Pflicht, meist ausführlich über die stattfindenden Gerichtsverhandlungen zu referieren. Das ist an sich gewiß der Ausfluß einer sehr wertvollen Tatsache. Das englische Volk erblickt in einer steten Kontrolle der Justiz die beste Gewähr für eine unbeirrte Rechtspflege. Überaus bezeichnend ist jedoch,

daß über nichts so umständlich in der englischen Presse berichtet wird, wie über Ehescheidungsprozesse, und daß bei der Berichterstattung selbst die intimsten Fragen und Antworten des Richters, des Anwalts, der Parteien und der Zeugen wörtlich wiedergegeben werden. Und dies auch von den „respektabelsten“ Zeitungen. Zur Charakteristik sei hier ein solcher Bericht angeführt, den wir übrigens nur seiner Kürze wegen gewählt haben:

Elisa Holden, die Vorsteherin der Melkerei im Hause, sah Frau Harris während der Erkältung von M. Craven, wie sie in sein Zimmer einen Flacon mit Hirschhorn trug, um den Hals des Geistlichen damit zu befeuchten, wobei ihr Hemd offen war. Einmal hörte sie die Tür sachte schließen, sie öffnete: Madame, auf reinliche Weise gekleidet, trat bei dem Geistlichen ein. Sie hörte die Polster unter ihrer wollüstigen Dichtigkeit ächzen. „Oh, mein Gott,“ sagte Miß Durnfort, zu der sie lief, um es ihr zu erzählen; „wenn ich sie gesehen hätte, so würde ich sie verhindert haben, nochmals diese Sünde zu begehen.“ Madame verließ das Zimmer; ihr Unterrock war ganz verdrückt und sie selbst röter als eine Nymphe aus dem Covent-Garden-Theater, die soeben sechs Glas Gin getrunken hatte.



486. Plakat zu dem Werk „Paris impur“. Gezeichnet von L. Vallet



Prospektumschlag eines berliner Warenhauses

487. Vorderseite

Nach der Nacht, wo Miss Simons auf dem Korridor lauerte, bemerkte ich Flecke auf dem Laken von der Frau Harris. Dies erschien mir ebenso klar, fügte die Milchhändlerin (die noch Jungfer war) hinzu, als wenn Mann und Frau zusammen schlafen.

Appleton, seit sechs Jahren Diener von Herrn Harris, ist der Ansicht, daß das erste Kind von Madame von dem Ehemann, dem guten und ehrbaren Manne, erzeugt ist. Nach den ermüdenden Wiederholungen der Aussagen der übrigen kommt er zum Hauptpunkt: Er hat gesehen, wie M. Craven eine Hand in den Busen von Frau Harris steckte, während er mit der andern unter den Rock faßte. Eines Tages saßen der Geistliche und Frau Harris in der Postkutsche, der Ehemann folgte zu Pferde. Da er sich unaufhörlich nach der Portiäre umdrehte, so sah er, daß die beiden sich küßten wie die Tureltauben.

Ein andres Mal hieß ihn Mistreß das Sopha in den Salon schleppen; er kehrte unter einem Vorwand zurück und fand sie darauf liegen unter dem Geistlichen. Er konnte das zarte Knie von Madame etwas höher wie bis zur Wade sehen. Zum Schluß hatte er dieselben Wunderdinge gesehen, als er mit Miß Simons die helle Nacht Posten gestanden hatte.

Zu erwähnen ist hier noch, daß nach Ansicht aller Kenner der Verhältnisse dieser Teil der Zeitungen meist der gelesenste ist. —

Das kupplerische Inserat. Der Inseratenteil einer Zeitung ist zumeist deren Rückgrat. Nicht durch das Abonnement, sondern in erster Linie durch die Inserate verdient der Zeitungsbesitzer. Auf diesem Umweg wird darum auch am häufigsten die betreffende Zeitung bestochen. Große Unternehmer geben umfangreiche und dauernde Inseratenaufträge und erhalten dafür stillschweigend die Garantie, daß im textlichen Teil über sie nur Lobendes gesagt wird oder zum mindesten Nachteiliges nicht aufgenommen wird. Jeder Kenner des Zeitungswesens weiß, daß es auch heute nur ganz wenige Zeitungen gibt, die sich nicht auf diese Weise täglich kaufen lassen.

Die kluge Trennung zwischen dem redaktionellen und dem Inseratenteil, wozu nach die meisten Redaktionen erklären, in keiner Beziehung zum Inseratenteil zu stehen, und diesen damit zu einer rein persönlichen geschäftlichen Angelegenheit des Verlags stempeln, ermöglicht aber noch eine zweite, für den Besitzer sehr lukrative Konsequenz: im Inseratenteil braucht man andererseits offiziell keine Rücksicht auf den Text zu nehmen. Hier kann man alles aufnehmen, was Geld einbringt. Und so geschah und geschieht es denn auch tausendfach. Während vorn in der Zeitung in Moral gemacht wird, in sittlicher Entrüstung womöglich





# PUBLISHER.

## CHILDREN'S BOOKS.

### Topsys and Turvys.

Vols I & II By P. S. NEWELL. Coloured Illustrations.  
Oblong, size 9 by 7 in. Paper Boards, each **3s. 6d.** net

WORKS BY

### PALMER COX.

Quarto, 10½ by 9 inches. Illustrated.

The Brownies Around the  
World.

Cloth, **6s.**

The Brownies at Home.

Cloth, **6s.**

The Brownies, their Book.

Paper Boards, **3s. 6d.**

Another Brownie Book.

Paper Boards, **3s. 6d.**



THE

THE BROWNIE BOOKS

1. The Brown Owl.
2. The China Cup.
3. Stories from Fairyland
4. The Story of a Puppet
5. The Little Princess.
6. Tales from the Ma-  
binogion.
7. Irish Fairy Tales.
8. An Enchanted Garden
9. La Belle Nivernaise.
10. The Feather.
11. Finn and His Com-  
panions.
12. Nutcracker & Mouse  
King.
13. Once upon a Time.
14. The Pentamerone.
15. Finnish Legends.
16. The Pope's Mule.
17. The Little Glass Man.
18. Robinson Crusoe.
19. The Magic Oak Tree.

## The Land of Pluck.

By MARY MAPES DODGE. Illustrated.  
Crown 8vo., Cloth Gilt, **5s.**

# ST. NICHOLAS

**For YOUNG FOLKS.**

An Illustrated Monthly Magazine for Boys and Girls, price **1s.**

*Bound Half-Yearly Volumes, 5s.*

The Volumes for 1894 contain Four "Jungle Stories," by  
RUDYARD KIPLING; "Tom Sawyer Abroad," by MARK  
TWAIN; Stories, by MARY WILKINS, KATE WIGGIN,  
MARY MAPES DODGE, &c.

**BOOKSELLERS.**

Englisches Buchhändlerplakat. Empfehlung von Kinderbüchern

Gezeichnet von Aubrey Beardsley. 1894

AVBREY  
BEARDSLEY





über die Moral einzelner und der Zeit im allgemeinen, kuppelt der Inseratenteil desselben Blattes alle erdenklichen Laster zusammen. In versteckter Form gewiß, aber für jeden Interessenten ohne weiteres verständlich. Die Gelegenheitsmacher künden hier die Gelegenheit an, die eheliche Liebe wird im Heiratsinserat gesucht und feilgeboten wie frische Semmeln; der Kuppler ködert auf raffinierte Weise sein Opfer, und die Prostitution bietet alle ihre Waren aus. Die junge Witwe sucht einen edelmütigen Freund, der ihr für irgendwelche Zwecke eine bestimmte Summe leihen soll, jedermann weiß aber durch das Beiwort „jung“, daß die betreffende Witwe damit rechnet, im Bett des Spenders den Betrag abzahlen zu dürfen. Ein reicher Herr sucht eine Reisebegleiterin; es handelt sich um eine Ehe auf vier Wochen usw. Und

ebenso werden alle Laster und Perversitäten preisgeboten und gesucht. Die raffinierte Dirne kündet sich unter der Firma einer geschickten Masseuse an, die Lesbierin sucht unter irgend einem Stichwort eine gleichgestimmte Seele. Weiter werden alle möglichen Verbrechen offeriert. Die weise Frau empfiehlt Menstruationspulver — es handelt sich um Mittel, die abortierend wirken; gewisse Hebammen bieten ihre Dienste zu geheimer Niederkunft an; Engelmacherinnen suchen unter der Firma kinderloser Eheleute ein Kind zu adoptieren. Weibliche intelligente Detektive empfehlen sich in „Ehesachen“; sie sind bereit, den Ehebruch zu liefern, den eine scheidungsbegierige Dame ihrem Ehegatten nachweisen muß, um eine Scheidung zu ihren Gunsten zu erreichen usw. usw. Es gibt kein Ende. Einen solchen ungeheuerlichen Kuppelmarkt stellt der Inseratenteil unzähliger Zeitungen dar, und darunter gibt es zahlreiche angesehene Organe. Wenn in Deutschland in den letzten Jahren in einigen Punkten eine geringe Besserung in dieser Richtung eingetreten ist, indem wenigstens das Stärkste aus den „Inseratenplantagen“ spekulativer Zeitungsverleger polizeilich ausgemerzt wurde oder sich die Anbietung des eigentlichen Lasters nur in besonders geschickt verdeckter Form hervorwagen darf, so blüht diese Weide z. B. in Österreich und vor allem in Ungarn noch in gänzlich unberührter Pracht. Hier werden die größten Schamlosigkeiten ganz offen und naiv angeboten. Ähnliches gilt von den sogenannten kleinen Anzeigen vieler französischer Zeitungen.



Prospektumschlag eines berliner Warenhauses

488. Rückseite

Die illustrierte Zeitung. Die illustrierte periodisch erscheinende Zeitung hatte von Anfang an die direktesten Beziehungen zum rein Geschlechtlichen. Das Geschlechtliche war sogar gewissermaßen ihr Geburtshelfer, denn die ersten illustrierten Zeitungen waren in den meisten Fällen Modejournale, zum mindesten waren sie dies stets bis zu einem gewissen Grade. Um eine klare Vorstellung von einer bestimmten Modeform zu geben, war aber die bildliche Darstellung unerlässlich, also wurde diese eingeschaltet (Bild 49–51). Die Beziehungen der illustrierten Zeitung zum Geschlechtlichen haben sich im Laufe der Entwicklung immer intimer gestaltet und sind schließlich die intimsten geworden, die sich denken lassen, indem eine Reihe illustrierter Zeitungen entstanden, deren Bildinhalt ausschließlich erotische Motive behandelt. Die große Zahl gerade solcher Zeitungen, ihre große Verbreitung im ganzen wie auch vielfach im einzelnen hat zur Folge, daß sie zweifelsohne zu den bezeichnendsten geistigen Dokumenten für die Geschichte der öffentlichen und privaten Sittlichkeit zählen, die es für das bürgerliche Zeitalter überhaupt gibt. An ihnen kann man aufs deutlichste die ganze Entwicklung der allgemeinen Moralanschauungen in den verschiedenen Ländern ablesen. Man kann an der Hand von ihnen alle Details der erotischen Reizungen, Begierden und Moden verfolgen, den ganzen langen Weg von der harmlosen „Naivität“ primitiver Kleinbürgermoral bis zu der ungeheuren Kompliziertheit der tausendfältigen Steigerungen des erotischen Genießens, zu denen die Entfaltung der modernen großkapitalistischen Kultur geführt hat. Alle Höhen und alle Niederungen, alle Kraft, die die Zeiten erfüllte, und alle die widerliche Erbärmlichkeit, die sie auslöste, lassen sich daran wie an einem untrüglichen Thermometer feststellen. Aus der illustrierten Presse dieser Art haben wir darum einen nicht geringen Teil des Bildermaterials entnommen, mit dem wir unsere Ausführungen in dem vorliegenden Band belegten. (Vgl. auch S. 6.)

Den Anfang dieser spezifischen Entwicklung findet man in der satirischen Presse. Und zwar muß man sagen, einen Anfang im guten Sinne, indem diese auch geschlechtliche Dinge und Zustände satirisch glossierte. Die humoristische und satirische Behandlung des Geschlechtlichen ist auch die vorherrschende geblieben oder richtiger: in dieser Form wurde es am häufigsten bildlich gestaltet. Und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil man naturgemäß sehr rasch darauf kam, daß man in diesem Gewande am weitesten gehen konnte, ohne, wie man zu sagen pflegt, „den Anstand zu verletzen“. Das heißt: In dieser Form konnte man mit den denkbar weitesten Kreisen als Lesern rechnen und war nicht bloß auf den engen Kreis jener angewiesen, die nur pikante Kost suchen. Im Rahmen der satirischen Presse ist auch dauernd ein Teil des Allerbesten entstanden, was auf dem Gebiete der Gesellschaftskritik geleistet wurde. Aus der langen Liste der stolzen Künstlernamen, die in Frage kommen, seien hier nur wenige ausdrücklich genannt. Wir denken vornehmlich an die Schöpfungen von Rowlandson, Debucourt, Daumier, Gavarni, Forain, Toulouse-Lautrec, Willette, Beardsley, Thomas Theodor Heine, Gulbransson, Reznicek, Pascin und ähnlichen. Von den entsprechenden Zeitungen seien genannt: der Pariser Charivari (gegründet 1832), Le





# Speisezimmer Schlafzimmer

Spezialität der  
Möbel-Fabrik

**H. Wolff & Co**

Engros  
Export

Gegründet 1867.

Detail-Verkauf **BERLIN S.W.**  
**Ritterstr. 59.**

Ständige Ausstellung  
von 100 Musterzimmern in allen Preislagen.

TEL. IV N° 2839 u. 10722.

Courrier français, L'Assiette au beurre, Jugend und Simplizissimus. (Bild 44, 110, 123, 125, 128, 137, 221, 229, 253, 266, 275, 286, 287, 292, 294–296, 320, 323, 352, 353, 358–364, 366–371, 378–398, 410, 424–427, 431, 432, 464, 465, 469, 478 und die Beilagen „Sieh doch die große Fifine . . .“ und Titelseite des Courrier français).

Die eigentlich galante illustrierte Zeitung, für die die Erotik vergnüglicher Selbstzweck ist, die unverhüllt damit auf den Leser spekuliert, um so lukrative Geschäfte zu machen, entstand zuerst in den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts. Von da ab gibt es kaum ein Land, das nicht über mehrere solche Organe verfügte. Frankreich, Italien, Österreich, Deutschland, England, Amerika (Bild 492) – alle besaßen und besitzen noch heute solche Schmutzplützen in famster Spekulation.

Um einiges Positive anzuführen, sei Österreich-Ungarn als das Land genannt, das diese Dienste in der wütesten Weise tat, man denke an den jetzt eingegangenen Budapester „Caviar“ (Bild 133), die Wiener „Caricaturen“ und den „Pschütt“; in Deutschland denke man an den „Sekt“, „Das kleine Wizblatt“, „Die Auster“. In Frankreich ist die Zahl geradezu Legion gewesen; aber hier trifft man als geringen Ausgleich wenigstens stets auch relativ künstlerische Lösungen. (Bild 112, 113, 116, 121, 122, 162, 177, 236, 248, 346, 350, 485). Diese Blätter sind in jeder Hinsicht die würdigen Seitenstücke zu der im vorhergegangenen Abschnitt charakterisierten Skandalpresse. Wie diese mit den peinlichen Heimlichkeiten ganz bestimmter legitimer und illegitimer Liebesverhältnisse schachern, so jene mit dem Laster im allgemeinen, dem sie in verführerischen Bildern täglich die verkörperte Gloriole schaffen. Sie sind damit die eifrigsten Kuppler der Ausschweifung. Und sie dienen nur dieser, von der ersten bis zur letzten Zeile, denn ihr Inseratenteil wird selbstverständlich mit Vorliebe von jenen Geschäftemachern in Anspruch genommen, deren ertragreichstes Feld ebenfalls die Unzucht ist. An dieser Stelle sind auch die derartig illustrierten Kalender, Almanache usw. zu erwähnen (Bild 30, 33, 57, 480–483 und Beilage La Bonne Prise).

Auch direkt dient die illustrierte Zeitung vielfach der Kuppelei. Und zwar geschieht das wiederum in einer derart unverfänglichen Weise, daß nur der Eingeweihte darauf kommt. Die folgenden Ausführungen des in den früheren Kapiteln schon mehrfach zitierten pariser Schriftstellers Maurice Talmeyr zeigen, um welche Art von illustrierten Zeitungen es sich dabei handelt, und wie diese direkt in den Dienst der Kuppelei gestellt werden. Talmeyr schreibt:

„Sie kennen alle jene illustrierten Zeitschriften, welche Porträts von Damen der Gesellschaft bringen. Die Mehrzahl dieser Porträts werden gebracht, weil sie von der Eleganz und der Schönheit vielgenannter Damen Zeugnis ablegen sollen; doch soll das nicht immer der einzige Zweck sein, wenn man gewissen Kupplerinnen glauben will, die in diesem Punkte, wie mir scheint, wirklich Glauben verdienen. Wie sie behaupten, erscheint solch eine Photographie einer Mondäne nur in einer Zeitschrift, um einer Kupplerin Gelegenheit zu geben, sie ihren Habitués vorlegen zu können . . . Und das natürlich im Einverständnis mit der Dame . . . Die erstere hat wie durch Zutall das Journal bei der Hand, und das Bild befindet sich inmitten anderer, auch ganz zufällig natürlich. Nichts Kompromittierendes dabei, weder für die Dame noch das Journal. Kein Mensch kann etwas Übles darin sehen, und das Journal hat sich nichts Übles dabei gedacht. Aber das



DAMEN-  
STRÜMPFE  
HERREN-  
SOCKEN

*Solange Vorrat:*

**Damen-Strümpfe**

Trama-Seide	Occasion Paar	1.95
Flor Mousseline schwarz und	bräunl. neue Seidenmischerei	1.35
Flor bebildl. gestreift	Paar	95 Pf.

**Herren-Socken**

Trama-Seide	Occasion Paar	1.95
Reine Wolle beidseits	Paar	1.25
Seidenflor bebildl. gestreift	Paar	95 Pf.
Seidenflor Jacquard		
6 Paar 2.50	Paar	45 Pf.

— Ein Posten —

**Herren-Oberhemden**

Zephyr Marke DAC		
Perkal etc.	Wert bis 6.50	Stück 2.65

Verkauf nur  
**Mauerstr. 15 u. Maassenstr. 25**

**M. BUNERT,  
BERLIN W.**  
LINKSTR. 3  
MAUERSTR. 15  
NOLLENDORF-PLATZ 8  
EINGANG MAASENSTR. 25.

490. Illustriertes Inserat eines berliner Strumpfgeschäftes. 1912

Porträt ist darum nicht minder da zum Besten des Liebhabers, und die Vermittlerin verfehlt nicht, seine Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Das Weib ist sehr hübsch, das Bild ist großartig! Ach, wenn man könnte! Aber man kann nicht! Und doch, wenn zufällig... Vielleicht... Nach allem... Aber nein... Wer weiß... Und der Beschauer gerät in Feuer, hofft, zweifelt, forschet die Kupplerin aus und nimmt sich schließlich vor, sein Glück zu versuchen. In solchem Falle, wohlverstanden, ist der Preis natürlich immer sehr hoch, das Geschäft wickelt sich notwendigerweise unter nur besten Bedingungen ab."

Mit andern Worten: die Bilder der betreffenden eleganten Dame sind sozusagen nichts anderes als illustrierte Inserate im redaktionellen Teil. Im Inseratenteil kann man sich nicht offen zum Kauf ausbieten, also fand man diesen Umweg, der überdies erfolversprechender ist. Denn der Interessent, der ausschließlich anbeißt, ahnt ja niemals, daß man nur auf ihn und seinesgleichen spekuliert



hat, und knausert darum weniger mit dem Preise. Er avanciert im Gegenteil in seiner Naivität vor sich selber zum Verführer und Überwinder, und in dieser Selbsttäuschung läßt er sich seine Erfolge den relativ höchsten Preis kosten. Und nicht anders als wie Inseratenaufträge sehen die Verleger der hier in Frage kommenden Zeitungen die Aufnahme solcher Porträts an, denn die betreffenden Damen müssen gemeinhin in irgendeiner Form dafür bezahlen. Sie liefern die Photographie, „vergüten“ — das klingt weniger anrühlich — die Klischeekosten und verpflichten sich überdies zum Kauf von fünfzig oder hundert Exemplaren der betreffenden Zeitungsnummer. Das ist die älteste und gewissermaßen verschleierte Form dieser Art Inseratenaufträge. Neuerdings bürgern sich jedoch überall, auch in Deutschland, immer mehr die ganz glatten Geschäfte ein. Man bezahlt direkt fünfzig Mark, hundert Mark oder noch mehr. Dafür wird man abgebildet und im Begleittext je nach den besonderen Wünschen schwelgerisch fetiert: als vornehme und schicke Erscheinung, die den strahlenden Mittelpunkt jeder Gesellschaft bildet, in der sie erscheint und sofort alle Augen auf sich lenkt, als bravoureuse Reiterin oder elegante Sportsdame, die zu den pikantesten Zierden des Turfs oder Tennisplatzes zählt, als faszinierende Schauspielerin (Diseuse, Charaktertänzerin, wie man will), die mit Engagementsanträgen überschüttet wird usw.



491. Titelseite der illustrierten pariser Zeitschrift „L'Amour“

Das Angenehme bei dieser Art von Kuppelunternehmungen ist: Keiner der Beteiligten läuft dabei eine nennenswerte Gefahr, selbst dann nicht, wenn der Handel an den Tag käme. Denn niemand ahnt oder erfährt die Nebenwirkung, die sich so häufig in einem eleganten Junggesellenheim oder Absteigequartier fortsetzt. Man hat eben dann nur etwas für seinen Ruhm getan. Und so wird das öffentliche Bekanntwerden eines solchen illustrierten Inseratenauftrages in allen Fällen höchstens auf das Konto verzeihlicher Eitelkeit gebucht.

\* \* \*

Die Bildreklame. Der ungeheure Konkurrenzkampf, zu dem die privatkapitalistische Produktionsweise seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts mit



492. Titelbild der illustrierten New York-Londoner Zeitschrift Standard. 1890

innerer Notwendigkeit geführt hat, steckte jedem Unternehmer das Ziel, die Ware, mit der er handelt, so auffällig wie möglich der Masse vor die Augen zu stellen, damit ihr sein Fabrikat zuerst einfällt, wenn sie ein Bedürfnis danach hat. Das führte frühzeitig zum illustrierten Plakat, und neuerdings immer mehr zum illustrierten Inserat. Die ungleich konzentriertere Wirkung, die das Bild im Vergleich zum Wort auf die Psyche ausübt, hat das Bild schließlich zum wichtigsten Reklamemittel der Gegenwart erhoben. Da nun aber die illustrierte Reklame stets dann am eindringlichsten wirkt, wenn das bildliche Mittel die Augen der Massen unwillkürlich anzieht, so griff man skrupellos mit Vorliebe zu erotischen Motiven, denn alles Geschlechtliche zieht die Augen stets unwillkürlich an. Es kann sehr





493. Deutsches Zigarettenplakat

viele abstoßen, aber es läßt jedenfalls weniger Menschen indifferent als andere bildliche Darstellungen. Also gilt das Wort: „So etwas zieht immer.“ Und so wurden unzählige Dinge seit langem in dieser Verkuppelung mit der Erotik angepriesen. Der schüchterne Anfang bestand darin, daß man eine meist negativ bekleidete Frauenfigur unter der Firma des Symbols oder der Allegorie vorführte. Sie hieß Pomona, wenn es sich um eine landwirtschaftliche Ausstellung handelte, sie griff in die Saiten einer Leyer, wenn Klaviere angepriesen werden sollten usw. Allmählich wurde die Masse gegenüber solchen dürftigen Lockungen abgestumpft, und so wurde man Schritt für Schritt intimer und bezeichnungsreicher. Am deutlichsten wurde man naturgemäß von vornherein bei der plakutmäßigen Anpreisung von mondänen Vergnügungslokalen wie Zirkus, Variété, Bälle, Redouten und von mondänen illustrierten Zeitungen. Freilich ist hier die erotisch pikante Form der Plakatisierung (Bild 230, 484, 486, 491, 494 496 und Beilage „Le Frou-Frou“) auch nicht weiter verwunderlich, denn hier wird ja auch dieselbe Ware angeboten. Ungleich raffinierter und für die Zeit bezeichnender ist es, wenn der Händler gegenüber ganz indifferenten Waren zu denselben erotisch stimulierenden Methoden der Anpreisung seiner Waren greift. Und das geschah im Laufe der Zeit in immer

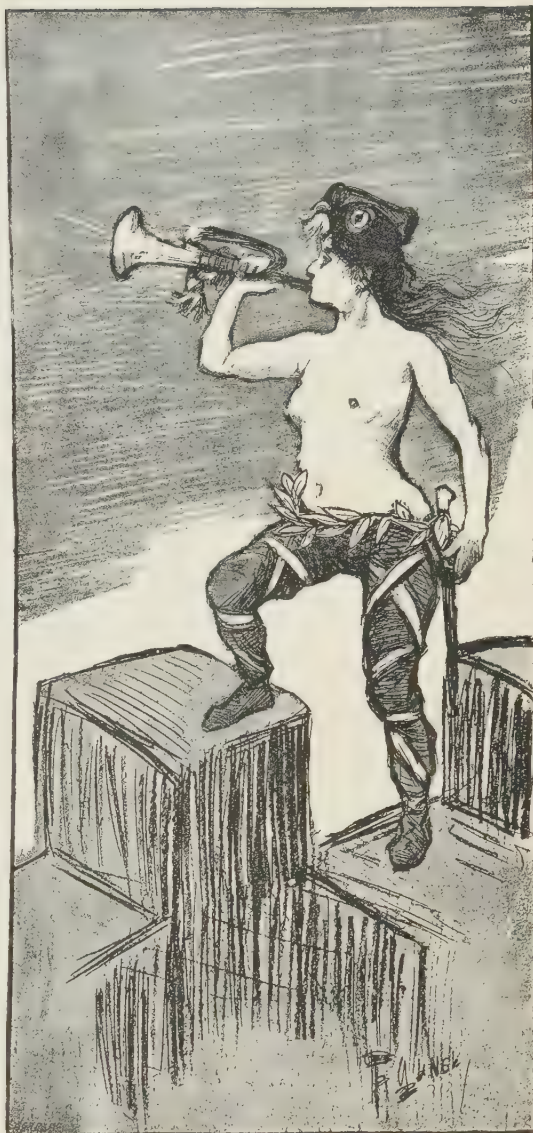




Reklameplakat der französischen Zeitung „Frou-Frou“  
gezeichnet von Capiello



schwülerer Weise. Ein wahrer Hexensabbath von pikant entblößtem Weiberfleisch, von wild emporgewirbelten Röcken zieht die Schaufenster, die Mauern und Wände der Städte entlang, um auf diese Weise die Aufmerksamkeit zu erzwingen und daran die Erinnerung an eine bestimmte Sekt- oder Zigarettenmarke (Bild 493, 495) an bestimmte Stoffe, Schuhe, Haushaltsartikel usw. zu ketten. Der von der Konkurrenz angestachelte Geschäftssinn hat allmählich alles damit verknüpft. Der Schuhwarenhändler zeigt die Beine einer elegant chaussürten Dame bis zur Höhe der Wade, der ein Paar ebenso elegant chaussürte Männerbeine beziehungsreich nachsteigen. Der Strumpfwarenhändler zeigt, wie pikant sich ein vornehmer Damenstrumpf an ein elegantes Bein anschließt (Bild 490). Die Möbelfabrik, die Speise- und Schlafzimmer empfiehlt, zeigt im Speisezimmer ein junges Ehepaar, das mit zärtlichen Blicken auf das „nachher“ anstößt; im Schlafzimmer zeigt sie den ersten Akt dieses Nachher, bei dem sich die bereits bis aufs Korsett entkleidete junge Frau von ihrem Gatten aber erst noch einmal bestätigen läßt, daß er ja alle seine bei Tisch gemachten Versprechungen erfüllen wird. (Bild 489, auch 109). Das Waren-



Die Reklame

494. Gezeichnet von F. Lunel

haus, das mit allem möglichen handelt, geht noch einen Schritt weiter. Es wählt für den Umschlag seines Prospektes die Darstellung, wie an den Türen eines eleganten Schlafzimmers die Zofe auf der einen Seite, der Kammerdiener auf der andern mit verschmitzten Mienen die darin sich abspielenden Vorgänge belauschen. Und durch die Umschrift „Aus hohen Kreisen“, „Interessante Enthüllungen“ verleiht es seinem Prospekt den Anschein einer Skandalbroschüre (Bild 487 und 488). Jedermann, der diesen Prospekt in die Hand gedrückt bekommt, wird ihn eifrig einstecken, und der erstrebte Zweck ist erfüllt. Solche raffinierten Reklamescherze sind heute in allen Ländern üblich. Selbst in England. Nur verleiht man ihnen





495. Reklameplakat von A. Guillaume

hier häufiger die Signatur des Seriösen, wie das künstlerisch hervorragende Plakat von Beardsley für eine buchhändlerische Empfehlung von – Kinderbüchern erweist (siehe Beilage). Es wäre logischer, wenn in Verbindung mit dieser auffällig lüstern dargestellten Frauengestalt pikante Gesellschaftsromane empfohlen würden. Aber diese Literatur findet man umgekehrt durch ein Plakat angepriesen, das ein harmloses Kindergesicht zeigt.

Das sind nur ein paar dürftige Stichproben; man könnte über dieses Thema allein eine umfangreiche sittengeschichtliche Studie schreiben. (Vgl. auch Bild 132).

Zurzeit hat dieser erotische Reklamecancan ein wenig nachgelassen. Aber

sicher nicht als Einsicht in die Schamlosigkeit dieser Methoden. Nein, die großen Spesen für eine derartige künstlerische Reklame, zu der es immerhin allmählich gekommen war, haben sich bei vielen Produktionszweigen nicht genügend gelohnt. Die verminderte Profitrate ist sicher die Hauptursache der momentan verminderten Indecenz auf diesem Gebiet. Und das ist im Rahmen der großkapitalistischen Hetzjagd ein durchaus verständlicher, weil natürlicher Zusammenhang: Man schert sich den Teufel um alle Moral, wenn das Geschäft dadurch blüht und die Profitrate steigt. Und man kehrt alsbald auf die Pfade der Tugend zurück, wenn durch das Allzuviel die Profitrate gesunken ist, — bis neue Tricks neue Gewinnchancen, wenn auch nicht garantieren, so doch verheißen, denn es gibt nur einen Gott und nur ein Gesetz: das Geschäft und seine höchstmögliche Rentabilität. (Vgl. auch Bild 104 und 494).

## COCORICO



496. Titelvignette der pariser Zeitschrift Cocorico  
von A. Willette

## Schluß

Wir sind bei Beginn dieses Werkes davon ausgegangen, daß man auf keinem Gebiet und darum auch nicht auf dem der geschlechtlichen Moral die Vergangenheit mit den Maßstäben von heute schulmeistern dürfe, weil jedes Zeitalter andere sittliche Maßstäbe zu seiner Beurteilung erfordere. Und dementsprechend sind wir auch im Verlauf unserer gesamten Darstellungen verfahren. Gerade deshalb kann man aber doch die Frage aufwerfen: Ist die private und öffentliche Sittlichkeit heute eine höhere und freiere geworden, als sie früher gewesen ist? Und diese Frage muß auch an dieser Stelle aufgeworfen und noch einmal zusammenfassend beantwortet werden. Sie bildet den selbstverständlichen Schlußstein unserer gesamten Darlegungen. Denn das ist, neben der Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit in dem allgemeinen sittlichen Gebaren, der Hauptpunkt, der den ernstesten Leser am meisten interessiert. Die Antwort auf diese Frage mag nun hier gleich vorweggenommen sein. Sie lautet kurz und bündig: die öffentliche und private Sittlichkeit ist heute eine ungleich höhere und freiere als zu allen früheren Zeiten. —

Gewiß ließe sich mit leichter Mühe der Nachweis liefern, daß die Unsittlichkeit gegen früher im Wesen nicht anders und an positivem Umfang nicht geringer geworden ist, und weiter: wenn „das Laster“ auch nicht zugenommen hat, daß es zum mindesten sich noch der gleichen Beliebtheit erfreut wie ehemals. Die verschiedenen Kapitel des vorliegenden Bandes enthalten des beweiskräftigen Materials hierfür die Hülle und Fülle. Aber eine solche Beweisführung würde doch zu einem absoluten Trugschluß führen. Und zwar aus dem einen Grunde, weil die niedere oder höhere Sittlichkeit eines Zeitalters, wie wir schon in dem Kapitel „Ursprung und Wesen der Sittlichkeit“ des ersten Bandes „die Renaissance“ ausführten, niemals ein Problem der absoluten Zahl ist, sondern stets eines der Verhältniszahl. Um eine richtige Antwort zu bekommen, muß die Frage so gestellt werden: In welchem Umfang sucht heute die Masse des Volkes ihre Glücksmöglichkeiten auch noch auf andern Gebieten als auf denen der Erotik? Und einzig aus der richtigen Beantwortung dieser Frage ergibt sich ein zuverlässiges Urteil. Dieser Zusammenhang ist sehr naheliegend. Man darf annehmen, daß die geistige und körperliche Kraft und Energiemenge, die der einzelne zu verausgaben vermag, im ganzen und großen sich höchst wahrscheinlich zu allen Zeiten gleich bleibt. Ein Plus der Verausgabung der Kräfte auf der einen Seite wird also stets durch ein Minus auf der andern Seite ausgeglichen werden. Oder um beim Thema zu bleiben: diejenigen Individuen, die sich zum Beispiel mit politischen und wissenschaftlichen Fragen intensiv beschäftigen, vermögen für erotische



Extratouren nicht entfernt soviel Kräfte — und dazu gehört auch die Zeit! — zu verausgaben, als solche, deren Geist und Phantasie von höheren Interessen unbeschwert ist. Nun ist es aber unbestreitbar und bedarf nicht erst eines besonderen Beweises, daß sich heute die große Mehrzahl aller erwachsenen Menschen, und zwar in einem auffallenden Gegensatz zu allen früheren Epochen, in hervorragender Weise mit politischen und selbst mit wissenschaftlichen Fragen beschäftigt. Womit denn allein schon der Nachweis erbracht ist, daß die allgemeine Sittlichkeit eine ungleich höhere sein muß und auch ist, als zu allen früheren Zeiten.

Braucht die Tatsache nicht erst erwiesen zu werden, daß heute die große Masse des Volkes in den meisten Kulturländern einen ungleich stärkeren Anteil an den Interessen des Allgemeinwohls nimmt — denn das ist doch Wesen und Inhalt von Politik und Wissenschaft —, so ist es dagegen unerläßlich, darzulegen, wie es dazu kam. Denn damit erschließt sich die zweite noch viel wichtigere Seite der Sache: daß die höhere Sittlichkeit von heute nicht nur im Negativen besteht, darin, daß man weniger Zeit und weniger Kraft hat für die Ausschweifung, sondern auch in dem Positiven, daß man Zeit hat für höhere Ideale auf allen Gebieten.

Die Ursache dieser positiven Erscheinung ist ebenfalls der Kapitalismus, das heißt die Konsequenz der kapitalistischen Entwicklung. Die höhere Sittlichkeit von heute ist die dialektische Umkehrung der Dinge, zu der die kapitalistische Entwicklung eines Tages geführt hat, und zwar mit innerer Notwendigkeit hat führen müssen. Zwei Erscheinungen kommen hierbei vor allem andern in Betracht, weil sie zu welthistorischen Massenbewegungen geführt haben: Es sind dies die Emanzipation der Frau, gipfelnd in der modernen Frauenbewegung, und die Emanzipation des vierten Standes, gipfelnd in der modernen Arbeiterbewegung. Diese beiden welthistorischen Bewegungen sind nicht nur Zeugnisse einer höheren Sittlichkeit der Gegenwart, sondern in ihrer Existenz dokumentiert sich überhaupt diese höhere Sittlichkeit. Gerade durch sie hat eine verheißungsvolle Zukunft bereits angefangen, schon zum Teil Gegenwart zu sein . . .

Die systematische Unterdrückung der Frau ist die erste große Klassenunterdrückung gewesen, zu der es mit der Einführung des Privateigentums überall kam; die Frau wurde zum Menschen zweiter Klasse degradiert. Sei es in der Rolle der Haussklavin, in der der bloßen Kindergebärerin oder in der des verhätschelten Lustobjekts. Ihre individuelle Lage ist in jeder dieser drei typischen Situationen zwar völlig anders, aber ihre Stellung gegenüber dem Manne ist in jeder gleich tief. Der aufkommende Kapitalismus hat die Unterdrückung der Frau als Klasse systematisiert und zugleich in der Richtung des Tragischen vervielfacht. Aber das ist nur die eine Konsequenz. Indem er die Möglichkeit der Befreiung der Frau vom Haushalt schuf, hat er gleichzeitig die Vorbedingungen zur endgültigen Aufhebung dieser Klassenunterdrückung der Frau überhaupt geschaffen. Mit der Befreiung vom Haushalt setzte die Frauenemanzipation ein, es ist ihre erste Form, und in dieser Form, begegnet man ihr bereits in der ersten Epoche der kapitalistischen Entwicklung, in der Renaissance. Damals konnte es sich jedoch nur um die Frauen der besitzenden Klassen handeln, und um andere

hat es sich bis weit ins achtzehnte Jahrhundert hinein auch niemals gehandelt. Das änderte sich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, und zwar war dies das erste Resultat der damals einsetzenden großkapitalistischen Entwicklung. Was bis dahin Möglichkeit des Kapitalbesitzes war, die Emanzipation der Frau vom Haushalt, wurde hinfort zu einem großen Teil Entwicklungsbedingung des Kapitalismus. Die Frau mußte als Masse vom Haushalt losgelöst werden. Freilich nicht, um an der Seite des Gatten in gleicher Weise das Leben genießen zu können, sondern um an der Seite des Mannes im Dienste des Kapitalismus arbeiten zu können. Die industrielle Entwicklung bedurfte, wie bereits im ersten Bande dargelegt ist, auch der Hände der Frauen. Damit war aber unvermeidlich zugleich das Problem einer wirklichen Emanzipation der Frau geboren: die Emanzipation der Frau in ihrer Gesamtheit. Die Frau, der die gleichen Lasten von der Entwicklung aufgebürdet worden waren, kam in diesem Stadium zu der Erkenntnis ihrer untergeordneten Stellung gegenüber dem Mann, sie begann einzusehen, daß diese Situation absolut nicht die sogenannte natürliche Ordnung der Dinge ist, und sie forderte nun auch die gleichen Rechte wie der Mann, die wirtschaftliche und politische Gleichstellung mit dem Mann. Das ist eines der bedeutsamsten Daten in der Geschichte der Zivilisation, denn damit erst begann die Frau Mensch zu werden. Erst durch die Emanzipation der Frau ist die Korrektur der Menschenrechte, die aus bloßen Männerrechten wahre Menschenrechte machen soll, wenn noch nicht durchgeführt, so doch systematisch eingeleitet worden. Die Frau hörte damit auf, nur Haussklave zu sein, nur Kindergebärerin oder nur Lustobjekt. Zuerst geschah dies freilich nur in der Idee, und auch viele Jahrzehnte lang ausschließlich in der Idee. Aber jede Befreiung setzt immer schon an dem Tage ein, an dem die Unzufriedenheit zum bewußten und planmäßigen Widerstand sich erhebt. Indem aber die Frau anfang, Mensch zu werden, wurde die ganze Menschheit reicher, und reicher, als sie je zuvor gewesen war. Ihre herrlichsten und höchsten Liebesideale wurden damit geboren und kamen jetzt erst in die Welt. Jetzt erst wurde die Veredelung der Liebesgefühle zu einem ernsthaft aufgegriffenen Programm. Jetzt erst wurde die Sinnlichkeit durch Hinzutreten des Individuellen in einer der Menschen würdigen Weise idealisiert. Jetzt erst wurde eingesehen, daß Liebe und Schönheit sich deckende Begriffe sein können und auch sein müssen. Jetzt erst wurde schließlich der Elternbegriff aus einer familiären Pflicht zu einer erhabenen Würde gesteigert. Und zu alledem konnte es auch jetzt erst kommen. Die Emanzipation der Frau als Klasse, im Gegensatz zu der Emanzipation einer bloß kleinen Gruppe, war die unentbehrliche Voraussetzung, wenn allgemein menschliche Ideale daraus erwachsen sollten.

Die sittlich veredelnde Wirkung der Gesamtheit im Gefolge der Emanzipation des Proletariats ist den Wirkungen der Emanzipation der Frau ebenbürtig. Und auch hier ist es der gleiche Vorgang. Die kapitalistische Produktionsweise knechtet zwar direkt die Masse des Volkes, aber sie befreit indirekt wieder jeden einzelnen aus dieser Masse und hebt ihn geistig und moralisch höher, als die Masse in früheren Epochen stand. Diese Befreiung findet statt in dem



Erwachen zum Klassenbewußtsein, das bei einem gewissen Grad der industriellen Entwicklung bekanntlich überall stattfand und in fortschreitendem Maße heute noch tagtäglich stattfindet. Mit diesem Zeitpunkt hört jeweils für jeden einzelnen das tragische Schicksal auf, „in der Bestialität unterzugehen“ wie Friedrich Engels von den englischen Arbeitern noch im Jahre 1840 sagte. Und zwar hörte dieses tragische Schicksal schon aus dem oben genannten Grund auf, weil für die Möglichkeit, im moralischen Sumpf zu ersticken, hinfort Zeit und Gelegenheit fehlten. Die Periode der Empörung, die mit dem Erwachen zum Klassenbewußtsein anhebt, bedeutet für jeden einzelnen nicht nur ein auf sich selbst Besinnen, sondern auch ein Verausgaben eines großen Teiles der psychischen und physischen Kräfte in anderer Richtung, und zwar obendrein in einer der Erotik feindlichen Richtung; die Erotik ist als Einzelerlebnis in ihrem Wesen stets antisozial. Nur der politisch Indifferente verfügt also hinfort noch über die ungeschmälerte Kraft zur Bestialität. Und der Indifferentismus betätigt sich denn auch in der Hauptsache auf diesen Gebieten: politische Indifferenz und moralische Minderwertigkeit sind bei den Individuen und Volksgruppen, die keine sonstigen höheren geistigen Interessen kennen, nicht nur adäquate, sondern meistens auch vereint anzutreffende Tatsachen.

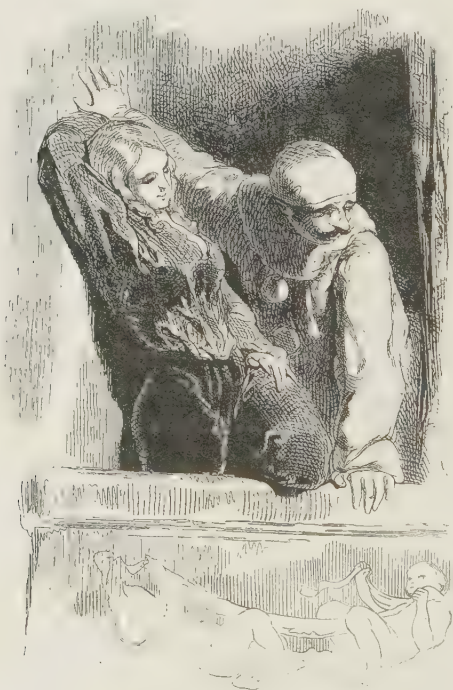
Das Erwachen des Klassenbewußtseins bei den Massen führt aber nicht nur auf diesem rein mechanischen Wege zu einer sittlichen Regeneration. Diese ist außerdem ein bewußt und planmäßig angestrebtes Ziel. Mit der Erkenntnis des Menschenunwürdigen ihrer Situation entstand alsbald die Sehnsucht und das immer stärker werdende Verlangen nach dem Menschenwürdigen. Und damit setzte die Selbsterziehung ein. Diese Selbsterziehung wurde aber im selben Maße planmäßig betrieben und angestrebt, wie sie sich außerdem als wichtiger Faktor in den Kämpfen um die Macht erwies. Das Proletariat wollte als aufsteigende Klasse unbedingt die höhere Sittlichkeit repräsentieren — zwar nicht nur auf sexuellem Gebiet, aber auch auf diesem —, also mußte es auch die sittliche Makellosigkeit als unbedingtes Gesetz in seinen Reihen proklamieren. Auf diesem Wege erziehen die neu aufsteigenden Klassen aber nicht nur sich zu einer höheren Sittlichkeit, sondern indirekt auch jene, zu denen sie in Opposition treten. Freilich das, wozu es bei den letzteren immer zuerst kommt, ist die Entstehung der Moralheuchelei, wie wir bereits im ersten Kapitel dieses Bandes dargelegt haben; aber auch diese ist im letzten Grund nichts anderes als eine Konzession an die Tugend, wodurch man deren Unentbehrlichkeit öffentlich zugibt.

Da wir die Rolle, die das Erwachen und Erstarken des Klassenbewußtseins in der gesamten gesellschaftlichen Entwicklung spielt, den mächtigen Hebel, den es für den gesamten sittlichen Fortschritt innerhalb der menschlichen Gesellschaft darstellt, bereits im ersten Band eingehender dargestellt haben (S. 81 u. flg.), so können wir uns hier mit diesen knappen Ausführungen begnügen und auf das früher Gesagte verweisen. Wichtig ist dagegen, das Fazit noch einmal hervorzuheben, das speziell für die Arbeiterklasse gilt. Dieses lautet: die sittliche Höhe des arbeitenden Teils des Volkes als Klasse steht heute ebenso hoch, wie sie ehemals, vor ihrer Emanzipation, tief gestanden hat.



Dieses Fazit muß deshalb besonders hervorgehoben werden, weil es zugleich der allerwichtigste Umstand bei der richtigen Beurteilung der oben gestellten Frage ist, ob die allgemeine Sittlichkeit heute höher sei als in früheren Zeiten. Gerade und vor allem deshalb ist sie nämlich eine ungemein höhere, denn die höhere oder niedere Sittlichkeit eines Zeitalters ist eben, wie gesagt, niemals ein Problem der absoluten Zahl, sondern stets eines der Verhältniszahl. Gegenüber dem Umstand, daß heute Millionen und Abermillionen von Volksgenossen in jedem Lande bewußt und energisch einer höheren Sittlichkeit zustreben, und daß diese Millionen außerdem solche wirtschaftliche und politische Allgemeinzustände propagieren und zu verwirklichen streben, die in sich eine immer höhere Sittlichkeit begründen, — dieser Tatsache gegenüber verschlägt es herzlich wenig, wenn auch heute noch Hunderttausende ihre individuellen Glücksmöglichkeiten in denselben niederen erotischen Genüssen erschöpfen, die in vergangenen Zeiten für die große Masse das höchste Lebensideal waren.

Angesichts dieser Erkenntnis können wir mit dem stolzen Selbstbewußtsein schließen: So peinlich auch die Farben des Gemäldes sind, das eine rückhaltlose Schilderung der sittlichen Zustände der Gegenwart enthüllt — und die der Heuchelei sind es wahrlich nicht weniger als die des verheimlichten Tuns —, trotzdem geht der Weg der Menschheit mit Riesenschritten nach vorwärts und nach oben.



497. Aus dem Karneval des Lebens. Holzschnitt von Gavarni











